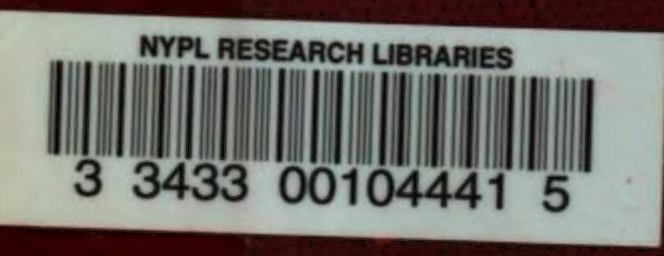
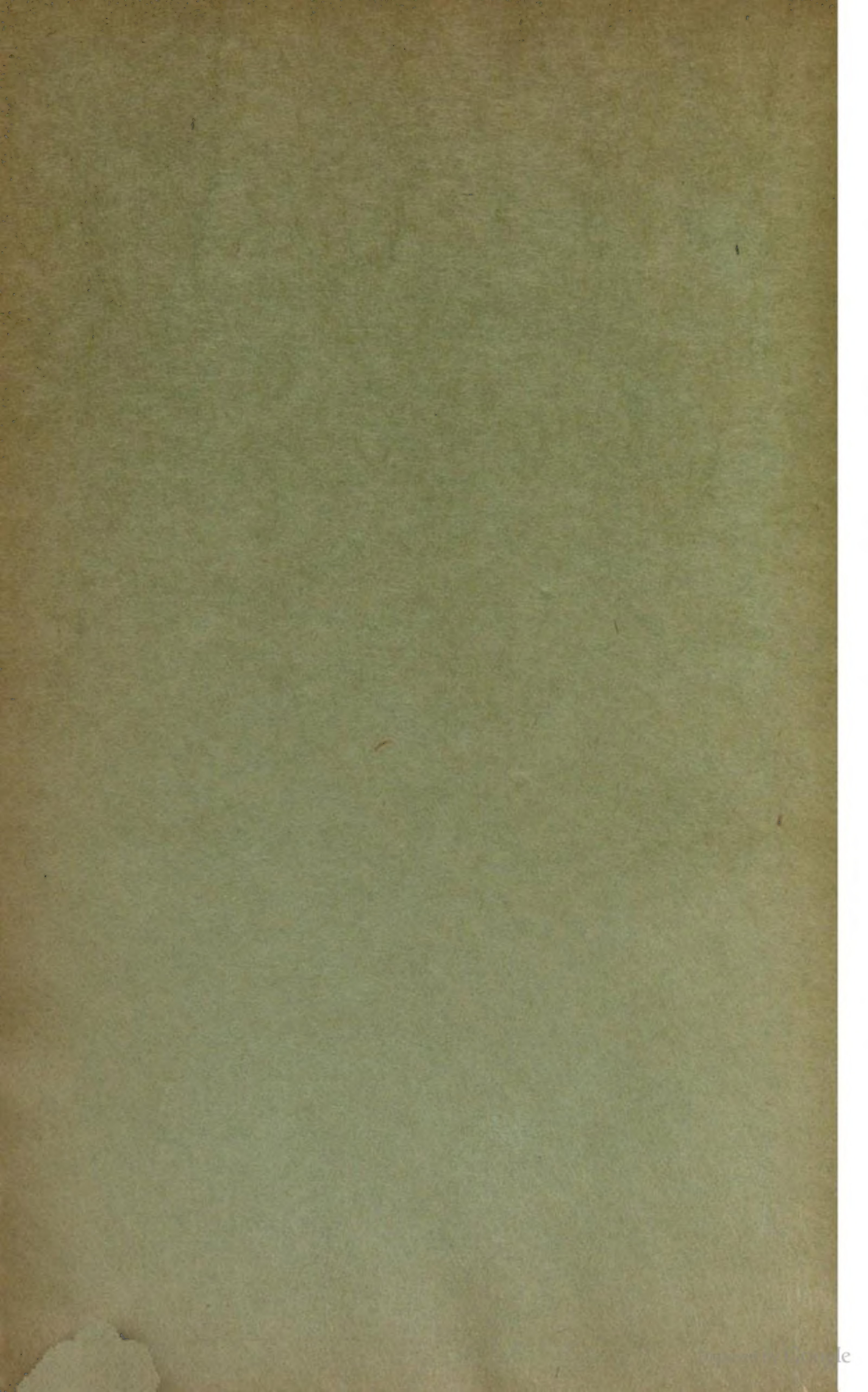






Die erste Entdeckung von Amerika.

Eine historische Skizze der Entdeckung Amerikas
durch die Skandinavier

von

Rasmus B. Anderson,
Minister der Vereinigten Staaten,
in Dänemark.

Autorisirte Uebersetzung von **Mathilde Mann.**

Hamburg.
Verlag von J. F. Richter.
1888.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Fr. v. Holtzendorff in München.

Der Zweck der folgenden Blätter ist, dem Leser einen kurzgefaßten Bericht zu geben von den Reisen, welche die Skandinavier in längst entschwundenen Tagen nach Amerika unternommen, sowie von ihren Ansiedlungen in jenem Erdtheil; sie sollen ferner den Nachweis führen, daß Columbus, bevor er seine Entdeckungsreise antrat, genaue Kenntniß von der Entdeckung Amerikas durch die Skandinavier gehabt haben muß.

Der Verfasser ist darauf vorbereitet, daß er auf diesen Blättern Behauptungen aufstellen wird, welche mit den Vorstellungen, die sich der Leser über verschiedene Dinge gebildet, in Widerspruch gerathen werden. Dies gilt hauptsächlich von verschiedenen historischen Thatsachen.

Das Interesse, mit welchem man eine historische Darstellung liest, ist stets durch das Verhältniß bedingt, in welchem der behandelte Gegenstand zu dem Vaterlande des Lesers oder zu dem seiner Vorfahren steht.

Der Amerikaner verweilt mit Vorliebe bei der Geschichte Amerikas. Er bewundert die Energie, den Muth und die Ausdauer, mit welcher seine Vorfahren den Kampf gegen die Gefahren und Schwierigkeiten aufnahmen, die ihnen entgegentraten, als sie sich in dem neuen Welttheil niederließen, — seine Seele ist erfüllt von Stolz und Begeisterung, wenn er von den Leiden und Siegen seiner Landsleute liest, die den Revolutionskrieg kämpften, um nicht nur ihre eigene, sondern auch seine Freiheit zu erringen.

Der Skandinavier liest mit derselben Vorliebe die alten Sagen und Gesänge; er folgt mit Interesse den Vikingern auf ihren verwegenen, siegreichen Fahrten durch die europäischen Gewässer, er begeistert sich an den schönen und poetischen Mythen und Sagen von Odin, Thor, Balder, Loke, Jætten Ymer, Ragnarok und der unzähligen Heerschar göttlicher Heroen, an denen die Geschichte seines Volkes so reich ist, und die wie glänzende Sterne an dem Himmel längst entschwundener Zeiten strahlen.

Das Thema, welches hier behandelt werden soll — die Entdeckung Amerikas —, vorausgesetzt, daß es so behandelt wird, wie es sollte und müßte, macht eben so viel Anspruch auf das Interesse der Amerikaner wie auf das der Skandinavier. Wer auf dem fruchtbaren Boden von Columbia geboren ward und unter den schattigen Zweigen des amerikanischen Freiheitsbaumes aufwuchs, dort wo das Banner des Fortschrittes und der Aufklärung im Winde weht, — der wird unwillkürlich ein tiefes Interesse für alles empfinden, was die erste Entdeckung und Urbarmachung seines Vaterlandes betrifft. Auf der anderen Seite können Alle, welche das Licht der Welt zwischen Norwegs schneebedeckten Felsen, an Schwedens Seen oder an den buchenbewaldeten Küsten Dänemarks erblickt, und denen noch ein Tropfen des heldenmüthigen Blutes ihrer beherzten Vorfahren in den Adern rollt — nicht umhin, mit einem ebenso großen Interesse den Erzählungen zu lauschen, welche berichten, daß ihre eigenen Vorfahren, die kecken Nordländer, die ersten weißen Männer waren, die den Fuß auf den Boden des neuen Welttheils gesetzt, und es muß ihnen daran gelegen sein, daß dieser Ruhm ihrem Vaterlande erhalten bleibt.

Dieses Thema hat auch für die Deutschen insofern ein gewisses Interesse, als es sich in der Folge zeigen wird, daß der erste Name[1] der neuen Welt eng verknüpft war mit einem

Deutschen,[2] der sich auf dem ersten Zuge der Skandinavier in deren Gefolge befand. Auch ist es ohne Zweifel ein Deutscher gewesen, dessen Schrift über die Skandinavier Columbus die ersten, unschätzbaren Aufschlüsse über Amerika gegeben.

Die Walen haben ebenfalls ein Interesse an diesem Thema, denn man nimmt allgemein und nicht ohne Grund an, daß die Vorfahren derselben unter der Anführung von Madoc im Jahre 1170 eine Kolonie in Amerika gründeten. Dies war freilich 117 Jahre nach den Nordländern, aber doch immer noch 322 Jahre vor Columbus, und deswegen können die Nordländer wohl beanspruchen, daß die Walen Partei für sie und gegen Columbus ergreifen.

Wir könnten vielleicht auch noch die Irländer als für diese Sache interessirt anführen, indem wir uns auf einen Bericht in der Eyrbyggja-Sage (Kapitel 64) stützen. Im Jahre 1029 reiste nämlich ein isländischer Kaufmann, Namens Gudleif Gudlaugsson, nach Dublin, und als er Irland verließ, um wieder nach Island heimzukehren, erfaßte der Nordostwind sein Fahrzeug und trieb dasselbe weit fort gen Südwesten, wo kein Land mehr zu erblicken war. Es war schon spät im Sommer, und Gudleif und seine Leute thaten manch' frommes Gelübde, um dem Meere zu entrinnen, und so geschah es denn, daß sie Land in Sicht bekamen, aber sie wußten nicht, welches Land es war. Da beschlossen sie denn, dorthin zu segeln, denn sie waren des langen Kampfes mit den Elementen müde. Sie fanden einen guten Hafen vor, und als sie sich eine Weile am Lande aufgehalten hatten, kamen Leute zu ihnen. Sie kannten sie nicht, aber es kam ihnen vor, als gleiche ihre Sprache dem Irischen.

Der Theil von Amerika, in welchem Gudleif Gudlaugsson landete, und der aller Wahrscheinlichkeit nach die Gegend südlich von der Chesapeake-Bucht — Nord- und Süd-Carolina, Georgia

und Ostflorida umfassend, — gewesen sein wird, heißt in Thorfinn Karlsæmnes Sage „Irland it mikla", d. h. Groß-Irland. Man vermuthet, daß dies Land diesen Namen erhalten, weil es, lange bevor Gudleif dorthin verschlagen ward, von den Irländern angebaut worden war, und unter dieser Voraussetzung war es auch ein ganz natürlicher Name, umsomehr, als das große, fruchtbare Land in dem neuen Erdtheile so viele Aehnlichkeit mit Erin's grüner Insel hatte. Diese Annahme ist durchaus nicht unwahrscheinlich, denn die Irländer, die gegen Ende des achten Jahrhunderts mehrere hundert Meilen segelten, um Island zu besuchen und sich dort niederzulassen, — die wir um das Jahr 725 auf den Faröern treffen, und die im zehnten Jahrhundert regelmäßig zwischen Island und ihrer Heimath segelten, — ein Volk, das so vertraut war mit der See, konnte wohl eine Fahrt über den atlantischen Ozean unternehmen.

Ich will hier nicht auf etwaige Ansprüche der Irländer eingehen, doch kann man ein Thema wie die Entdeckung von Amerika nicht wohl behandeln, ohne der smaragdgrünen Insel zu gedenken, die zu ihrer Zeit eine Schule für Westeuropa und dessen kühne Söhne war.

„Inclyta gens hominum, milite, pace, fide," wie Bischof Donatus sagt.

II.

Vor nicht gar langer Zeit nahm man allgemein an, daß die Europäer vor Columbus' Entdeckung keine Ahnung von dem Vorhandensein des neuen Welttheils gehabt hätten; die Forschungen gelehrter Männer haben es indessen außer Zweifel gestellt, daß die Europäer Kunde von fernen, im Westen gelegenen Landen hatten und zwar lange vor Lebzeiten des Columbus, und man hat sogar, auf Grund von ziemlich

unzweideutigen Thatsachen, die Behauptung aufgestellt, daß ein Theil der Völker, welche Amerika zur Zeit der Entdeckung durch die Spanier bewohnten, von europäischer Abstammung seien.

Bis dahin haben nur wenige Männer der Wissenschaft in dieser Angelegenheit ihren Blick auf Nordeuropa gelenkt, was zur Folge gehabt hat, daß die meisten Gelehrten der großen Nationen des Lichts entbehren mußten, welches von diesem entlegenen Theil der Erde auf dies Thema geworfen ist.

Die alten, schriftlichen Ueberlieferungen des Nordens enthalten eine Reihe unanfechtbarer Beweise für die Thatsache, daß die Küste von Nordamerika in der letzten Hälfte des zehnten Jahrhunderts entdeckt wurde und zwar unmittelbar nach der Entdeckung Grönlands durch die Nordländer, daß ferner diese Küste im Laufe des elften Jahrhunderts zu verschiedenen Malen von den Nordländern besucht ist, daß diese auch im zwölften Jahrhundert Reisen dahin unternahmen, ja, daß sie die Küste im dreizehnten Jahrhundert von neuem entdeckten und sie im vierzehnten abermals mit ihren Schiffen besuchten. Und ferner geht aus den alten nordischen Ueberlieferungen hervor, daß das Christenthum in Nordamerika eingeführt war, und zwar nicht allein unter den Nordländern, die sich dort angesiedelt hatten, sondern auch unter den Eingeborenen, mit denen diese in Berührung kamen.

Es ist nicht die Schuld der nordischen Gelehrten, daß man diesen Thatsachen nicht die nöthige Aufmerksamkeit geschenkt hat, denn schon im Jahre 1705 veröffentlichte Torfeus einen Bericht darüber, und auch Suhm und Schöning, Lagerbring, Wormskjold und Schröder, sowie viele Andere erwähnten die wichtigsten hierher gehörenden Fakta in ihren historischen Werken. Aber die anderen Nationen nahmen keine Notiz davon. Erst nachdem der berühmte Professor Rafn auf Veranlassung

der Königlichen Gesellschaft für nordische Alterthümer sein gelehrtes, interessantes und bedeutendes Werk „Antiquitates Amerikanae“ herausgegeben, ließen sich die Gelehrten außerhalb Skandinaviens bewegen, die Ansprüche der Nordländer als erste Entdecker Amerikas genauer zu untersuchen.

Professors Rafns Bemühungen wurden mit Erfolg gekrönt, und ihm gebührt der Ruhm, den anderen Nationen klar gemacht zu haben, wie wichtig das Studium der altnordischen Literatur ist. Erst in neuerer Zeit haben die Gelehrten anderer Nationen ihre Aufmerksamkeit auf die Alterthümer, auf die Sprache und Geschichte des Nordens gelenkt. Deutschland, England und auch Amerika fangen jetzt an, einzusehen, wie viel werthvollen Stoff diese Quellen zur Beleuchtung der Geschichte synchronistischer Völker liefern, und wie besonders die nordischen Sagen reich sind an unschätzbaren Beiträgen für das Studium der Sitten und Gebräuche, welche im Mittelalter in Deutschland und England herrschten. Augenblicklich sind denn auch die Deutschen wie die Engländer auf das Eifrigste mit der Uebersetzung dieser Sagen beschäftigt. Die Professoren Conrad Maurer und Th. Möbius arbeiten mit unverdrossenem Eifer und seltener Tüchtigkeit, in Oxford, sowie in Cambridge sind isländische Professoren angestellt, und an verschiedenen Universitäten in Amerika werden die nordischen Sprachen getrieben.

Es ist erfreulich zu sehen, wie die großen Nationen allmählich zu der Einsicht gelangen, von welch großer Wichtigkeit das Studium der nordischen Sprachen und Literatur ist, und man darf wohl hoffen, daß die Zeit nicht fern liegt, in welcher die Nordländer in Bezug auf ihren sozialen, politischen und literären Charakter richtig beurtheilt werden und man ihnen den Platz einräumt, der ihnen in der Geschichte der Entdeckungen als Vorgängern des Columbus gebührt.

III.

Ehe sich noch Europa von dem Meere der Urzeit abgesondert, war nach Louis Agassiz's Ansicht das Festland von Amerika bereits aus der Wasserwüste, die sich über den ganzen Erdball erstreckte, aufgetaucht und mit lebenden Wesen bevölkert. Die sogenannte neue Welt ist mithin in Wirklichkeit die alte, und Agassiz führt verschiedene Beweise für das ungeheuer hohe Alter derselben an.

Wer aber vermag etwas darüber anzugeben, wann dieser Erdtheil zuerst von Menschen bewohnt ward? Bis zum Schluß des zehnten Jahrhunderts ist seine Geschichte dunkel und zweifelhaft. Wir finden Spuren einer niederen Kultur, die sich scheinbar unendlich weit zurückführen lassen, da sind Grabhügel, Denkmäler und Inschriften, die so alt zu sein scheinen, daß Kronos selber schwindlig werden müßte, wenn er darüber nachdächte, aber unter allen diesen großartigen, oft imponirenden Denkmälern ist nicht ein einziges, welches die Frage nach ihrem Ursprung hinreichend beantwortet.

Es giebt auch nur wenige Traditionen, auf die wir uns bei unseren Forschungen stützen könnten, und wir gelangen nur zu dem Schluß, daß sich die Stämme und Nationen im Laufe der Jahrhunderte nacheinander zu ruhmvoller Größe emporgeschwungen haben, um wieder zu sinken und zu fallen, und daß Barbarei und eine rohe Kultur abwechselnd das Scepter geführt haben.

IV.

In alten Zeiten betrachteten die Menschen den atlantischen Ozean — wie alles, wovon sie die Grenzen nicht kannten — mit einer Mischung von Angst und Ehrfurcht. Man hatte ihm den Namen „das Meer der Finsterniß" gegeben.

Daß die alten Phönizier und die Tyrer Reisen nach Amerika

unternommen, ist eine Annahme, welche zahlreiche Vertreter gefunden hat, und es ist auch viel wahrscheinlicher, daß die ersten Menschen, die nach Amerika kamen, über den atlantischen Ozean dorthin gelangten, als daß sie durch die Behringsstraße gesegelt und über die eisigen, nördlichen Länder vorgedrungen sein sollten. Von den Kanarischen Inseln, welche die Phönizier entdeckten und bebauten, ist der Weg bis Amerika nicht weit, und nachdem die kühnen Segler des Mittelmeers erst bis dahin gelangt waren, konnten sie ohne große Gefahr und mit Leichtigkeit die Küste von Amerika erreichen.

Daß der Grieche Pytheas, dessen Entdeckung von der ungleichen Länge der Tage unter den verschiedenen Himmelsstrichen in so hohem Grade das Staunen seiner Zeitgenossen erregte, schon im Jahre 340 v. Chr. den atlantischen Ozean befahren, liegt außer allem Zweifel. Er entdeckte Thule (Island) und bestimmte dessen Breitengrade, so daß wir wohl die Behauptung aufstellen können, daß er durch diese Entdeckung den Weg von den Nordländern nach Amerika erschlossen hat.

Sowohl die Irländer als auch die Walen haben die Ehre für sich beansprucht, vor Columbus über den atlantischen Ozean gesegelt zu sein und Amerika entdeckt zu haben. Es ist indessen nicht meine Absicht, in diesem kurzen Abriß auf die Berechtigung dieser Ansprüche näher einzugehen. Es ist viel über diese Frage hin- und hergestritten worden, aber es liegt ein zu tiefes Dunkel über der ältesten Geschichte von Amerika, und erst gegen Ende des zehnten Jahrhunderts können wir mit Sicherheit eine Fahrt über den atlantischen Ozean nachweisen.

V.

Die erste Reise nach Amerika, über welche wir zuverlässige Nachrichten besitzen, wurde von Norwegern unternommen.

Die Norweger gehörten zu einem Zweige jenes germanischen

Stammes, der in grauer Vorzeit aus Asien ausgewandert war, und nachdem er gen Norden und Westen gezogen, sich schließlich in der Mitte von der Westküste des jetzigen Norwegens niedergelassen hatte. Ihre Sprache, das Altnordische, ist dieselbe, welche noch jetzt auf Island gesprochen wird und die Stammsprache der verschiedenen Mundarten, die man heute in Dänemark, Schweden und Norwegen redet.

Die alten Norweger waren ein keckes, unabhängiges Volk. Sie waren ein freies Volk. Ihre Könige wurden von dem Volk auf „Thingen" gewählt, und alle wichtigen, öffentlichen Angelegenheiten ebenfalls von dem versammelten Volk entschieden.

Außerhalb ihres eigenen Landes traten sie als kühne Abenteurer auf. Sie waren in der ganzen civilisirten Welt als muthige Krieger und Seeleute bekannt. Sie breiteten sich über die europäischen Küsten aus, wo sie Eroberungen machten und Kolonien gründeten.

Auf diesen Eroberungszügen unterwarfen sie sich einen großen Theil von England, entrissen dem französischen König die Normandie, Frankreichs schönste Provinz, eroberten den größten Theil von Belgien und wagten sich mit ihren Einfällen sogar hinab bis Spanien.

Im elften Jahrhundert wurden sie unter Robert Guiskard, einem Abkömmling von den Normannen, Herren von Sizilien und Süditalien, wo sie viele Jahre hindurch ihre Herrschaft behaupteten. Während der Kreuzzüge zogen die Normannen an der Spitze der europäischen Ritterschaft in den Kampf, um das heilige Grab zu befreien, und geboten unter Guiskards Sohn, Bohemund, über Antiochien.

Die Norweger drangen durch die Säulen des Herkules vor, verheerten Griechenlands klassischen Boden und durchbrachen die Mauern von Konstantinopel. Wir treffen sie im fernen Osten, ihrem ursprünglichen Heimathslande an, wir sehen, wie

sie den Grund legen zu dem russischen Reich, wie sie ihre zweischneidige Kriegsaxt in Konstantinopel schwingen, wo sie als Leibwache des griechischen Kaisers Dienste thun und die Hauptstützen seines schwankenden Thrones sind. Sie ritzten ihre dunklen Runen auf den Marmorlöwen[3] in dem Hafen von Athen zur Erinnerung an die Unterwerfung dieser Stadt ein. Die nordischen Vikinger segelten den Rhein und die Schelde, die Seine und die Loire hinauf, eroberten Köln und Aachen, wo sie den Kaiserpalast in einen Stall verwandelten und selbst Karl dem Großen Schreck einflößten. Das englische Königshaus stammt von den Skandinaviern ab. Ganger Rolf, in der englischen Geschichte unter dem Namen Rollo bekannt, ein Sohn von Harald Haarfagers Freund Ragnbald Mörejarl, drang im Jahre 912 in Frankreich ein und bemächtigte sich der Normandie, in der Schlacht bei Hastings unterjochte Wilhelm der Eroberer, ein Ur-Urenkel Rolf's, England, und mit ihm beginnt die Größe und Macht Großbritanniens.

Es sei hier noch erwähnt, daß der hartnäckigste Widerstand, auf den Wilhelm der Eroberer stieß, von Kolonisten seines eigenen Stammes herrührte, die sich in Northumberland niedergelassen hatten. Er verheerte ihr Land mit Feuer und Schwert und trieb sie über die Grenze, aber wir finden sowohl in Nordengland als in den schottischen Ebenen noch heute Spuren ihrer Energie, ihrer Beharrlichkeit wie ihrer Sprache.

VI.

Aber die Norweger beschränkten ihre Reisen und Unternehmungen nicht auf Europa. Im Jahre 860 entdeckten sie Island und bald darauf (874) gründeten sie auf dieser Insel einen Freistaat, der 400 Jahre hindurch blühte. Der isländische Freistaat liefert den schlagendsten Beweis für den Geist der Unabhängigkeit, der die Norweger beseelte.

Die politischen Verhältnisse Norwegens veranlaßten viele der kühnsten und unabhängigsten Männer des Landes, eine Freistätte für die Freiheit zu suchen. Harald Haarfager hatte es sich als Ziel gesetzt, König über ganz Norwegen zu werden. Die schöne, stolze Ragna Adilsdatter, die er liebte und um die er warb, spornte ihn dazu an, Norwegen unter seinem Scepter zu vereinigen: sie hatte erklärt, daß sie sich nur einem Manne vermählen würde, welcher König von ganz Norwegen sei. Harald ging auf diese Bedingung ein und nach zwölfjährigem, harten Kampfe, während dessen er getreu dem Gelübde, das er Ragna gegeben, sein Haar weder kämmte noch beschnitt, unterwarf er sich endlich im Jahre 872 in der Schlacht im Hafursfjord ganz Norwegen, das bis dahin in 31 kleine Freistaaten getheilt gewesen.

Harald hatte die zahlreichen Häuptlinge bezwungen oder geschlagen und ein Gesetz ergehen lassen, infolge dessen alles Eigenthum der Krone verfiel. Darein wollten sich die stolzen Erbbauern jedoch nicht finden. Sie wollten ihre alte Unabhängigkeit nicht aufgeben und beschlossen deswegen, die Erde zu verlassen, die sie fortan nicht mehr ihr Eigenthum nennen konnten; so zogen sie mit ihrem Hausstand und ihren Angehörigen von dannen, um sich ein neues Heim zu suchen. Es fanden zu jenen Zeiten ebenso zahlreiche Auswanderungen aus Norwegen statt wie heutzutage, — der Hang nach Abenteuern ist bei den Norwegern ebenso alt wie ihre Geschichte!

Jetzt handelte es sich nur darum, wohin sie ziehen sollten.

So begaben sich denn etliche von ihnen nach den Hebriden, andere nach den Orkneys-Inseln, nach den Shetlands-Inseln und den Faröern, wieder andere zogen als Vikinger nach England, Schottland und Frankreich, die Mehrzahl jedoch zog nach dem fernen, dafür aber um so sichereren Island, das im Jahre 860 von dem bekannten Vikinger Nadod entdeckt und von ihm

Schneeland genannt worden war. Im Jahre 864 hatte auch der Schwede Gardar die Insel entdeckt und mit dem Namen Gardarsholm belegt. Endlich im Jahre 870 landeten dort die beiden Norweger Ingolf und Leif, welche die Insel Island nannten. Diese Auswanderung von Norwegen nach Island begann im Jahre 874 und im Laufe weniger Jahre wurde die merkwürdige Insel überraschend schnell angebaut. Nach nicht gar langer Zeit zählte sie bereits 50,000 Einwohner.

Man muß bedenken, daß hier die Rede von einer im hohen Norden, unweit des nördlichen Polarkreises gelegenen Insel ist, von einem Klima, in dem kein Korn reift, und wo man den Schnee von dem gefrorenen Heu schütteln muß, bevor man es in die Scheunen bringen kann. Die Fischerei, welche den Haupterwerbszweig bildet, wird oft durch das Treibeis, welches aus den Polargegenden kommt und die Häfen füllt, äußerst erschwert, und die ganze Insel bietet einen höchst traurigen, öden Anblick dar. Aber trotz alledem nahmen die Einwanderungen von Jahr zu Jahr zu, und obwohl sich dem Auge der Bewohner nichts bot, als unheimliche Eisberge, vulkanische Ausbrüche, brüllende Geiser und kochende Quellen, liebten sie doch dies wilde Land, weil es frei war, und in den langen Wintermonaten, wenn die Sonne ganz hinter den Horizont hinabgesunken war und nur die Nordlichter über ihren Häuptern flimmerten, waren sie fast ausschließlich auf ihre geistigen Schätze angewiesen, vertrieben sie sich die Zeit mit den Sagen und Ueberlieferungen ihrer Vorväter.

Ich muß um Entschuldigung bitten, daß ich so lange bei Island verweile, — aber Island ist an und für sich ein so interessantes Land, und es ist ferner die Angel, um welche sich das Thor dreht, das Europa den Eingang zu Amerika erschloß.

Diese Insel war im Jahre 340 v. Chr. von Pytheas besucht worden, und nach dem Bericht des irischen Mönches

Dicuilus, der im Jahre 825 eine Geographie schrieb, hatten sich im Sommer 795 irische Mönche bis zu derselben hinaufgewagt. Die Ansiedelungen der Norweger in Island, sowie die häufigen Reisen zwischen dieser Insel und Norwegen führten zuerst zu der Entdeckung von Grönland und später von Amerika, und dem hohen geistigen Standpunkt, sowie dem historischen Sinn der Isländer ist es zuzuschreiben, daß die Berichte von diesen Reisen bewahrt wurden, Berichte, die zuerst Columbus als Wegweiser dienten, und die uns später zeigten, wie es um die Entdeckung der neuen Welt vor Columbus gestanden.

Island ist eine kleine Insel unter dem 65. Grad nördlicher Breite von ungefähr 1800 Quadratmeilen Umfang. Seine Thäler sind nur spärlich mit Grün bewachsen, und auf den Bergen findet man nur selten einen Baum, und doch zählt es noch heute nicht weniger als 70 000 Einwohner, die ein stilles, friedliches Leben führen, die zäh an ihrer alten Sprache festhalten, sich aber gleich den unter begünstigteren Himmelsstrichen lebenden Völkern mit fremden Sprachen, Naturwissenschaften Philosophie und Geschichte beschäftigen. Noch heute erschüttern Erdbeben die Insel, noch heute speien die Geiser ihre kochenden Wasser, sind die Ebenen mit Schlamm bedeckt, während der mächtige Jökul Hekla unter seinem ewigen Schnee die vulkanische Fackel schwingt, als wolle er den Himmel selber in Brand stecken.

Lange Zeit hindurch war Island die Schatzkammer für die großartige Alterthumsliteratur des Nordens. Das Heidenthum herrschte dort noch über ein Jahrhundert, nachdem die Insel bevölkert war; die alten Traditionen wurden in hohen Ehren gehalten und gingen von Mund zu Munde, und kurze Zeit nach Einführung des Christenthums wurde die altnordische Literatur niedergeschrieben.

Islands alte Literatur und Traditionen übertreffen alles, was Europa in der Richtung im Mittelalter aufzuweisen hat.

Keine Literatur des Alterthums kann sich mit den isländischen Gesängen messen. Dieselben zeichnen sich durch großartige Verhältnisse aus, und wir finden unter ihnen so mächtige, überwältigende Tragödien, die wohl den griechischen den Rang streitig machen können. Man fängt jetzt auch in der ganzen Welt an, einzusehen, daß Islands alte Literatur der Roms und Griechenlands wohl ebenbürtig ist.

Das ursprünglich germanische Leben hielt sich länger und entwickelte sich unabhängiger in Norwegen und hauptsächlich in Island, als das sonst irgendwo der Fall war, auch fand es dort günstigere Bedingungen sich zu entfalten und zu reifen. Die isländische Literatur ist die vollentwickelte Blüthe des germanischen Heidenthums. Dies germanische Heidenthum aber mit seiner schönen, poetischen Mythologie wurde von den fanatischen Priestern in Deutschland und in den anderen Ländern, die von germanischen Völkerstämmen bewohnt waren, völlig ausgerottet, ehe sie sich weit genug entwickelt hatte, um Blüthen zu treiben. Nur England allein bildet eine Ausnahme hiervon, — dort schwang sich ein dem gothischen Stamme nahverwandter Zweig zu einer hervorragenden Stellung in der Welt des Geisteslebens auf und brachte die angelsächsische Literatur hervor.

VII.

Aber allmählich, im Laufe der Zeiten fühlten die Isländer den Drang, neue unbekannte Länder aufzusuchen, und die Wogen der Auswanderung fingen an, mit unwiderstehlicher Gewalt westwärts bis nach Grönland zu rollen, das sie denn auch trotz seines ungemüthlichen Klimas bebauten.

Die Entdeckung von Grönland war eine natürliche Folge von der Kolonisation Islands, wie denn späterhin auch die Entdeckung Amerikas eine natürliche Folge der Kolonisation Grönlands war. Die Entfernung zwischen der Westküste Islands

und der Ostküste von Grönland beträgt nur 45 Meilen. Wenn die Schiffe, die nach Island segelten, von den in diesen Gegenden so häufigen Ostwinden überfallen wurden, konnten sie kaum umhin, Grönlands Küste so nahe zu kommen, daß sie die Schneeberge in der Ferne schimmern sahen, ja sie mußten sogar oft zwischen den Inseln und Vorgebirgen Schutz suchen.

So wird erzählt, daß Gunnbjörn, Ulf Krakkes Sohn, im Jahre 876, als er durch den Sturm nach Westen verschlagen und auf das offene Meer hinausgetrieben war, Land in Sicht bekam. Aehnliches berichteten hin und wieder andere Seeleute. Ein Jahrhundert später war ein Mann, Namens Erich der Rothe, wegen eines begangenen Mordes aus Jaederen in Norwegen geflüchtet und hatte sich in dem westlichen Theil von Island niedergelassen. Als er auch hier wegen des begangenen Frevels für friedlos erklärt ward, rüstete er sein Schiff und beschloß auszuziehen, um jenes Land zu suchen, das Gunnbjörn und die Anderen im Westen hatten liegen sehen. Er zog im Jahre 984 aus, fand das Land und blieb zwei Jahre dort, um es zu untersuchen. Dann kehrte er nach Island zurück. Er nannte das neuentdeckte Land Grönland (das grüne Land), um, wie er sagte, Kolonisten durch diesen vielversprechenden Namen dahin zu locken.

Die Folge war, daß eine ganze Anzahl von Isländern und Norwegern nach Grönland auswanderte und dort eine blühende Kolonie mit der Hauptstadt Gardar gründete, die im Jahre 1261 unter die Oberhoheit der norwegischen Krone gestellt ward. Vier Jahrhunderte hindurch hielt die grönländische Kolonie ihre Verbindung mit dem Mutterlande aufrecht, allmählich aber verlor man sie aus dem Auge und vergaß sie schließlich. Der dänische Geschichtsschreiber Torfäus giebt uns ein Namensverzeichniß über siebenzehn grönländische Bischöfe, welche den Bischofsstab in Grönland geführt haben.

VIII.

Ehe wir die Normannen weiter auf ihren Zügen gen Westen begleiten, wollen wir einige Worte über ihre Schiffe sagen. Die beiden alten Schiffe, die an der norwegischen Universität aufbewahrt werden, sind bekanntlich, was Form und Größe anbetrifft, ganz vorzüglich. Es soll damit natürlich nicht gesagt werden, daß sich die Schiffe der alten Skandinavier mit denen messen konnten, die jetzt das Meer zwischen New-York und Liverpool durchkreuzen, das aber ist gewiß, daß die Skandinavier schon damals ebenso vorzügliche Seeleute waren wie jetzt. Sie besaßen gute seetüchtige Schiffe, von denen einige ziemlich groß waren. In Olaf Tryggvesöns Sage wird von einem Schiffe berichtet, das in mehr als einer Hinsicht merkwürdig war. Der unter dem Wasser befindliche Theil des Kiels war 140 Fuß lang. Es war aus dem allerbesten Material gebaut, hatte 34 Rudersitze und der Vorder- wie Hintersteven desselben war mit Gold belegt.[4]

Die Schiffe der Nordländer konnten sich wohl mit denen anderer Nationen messen, die in späterer Zeit die Welt umsegelt haben, sie waren in jeder Hinsicht ausreichend, das Weltmeer zu befahren, und eigneten sich mindestens ebensogut zu einem Zug über den atlantischen Ozean wie Columbus' Schiffe. Es geht auch aus den Sagen hervor, daß die Nordländer sich wohl darüber klar waren, wie wichtig alles ist, was mit dem Seewesen in Zusammenhang steht. Sie wußten den Lauf des Mondes und der Sonne zu berechnen und die Zeit nach den Sternen zu bestimmen. Ohne ansehnliche nautische Kenntnisse hätten sie niemals ihre Fahrten nach England, Frankreich, Spanien und Griechenland, sowie die noch bei weitem beschwerlicheren Reisen nach Island und Grönland unternehmen können.

Ich habe nun einen kurzen Umriß von den Reisen und

Unternehmungen der Norweger gegeben. Ich habe es gethan, um zu zeigen, daß sie die Vorbedingungen für eine Großthat, wie die Entdeckung von Amerika es war, besaßen, ja, daß diese in Wirklichkeit eine unvermeidliche Folge ihrer zahlreichen Seereisen war, so daß wir, selbst wenn wir nicht die unzweideutigen Zeugnisse der Sagen hätten, doch mit Bestimmtheit behaupten könnten, daß die Norweger von dem Vorhandensein Amerikas Kunde gehabt haben.

Ja, die Norweger waren ein großes Volk! Ihr Geist fand die Wege zu Englands Magna Charta und zu Amerikas Unabhängigkeitsakt. Der Geist der Vikinger lebt noch heute in den Engländern, in den Nordamerikanern und den Skandinaviern, er treibt sie dazu, ihre Hand weiter und weiter auszustrecken und dreist der Tyrannei die Spitze zu bieten, und ruft eine bewunderungswürdige innere Entwickelung in ihren Ländern hervor.

IX.

Wir haben gesehen, wie sich die Skandinavier überall in der civilisirten Welt einen Namen verschafften, daß sie vorzügliche Schiffe besaßen, daß sie tüchtige Seeleute und ein ungewöhnlich gebildetes Volk waren, daß sie also alle die Vorbedingungen besaßen, die erforderlich waren, den westlichen Welttheil zu erreichen, und wir sind so zur Genüge auf die entscheidende Frage vorbereitet: Entdeckten und untersuchten die Skandinavier denn auch wirklich die Küsten jenes Welttheiles, den wir heute als Amerika kennen? An und für sich liegt nichts Unwahrscheinliches darin. Man braucht nur eine Karte von dem atlantischen Meer oder einen Globus zu nehmen und den Abstand zwischen Island und Grönland und zwischen Grönland und Newfoundland zu berechnen, um zu finden, daß der Weg von Norwegen nach Island doppelt so lang ist, als von Island nach Grönland, und fast doppelt so lang als von Grönland nach Labrador und von dort nach Newfoundland.

Nach allem, was wir gesehen haben und was jeder weiß, der die Geschichte des Nordens kennt, ist es eine Thatsache, daß es mindestens drei Jahrhunderte hindurch norwegische Kolonien in Grönland gegeben hat, und so müssen wir denn auf den Gedanken vorbereitet sein, daß die Norweger Amerika entdeckt haben. Es ist völlig undenkbar, daß ein seefahrendes Volk wie die Norweger, die über den großen westlichen Ozean segelten, um Island und Grönland zu erreichen, dem großen amerikanischen Festlande während dreihundert Jahren so nahe gekommen sein sollten, ohne sich über das Vorhandensein desselben klar zu werden.

Aber glücklicherweise sind wir in diesem Punkt nicht auf Muthmaßungen angewiesen. Wir besitzen einen vollständigen schriftlichen Bericht über diese Entdeckung. Will man diese Entdeckung bestreiten oder ableugnen, so muß man erst mehrere Seiten wohlbegründeter, historischer Thatsachen auslöschen. Während ganz Europa nach dem zehnten Jahrhundert mehrere hundert Jahre lang in literarischer Beziehung in das tiefste Dunkel gehüllt ist, wird die Literatur auf Island mit großem Eifer gepflegt, und gerade aus diesem Zeitraum stammen die Sagen, welche über Amerika berichten. Daß dieselben lange vor Columbus geschrieben wurden, ist ebenso leicht nachzuweisen wie die Thatsache, daß Herodot seine Geschichte vor Christi Geburt geschrieben. Die Echtheit und Zuverlässigkeit der isländischen Sagen hat Alexander v. Humboldt in seinem Kosmos (K. II., p. 169—271) voll anerkannt; so bedarf diese Sache keiner weiteren Erwähnung. Die Sagen, welche Amerika betreffen, befinden sich in dem sog. Flatö-Buch, einer Handschrift, die im Jahre 1387 abgeschlossen wurde und die jetzt in Kopenhagen aufbewahrt wird.[5] Wir ersehen aus dieser mit großer Sorgfalt geschriebenen Handschrift, daß die Norweger, nachdem sie Grönland entdeckt und bebaut hatten, ihren Cours

kühn gen Südwesten gewendet und so 500 Jahre vor Columbus Amerika entdeckt haben.

In dem folgenden Abschnitt wollen wir einige von den Begebenheiten, welche mit dieser Entdeckung in Zusammenhang stehen, genauer ins Auge fassen.

X.

Als Erik der Rothe im Jahre 986, demselben Jahr, als er nach Island zurückkehrte, abermals nach Grönland zog, um sich dort niederzulassen, begleitete ihn ein Isländer Namens Herjulf dahin.

Herjulf hatte einen Sohn, welcher Bjarne hieß. Schon in jungen Jahren war in ihm die Lust erwacht, sich in der Welt umzusehen, und so pflegte er denn jeden Winter im Auslande zuzubringen. Er erwarb sich Ruhm und Reichthum und hatte bald sein eigenes Schiff. In dem Winter, als sein Vater sich anschickte, nach Grönland zu fahren, war Bjarne in Norwegen, und er kehrte erst im Sommer heim, nachdem der Vater bereits seine Reise angetreten hatte. Da beschloß er denn, sein Schiff nicht zu löschen, sondern auszuziehen, um den Vater zu suchen, „das heißt, wenn Ihr gewillt seid, mir zu folgen," sagte er zu seinen Mannen. Dazu waren diese Alle bereit. „Aber man wird unsere Reise für ein unkluges Unternehmen halten," meinte er, „denn niemand von uns ist ja bis dahin in dem grönländischen Meere gewesen." — „Das kümmert uns nicht," erwiderten die Leute, und so stachen sie denn wieder in See. Sie segelten drei Tage lang und verloren das Land außer Sicht; dann trat eine Windstille ein, bald darauf aber wehte ein heftiger Nordwind, und es ward so neblig, daß sie nicht mehr wußten, wo sie waren. Es währte viele Tage, bis sie die Sonne wieder sahen, aber dann kam auch zugleich Land in Sicht. Sie sprachen miteinander davon, was für ein Land

dies wohl sein könne, und Bjarne meinte, daß es wohl nicht Grönland wäre, „aber laßt uns ein wenig näher an dasselbe hinansegeln“. Da sahen sie denn, daß es ziemlich flaches, reichbewaldetes Land war, und deswegen segelten sie weiter, die Küste zur Linken liegen lassend. Nachdem sie zwei Tage gesegelt hatten, erblickten sie ein anderes Land und fragten Bjarne, ob er glaube, daß dies Grönland sei. Er antwortete, seiner Meinung nach sei dies ebensowenig Grönland wie das vorige, „denn,“ fügte er hinzu, „dort soll es hohe Eisberge geben“. Sie näherten sich bald dem Lande und sahen, daß dasselbe ebenfalls flach und reich bewaldet war. Da der Wind sich gelegt hatte, meinte die Schiffsmannschaft, daß es wohl das rathsamste sei, jetzt an Land zu gehen; das aber wollte Bjarne nicht, und obwohl das Schiffsvolk murrte und erklärte, daß es ihnen sowohl an Wasser wie an Brot gebräche, hieß er sie die Segel aufzuziehen; das thaten sie denn auch und segelten nun mit Südwestwind drei Tage lang in die offene See hinaus. Da erblickten sie abermals Land, diesmal aber war dasselbe voller Felsen und Eisberge. Sie fragten Bjarne, ob er dort an Land zu gehen gedächte, er aber sagte nein, „denn dies Land schien mir sehr wenig erfreulich anzuschauen“. So zogen sie denn die Segel nicht ein, sondern steuerten an der Küste entlang und sahen, daß das Land eine Insel war, und weiter ging’s mit demselben Wind ins offene Meer hinaus.

Der Wind nahm zu, und Bjarne befahl, die Segel zu reffen und nicht stärker zu segeln als das Schiff und die Masten es ertragen konnten. Sie fuhren vier Tage, da sahen sie Land und fragten abermals Bjarne, ob er glaubte, daß dies Grönland sei. „Dies sieht nach allem, was ich darüber habe erfahren können, Grönland sehr ähnlich,“ versetzte Bjarne. „Hier wollen wir landen!“ Dies thaten sie und legten in der Abenddämmerung bei einem Vorgebirge an, welches sich als Herjulfsnäs

herausstellte, wo sich sein Vater niedergelassen hatte. Bjarne gab von jetzt an seine Handelsreisen auf, blieb bis an das Lebensende des Vaters bei ihm und behielt auch nach dem Tode desselben seinen Wohnsitz auf Herjulfsnäs.

Es läßt sich nicht mit Sicherheit feststellen, welche Theile von Amerika Bjarne erblickt hat, aber höchst wahrscheinlich war das erste Land, welches er sah, das jetzige Nantucket, einen Grad südlich von Boston, das zweite Nova Scotia und das dritte Newfoundland. Jedenfalls ist Bjarne Herjulfsön der erste Europäer gewesen, der das jetzige Neu-England gesehen.

Der erste Europäer, der das Festland von Amerika erblickte und dessen Name bewahrt wurde, war der mächtige Häuptling Are Maarssön aus Reykjanäs auf Island. Er kam nach Groß-Irland (der Gegend, welche an der Cheasapeake-Bucht liegt), das ohne Zweifel von den Irländern entdeckt war, lange bevor er im Jahre 983 von dem Sturm dorthin verschlagen ward, bei welcher Gelegenheit er sich taufen ließ. Der Erste, welcher hierüber berichtet, ist sein Zeitgenosse, Ravn Limeriksfahrer, der sich lange Zeit in Limerik auf Irland aufgehalten hatte.

Der berühmte isländische Sänger Are Frode, der im vierten Gliede von Are Maarssön abstammte, erzählt, daß sein Onkel Thorkel Gellessön, dessen Zeugniß man für durchaus glaubwürdig hält, von Isländern, die es wieder von dem Orknöjarlen Thorfin Sigurdssön erfahren hatten, gehört habe, daß Are in Groß-Irland wieder erkannt worden war, daß er nicht von dort fortkommen könne, aber unter den Bewohnern des Landes ein großes Ansehen genösse.

Hieraus ergiebt sich, daß zu Ende des zehnten Jahrhunderts hin und wieder ein Verkehr zwischen West-Europa (den Orkneys-Inseln und Irland) und Groß-Irland oder dem Lande der weißen Männer in Amerika stattgefunden haben muß. Die

Sage (Landnámabók) sagt ausdrücklich, daß Groß-Irland weit hinaus im Meere liege, in der Nähe von Vinland, dem guten, VI Tagesreisen westlich von Irland, und Professor Rafn meint, daß die Zahl VI ein Schreibfehler sein müsse, daß es XX oder XV, was mit der Entfernung stimmen würde, hat heißen sollen.

XI.

Bjarne Herjulfssön fuhr einmal von Grönland nach Norwegen und kam daselbst zu Erik Jarl. Der Jarl[6] nahm ihn freundlich auf, und Bjarne erzählte von seiner Grönlandsreise, sowie von den Ländern, die er gesehen und die er nicht kannte. Da meinte man, er sei sehr wenig wißbegierig gewesen, da er nicht mehr von den Ländern zu melden wisse und man tadelte ihn deswegen. Bjarne blieb den Winter über bei dem Herzog, aber im nächsten Sommer fuhr er abermals nach Grönland. Man sprach damals viel davon, neue Länder zu suchen. Leif, Eriks des Rothen Sohn, fuhr zu Bjarne Herjulfssön, kaufte das Schiff desselben und heuerte 35 Mann.

Sie fanden zuerst das Land, welches Bjarne zuletzt gesehen hatte, sie segelten dorthin, warfen die Anker aus und ruderten mit Booten an die Küste. Es war kein Gras dort zu sehen; weiter landeinwärts waren überall hohe Eisberge, und zwischen diesen und der See war der Boden wie ein einziger großer Stein, so daß auch ihnen das Land sehr wenig erfreulich erschien; Leif aber sagte: „Es ist uns mit diesem Lande nicht ergangen, wie es Bjarne erging, nämlich, daß wir dasselbe nicht betreten haben; ich will demselben einen Namen geben, es soll ‚Helleland‘ heißen“ (d. i. Klippenland, das jetzige Newfoundland). Dann ruderten sie zu dem Schiffe zurück, segelten weiter und fanden ein anderes Land, das war flach und bewaldet, und überall, wohin sie sich wendeten, stießen sie auf weiße Sandfelder, nirgends fiel das Land schroff nach dem Meere

zu ab. „Wie dies Land ist, so soll sein Name sein," sagte Leif; „wir wollen es ‚Markland' nennen" (das jetzige Nova Scotia). Dann kehrten sie zu ihrem Schiffe zurück und segelten wieder auf das offene Meer hinaus, und nachdem sie zwei Tage gesegelt waren, erblickten sie abermals Land. Sie fuhren in eine Bucht ein, die zwischen einer Insel und einem Vorgebirge lag. Es war starke Ebbe, und das Schiff stieß auf den Grund; es war noch eine ganze Strecke bis zur Küste, aber sie waren so darauf erpicht, ans Land zu kommen, daß sie nicht warten wollten, bis das Wasser wieder gestiegen war, und so landeten sie denn dort, wo ein Bach den Ausfluß eines Sees bildete;[7] als dann später die Fluth kam, ruderten sie zu dem Schiffe zurück und bugsirten dasselbe durch den Bach in den See; dort warfen sie ihre Anker aus, trugen ihre Fellkojen ans Land und schlugen ihre Hütten auf. Nachdem sie beschlossen, den Winter über dazubleiben, bauten sie sich große Häuser. In dem Bach, wie in dem See wimmelte es von Lachsen, und diese waren größer, als sie dieselben jemals gesehen hatten. Und so milde war das Klima, daß sie meinten, man brauche das Vieh im Winter nicht in die Stallungen zu ziehen, denn es fror dort niemals, und das Gras welkte kaum. Der Unterschied zwischen der Tag- und Nachtlänge war dort weit geringer als auf Grönland oder Island, denn an dem kürzesten Tage schien die Sonne von 9 bis 3 Uhr, welches einen Breitengrad von 41° 24′ 10″ ergiebt, woraus man schließen kann, daß Leifs Ansiedelung ganz nahe bei dem Fall River in Massachusetts gelegen haben muß.

Als der Bau der Häuser beendet war, sagte Leif zu seinen Genossen: „Jetzt will ich unsere Mannschaft in zwei Theile theilen, denn ich beabsichtige, dies Land genauer zu untersuchen. Die Hälfte von uns soll zu Hause bei den Hütten bleiben, während die Anderen ausziehen." Das thaten sie denn eine ganze Zeit lang. Leif wechselte ab, den einen Tag zog er

mit ihnen aus, den anderen blieb er bei der Ansiedelung zurück.

Einer von Leifs Mannen war ein Deutscher, Namens Tyrker, ein unansehnliches Männchen, aber sehr geschickt in allerlei Handwerk. Eines Abends nun fehlte ein Mann aus der kleinen Schar, und das war Tyrker. Leif wurde sehr unruhig, denn Tyrker war lange bei ihm und bei seinem Vater gewesen und hatte Leif von dessen Kindheit an sehr geliebt. Er machte den Genossen bittere Vorwürfe und begab sich mit 12 Mannen auf den Weg, um ihn zu suchen. Sie waren nicht gar weit gegangen, als ihnen Tyrker schon entgegenkam; voller Jubel empfingen sie ihn, aber Leif merkte bald, daß sein Pflegevater nicht ganz bei Verstand war. „Weswegen bist Du so lange fortgeblieben und hast Dich von Deinen Genossen getrennt, mein Pflegevater?" fragte Leif. Tyrker hielt eine längere deutsche Rede, rollte mit den Augen und lachte vor sich hin; sie konnten nicht verstehen, was er sagte, als aber eine Weile vergangen war, fing er an Isländisch zu reden und sagte: „Ich bin nicht so gar weit von hier gewesen, und doch kann ich euch eine Neuigkeit mittheilen: Ich habe Weinranken und Trauben gefunden". — „Redest Du die Wahrheit, Pflegevater?" fragte Leif. — „Freilich rede ich die Wahrheit," entgegnete er, „denn dort, wo ich geboren bin, giebt es Ranken und Trauben in Fülle."

Sie begaben sich nun zur Ruhe, aber am nächsten Morgen sagte Leif zu seinen Mannen: „Jetzt wollen wir zwei Dinge vornehmen und damit abwechseln: den einen Tag wollen wir Weintrauben sammeln und den anderen Ranken schneiden und Bäume fällen, damit wollen wir dann unser Schiff beladen."

Das thaten sie, und als der Frühling kam, machten sie sich reisefertig und segelten mit ihrer Ladung von dannen. Leif gab dem Lande den Namen „Vinland".

Diese erste Entdeckung von Neu-England fand im Jahre

1000 statt, und Leif Erikssön war der Erste, von dem man mit Bestimmtheit weiß, daß er eine Reise über den atlantischen Ozean unternommen, mit der ausgesprochenen Absicht, Land zu entdecken. Die Entdeckung, welche er machte, hat er keinem Zufall zu verdanken. Das Ziel und der Zweck seiner Reise stand ihm und seinen Landsleuten ebenso klar vor Augen wie Columbus im Jahre 1492. Aber Leif setzte nicht Himmel und Erde in Bewegung, um über den atlantischen Ozean zu gelangen; er kaufte einfach Bjarnes Schiff, heuerte 35 Seeleute, die ebenso unerschrocken waren wie er selber, sagte seinem alten Vater Lebewohl und lichtete die Anker.

XII.

Im Frühling segelten Leif Erikssön und seine Mannen mit günstigem Winde heim nach Grönland. Man sprach viel von ihrer Vinlandsreise, und Leifs Bruder Thorwald fand, daß sie das Land nicht genügend untersucht hatten. „Wenn Du Lust hast, Bruder," sagte Leif, „so kannst Du mit meinem Schiffe nach Vinland segeln."

Gesagt, gethan. Im Jahre 1002 zog Thorwald Erikssön mit dreißig Mannen hinüber. Sie kamen auch glücklich nach Vinland, zu Leifs Ansiedelung; dort zogen sie die Schiffe ans Land, verhielten sich den Winter über ruhig und lebten von den Fischen, die sie fingen. Im Frühling befahl Thorwald, das Schiff klar zu machen, und sandte dann einen Theil seiner Mannen aus; sie sollten an der Westküste entlang segeln und das Land im Sommer untersuchen. Sie fanden ein schönes, waldreiches Land; es waren viele Inseln dort, und das Fahrwasser war seicht. Nirgends aber stießen sie auf Wohnungen von Menschen oder auf Lager von Thieren. Sie blieben im ganzen drei Jahre dort.

Auf einer ihrer Fahrten gelangten sie an ein Vorgebirge,

das mit reichen Waldungen bedeckt war und sich weit in das Meer hinauserstreckte. Dort legten sie ihre Schiffe vor Anker und gingen an Land. „Hier ist es herrlich!" sagte Thorwald, „hier möchte ich wohl meine Hütte aufschlagen." Als sie wieder zum Schiffe zurückkehren wollten, sahen sie auf dem Sande des Ufers drei Fellboote und unter jedem derselben drei Männer. Da vertheilten sie ihre Schar und griffen die Männer mit Ausnahme eines Einzigen, der mit seinem Boote entkam. Sie tödteten die acht Gefangenen und kehrten dann zu dem Vorgebirge zurück und sahen sich dort um; sie erblickten am Ufer einige Erhöhungen, die sie für menschliche Wohnungen hielten. Und es überkam sie eine große Mattigkeit, so daß sie sich nicht wachhalten konnten, so fielen sie denn Alle in den Schlaf. Aber während sie so dalagen und schliefen, ertönte plötzlich ein Ruf, der sie Alle erweckte. Da sahen sie von dem Ufer der Bucht eine unzählige Menge von Fellbooten auf ihr Schiff zu rudern. „Wir wollen die Sturmdächer auf unser Schiff setzen," sagte Thorwald „und uns nach besten Kräften vertheidigen, selber aber nur wenig angreifen." Das thaten sie denn auch, aber die Skrälinger (Schwächlinge) — so nannten die Nordländer die Eingeborenen von Amerika, die kleine, schwächliche Leute waren — schossen eine Weile auf sie und flüchteten dann, so schnell sie nur konnten. Thorwald fragte seine Mannen, ob jemand von ihnen verwundet sei, sie antworteten: „Nein"; Thorwald aber sagte: „Ich bin unter dem Arm verwundet. Es flog ein Pfeil zwischen den Schiffsrand und meinen Schild, — das ist mein Tod. Ich rathe euch nun, euch auf den Heimweg zu begeben und zwar so bald wie möglich. Mich aber sollt ihr auf das Vorgebirge hinauftragen, wo ich vorhin so gern wohnen wollte; das Wort, das mir dort auf die Zunge kam, wird wohl in Erfüllung gehen — ich werde dort fortan Wohnung nehmen. Denn dort sollt ihr mich

begraben und mir zu Haupt wie zu meinen Füßen ein Kreuz errichten, und die Stätte sollt ihr Korsnäs[8] nennen."

Zu jener Zeit ward das Christenthum in Grönland eingeführt; Erik der Rothe war jedoch bereits gestorben, als dies geschah.

Thorwald starb, und seine Mannen thaten, wie er ihnen befohlen; dann kehrten sie zu ihren Genossen zurück und theilten denen ihre Erlebnisse mit. Den Winter über blieben sie dort und sammelten Weintrauben und Weinranken, um das Schiff damit zu beladen. Im Frühling fuhren sie wieder nach Grönland, legten in Eriksfjord vor Anker und hatten Leif viel zu berichten.

Thorwald Erikssön war der erste Christ und der erste Europäer, der in Amerika starb. Sein eben geschilderter Tod, sowie sein Begräbniß gewinnen an Interesse durch die Thatsache, daß man im Jahre 1831 in der Nähe von Fall River in Massachusetts ein Skelett in kriegerischer Kleidung fand, und viele Umstände deuten darauf hin, daß dies die irdischen Ueberreste von Thorwald Erikssön sind. Dies Skelett, welches seiner Zeit große Aufmerksamkeit erregte, wurde zum Gegenstand vieler gelehrter Verhandlungen, und der bekannte amerikanische Dichter Longfellow schrieb im Jahre 1841 ein Gedicht, in welchem er den Todten erzählen läßt, was er auf seinem Vikingerzug erlebt hat, von seiner Fahrt über das sturmvolle Meer und von der Entdeckung von Amerika. Der bedeutende schwedische Chemiker Berzelius analysirte einen Theil der Brustplatte, die sich bei dem Skelette vorfand, und es ergab sich, daß die Zusammensetzung der Bronze dieselbe war wie die, welche im zehnten Jahrhundert allgemein in Norwegen angewendet wurde, sowie, daß die Brustplatte von Fall River sowohl in Stil wie Verarbeitung an entsprechende Stücke erinnert, die man in dem alten Norden gefunden hat.

XIII.

Thorstejn Erikssön, Leifs und Thorwalds Bruder, der sich inzwischen mit einem schönen, verständigen und äußerst tugendhaften Weibe, Namens Gudrid, vermählt hatte, bekam Lust, nach Vinland zu fahren und Thorwalds Leiche zu holen. Er rüstete dasselbe Schiff aus und wählte große und starke Leute, 25 an der Zahl, auch sein Weib Gudrid nahm er mit. Sobald sie mit den Vorbereitungen fertig waren, lichteten sie die Anker und segelten auf das offene Meer hinaus. Sie irrten den ganzen Sommer umher, ohne zu wissen, wo sie waren, und schließlich, als der Winter bereits angebrochen war, mußten sie in Lysefjord an der Westbygd von Grönland an Land gehen. Thorstejn und seine Frau wurden von einem Manne Namens Thorstejn Svarte aufgenommen, die Schiffsmannschaft fand anderweitiges Unterkommen. Noch zu Anfang des Winters brach unter Thorstejn Erikssöns Mannen eine Seuche aus und viele derselben starben; er ließ Särge für die Leichen verfertigen, um dieselben nach Eriksfjord führen zu lassen, aber es währte nicht lange, so ergriff die Seuche auch Thorstejn Svartes Haus; zuerst starb dessen Frau, dann Thorstejn Erikssön.

Im Frühling verkaufte Thorstejn Svarte sein Gehöft und segelte mit Gudrid nach Eriksfjord. Die Leichen wurden dort bei der Kirche beerdigt und Gudrid zog zu ihrem Schwager Leif. Thorstejn Svarte ließ sich in Eriksfjord nieder und wurde, so lange er lebte, für einen tüchtigen Mann gehalten.

XIV.

Der bekannteste Vinlandsfahrer war Thorfin Karlsefni, d. h. derjenige, in dem der Stoff oder die Kraft zu einem tüchtigen Manne wohnt. Er war reich und mächtig, stammte

aus einem der vornehmsten norwegischen Geschlechter und zählte mehrere Könige unter seinen Vorfahren. Er war ein tüchtiger Seemann, der viele Reisen gemacht hatte; jetzt wollte er nach Grönland und fuhr im Jahre 1006 von Island dorthin. Ein anderer Isländer, Namens Snorre Thorbrandssön begleitete ihn; sie hatten zwei Schiffe mit je 40 Mann.

Im Herbst kamen sie in Eriksfjord an; Thorfin schenkte Leif reiche Gaben, und dieser lud ihn ein, den Winter über mit seiner ganzen Mannschaft auf Brattelid zu bleiben. Bald nach Weihnacht freite Thorfin Karlsefni um Gudrid; sie nahm seine Werbung an, und noch im selben Winter hielten sie Hochzeit.

Es wurde sehr viel von Vinland gesprochen und von einer Reise dorthin, und alle Leute, sowie auch Gudrid drangen in Karlsefni, doch eine solche zu unternehmen. Die Sage berichtet, daß besonders Gudrid ihn zu dieser Fahrt überredete, und sie scheint wirklich eine hervorragende Rolle bei dem ganzen Unternehmen gespielt zu haben. Wir können uns leicht vorstellen, wie beredt sie die Worte aneinander gereiht hat, wenn sie mit ihrem Gatten am Meeresufer saß.

„Es wundert mich,“ sagte sie, „daß Du, Thorfin, der Du so gute Schiffe und so kühne Mannen besitzt, Dich darin finden kannst, in diesem unfruchtbaren Lande zu bleiben, statt nach dem schönen Vinland zu fahren und Dich dort niederzulassen. Bedenke doch, welch herrliches Land das sein muß und welch angenehme Veränderung für uns Alle! Dichte und blätterreiche Wälder wie im alten Norwegen, statt dieser steilen Klippen und schneebedeckten Felsen! Wogende Kornfelder statt der moosbekleideten Ebenen und sandigen Haiden. Bäume, die groß genug sind, um Häuser und Schiffe aus denselben zu bauen, statt der elenden Weidengestrüppe, die zu nichts gut sind, als unserem Vieh das Leben zu fristen, wenn das Heu verzehrt ist! Und

dann das ganze Jahr hindurch der liebliche Sonnenschein statt der heulenden Winde und des ewigen Schnees und Eises! Es scheint mir, als sei der Name Grönland gar schlecht gewählt für dies Land!"

Thorfin befolgte, wie schon erwähnt, den Rath seiner Gattin, und während die früheren Vinlandsfahrer nur die Absicht gehabt hatten, sich in der neuen Welt umzusehen, war es offenbar Thorfins und seiner Gattin Meinung, sich dort häuslich niederzulassen.

Die ganze Expedition bestand aus drei Schiffen, von denen das eine von Thorfin und Snorre geführt ward, das andere von zwei Männern Namens Bjarne und Thorhall und endlich das dritte von Thorvard, der mit Fröjdis, einer Tochter Eriks des Rothen, vermählt war. Es waren im ganzen 160 Mann an Bord, viele von ihnen waren von ihren Frauen begleitet, auch führten sie allerlei Lebensbedürfnisse mit sich.

Sie segelten erst nach Westbygd und Bjarnö, von dort nach Helleland und Markland und endlich nach Kjölenäs, dann landeten sie in einer Bucht und setzten dort zwei schottische Leibeigene aus, einen Mann Namens Hake und ein Weib Namens Hekja, die der König Olaf Trygvesön Leif geschenkt hatte; sie sollten untersuchen, welcher Art die Beschaffenheit des Landes war; dazu waren sie wohl geeignet, denn sie waren schnellfüßiger als Hirsche. Es ward ihnen eingeschärft zurückzukehren, ehe drei Tage verstrichen seien; das thaten sie denn auch, und zwar trug Hake eine Weintraube in der Hand und Hekja eine wilde Weizenähre.

Dann segelten sie weiter und gelangten an eine Insel, wo so viele Eidergänse waren, daß man kaum einen Schritt machen konnte, ohne auf die Eier dieser Vögel zu treten. Der Insel gaben sie den Namen Strömö und die Bucht, in der dieselbe

lag, nannten sie Strömfjord, und dort blieben sie den Winter über. Aber als der Sommer kam, verringerte sich die Jagd und der Fischfang, und es wurde ihnen schwer, die Nahrungsmittel aufzubewahren. Da baten sie Gott um Nahrung, aber es war ohne Erfolg. Und es war Einer unter der Mannschaft, der hieß Thorhall Jäger; er hatte Erik dem Rothen lange Jahre gedient, des Sommers als Jäger und des Winters als Hausvogt. Er war groß und stark, hatte eine schwärzliche Gesichtsfarbe und glich einem Riesen; er sprach nur wenig und sagte er einmal etwas, so war es nichts Gutes; er gab Erik stets die schlechtesten Rathschläge und stachelte ihn zu bösen Thaten an, auch war er ein schlechter Christ. Jetzt verschwand er plötzlich, und nachdem man drei Tage nach ihm gesucht hatte, fand man ihn endlich auf einem Felsvorsprung; dort lag er, starrte in die Luft, sperrte Mund und Nase auf und murmelte etwas vor sich hin. Sie fragten ihn, was er dort thue, er aber antwortete ihnen, daß es sie nichts angehe. Eine kleine Weile nachher trieb ein Wallfisch ans Land, sie fielen über denselben her und schnitten den Speck heraus, aber niemand unter ihnen wußte, was für eine Art Wallfisch es sei, und als sie das Fleisch gekocht und davon gegessen hatten, wurden sie Alle krank danach, und da kam es denn an den Tag, daß Thorhall den Wallfisch verschafft hatte, indem er sich mit seiner Bitte an Thor gewendet hatte „denn," sagte er, „auf den ist weit mehr Verlaß als auf eueren Christus". Als sie das hörten, warfen sie den Wallfisch wieder in die See und flehten abermals zu Gott, und nun veränderte sich auch wirklich das Wetter, so daß sie hinausrudern konnten; auch gebrach es ihnen fortan nicht mehr an Lebensmitteln, denn es gab wieder Thiere auf dem Lande, die sie jagen, sowie Eier auf der Insel, die sie sammeln, und Fische im Wasser, die sie fangen konnten.

Thorhall jedoch gefiel der Aufenthalt dort nicht länger,

denn er meinte, das Land sei nicht werth, um darin zu leben; er nahm acht andere Männer mit sich und sie segelten von dannen. Statt jedoch nach Vinland zu kommen, wie sie beabsichtigten, trieb sie der Sturm nach Island, wo Thorhall getödtet und die anderen zu Leibeigenen gemacht wurden.

Karlsefni zog mit den anderen Mannen gen Süden an der Küste entlang, bis sie an einen Fluß kamen, der sich aus einem Binnensee in das Meer ergoß; den segelten sie hinauf. Auf dem Lande fanden sie weite Felder mit wildem Weizen, und überall in den Wäldern fanden sie Weinranken. Jeder Bach war voller Fische, und wenn sie dort, wo die Fluth am höchsten war, Vertiefungen gruben, konnten sie sicher sein, dieselben zur Ebbezeit mit Schollen angefüllt zu finden. Die Wälder wimmelten von allerlei Gethier. Sie schlugen ihre Hütten an der See auf und lebten dort den Winter über in Lust und Freude. Es fiel kein Schnee und das Vieh konnte auf den Weiden bleiben und hatte stets reichlich Futter.

Eines Morgens erblickten sie eine große Anzahl von Fellbooten; die Insassen derselben schwangen Stangen in der Richtung des Sonnenlaufes, und es klang, als wenn Dreschflegel geschwungen würden. „Was hat das nur zu bedeuten?“ sagte Karlsefni. „Kann sein,“ meinte Thorbrandssön, „daß es ein Friedenszeichen ist; laß uns ein weißes Schild nehmen und es ihnen entgegenhalten,“ — (das war nämlich das Friedenszeichen der Skandinavier). Gesagt, gethan. Da ruderten denn die Leute in den Fellbooten auf sie zu, staunten die Fremden an, die sie sahen, und gingen ans Land. Sie sahen schwärzlich und bösartig aus, hatten struppiges Haar, große Augen und breite Backenknochen. Sie verweilten ein wenig und wunderten sich über alles, was sie sahen, dann ruderten sie südwärts um das Vorgebirge herum. Als es Frühling wurde, sahen sie wieder eine Menge Fellboote heranrudern, es waren derer so viele, daß

es fast aussah, als sei die ganze Bucht mit Kohlen bestreut, und in jedem Boot wurden Stangen geschwungen. Da schwangen denn Karlsefni und seine Leute ihre Schilder, und als die Fremden gelandet waren, wurde ein Markt abgehalten. Die Insassen der Boote wollten am liebsten rothes Zeug haben; sie tauschten dasselbe gegen Pelzwerk ein, welches sie mitgebracht hatten. Sie wollten auch Schwerter und Spieße kaufen, aber Karlsefni und Snorre verboten ihren Mannen, diese zu verkaufen. Die Eingeborenen gaben ein ganzes graues Fell für ein Stück rothen Zeuges von der Länge einer Spanne, das sie um den Kopf banden. Als das rothe Zeug allmählich knapper wurde, zerschnitt man es in kleine, fingerbreite Stückchen, aber die Eingeborenen gaben dafür eben so viel als vorhin, ja noch mehr. Während der Handel noch in vollem Gange war, trug es sich zu, daß ein Stier, den Karlsefni aus der Heimath mitgebracht hatte, laut brüllte. Die Eingeborenen erschraken so heftig darüber, daß sie zu ihren Booten liefen und an der Küste entlang ruderten, und drei volle Wochen sahen die Nordländer nichts wieder von ihnen. Als aber diese Zeit verflossen war, erblickten sie eines Tages eine Unmenge von Eingeborenen, die sich gleich einem ungeheuren Strom von Süden her in Booten näherten; diesmal schwangen sie jedoch ihre Stangen gegen die Sonne und heulten laut. Da nahmen Karlsefni und seine Mannen ein rothes Schild — ein Zeichen des Kampfes — und hielten es ihnen entgegen. Die Eingeborenen sprangen aus ihren Booten, sie zogen gegen einander, und der Kampf begann. Es regnete Steine und Pfeile auf Karlsefni und seine Mannen herab, denn die Eingeborenen hatten Wurfgeschosse und Bogen, auch befestigten sie eine sehr schwere Kugel, die, von bläulicher Farbe, fast aussah wie ein Schafsmagen an einer hohen Stange, und schleuderten dieselbe von der Stange herab zwischen Karlsefnis Mannen, und es gab ein entsetzliches Getöse, wo diese

Kugel zur Erde fiel. Hierüber erschraken Karlsefni und seine Mannen so sehr, daß sie nur an die Flucht dachten, und sie hielten nicht eher inne, als bis sie an einige Felsen gelangten, wo sie sich tapfer zur Wehr setzten. Fröjdis kam heraus und sah, daß Karlsefni und seine Mannen im Rückzug begriffen waren; sie rief ihnen zu: „Warum flieht ihr vor diesen Schwächlingen, ihr, die ihr so starke Männer seid? Ich sollte doch meinen, ihr müßtet sie wie Hausvieh abschlachten können; hätte ich nur Waffen, ich wollte schon besser kämpfen als ihr!"

Sie achteten ihrer Rede nicht, Fröjdis aber konnte nur langsam aus der Stelle kommen, denn sie war guter Hoffnung, aber trotzdem folgte sie ihnen in den Wald. Die Eingeborenen setzten hinter ihr her; sie fand einen Mann todt am Wege liegen, — ein flacher Stein war ihm in die Schläfe gedrungen; sein Schwert lag neben ihm, das nahm sie und bereitete sich auf eine Vertheidigung vor. Als die Eingeborenen sich ihr näherten, entblößte sie ihre Brust und legte über dieselbe das blanke Schwert, und darüber erschraken die Eingeborenen sehr, sie entflohen zu ihren Booten und ruderten von dannen. Karlsefni und seine Mannen kehrten nun zu Fröjdis zurück und lobten sie ob ihres Muthes. Es waren nur zwei von den Ihren gefallen, aber eine große Zahl der Eingeborenen. Die Nordländer hatten der Uebermacht weichen müssen, jetzt gingen sie heim zu ihren Hütten und verbanden ihre Wunden.

Karlsefni und seine Mannen sahen jetzt ein, daß sie, obwohl das Land so schön war, doch nicht dort bleiben konnten, da sie in stetem Kampf mit den Eingeborenen leben müßten. Sie schickten sich deswegen zur Abreise an und beschlossen in ihr eigenes Land zurückzukehren, und sie segelten an der Küste entlang gen Norden. So kamen sie nach Strömfjord zurück, wo sie alle Lebensbedürfnisse in Hülle und Fülle vorfanden, und hier blieben Bjarne und Gudrid mit 100 Mann. Karlsefni

und Snorre zogen weiter, aber sie mußten umwenden und zu den Anderen zurückkehren und den Winter in Strömfjord zubringen. Es ging ziemlich unruhig zu, denn die unverheiratheten Männer wollten die verheiratheten Frauen nicht in Frieden lassen, und es herrschte große Uneinigkeit unter ihnen. Schließlich kam der Frühling und dann segelten sie Alle fort von Vinland.

Zuerst kamen sie nach Markland, wo sie fünf Eingeborene trafen; der eine von diesen hatte einen Bart, zwei waren Weiber und zwei Kinder. Sie griffen die Knaben, die Anderen aber entkamen, und es schien ihnen fast, als versänken sie in den Erdboden. Sie nahmen die Knaben mit sich und lehrten sie die nordische Sprache und tauften sie. Durch sie erfuhren die Nordländer viel über die Sitten und Verhältnisse des Landes. Das Volk wurde von zwei Königen regiert, der eine hieß Avaldania, der andere Valdidida; es gab in dem ganzen Lande keine Häuser, die Leute schliefen in den Höhlen oder zwischen den Klippen; auf der anderen Seite, dem ihren gegenüber, läge ein Land, erzählten sie, dort wohnten Menschen, welche in weißen Kleidern einhergingen und Stangen in den Händen trügen, an denen weiße Zipfel befestigt seien, und dann sängen und riefen sie laut. — Das, meint man, muß das Land der weißen Männer oder Groß-Irland gewesen sein.

Das Schiff, welches Bjarne Grimolfssön befehligte, wurde von dem Sturm nach Irland hin verschlagen, und das Schiff fing an zu sinken. Sie hatten aber nur ein Boot, das zu gebrauchen war, und das setzten sie aus; und als sie erkannten, daß dasselbe nur die Hälfte von ihnen fassen konnte, ließ Bjarne das Los ziehen, „denn," sagte er, „hierbei soll es nicht nach Rang und Ansehen gehen. Und das Los wollte es, daß Bjarne unter denen war, die in das Boot sollten. Als sie aber Alle in das Boot gestiegen waren, sagte ein

Isländer, der zurückbleiben sollte: „Gedenkst Du Dich jetzt von mir zu trennen, Bjarne?" „Das Schicksal will es nun einmal so," erwiderte Bjarne. „Und doch gelobtest Du meinem Vater, als ich mit Dir von Island fuhr, daß Du Dich nicht von mir trennen wolltest; da sagtest Du, daß uns stets dasselbe Los treffen sollte." „Nun denn, so soll es anders sein," antwortete Bjarne. „Gehe Du ins Boot, dann kehre ich auf das Schiff zurück, denn ich sehe, wie sehr Dir daran liegt, Dein Leben in Sicherheit zu bringen." Bjarne ging wieder an Bord des Schiffes, und der Isländer stieg in das Boot hinab, und sie segelten von dannen und kamen nach Dublin, wo sie erzählten, was sich zugetragen. Es wird aber allgemein angenommen, daß Bjarne und die anderen Leute mit dem Schiffe zu Grunde gegangen und umgekommen sind, denn man hat niemals wieder von ihnen gehört.

Karlsefni kehrte nach Eriksfjord auf Grönland zurück, und wenige Jahre später segelte er nach Island, wo er sich niederließ und der Stammvater eines ansehnlichen Geschlechtes wurde. Auf der Vinlandsreise, die wir vorhin geschildert haben, gebar ihm sein Weib einen Sohn, der den Namen Snorre erhielt. Derselbe ward im Jahre 1008 in dem heutigen Massachusetts geboren und ist der erste weiße Mann, von dem man weiß, daß er in Amerika das Licht der Welt erblickt hatte.

Von Snorre Karlsefni stammen eine ganze Menge hervorragender Männer ab, die sich sowohl als Gelehrte als auch auf andere Weise sowohl in Dänemark als auch in Island ausgezeichnet haben, so unter anderen der bekannte Bildhauer Albert Thorwaldsen.

XV.

Auf einem Felsen an dem rechten Ufer des Tauntonflusses in Massachusetts, an derselben Stelle, wo die Nordländer sich

aufhielten, befindet sich eine Inschrift, welche allgemein unter dem Namen Dighton-Felsenrunen bekannt ist. Die Schriftzeichen, in welchen diese Runen abgefaßt sind, waren niemals unter den Eingeborenen gebräuchlich. Die Schrift wurde von Dr. Danforth schon im Jahre 1680 abgezeichnet, von Cotton Mather 1712, von Dr. Greenwood 1730, von Stephen Sewell 1768, von James Winthrop 1788 und in diesem Jahrhundert mindestens viermal. Dieselbe war schon unter den ersten Kolonisten in Neu-England bekannt, lange ehe das Geringste über die Entdeckung Amerikas durch die Nordländer verlautete.

In der Mitte steht nach Professor C. Rafns Auslegung der Inschrift die römische Chiffer CXXXI, d. h. 151, denn die Isländer rechneten zwölf Zehner auf das Hundert. Das ist die genaue Zahl der Mannen Thorfins. Hinter der Zahl steht ein N, dann folgt die Abbildung eines Bootes und das Runenzeichen für M, was wohl „N(orwegische) Schiffsmänner" heißen soll. Dann kommen die Buchstaben N A M — Imperfekt des Verbes nema, nehmen, — was im Altnordischen gewöhnlich in der Bedeutung „Land nehmen" gebraucht wird. Vor der Zahl steht Thorfins Name, nur die Buchstaben (Th) fehlen. Folglich steht auf dem Felsen:

O R F I N, CXXXI, N (Bild eines Bootes) M, N A M, was Professor Rafn so deutet: „Thorfin mit 151 norwegischen Schiffsmannen nahm das Land."

Ganz unten zur Linken ist eine weibliche Gestalt und ein Kind abgebildet, und daneben steht ein S, was unwillkürlich den Gedanken auf Gudrid und ihren Sohn Snorre lenkt, wie denn überall, wenn man Professor Rafns Auffassung und Wiedergabe für richtig hält, die Dighton-Felsenrunen ein unantastbares Zeugniß sind für den Aufenthalt der Nordländer und Thorfin Karlsefnis zu Anfang des elften Jahrhunderts

am Tauntonfluß. Wir wissen wohl, daß die dänischen Runologen die Dighton-Felsenschrift nicht auf die Skandinavier zurückführen, doch halten wir ihre Kritik nicht für hinreichend begründet. Denn erstens hat niemand behauptet, daß die Schriftzeichen Runen sind; sie bestehen zum größten Theil aus lateinischen Zahlen und Buchstaben, und Professor Rafn hat nur zwei von ihnen als Runen bezeichnet. Und zweitens hat weder Stephens noch Worsaae jemals die Inschrift untersucht. Sobald eine genaue Untersuchung von den genannten Autoritäten vorliegt, sind wir bereit, uns ihrer Entscheidung zu fügen, so lange müssen wir aber an unserer Auffassung festhalten, daß wir es hier mit einem Andenken an die Norweger zu thun haben.

Ich will hier einige Briefe mittheilen, die ich von Herrn Elisha Slade in Somerset, Bristol County, Massachusetts, erhalten habe und die sich auf die Felseninschrift beziehen.

Somerset, Bristol County, Mass., 17. Dec. 1875.

Hochgeehrter Herr! Ich habe das Vergnügen, Ihnen anbei das Stereoskopbild des bekannten Digthon-Felsens zu senden, der auf der Ebbelinie im Tauntonflusse auf dem östlichen Ufer 3/4 Meilen nördlich von Somerset liegt. Dieser Felsen ist, wie Sie wissen, zu verschiedenen Zeiten seit der ersten Landung der Pilgrime Gegenstand mancher gelehrten Verhandlung gewesen.

In geologischer Hinsicht besteht der Dighton-Felsen aus kieselartigem Sandstein aus der letzten silurischen Periode und gehört, soweit ich es beurtheilen kann, zu der Helderberggruppe. Die Schichten laufen, wie Sie hier auf dem Bilde sehen können, parallel mit der Oberfläche und haben sich wahrscheinlich in stillem Gewässer abgelagert.

Ich habe den Felsen sorgfältig gemessen und meine Maße haben folgendes Resultat ergeben:

Die Seite des Felsens, auf der sich die Schriftzeichen befinden, bildet einen Abhang von 47°, und die Oberfläche, die

sich nach dem Wasser zu abschrägt, hat eine Ausdehnung von 25°.

Die Durchschnittshöhe des Felsens beträgt 1,293 Meter.

Die Durchschnittslänge ist 1,768 Meter.

Die Durchschnittsbreite ist 3,384 Meter.

Der Kubikinhalt über der Wasserfläche beträgt 3,871 Kubikmeter.

Der Felsen wiegt 9 071 023 Kilogramm. Bei Hochwasser ist der Felsen fast völlig unter Wasser und kann nur zur Ebbezeit ordentlich untersucht werden.

Die Schrift ist $^1/_8$ bis $^3/_8$ Zoll tief. Als die Photographie angefertigt wurde, machte ich selber fast alle Kreidezeichen. Nur dort, wo die Schrift im Felsen ganz deutlich war, wurde Kreide angewendet. Verschiedene Stellen, wo die Schrift zum Theil undeutlich geworden, blieben völlig unberührt.

Ergebenst

Elisha Slade.

Es ist so oft behauptet worden, daß die Schriftzeichen in dem Dighton-Felsen nichts anderes sind als „Indianer Kritzeleien". Ich schrieb deswegen an Herrn Slade und fragte ihn, ob dieselben seiner Ueberzeugung nach mit Steingeräthschaften gemacht sein können. Er antwortete wie folgt:

Somerset, Bristol County, Mass., 13. März 1876.

Hochgeehrter Herr! Sie wünschen meine Ansicht darüber zu wissen, mit welcher Art von Geräthschaften die Inschrift auf den Dighton-Felsen geritzt worden ist. Ich glaube, daß es eiserne Werkzeuge gewesen sind und daß eine geübte Hand dieselben geführt hat. Meine Meinung hat in einer solchen Frage wohl nichts zu bedeuten, aber ich habe doch Inschriften gesehen, die zweifellos von Eingeborenen und zwar mit Hülfe von Steinwerkzeugen ausgeführt sind. Dieselben waren nicht annähernd so scharf ausgeprägt wie diejenigen, von denen hier die Rede

ist. Ich kann nicht glauben, daß diese Inschrift von jenen trägen Indianern herrührt, die uns Schoolcraft schildert.

Der Besuch der Nordländer in Neu-England interessirt mich in höchstem Grade, denn Thorfin muß die Umgegend meines Geburtsortes Somerset genau gekannt haben. Er muß den Tauntonfluß gesehen haben, wie ich ihn sehe, mit dem Mount Hope und der Narragansett-Bucht, er muß die Sonne von 865 über denselben Höhen aufgehen und hinter denselben Bergspitzen haben schwinden sehen. Es ist nicht unmöglich, daß Snorre in Somerset geboren ward!

Ergebenst

Elisha Slade.

XVI.

In demselben Sommer, in welchem Karlsefni aus Vinland heimkehrte, kam ein Schiff aus Norwegen nach Grönland; dasselbe wurde von den Brüdern Helge und Finboge, die aus Oestfjordene in Island stammten, befehligt. Sie blieben den Winter über in Grönland. Es war wieder viel die Rede von einer Fahrt nach Vinland, denn man hoffte durch eine solche Reise Ruhm und Reichthum zu erlangen.

Fröjdis, die Tochter Eriks des Rothen, begab sich zu Helge und Finboge und machte ihnen den Vorschlag, in Gemeinschaft mit ihr die Fahrt zu unternehmen und den Gewinnst derselben mit ihr zu theilen. Sie gingen darauf ein und sie begab sich zu ihrem Bruder Leif und bat ihn, ihr die Häuser zu schenken, die er in Vinland hatte bauen lassen; er aber antwortete, daß er sie ihr wohl leihen, nicht aber schenken wollte. Die Brüder und Fröjdis verabredeten, daß jeder von ihnen außer den Frauen 30 kampffähige Männer auf dem Schiffe haben solle, Fröjdis aber brach gleich den Vertrag, indem sie fünf Männer mehr mitnahm und dieselben verbarg, so daß die Brüder es nicht merkten, bis sie in Vinland landeten.

Die Brüder kamen jedoch etwas vor Fröjdis dort an und ließen sofort ihre Güter in Leifs Häuser bringen; als aber Fröjdis landete, löschten auch ihre Mannen das Schiff und trugen die Ladung nach den Häusern. „Wozu habt Ihr Eure Güter hierher bringen lassen?" fragte Fröjdis. „Weil wir dachten, daß es bei unserer Verabredung bleiben sollte," erwiderten sie. „Leif hat mir die Häuser geliehen und nicht Euch," sagte Fröjdis. „Bei einem Streit mit Dir würden wir den Kürzeren ziehen," sagte Helge, und sie trugen ihr Hab und Gut aus den Häusern und bauten sich weiter vom Meere entfernt an dem Ufer eines Sees ein Haus und richteten sich dort so gut ein, wie sie konnten.

Als nun der Winter kam, schlugen die Brüder vor, daß man gemeinsame Spiele veranstalte, um sich die Zeit zu vertreiben; das ging auch eine Zeit lang gut, dann aber geriethen die Leute in Streit miteinander, man veruneinigte sich, die Spiele hörten auf, und es war fortan kein Verkehr mehr zwischen den Häusern. So ging es bis tief in den Winter hinein.

Da geschah es, daß Fröjdis eines Morgens in aller Frühe aus dem Bette stieg, aber nichts auf die Füße zog. Es war in der Nacht starker Thau gefallen. Sie hüllte sich in den Mantel ihres Mannes und ging bis vor die Thür der Brüder. Kurz zuvor war ein Mann draußen gewesen und hatte die Thür nicht wieder fest geschlossen. Sie öffnete dieselbe und blieb eine Weile auf der Schwelle stehen. Finboge, der am äußersten Ende der Stube lag, war wach. „Was willst Du hier, Fröjdis," sagte er. „Ich will, daß Du aufstehst und mit mir vor die Thür gehst," erwiderte sie, „denn ich habe mit Dir zu reden." Er that das auch, und sie setzten sich auf einen Baumstamm, der an der Wand des Hauses lag. „Wie gefällt es dir hier?" fragte sie. „Das Land gefällt mir wohl," er-

widerte er, „schlecht aber will mir die Feindschaft gefallen, die zwischen uns herrscht, denn ich meine, es ist im Grunde keine Veranlassung dazu.“ „Darin hast Du Recht,“ sagte sie, „das finde ich auch; ich kam hierher, um Dich zu fragen, ob Du und Dein Bruder einen Tausch mit mir machen und mir euer Schiff überlassen wollt, denn das eure ist größer als das meine, und ich wollte gern fort von hier.“ „Auf den Vorschlag gehe ich ein,“ sagte er, „falls Du dann zufrieden sein willst.“ Und damit trennten sie sich. Sie ging heim, und Finboge kehrte wieder in sein Haus zurück und legte sich schlafen.

Als aber Fröjdis wieder in ihr Bette kam, waren ihre Füße kalt. Thorvard erwachte und fragte: „Wie bist Du so kalt und naß geworden?“ Sie entgegnete ihm voller Zorn: „Ich bin bei den Brüdern gewesen und wollte mit ihnen um ihr Schiff handeln, denn ich wollte eins haben, welches größer ist als das meine, sie aber wurden so zornig darob, daß sie mich schlugen und mich übel zurichteten. Und Du, Feigling, wirst weder meine noch Deine Schmach retten; ich merke nur zu gut, daß ich nicht in Grönland bin, aber ich werde nicht bei Dir bleiben, falls Du das Geschehene nicht rächst.“ Er konnte ihren bösen Worten nicht widerstehen, deshalb hieß er seine Mannen aufstehen und zu den Waffen greifen. Das thaten sie auch und begaben sich sogleich nach dem Hause der Brüder, fielen über diese, die friedlich schlafend dalagen, her, griffen und banden sie und führten die so Gebundenen ins Freie, und Fröjdis ließ sie tödten, einen nach dem anderen, sowie sie aus dem Hause herauskamen.

Die Männer waren jetzt alle getödtet, und es waren nur noch die Frauen übriggeblieben, die aber wollte Niemand tödten. „Gebt mir eine Axt,“ sagte Fröjdis, und als sie dieselbe erhalten hatte, erschlug sie die fünf Frauen und ging erst von ihnen, nachdem sie ihren Geist aufgegeben hatten. Nach

dieser Unthat kehrten sie in ihr Haus zurück, und Fröjdis war nicht das Geringste anzumerken, — im Gegentheil, sie meinte, daß sie sehr wohl daran gethan habe; zu ihren Genossen aber sagte sie: „Sollte es uns beschieden sein, nach Grönland zurückzukehren, so soll der Mann, der verräth, was sich hier zugetragen, des Todes sein; wir wollen sagen, die Anderen seien hier zurückgeblieben, als wir von hinnen fuhren."

Sobald es Frühling geworden, machten sie das Schiff, welches bis dahin die beiden Brüder geführt hatten, segelklar, beluden es mit soviel guten Dingen, wie es nur tragen konnte, stachen dann in See und hatten eine günstige Reise, so daß sie schon früh im Sommer Eriksfjord erreichten. Fröjdis gab allen ihren Mannen reiche Geschenke, damit sie schweigen sollten, aber es ward doch ruchbar, was sie gethan, und schließlich erhielt auch ihr Bruder Leif Kunde davon. Diese Nachricht gefiel ihm jedoch nicht. Er ließ drei Männer aus Fröjdis' Gefolge greifen und solange foltern, bis sie ihm die ganze Begebenheit wahrheitsgetreu mittheilten; und die Aussagen von den Dreien stimmten genau überein.

„Ich kann nicht gegen Fröjdis handeln, wie sie es wohl verdient hat," sagte er, „das aber weiß ich, ihre Nachkommen werden nicht gedeihen!" Und von Stund' an gab es niemand, der nicht gemeint hätte, daß sie nur Unglück verdienten.

XVII.

Der Theil von Amerika, mit dem die Nordländer hauptsächlich in Berührung kamen und mit welchem sie lange Zeit hindurch eine Verbindung aufrechterhielten, war Vinland, aber hin und wieder besuchten sie auch südlichere Gegenden, besonders das schon im ersten Abschnitt besprochene „Groß-Irland", dessen Bevölkerung, von der nicht allein

die Berichte der Nordländer, sondern auch indianische Ueberlieferungen erzählen, irischen Ursprungs gewesen zu sein scheint.

Dorthin wurde im Jahre 983 Are Maarssön vom Sturm verschlagen, und dort scheint er als Häuptling der weißen Männer eines großen Ansehens genossen zu haben. Es ist wahrscheinlich auch dasselbe Land — die Gegend südlich von der Cheasapeake-Bucht —, von welchem in dem folgenden Bericht die Rede ist.

In dem westlichen Theil von Island wohnte ein Mann Namens Björn Asbrandssön, der Bredevigsriese genannt. Dieser gerieth mit dem mächtigen Häuptling Snorre Gode infolge eines Liebesverhältnisses zwischen Björn und Snorres Schwester Thurid in Streit. Auf Snorres Rath wurde Thurids Gemahl Thorod gegen Björn klagbar und erreichte es, daß derselbe auf drei Jahre des Landes verwiesen ward.

Nachdem er viele Länder durchstreift und sich großen Ruhm erworben hatte, — er fand unter anderem eine Zeit lang Aufnahme in dem bekannten Vikingerlager in Jomsborg unter Palnatoke — kehrte er nach Verlauf der drei Jahre wieder nach Island zurück, wo er sofort sein Verhältniß mit Thurid von neuem anknüpfte. Ein Sohn Thurids, der in dem Jahre geboren war, als er fortzog, wurde allgemein als der seine angesehen. Die Feindseligkeiten brachen denn auch bald wieder aus, und schließlich mußte Björn versprechen, Island für immer zu verlassen. Dies geschah im Jahre 999 und während vieler Jahre hörte man nichts von ihm.

Da geschah es, daß Gudleif Gudlaugssön im Jahre 1029, als er von Dublin in die Heimath zurückkehren wollte, durch den Sturm an ein unbekanntes Land verschlagen wurde (siehe S. 5).

Als sie sich eine kurze Zeit am Lande aufgehalten hatten, kamen Leute zu ihnen; sie kannten sie nicht, aber es schien ihnen,

als gliche die Sprache derselben dem Irischen. Es kamen bald so viele, daß es wohl mehrere Hundert sein mochten. Diese Männer fielen über sie her, fingen sie alle, banden sie und trieben sie landeinwärts. Dort wurden sie vor eine Versammlung gestellt, um ihr Urtheil zu empfangen; sie verstanden soviel von den Verhandlungen, daß einige von den Männern ihren Tod verlangten, während andere den Vorschlag machten, sie in den verschiedenen Ansiedelungen zu vertheilen und Leibeigene aus ihnen zu machen. Und während man hierüber noch in Uneinigkeit war, sahen sie plötzlich, daß eine große Schar Berittener, die ein Banner in ihrer Mitte trugen, auf sie zukam. Sie konnten erkennen, daß sich ein Häuptling in der Schaar befinden müsse. Als die Reiter sich ihnen näherten, erblickten sie unter dem Banner einen großen, stattlichen Mann zu Pferde; derselbe hatte weißes Haar und war hochbejahrt. Und Alle beugten sich vor dem Manne und empfingen ihn, so gut sie nur konnten. Sie merkten bald, daß die Entscheidung über ihr Los seinem Gutdünken überlassen wurde. Nach einer Weile ließ dieser Mann Gudleif und seine Leute vor sich führen, redete sie auf Norwegisch an und fragte, aus welchem Lande sie stammten. Da erwiderten sie denn, daß die meisten unter ihnen Isländer seien, und er fragte weiter, wer denn von ihnen aus Island sei. Gutleif antwortete, daß er dort zu Hause sei, und der alte Mann wollte wissen, aus welchem Theil des Landes er käme, und Gudleif versetzte: „Aus dem Bezirk, welchen man Borgarfjord nennt. Und wiederum fragte der Alte, aus welchem Theil von Borgarfjord, und Gudleif sagte ihm das genau so, wie es sich verhielt. Darauf erkundigte der Mann sich nach den angesehensten Leuten in Borgarfjord, und vor allen Dingen wollte er Nachricht von Snorre Gode, von seiner Schwester Thurid und derem Sohne Kjartan haben. Die Bewohner murrten jedoch und verlangten, daß er eine Entscheidung träfe.

Da entfernte sich der Greis von den Isländern, nahm zwölf seiner Mannen mit sich, und sie saßen lange und berathschlagten miteinander. Als sie sich wieder bei dem versammelten Volke einfanden, sagte der alte Mann zu Gudleif: „Ich und die Bewohner des Landes haben eure Sache miteinander beredet, und das Volk hat mir die Entscheidung derselben überlassen; ich aber will euch die Erlaubniß geben, zu reisen, wohin ihr wollt; aber, obwohl der Sommer fast vorüber ist, will ich euch doch den Rath geben, von dannen zu ziehen, denn auf das Volk hier kann man sich nicht verlassen, es ist nicht gut umgehen mit ihnen und sie meinen jetzt, daß das Gesetz zu ihrem Nachtheil gebrochen ist.“ Gudleif antwortete: „Was sollen wir sagen, wenn das Schicksal es uns vergönnt, in unser Vaterland heimzukehren? Wer bist Du, der uns die Freiheit geschenkt hat?“ „Das will ich euch nicht sagen,“ erwiderte der Mann, „denn es sollte mir leid thun, wenn es meinen Blutsverwandten und Pflegebrüdern so ergangen wäre, wie es euch unfehlbar ergangen sein würde, wenn ihr nicht durch meine Hülfe gerettet wäret. Jetzt aber bin ich so alt, daß ich jeden Augenblick erwarten kann, daß das Alter mich bezwingt und selbst, wenn ich noch eine Weile lebe, so giebt es hier weit mächtigere Leute als ich es bin, und diese werden keinen Frieden mit den Ausländern halten, die hierherkommen; freilich wohnen diese Männer nicht in der Nähe des Ortes, wo ihr landetet.“ Darauf ließ er ihr Schiff klar machen und blieb bei ihnen, bis sie günstigen Wind hatten. Ehe sie jedoch von einander schieden, zog der Greis einen goldenen Ring von seinem Arm und gab Gudleif denselben mitsammt einem guten Schwert. „Falls das Schicksal es Dir vergönnt, nach Island heimzukehren,“ sagte er, „so sollst Du dies Schwert dem Bauern Kjartan auf Frodaa bringen, den Ring aber seiner Mutter Thurid geben.“ Gudleif fragte: „Was soll ich sagen, wer ihnen diese Kostbarkeiten sendet?“

„Sage,“ erwiderte der Greis, „daß derjenige sie sendet, der ein besserer Freund der Hausfrau auf Frodaa war als ihres Bruders, des Goden auf Helgafjaeld; wenn aber jemand vermeinen sollte, daß er errathen kann, wer der Besitzer dieser Kostbarkeiten gewesen, so sage nur, daß ich jedem verbiete, mir nachzuziehen, denn das ist ein gefahrvoll Ding, wenn die Leute nicht zufälligerweise einen so glücklichen Landungsplatz treffen als ihr. Das Land hier ist groß, aber es hat nur wenige Häfen, und überall droht den Ausländern Verderben, wenn sie es nicht so glücklich treffen, wie es euch vergönnt war.“

Darauf ging Gudleif mit seinen Mannen in See und sie landeten im Spätherbst in Irland und blieben den Winter über in Dublin. Aber im nächsten Sommer fuhren sie nach Island, und Gudleif lieferte Ring und Schwert ab, wie er versprochen hatte. Das Volk aber auf Island war fest überzeugt, daß dieser Mann Björn Bredevigskämpe gewesen sei; dies aber ist alles, was man von der Sage weiß.

Die Verbindung zwischen Norwegen, Island und Amerika mit Grönland als Mittelland währte, wie schon erwähnt, nach den Andeutungen in den alten Sagen mehrere Jahrhunderte lang. Hauptsächlich holten die Nordländer Brennholz aus den amerikanischen Küstenländern. Zu einer Kolonisirung der Ostküste von Amerika kam es jedoch niemals. Die letzte Vinlandsfahrt, von der berichtet wird, fand im Jahre 1347 statt, aber gerade zu der Zeit (1347—1351) raste in Europa die schreckliche Seuche, „der schwarze Tod“, und als dieselbe auch Island und Grönland erreichte, hörte die Verbindung mit Vinland auf, und auch die im Verhältniß zu dem rauhen Klima recht blühende norwegische Kolonie auf Grönland, welches um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts ebenso wie Island der norwegischen Krone unterworfen wurde, siechte allmählich hin, und im Jahre 1520

wurde dieselbe aufgegeben, nachdem schon längere Zeit hindurch kein Verkehr mehr stattgefunden. Als die Europäer im sechszehnten Jahrhundert Grönland wiederfanden, war die norwegische Kolonie spurlos verschwunden.

XVIII.

Wir wollen hier auf einige der Fäden aufmerksam machen, welche die Entdeckung Amerikas durch Columbus mit der der Nordländer verknüpfen.

1. Aus einem Briefe, den Columbus selber geschrieben und der in Washington Irvings Werk[9] angeführt ist, geht mit Bestimmtheit hervor, daß er, während der Plan einer Entdeckungsreise gen Westen in seinem Innern reifte, eine Reise nach Nordeuropa unternahm und Island besuchte. Dies geschah im Februar 1477 und während seiner Unterredungen mit dem Bischof und anderen gelehrten Isländern muß er von der merkwürdigen Thatsache gehört haben, daß ihre Landsleute ein großes Land im Westen entdeckt hatten, ein Land, das sich weit nach Süden hinuntererstreckte. Dies hat der große Geograph und Seefahrer mit dem lebhaften, grübelnden Geist nicht gleichgültig mit anhören können. Wie der Leser sich erinnern wird, waren bei dem Besuche des Columbus auf Island im Jahre 1477, also 15 Jahre vor der Entdeckung von Amerika, nur 130 Jahre vergangen, seit die letzte Vinlandsreise stattgefunden. Es lebten ohne Zweifel noch Leute, deren Großväter über das atlantische Meer gefahren waren, und es ist ganz unmöglich, daß er, der stets über Geographie und Seereisen grübelte und sich mit Vorliebe davon unterhielt, sich längere Zeit auf Island aufgehalten haben sollte, ohne etwas von dem im Westen liegenden Lande zu hören.

2. Gudrid, Thorfins Gemahlin, die Mutter Snorres unternahm nach dem Tode ihres Mannes eine Pilgerreise nach

Rom. Es wird berichtet, daß sie wohl empfangen ward, und sie wird sicher von ihrer Reise über den Ozean, sowie von ihrem dreijährigen Aufenthalt in Vinland erzählt haben. Man verfolgte in Rom mit der größten Aufmerksamkeit die geographischen Entdeckungen und scheute keine Mühe, alle neuen Karten und Berichte zu sammeln. Jede neue Entdeckung war eine Erweiterung der Herrschaft des Papstes, ein neues Feld für die Verkündigung des Evangeliums. Die Römer hatten möglicherweise schon früher von Vinland gehört, Gudrid aber brachte das erste persönliche Zeugniß von der Existenz des Landes.

3. Daß man im Vatikan von dem Vorhandensein Vinlands Kunde hatte, geht deutlich aus dem Umstande hervor, daß der Papst Paschalis II. im Jahre 1112 Erik Upsi zum Bischof von Island, Grönland und Vinland ernannte; und Erik Upsi zog im Jahre 1121 selber nach Grönland.

4. Neuere Forschungen über Columbus scheinen den Beweis zu liefern, daß er Gelegenheit hatte, eine Karte von Vinland zu sehen, welche vom Vatikan zum Gebrauch der Pinzonen beschafft war, und bei den nautischen Kenntnissen, die er besaß, müßte es uns wirklich mehr Wunder nehmen, wenn er nichts von Amerika gehört hätte, als wenn er etwas davon erfahren hätte. Man darf nicht vergessen, daß Columbus im Zeitalter der Entdeckungen lebte. England, Frankreich, Portugal und Spanien wetteiferten, neue Länder zu entdecken und ihre Gebiete zu erweitern.

5. Außer dem Zeugniß der alten Sagen, des Dighton-Felsens und anderer Denkmäler, wie z. B. des Newport-Thurmes, der wahrscheinlich auch von den Nord-Skandinaviern herstammt, — die Indianer erzählten den Kolonisten in Neu-England, daß derselbe von Riesen gebaut worden sei, und die Nordländer müssen sich ja auch in den Augen der Eingeborenen wie Riesen ausgenommen haben —, und endlich außer dem schon erwähnten Skelett eines Mannes in kriegerischem Gewande haben wir noch

einen beachtungswerthen Bericht von der Entdeckung Amerikas durch die Nordländer und zwar in einem Buche von Adam von Bremen, jenem angesehenen Geistlichen und rühmlich bekannten Geschichtsschreiber, der im Jahre 1076 starb. Er besuchte den dänischen König Svend Estridssön und schrieb, in die Heimath zurückgekehrt, ein Buch über die Ausbreitung des Christenthums in Nordeuropa. Diesem Buche fügt er einen Abschnitt über die Lage Dänemarks und einiger anderer Länder bei. Nachdem er über Dänemark, Schweden, Norwegen und Island gesprochen hat, sagt er, daß es außer den eben genannten Ländern noch ein anderes giebt, das von vielen besucht worden ist; es liegt weit draußen im Meer (atlantischen Ozean) und wird Vinland genannt, weil dort von selber Weinranken wachsen, welche einen sehr guten Wein geben, wie denn dort auch sehr viel wildes Getreide wächst und zu diesen beachtenswerthen Worten fügt er hinzu: „Es ist dies keine vage Vermuthung, sondern wir haben das ausdrückliche Zeugniß der Dänen dafür, daß sich die Sache also verhält."

Adam von Bremens Werk kam im Jahre 1073 heraus und wurde von allen Gebildeten in ganz Europa gelesen. Ist es da anzunehmen, daß Columbus, der ein gelehrter Mann war und der ganz in seinen geographischen Studien aufging, besonders insofern sie von dem atlantischen Ozean handelten, — ein so wichtiges Werk nicht gekannt haben sollte?

Ich habe nicht weniger als fünf Gründe angeführt, die beweisen sollen, daß Columbus über das Vorhandensein Amerikas mit sich im Klaren gewesen ist, ehe er sich auf seine Entdeckungsreise begab; nämlich:

1. Gudrids Besuch in Rom.

2. Die Ernennung Erik Upsis zum Bischof von Vinland durch Papst Paschalis II.

3. Adam von Bremens Besprechung von Vinland in seinem 1073 veröffentlichten Buch.

4. Die Karte, welche den Pinzonen vom Vatikan verschafft wurde, ein Umstand, den mit Sicherheit nachzuweisen mir leider bis dahin noch nicht gelungen ist.

5. Die Krone des Ganzen, Columbus eigener Besuch auf Island im Jahre 1477.

Das sind bedeutungsvolle Thatsachen, und wenn man die Biographie des Columbus liest, bekommt man auch den Eindruck, daß er die feste Ueberzeugung hatte, daß dort im Westen Land existiren müsse. Er sagt selber, daß seine Ueberzeugung auf die Aussage gelehrter Skribenten begründet ist. Er erklärte, ehe er Spanien verließ, daß er, sobald er 700 Seemeilen zurückgelegt habe, Land zu finden hoffe. Er muß folglich die Breite des atlantischen Ozeans gekannt haben und muß außerdem eine ziemlich genaue Vorstellung von der Lage Vinlands und Groß-Irlands gehabt haben. Wenige Tage bevor er die neue Welt erblickte, gab er dem Drängen seiner meuterischen Mannschaft soweit nach, daß er gelobte, umzuwenden, falls nicht in drei Tagen Land in Sicht käme.

Die ganze Geschichte seiner Entdeckung von Amerika beweist, daß er entweder im voraus über das Vorhandensein des neuen Welttheils Kenntniß gehabt haben muß, oder daß er, wie freilich einige den Muth haben zu behaupten, inspirirt worden ist. Wir glauben nicht an dergleichen Inspirationen. Columbus ist in unseren Augen nur um desto größer, weil er sein Ziel durch eine Reihe logischer Schlußfolgerungen, auf Forschungen und Untersuchungen beruhend, erreicht hat. Wir glauben, daß er die Traditionen auf das sorgfältigste ergründete, die Plato von einer wellenumschlungenen Insel, Namens Atlantis, bewahrt hat; wir glauben, daß er gelesen, was Diodorus von den phönizischen Kaufleuten erzählt, die vom Sturm verschlagen, ein

fruchtbares Land im Westen von Afrika fanden; wir glauben, daß er Adam von Bremen gelesen hat und daß er nicht Rast noch Ruhe finden konnte, bis er die gefahrvolle Reise nach Island antrat und aus dem eigenen Munde der Bewohner die Erzählungen von Vinland und Groß-Irland vernahm. Es ist Columbus' Ruhm, die Natur erforscht und die Schriften gelehrter Männer studirt zu haben; daß er genau acht gab auf Berichte der Seefahrer und sorgfältig alle die zerstreuten Nachrichten sammelte, welche man gewöhnlich in das eine Ohr hinein- und aus dem anderen wieder herausgehen läßt.

Washington Irving sagt: „Als sich Columbus einmal seine Anschauung gebildet hatte, hielt er auch mit seltener Energie an derselben fest. Er sprach sich niemals zaghaft oder unsicher darüber aus, sondern stets mit einer Ueberzeugung, als habe er das gelobte Land bereits gesehen.“ Wenn diese feste Ueberzeugung ausschließlich auf einer unbegründeten, rein persönlichen Anschauung beruht, müssen wir, trotz unseres Respektes vor seinem ausgezeichneten Biographen, die Behauptung aufstellen, daß Columbus kein Anrecht auf den großen Ruf von Scharfsinnigkeit und Gelehrsamkeit hat, den Washington Irving für ihn beansprucht. Wir glauben, daß es Columbus großem Namen nur zur Ehre gereichen kann, wenn wir nachweisen, daß er seine Ueberzeugung auf feststehende Thatsachen begründet hat, die zu erforschen er Geduld und Tüchtigkeit genug besaß, sowie daß es ihm nicht an Scharfsinn gebrach, diese Thatsachen zu kombiniren, und eben dadurch gewinnt die Entdeckung Amerikas durch die Nordländer eine historische Bedeutung.

Was wir Columbus zum Vorwurf machen, ist, daß er nicht offen und ehrlich genug war, zu sagen, woher seine Kenntniß von den Ländern stammte, die er finden wollte, und daß er sich zuweilen als ein vom Himmel erkorenes Werkzeug ausgab und daß er die Früchte seiner Arbeit der Inquisition zu gute kommen ließ.

Selbst wenn Columbus also unserer Auffassung nach kein so edler, wahrheitsliebender Mensch ist, wie der Leser bis dahin vielleicht geglaubt hat, stimmen wir doch mit der Anschauung überein, daß er ein ungewöhnlich tüchtiger Mann gewesen. Er hat sein Ziel durch unermüdliche Forschungen und Untersuchungen erreicht, nicht durch einen Zufall oder gar durch Inspiration. Man muß die großen Männer stets nach besten Kräften vor der Anschuldigung schützen, daß sie ihre Größe nur einem Zufall oder einer Inspiration verdanken, denn die Geschichte, insofern sie beweisen will, was menschlicher Scharfsinn und rühmliche Thatkraft ausrichten können, hat keine ärgeren Feinde als diese.

Daß sich die Kolonien der Spanier und anderer Völker in Amerika länger halten konnten als die der Nordländer, ist hauptsächlich der Ueberlegenheit zuzuschreiben, welche die Schußwaffen den Europäern über die Eingeborenen gaben. Die Nordländer hatten keine Schußwaffen, und die höhere Kultur, die sie besaßen, konnte sie nicht gegen die Schwärme der Wilden beschützen, die sie angriffen. Hierzu kommt noch, daß der schwarze Tod die Bevölkerung von Norwegen und Island derartig verminderte, daß die Auswanderung keine Nothwendigkeit mehr war, daß sogar bald die Möglichkeit einer Auswanderung aufhören mußte.

Hätte die Verbindung zwischen Vinland und dem Norden nur hundert Jahre länger aufrecht erhalten werden können, d. h. bis zur Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts, so ist es nicht leicht zu beurtheilen, welche Folgen daraus hätten entstehen können. Die nordischen Kolonisten würden dann wahrscheinlich Wurzel geschlagen und Festigkeit gewonnen haben, und die Sprache, die Nationalität und die Sitten der Skandinavier würden wahrscheinlich eine ebenso bedeutende Rolle in Amerika gespielt haben, wie es heutzutage die der Engländer und ihrer Nachkommen thun.

XIX.

Es liegt außerhalb des Bereiches dieser Skizze, dies Thema noch eingehender zu behandeln. Wir wollen nur noch einmal an Leif Erikssön erinnern, an den ersten weißen Mann, der gen Westen ging, um Amerika zu finden. Wir wollen an seinen Bruder Thorwald Erikssön erinnern, den ersten Europäer sowie den ersten Christen, der in amerikanischer Erde begraben ward! Auch Thorfin und Gudrid wollen wir nicht vergessen, die die erste europäische Kolonie in Neu-England gründeten, auch nicht ihren kleinen Sohn Snorre, den ersten Sprößling eines europäischen Stammes, der in der neuen Welt das Licht erblickte. Wir wollen Leif Erikssön ein Denkmal errichten, das seiner und seiner That würdig ist, und aus dem Umstande, daß die Entdeckung von Amerika so lange in den Büchern der Isländer verborgen gelegen, die man erst nach und nach erforscht hat, wollen wir die Lehre ziehen, daß die Wahrheit, selbst wenn sie niedergeschlagen wird, doch wieder aufersteht, daß die Wahrheit oft lange Zeiten hindurch verborgen und verdunkelt werden kann, daß sie aber wie die Strahlen eines weit entfernten Sternes nach Verlauf von Jahrtausenden einen anderen Weltenkörper erreichen und demselben Licht bringen kann. Wir wollen, wie Davis sagt, Leif Erikssön preisen für seinen Muth, ihn ehren für seine Energie und ihn achten um der Beweggründe willen, die ihn anspornten, denn er setzte seine ganze Kraft daran, die Grenzen der Welt zu erweitern. Er erreichte das gelobte Land, wo

Des Westens milde Sonne
Verbreitet Licht und Wonne
Weit über Land und See
Und manches Herz erfreuet.

Er erschloß den Weg zu neuen Ländern, wohin die lächelnde

Hoffnung ein Geschlecht nach dem anderen aus der alten Welt lockt.

Menschen wie ein Alexander oder Tamerlan siegen nur, um ein Land zu vernichten. Die Entdecker dagegen reihen neue, schöne Länder an die Kette derjenigen, die wir bereits besitzen.

Und sind nicht die kühnen Abenteurer, welche die salzige Tiefe durchfurchen, ebenso anziehend wie die Soldaten eines Alexanders, eines Napoleons, die ausziehen, um die Welt mit wallenden Federbüschen und blitzenden Waffen zu erobern?

Wer kann alle die Wohlthaten aufzählen, welche die Menschheit den Entdeckern verdankt?

Dazu gehörten tausend Zungen,
Kehlen von Erz und Riesenlungen!

Schluß.

Zum Schluß wollen wir noch folgende interessante Aufzeichnung über die Spuren der Skandinavier mittheilen, die wir Herrn Joseph Story Fay in Wood's Hall verdanken, und die wir das Vergnügen haben, mit Genehmigung des Autors unseren Lesern vorlegen zu dürfen. Wir schicken noch die Bemerkung voraus, daß der Name Hope in der Thorfin Karlsefni-Sage vorkommt, wo folgendermaßen geschrieben steht: „Karlsefni fuhr mit seinen Mannen in die Mündung des Flusses (Tauntonflusses) ein und sie nannten die Stätte Hóp (Mount Hope)". Hope stammt von dem isländischen Verb Hópa, weichen, sich zurückziehen, und bedeutet Bucht oder Flußmündung. Die Beschreibung des Ortes in der Sage stimmt genau mit der Mount-Hope-Bucht überein.

„Es steht fest, daß die Nordländer im zehnten Jahrhundert Amerika besuchten; sie kamen aus Grönland, segelten am Kap Cod vorbei, durch den Vineyard Sound bis zur Narragansett

Bay, wo sie sich aller Wahrscheinlichkeit nach niederließen. In der Gegend von Assonet und Dighton hat man Inschriften auf den Felsen gefunden, und die Tradition will wissen, daß es davon noch mehrere gegeben hat, die jetzt aber vernichtet sind. Es ist wohl anzunehmen, daß der Name Hope von diesen Skandinaviern herstammt, und es ist wunderbar genug, daß die Alterthumsforscher, welche die Namen an der Narragansett-Bucht von den Skandinaviern herleiteten, nicht auch an anderen Orten ihre Untersuchungen angestellt haben.

Isac Tylor, der ein Werk über „Wörter und Oerter" geschrieben hat, macht darauf aufmerksam, wie fest Ortsnamen an den Stätten hängen, mit denen sie einmal verknüpft worden sind, und wie oft sie dazu dienen, ein Licht auf die Geschichte der entsprechenden Oerter zu werfen, wenn es an allen anderen Hülfsquellen gebricht. Er weist mit Hülfe noch existirender Namen und Entdeckungen darauf hin, wie die Kelten, Skandinavier und Sachsen sich über Nordeuropa verbreitet haben, und sagt: „Die Geschichte und die Wanderungen solcher Völkerstämme müssen mit Hülfe der Namen jener Orte erforscht werden, an denen sie einmal gewohnt haben, wo sie sich aber nicht mehr aufhalten, mit Hülfe der Namen jener Höhen, die sie befestigt, jener Flüsse, an denen sie sich niedergelassen, jener Berge, die sie vor Augen gehabt haben. — Auf den Shetlands-Inseln sind alle Ortsnamen ohne Ausnahme norwegischen Ursprungs. Die Namen der Bauernhöfe enden auf — seter oder ster, und die Hügel heißen — hoy oder — holl. Aber, fügt er hinzu, „der Name ‚Grönland' ist der einzige, der uns an die Kolonien der Skandinavier in Amerika während des zehnten Jahrhunderts erinnert." Der Verfasser würde kaum diese Ausnahme der vollkommen richtigen Regel aufgestellt haben, die er hier anführt, wenn er daran gedacht hätte, daß die Nordländer die Südküste von Amerika Vinland nannten, und wenn er gewußt hätte, daß wir

noch heutigen Tages einen Ort dort Martins oder Marteas Vineyard (Vingaard) nennen. Wäre er am Kap Cod gewesen und wie die Nordländer um Monomoy Point, den südöstlichen Punkt des Vorgebirges, herumgesegelt, um so in den Vineyard Sound zu gelangen, so würde er zur Rechten eine hohe Sandbank erblickt haben, auf welcher oder neben welcher sich der Leuchtthurm erhebt, und die man Powder Hole nennt; fünf Meilen von dort entfernt, jenseits des Sundes, zur Linken, würde er die Höhen gesehen haben, welche jetzt Oak Bluffs heißen und am Fuße derselben eine tiefe Bucht, welche lange Zeit den Namen Holme's Hole getragen hat, und etwas weiter westlich würde er zu den Höhen gelangt sein, die den südwestlichsten Punkt des Vorgebirges bilden und in deren Schutz sich die malerische Bucht Wood's Hole ausdehnt.

Fährt man von dort weiter zu der Narragansett Bay an der Südküste von Naushon entlang, so erblickt man an dem westlichen Ende dieser Insel einige Landspitzen, die sich nach einem Ankerplatz für kleinere Fahrzeuge zu abflachen, und von dort führt ein Sund Namens Robinson's Hole in die Buzzard's Bay. Die nächste Insel, zu der man gelangt, ist Pasque und zwischen den hohen Hügeln derselben und denen von Nashawena erstreckt sich ein Sund, welcher Quick's Hole genannt wird. Die einzige Aehnlichkeit, die zwischen allen diesen Orten besteht, ist, daß sich überall in ihrer Nähe hohe Berge befinden, die zum Erkennen der Küste dienen. Es unterliegt keinem Zweifel, daß das Wort „Hole" Loch, Höhle bedeutet und in diesem Sinne auf keinen von den genannten Orten paßt, die Bezeichnung Höhe, Hügel dagegen paßt auf die benachbarten Höhen, die ihnen allen gemeinsam sind.

Es könnte den Anschein haben, als stände hiermit im Widerspruch, daß man auf der Karte südlich von Powder Hole oder Monomoy Point zwischen Handkerchief Shool und Pollock

Rip einen Ort unter dem Namen Butter's Hole aufgeführt findet, obwohl es dort in Wirklichkeit nicht die geringste Höhe, ja nicht einmal Land giebt. Hiergegen muß ich jedoch bemerken, daß dort noch vor nicht gar langer Zeit Land vorhanden war, welches von demselben starken Sturm fortgeschwemmt wurde, der fast den ganzen Hafen von Powder Hole zuschüttete und denselben seicht und unbrauchbar machte und der noch heute große Baumwurzeln und dergleichen mehr an die Küste spült. Wenn man diese Thatsache in Erwägung zieht, ist die Annahme kaum gewagt zu nennen, das Butter's Hole einen Ort bezeichnet, an dem sich einstmals eine Insel mit einem Vorgebirge befand, das die Norweger „hóll“ nannten und das von derselben mächtigen Naturkraft aus dem Wege geräumt wurde, durch welche Pollock Rip viele Meter nach Osten hin gerückt ward, und die in jedem Jahre in der Nähe von Nantucket und Kap Cod Untiefen bildet und dieselben wieder verlegt.

Die Annahme liegt nahe, daß die Skandinavier, wenn sie nach ihren langen und oft rauhen Reisen im Vineyard Sound mit seinem stillen Wasser und den guten Ankerplätzen angelangt waren, sich hier niederließen, um zu rasten, bevor sie nach Westen weitergingen; oder auch, daß sie auf der Rückkehr hier Halt machten, um sich mit Lebensmitteln zu versehen, ehe sie sich wieder auf das offene Meer hinaus wagten. Es wird ja auch in ihren Sagen erzählt, wie sie ganze Schiffsladungen voller Trauben von diesen gastfreien Küsten in die Heimath mitbrachten. Was liegt da näher als daß sie freundlichen Verkehr mit den Eingeborenen gepflegt und, nachdem sie es gelernt, sich mit ihnen zu verständigen, ihnen mitgetheilt haben, mit welchen Namen sie die Höhen und Vorgebirge an ihrer Küste zu bezeichnen pflegten, und daß dann die Indianer in ihrer Sprache den Namen „hóll“ aufnahmen, den sie von den Nordländern zur Bezeichnung der hohen Punkte benutzen hörten, welche für

diese zum Erkennen der Küste von so ungeheurer Wichtigkeit waren? Frägt man alte Leute in Wood's Hole, woher das Wort Hole stammt, so erhält man die Antwort, daß sie stets gehört haben, es sei indianischen Ursprungs.

Die hier aufgestellte Anschauung gewinnt dadurch an Wahrscheinlichkeit, daß sich das Wort Hole nirgends innerhalb oder außerhalb Amerikas in den Ansiedelungen der Engländer als Ortsbezeichnung findet, während es hier, wo die kühnen, norwegischen Seeleute gehaust haben, auf nicht weniger als fünf Stellen vorkommt und zwar in einer Ausdehnung von nur fünfzehn Meilen. Kann diese Erscheinung auf andere Weise erklärt werden, als dadurch, daß wir hier eine Spur der Skandinavier vor uns haben? Es ist nicht wahrscheinlich, daß sie mit ihren im Verhältniß zu den Schiffen der Jetztzeit unvollkommenen Fahrzeugen von Grönland bis Narragansett Bay, wo sie deutliche Spuren hinterlassen haben, gesegelt sein sollten, ohne Rast zu halten an den Küsten, die auf ihrem Wege lagen, wo sie Weintrauben und Getreide fanden und die damals ebenso lieblich und lächelnd gewesen sein müssen wie heute. Es wäre wünschenswerth, daß die oben angeführten Ortsnamen am Vineyard Sound, die wahrscheinlich die ältesten Ortsnamen in Amerika sind, bestehen blieben als Zeugniß davon, daß Massachusetts der erste amerikanische Staat ist, der entdeckt und kolonisirt wurde.

Anmerkungen.

[1] Tyrker.

[2] Adam von Bremen.

[3] Der Marmorlöwe von Piräus wurde später nach Venedig geführt und am Eingang des Arsenals aufgestellt, wo derselbe noch heute zu sehen ist.

[4] Dies Schiff hieß „Der Wurm" und war von dem Schiffsbaumeister Thorberg gebaut, der als solcher einen bedeutenden Namen in den Jahrbüchern des Nordens hat. Hakon Jarl hatte ein Segelschiff mit 24 Rudersitzen, König Knud eines mit 60 und König Olaf der Heilige

besaß zwei Schiffe, deren jedes 200 Mann führen konnte. Die nordischen Segelschiffe glitten so leicht und zierlich über das Wasser dahin wie Enten oder Schwäne, denen sie auch in der Form glichen.

[5] Veröffentlicht in Christiania 1860—68.

[6] Jarl bedeutet Herzog. (Engl. Earl).

[7] Dieser See ist die Mount Hope Bay. Wer dort heutzutage mit der Eisenbahn vorüberfliegt, glaubt auch, daß er einen See vor sich liegen sieht.

[8] Vorgebirge des Kreuzes.

[9] Columbus Vol. I., p. 59.



(62) Druck von J. F. Richter in Hamburg.

In den früheren Jahrgängen der „Sammlung“ erschienen:

Geschichte.

(25 Hefte, wenn auf einmal bezogen à 50 Pf. = 12,50 Mark.)

Behcim-Schwarzbach, Die Besiedelung von Ostdeutschland durch die zweite germanische Völkerwanderung. (393/394) .... M. 1.20
Bergau, Das Ordenshaupthaus Marienburg in Preußen. (133) .... " —.60
Bluntschli, Die Gründung d. amerikan. Union von 1787. 2. Aufl. (54) " —.60
Boesch, Heinrich I. und Otto I. (432) .... " —.60
Czekelius, Ein Bild aus d. Gegenreformation i. Siebenbürgen. (465) " —.80
Denicke, Von der deutschen Hansa. (456) .... " —.80
Dondorff, Die Normannen und ihre Bedeutung für das europäische Kulturleben im Mittelalter. (225) .... " —.75
Essellen, Das Varianische Schlachtfeld im Kreise Beckum. Mit einer Karte. (200) .... " 1.—
Häußner, Unsere Kaisersage. (440) .... " 1.—
Hevel, Die Stellung Friedrich d. Großen zur Humanität i. Kriege. (461) " —.60
Heydenreich, Livius und die römische Plebs. Ein Bild römischer Geschichtsschreibung. (401) .... " 1.—
Isaac, Amy Robsart und Graf Leicester. Ein Kriminalfall des XVI. Jahrhunderts. (389) .... " —.80
Justi, Ein Tag aus dem Leben des Königs Darius. (178) .... " —.75
Lehmann, Pommern zur Zeit Ottos von Bamberg. (299) .... " —.75
v. Löher, Cypern in der Geschichte. (307) .... " 1.—
Müller, Die Beherrscher der Gläubigen. (406) .... " 1.—
Schreiber, Die Reformation in Pommern. (351) .... " 1.—
Schroeder, Die niederländischen Kolonien in Norddeutschland zur Zeit des Mittelalters. Mit einer Karte. (347) .... " 1.—
Schulze, Das alte Rom als Großstadt und Weltstadt. (302) .... " —.75
Sepp, Kaiser Friedrich I. Barbarossa's Tod und Grab. (330) .... " 1.—
Stark, Aus dem Reiche des Tantalus und Krösus. Mit einer Karte und einer Lithographie. (147/148) .... " 1.80
Twesten, Die Zeit Ludwig XIV. (121) .... " —.60
Winckler, Krönung Karls des Großen zum römischen Kaiser. (323) . " —.75

Geographie.

(22 Hefte, wenn auf einmal bezogen à 50 Pf. = 11 Mark.)

Bastian, Mexiko. 2. Aufl. (62) .... M. —.75
v. Boguslawski, Die Tiefsee und ihre Boden- und Temperatur-Verhältnisse. Mit einer Tiefenkarte der Oceane der Erde und sechs Diagrammen im Texte. (310/311) .... " 1.80
Buchheister, Eine wissenschaftliche Alpenreise im Winter 1832. (N. F. 4) " —.60
Buchholtz, Land und Leute in Westafrika. (257) .... " 1.—
Engel, Das Sinnen- und Seelenleben d. Menschen unter d. Tropen. (204) " —.75
—, Nacht und Morgen unter den Tropen. (240) .... " 1.—
v. Hochstetter, Der Ural. (181) .... " 1.—
Jordan, Die geographischen Resultate der von G. Rohlfs geführten Expedition in die libysche Wüste. Mit einer Karte. (218) ..... " 1.20
Kögler, Tirol als Gebirgsland. Streiflichter auf Vergangenheit und Gegenwart. (384) .... " —.60
Koner, Ueber die neuesten Entdeckungen in Afrika. (69/70) .... " 1.20
Meyer, A. B., Die Minahassa auf Celebes. (262) .... " —.60
Neuhaus, Die Hawaii-Inseln. (N. F. 9) .... " 1.—

Byron im Lichte unserer Zeit.

Ein Vortrag
zur Feier des hundertjährigen Geburtstages Lord Byrons
im Verein für das Studium neuerer Sprachen zu Berlin

gehalten von

Dr. Immanuel Schmidt,
Professor an der Königlichen Hauptkadettenanstalt zu Lichterfelde.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei (vorm. J. F. Richter).
1888.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Fr. v. Holtzendorff in München.

Ein hundertjähriger Geburtstag entrückt den, welcher gefeiert wird, in eine poetische Ferne und läßt die Gesammteindrücke des Lichtes und Schattens klar hervortreten, so daß eine gerechte und unparteiische Würdigung möglich wird. Lord Byron aber fordert mehr als andere Dichter Uebung der Kritik; denn

> Von der Parteien Gunst und Haß entstellt
> Schwankt sein Charakterbild in der Geschichte.

Wir sind geneigt, es als etwas für die Literaturgeschichte der neueren Zeit Charakteristisches anzusehen, daß wir gewöhnlich die Lebensverhältnisse genau kennen, aus denen die einzelnen Werke hervorgegangen sind. Allein Milton, dessen stark hervortretendes Selbst für seine Schöpfungen eine ausführliche Biographie fordert, ist uns viel genauer bekannt, als Lord Byron; und doch wäre gerade bei diesem subjektivsten aller Dichter Aufklärung über so vieles Räthselhafte in höchstem Grade wünschenswerth.

Byron ist fast zu einem mythischen Wesen geworden; so viele falsche Vorstellungen haben sich mit seiner Persönlichkeit verknüpft, ja man hat meistens nicht einmal ein richtiges Bild von seiner durch zahlreiche Portraits bekannten äußeren Erscheinung. „Wer hat nicht," sagt ein Biograph, „von seiner düsteren Stirn, von seinen schwarzen Locken, von seinen dunklen Augen und von seinem Klumpfuß gehört? Und doch war sein heiteres Lächeln nicht minder bedeutsam als die Schönheit seiner

Züge; sein Haar, ein lichtes Goldbraun in seiner Jugend, ging nie in das tiefste Braun über; seine Augen waren graublau, und er hatte gar keinen Klumpfuß." Was den letzten Punkt betrifft, so rührte seine Lahmheit von der Zusammenziehung der Achillessehne am Hacken beider Füße, doch vorzugsweise am rechten Fuße her; sie hinderte ihn, die Hacken auf den Boden zu setzen, vielmehr war er genöthigt, nur auf Ballen und Zehen zu treten, unterstützt durch einen hohen Absatz. Infolge ungeschickter Behandlung von seiten eines Wundarztes scheint das rechte Bein kürzer geworden zu sein; der Fuß bog sich nach innen. Außerdem waren die Füße für den schweren Oberkörper viel zu schwach. So kam es, daß Byron nach Leigh Hunts boshafter Bemerkung wie ein Vogel hüpfte und zu einem längeren Gange unfähig war. Wie sehr er sich dies zu Herzen genommen, ist bekannt.

Zu den falschen Vorstellungen kommt eine kaum begreifliche Unsicherheit der einfachsten Thatsachen hinzu. Findet denn die hundertjährige Jubelfeier wirklich an dem Geburtstage des Dichters statt? Man nimmt den 22. Januar allgemein an; allein dies Datum ist im Kirchenbuch nur durch eine gekünstelte Korrektur herzustellen. Ebensowenig steht der Geburtsort fest; für Dover läßt sich etwa gleich viel anführen als für Holles Street bei Cavendish Square in London. Wie verhält es sich ferner mit der Ehe der Eltern? Warum eigentlich haben sie sich zweimal trauen lassen? Da dies verhältnißmäßig nicht von Belang ist, begnüge ich mich mit der Erwähnung der Frage.

Das alte Adelsgeschlecht, von dem Byron stammte, geht uns weiter nicht an, als insofern sein nicht wegzuleugnender Ahnenstolz in Betracht kommt. Von ganz anderer Bedeutung sind die Generationen zunächst vor ihm, weil wirkliche Einflößung von Blut stattfinden konnte und ohne Zweifel stattgefunden hat. Des Dichters Großvater, ein Admiral Byron, hatte, wie

sein Beiname Foul-weather Jack, besagt, ewigen Stürmen getrotzt. Sein Vater, ein Kapitän der Garde, war in Frankreich wegen seiner Ritterlichkeit gefeiert, machte aber der Bezeichnung Mad Jack Byron durch sein tolles und wüstes Leben Ehre. Er hatte die Frau eines englischen Marquis verführt und geheirathet; durch seine zweite Ehe, der ein einziger Sohn George Gordon Byron, unser Dichter, entsprang, hatte er seinen zerrütteten Finanzen aufzuhelfen versucht. Nach Verschwendung des von seiner Gattin Mitgebrachten mußte er sich von ihr trennen und verkam immer mehr in Frankreich bis zu seinem Tode. Sein Sohn glaubte, freilich mit Unrecht, er habe Selbstmord begangen, wie auch der Großvater des Dichters mütterlicherseits sich die Kehle abgeschnitten hatte. Es wäre in der That ein entsprechender Abschluß seines unwürdigen Lebens gewesen. Von Liebe zu einem solchen Vater konnte nicht die Rede sein, zumal da der Knabe ihn nicht wiedergesehen hatte seit der Zeit, da man ihn noch auf den Armen trug. Byrons Mutter aber aus dem Geschlecht Gordon stand in keiner Weise hoch genug, um ihm die Liebe des Vaters zu ersetzen. Roh und leidenschaftlich behandelte sie das Kind, dem als Erbtheil ihre hysterische Erregbarkeit eigen war, abwechselnd mit Anwandlungen stürmischer Zärtlichkeit, nannte es dann wieder ein lahmes Balg und stieß es zurück, so daß sie weder Achtung verdiente, noch auch fand. So fehlte es dem Knaben sowohl an Zucht wie an elterlicher Liebe, um die in der Familie erbliche, an Wahnsinn grenzende Excentricität zu mildern.

Auf den Charakter der schottischen Nation, der Byron von väterlicher und mütterlicher Seite angehörte, brauchen wir nicht zurückzugreifen, da die Eigenthümlichkeit der Familie genügt, um die Maßlosigkeit der Extreme in seinem Wesen zu begreifen. Aber wohl dürfen wir auf die Einflüsse der Heimath in seinen Kinderjahren den ihm stets anhaftenden Hang zu einem gewissen

Aberglauben zurückführen, während andererseits frühe Natureindrücke ihn zur Auffassung des Großartigen anregten. Wäre nicht ein zähes Festhalten des Gesehenen oder Empfundenen im Gedächtniß ihm eigenthümlich gewesen, so könnten selbst bei seiner frühen Reife die Erinnerungen aus der ersten Jugend kaum in Betracht kommen. Das bis zur Leidenschaftlichkeit liebebedürftige Gemüth des Kindes fand wenig Gelegenheit sich anzuschließen, und seine Geistesbildung wurde vernachlässigt.

Der Knabe war also in mehr als einer Hinsicht haltlos, als er im Alter von zehn Jahren durch den Tod eines Verwandten die Pairswürde erbte. Stolz auf seinen hohen Rang wurde ihm eingeflößt, obgleich zunächst die Mittel fehlten, denselben geltend zu machen. Der Vormund, den man ernannte, stand trotz seiner Verwandtschaft der Familie fern und kümmerte sich wenig um die Erziehung seines Mündels. Bei stetem Wechsel der Lehrer und Schulen wurde das Nothwendigste versäumt, so daß es an den festen Grundlagen einer geregelten Bildung fehlte. Was geistig erworben wurde, beruhte nur auf eigener planloser Lektüre; allein das Genie erreicht spielend, was minder Begabten nur durch langsame und gründliche Arbeit möglich wird.

Ein schon im Knabenalter, noch stärker aber in den ersten Jünglingsjahren hervortretendes Selbstbewußtsein ohne Maß wollte geschont sein, da man es nicht rechtzeitig zu beugen verstanden hatte. Außer einem der früheren Lehrer hatte nur Dr. Drury, Byrons erster Direktor während seines Aufenthalts auf der hocharistokratischen Schule von Harrow, Takt genug, den jungen Menschen so zu behandeln, wie er es selbst verlangte und wie es bei seiner scharf ausgeprägten Eigenthümlichkeit allein Erfolg verhieß. Schlecht vorbereitet bezog er die Universität Cambridge und verließ sie wieder im März 1808 nach der kürzeren für den hohen Adel genügenden Studienzeit versehen mit

einem akademischen Grade, ohne das gewöhnliche Niveau höherer Bildung erreicht zu haben.

Als Student von Cambridge veröffentlichte Byron 1807 ein Bändchen Gedichte, zunächst als flüchtige Skizzen (Fugitive Pieces), dann vermehrt als „Stunden der müßigen Ruhe" (Hours of Idleness). Man möchte nach Byrons ganzem späteren Gebahren erwarten, sein erstes Auftreten als Schriftsteller hätte einen Weltsturm bedeutet. Doch wie harmlos war sein Erstlingswerk, wie wenig geeignet, allgemeines Aufsehen zu erregen; obgleich scharfe Blicke wohl schon damals erkennen mochten, was sich von dem Verfasser erwarten ließ. Die Sammlung von Gedichten wurde in der „Edinburger Revue" unbarmherzig verurtheilt.

Durch diese von seiner Heimath ausgehende Kritik wurde der Dichter in eine neue Bahn gelenkt. Im Jahre 1809 erschien seine Satire: „Englische Barden und schottische Kritiker" (English Bards and Scotch Reviewers). Ich bin der Ansicht, daß diese das Lob nicht verdient, welches ihr herkömmlicherweise gezollt wird. Die Satire bedarf als Kunstwerk der poetischen Einkleidung, wie z. B. Horaz eine solche gegeben hat, indem er Tiresias den Ulyß, der nach Verprassung seines Vermögens durch die Freier wieder auf einen grünen Zweig zu kommen wünscht, auf die Erbschleicherei in Rom hinweisen und über die in Anwendung kommenden Mittel belehren läßt. Auch Pope hat in der „Dunciade" den Thron des Stumpfsinns und die Erbfolge in seinem Reiche eingeführt. Byron hingegen arbeitet wie Churchill, oder wir können auch sagen im Stil des Juvenal, dem der Anfang entlehnt ist: Still must I hear? Witzige und äußerst treffende Bemerkungen werden aneinandergereiht, und sie sind zum Theil so boshaft und ungerecht, daß der Dichter sie später bereut hat; allein die Satire ist zu direkt. Von einer einheitlichen Komposition aber kann gar nicht die Rede sein; wir werden ja sehen, daß sich

unser Dichter in vielen seiner Werke die Forderung einer strengen Kunstform überhaupt nicht gestellt hat.

Inzwischen war Byron zu Anfang des Jahres 1809 mündig geworden und hatte wenige Tage vor dem Erscheinen der Satire seinen Platz im Haus der Lords eingenommen. Darauf zog er sich auf seine Besitzung, die Abtei von Newstead, zurück und führte dort mit einigen seiner Universitätsfreunde ein Leben in der alten akademischen Weise, nur etwas ausgelassener. Man boxte viel, schoß mit Pistolen und zechte Wein, wobei ein alter Mönchsschädel als Trinkgefäß eine Rolle spielte. Es ging aber leidlich zu und kam zu keinen sogenannten Orgien; insbesondere fehlten die paphischen Schönheiten, die man nach einer Stelle des „Childe Harold" bei den Gelagen in Newstead Abbey vorausgesetzt hat.

Als Byron im Alter von sechzehn Jahren seine Verwandte Marie Chaworth kennen lernte, die schon ins Leben der Gesellschaft eingetreten war, hoffte er allen Ernstes auf eine dauernde Verbindung mit ihr und fühlte sich bis ins tiefste Herz gekränkt, weil sie in ihm nur den lahmen Jungen sah und statt seiner einen Mann gewöhnlichen Schlages heirathete. Um einen Eindruck der ersten Kindheit ganz zu übergehen, hatte dem frühreifen Knaben schon sechs Jahre vorher eine andere Base, Margarethe Parker, eine schöne Lichterscheinung, den Schlaf geraubt. Bald nachdem Beide bekannt geworden, starb sie infolge eines Falles, und wie er selbst sagt, klagte er um sie in seinem ersten Gedichte. Trotz seines zähen Festhaltens an den Eindrücken der Vergangenheit ist die Annahme unhaltbar, diese Margarethe Parker sei die von ihm in mehreren sehr schönen Gedichten gefeierte Thyrza, ebenso wie die Ansicht, sie sei nur eine Schöpfung der Phantasie. Zu deutlich sprechen die Worte:

Ohn' einen Denkstein von den Deinen,
Zu künden von des Todes Raub,

Vergessen, nur nicht von dem Einen,
Warum nur schläfst du schon im Staub?

Wer war aber diese Thyrza? Wie so vieles Byron nahe Angehende, wissen wir es nicht. Es ist nur eine Vermuthung, sie sei die übrigens wieder unbekannte Geliebte gewesen, die ihn, angeblich als sein jüngerer Bruder, in Mannskleidern zu Pferde auf seinen weiteren Ausflügen begleitete und dann mit ihm nach Newstead zog. Es knüpft sich hieran noch eine andere nicht bestimmt zu beantwortende Frage: War sie vielleicht die Mutter seines Sohnes, den er in einem nach seinem Tode gefundenen Gedichte anredet? Auch von diesem hat sich keine Spur entdecken lassen.

Im Jahre 1809 unternahm Byron eine Reise über Portugal und Spanien nach Griechenland und Konstantinopel. Zwei Jahre später kehrte er zurück und verlor, bald nachdem er den englischen Boden wieder betreten hatte, seine Mutter. Am 27. Februar 1812 hielt er seine erste Rede im Oberhause. Ungeachtet sie Beifall fand, entsagte er bald der früher hoffnungsvoll begehrten politischen Laufbahn, offenbar in dem Gefühl, daß er sich ohne ernste und mühevolle Arbeit nicht behaupten könne. Zwei Tage nach jenem Auftreten als Redner erschien die poetische Schilderung seiner Reiseeindrücke, „Junker Harolds Pilgerfahrt". Mit Recht konnte der Dichter sagen: „Ich erwachte eines Morgens und fand mich berühmt." Kein Wunder! Nachdem durch seine Reise, in jenen Tagen noch ein großes Ereigniß, allgemeine Spannung erregt war, geschah alles um den Sieg des jungen Lords vorzubereiten, der durch die Schönheit seiner Erscheinung die vornehme Gesellschaft elektrisirt hatte.

Es soll aber keineswegs behauptet werden, Byrons erste größere Dichtung habe nur äußeren Umständen ihre Wirkung verdankt; vielmehr hätte sie auch sonst, nur vielleicht nicht ganz so schnell, durchschlagen müssen. Man fühlte sich durch die kon-

ventionelle Poesie des vorigen Jahrhunderts nicht mehr befriedigt; allein die von einem neuen Geiste beseelten Dichter der Uebergangszeit waren zu zahm gewesen, um eine vollständige Wendung hervorzubringen. Byron bot im „Childe Harold" nicht nur ein durchaus modernes Werk von ganz anderem Schlage als alles Bisherige; sondern dasselbe war auch dazu angethan, sowohl durch Schönheiten hinzureißen, als selbst durch die Zuthaten zu bestechen, welche wir jetzt als fehlerhaft erkennen. Starker Ausdruck der Subjektivität wird stets die Menge gewinnen, der jede Aufregung der Nerven erwünscht ist, zumal wenn ein Auflehnen gegen das Hergebrachte hinzutritt. Durch jenes Werk wurde der Leser aus der Heimath nach fernen poetischen Landen geführt, indem der Dichter seine eigenen Eindrücke mit der Gluth des Südens zu schildern wußte. Weil er oft an Rhetorik streifte, ja geradezu in Deklamation überging, also durch etwas Unechtes in seiner Poesie, erzielte er eine bedeutende Wirkung. Zündend war seine Begeisterung für die Sache der Freiheit, und indem er allerlei angriff, dessen Ansehen nur auf herkömmlichen Vorurtheilen beruhte, sprach er für längst nur unbestimmt Gefühltes das entscheidende Wort aus. Besonderen Reiz aber hatte es für das Volk, daß gerade ein solcher Dichter der Aristokratie angehörte. Dazu kam noch eine Anziehung ganz anderer Art; es gelang Byron, sich durch den zur Schau getragenen Weltschmerz, zu dem er übrigens damals noch wenig Grund hatte, interessant zu machen. Der Weltschmerz war seine Erfindung und er wurde ein Modeartikel.

Die Gesellschaft jener Tage war nicht ganz so schamlos wie die am Hofe Karls II., aber sittlich stand sie nicht höher. Ich kann mir gar nicht denken, daß Byrons Verhältniß zu Lady Caroline Lamb platonisch geblieben sei. Den Verlockungen der aristokratischen Sirenen sollte er entrissen werden durch Verheirathung, wie es gewöhnlich heißt, mit einer reichen Erbin,

Anna Isabella Milbanke; allein gerade diese Verbindung wurde der Fluch seines Lebens. Man hat Byron den Vorwurf einer Geldheirath gemacht; leider aber scheint er seiner Auserwählten trotz seiner Verschuldung an Vermögen mehr geboten zu haben, als sie ihm mitbrachte; obgleich sie später ein ziemlich bedeutendes Vermögen zu erwarten hatte. Gleich nachdem Byron am 2. Januar 1815 mit ihr vor den Altar getreten war, begannen unangenehme Verlegenheiten, die durch seine zerrütteten Vermögensverhältnisse herbeigeführt waren und nicht wenig dazu beitragen mochten, das Glück der jungen Eheleute zu trüben. Doch konnten dadurch etwa veranlaßte Mißhelligkeiten höchstens bei einer schon schwankenden Wage einen leichten Ausschlag geben, ebenso wie Byrons Enttäuschung bei der Geburt einer Tochter statt des gehofften Stammhalters; die Hauptsache war die Verschiedenheit der nicht für einander geschaffenen Wesen. Lady Byron war keine unedle Natur, aber einerseits zu kalt, andererseits nicht fügsam genug, um zu ihrem leidenschaftlichen Gatten zu passen. Ihre Beschäftigung mit Mathematik stand in scharfem Gegensatze zu allen seinen geistigen Bestrebungen, und wenn sie auch Verse schrieb, so ging sie sicherlich nicht über Anempfindung hinaus; Lord Byron aber hätte keine Frau auf Erden finden können, um ihn dauernd zu fesseln. Seiner Gemahlin gegenüber muß er sich, als die anfängliche Verliebtheit sich zu Innigkeit hätte vertiefen sollen, manche Verletzungen ihres Zartgefühls erlaubt haben, die sie zu der Annahme seines Wahnsinns veranlaßten. Eine Aeußerung ist uns bekannt; er behauptete sie nur geheirathet zu haben, weil sie ihn bei seiner ersten Bewerbung verschmäht hatte. Sein unseliger Hang, sich zur Mystifikation Anderer abscheuliche Verbrechen anzudichten, mochte auch zur Lockerung seines ehelichen Verhältnisses beitragen; was sonst für Rohheiten hinzugetreten sind, wissen wir nicht. Was wir in dieser Hinsicht durch Klatsch erfahren haben,

genügte, um ihre Eltern von der Nothwendigkeit der Scheidung zu überzeugen.

Die Gründe, durch welche die Rechtsbeistände, insbesondere Byrons ursprünglicher Anwalt, sich zu unbedingter Parteinahme gegen ihn bestimmen ließen, sind nach unserer jetzigen Kenntniß der Angelegenheit nicht zu errathen. Daß die in neuerer Zeit von Frau Beecher Stowe verbreitete Anklage, Byron habe mit seiner an den Obersten Leigh verheiratheten älteren Schwester Augusta in einem blutschänderischen Verhältniß gestanden, damals nicht ins Spiel gekommen ist, haben verschiedene Biographen schon überzeugend dargethan; daher brauche ich die Hauptangabe blos kurz zu wiederholen. Offenbar wurde von einer derartigen sittlichen Verirrung schon in der damaligen Zeit gemunkelt; aber Lady Byron, wenn Gerüchte wirklich zu ihren Ohren gekommen sein sollten, ließ sich dadurch nicht beirren. Sie blieb lange Jahre mit ihrer Schwägerin Augusta Leigh, so nahe diese ihrem Bruder auch stand, vielleicht gerade deshalb in dem Verhältniß der innigsten Freundschaft, bis später allerdings Zerwürfnisse eintraten, die sich aus anderen Gründen leicht erklären lassen. Dies ist eine entscheidende Thatsache, deren Beweiskraft dadurch nicht abgeschwächt wird, daß Lady Byron in ihrem Alter wirklich an eine geschlechtliche Schuld beider Geschwister geglaubt zu haben scheint. Byron hatte die Welt durch „Childe Harold“ zu dem Glauben veranlaßt, alles von ihm Geschriebene sei wirklich ein persönliches Bekenntniß; zum Theil ist dies richtig, zum Theil aber auch nicht, ohne daß wir in allen einzelnen Fällen zwischen selbst Erlebtem und freier Dichtung eine Grenze zu ziehen vermögen. Jedenfalls sind wir nicht berechtigt, aus seinem „Manfred“ zu schließen, er habe mit seiner Schwester Augusta, die, bedeutend älter als er selbst, ihm eine Mutter ersetzt hatte, die in jeder Hinsicht als ein edler, ja idealer weiblicher Charakter erscheint, in einem anderen als echt

geschwisterlichen Verhältniß gestanden. Weil er sonst nicht rein war, wurde auch das reinste Verhältniß seines Lebens angezweifelt. Um sich von der Zartheit der Beziehung beider Geschwister zu einander zu überzeugen, braucht man nur Verse zu lesen wie die folgenden:

Du warst allein der feste Stern,
Der ruhig stets am Himmel stand.

Heil deinem ungebrochnen Licht,
Das mich bewacht wie Seraphs Blick;
Es wich im Dunkel von mir nicht
Der holden Nähe Schirm und Glück.

Und als uns Wolk' entgegenfuhr,
Umdüsternd deiner Liebe Brand,
Ward deine Flamme reiner nur
Und hat die Finsterniß verbannt.

Als Byron von seiner Frau verlassen war, wandte sich England, das ihn noch vor kurzem vergöttert hatte, voll Entsetzen von ihm ab. Er konnte, wie Disraeli vorgeschlagen hat, jetzt ausrufen: I awoke one morning, and found myself infamous. Es war dies nicht blos eine heuchlerische Anwandlung von Sittlichkeit bei einem öffentlichen Skandal, nicht blos der Rückschlag der Woge, die ihn zu stolz emporgehoben hatte; vielmehr war eine Reaktion zu seiner Verdammung schon seit längerer Zeit, zum Theil durch die Presse, zum Theil durch unmerkliche Beeinflussung der Volksstimme vorbereitet. Mehr noch als er es wirklich war und geäußert hatte, galt er als Freidenker; darum traute man ihm jede Verworfenheit zu. Geächtet entschloß er sich sein Vaterland zu verlassen, um nie wieder in dasselbe zurückzukehren.

Wir sind zu einem Wendepunkt in Byrons Leben gelangt. Er hat bisher außer zahlreichen lyrischen Gedichten die beiden ersten Gesänge des „Childe Harold“ und sechs seiner poetischen Erzäh-

lungen veröffentlicht. Vier derselben nebst dem „Hebrew Melodies“ gehören der Zeit vor seiner Verheirathung an, wo er von ganz ungesunden Verhältnissen umgeben war; denn die Gesellschaft, in der er lebte, war sittlich versumpft. Aber aus diesem fieberschwangern Boden erwuchs seine Poesie, wie in den Tropen ein Urwald, strotzend von Lebenskraft mit dicht verschlungenen Zweigen voll üppiger Blätter und glänzender Blumen, so daß man kaum hindurchzudringen vermag.

Byron schied von England am 25. April 1816. In der Schweiz, wohin er sich zunächst wandte, traf er mit Shelley und dessen Frau zusammen, dichtete den dritten Gesang von „Childe Harold,“ den „Gefangenen von Chillon“ und begann „Manfred“. Es folgte die wüsteste Zeit im Leben des Dichters, über die man einen Schleier ziehen muß. Doch wurde während derselben, als er sich in Venedig aufhielt, „Manfred“ beendet, der vierte Gesang von „Childe Harold“ nebst „Mazeppa“ und „Beppo“ verfaßt und „Don Juan“ begonnen. Den Jahren 1820—1822 gehören die Dramen an; zugleich arbeitete der Dichter am „Don Juan“, der bekanntlich unvollendet geblieben ist. Wie so vieles in Byron uns wunder nimmt, so waren auch in Italien, wie früher in England, Jahre besonders fruchtbar, die kaum eine Anregung zu poetischem Schaffen hätten sollen erwarten lassen. Nur weil er selten in ruhiger Sammlung des Gemüths, vielmehr fast regelmäßig in leidenschaftlicher Aufregung und unter dem Einfluß einer gewaltsam gesteigerten augenblicklichen Stimmung dichtete, wird es begreiflich, daß viele seiner besten Leistungen gerade den Lebensjahren angehören, in denen er sich rohen sinnlichen Genüssen am meisten hingab. Die beiden letzten Gesänge des „Childe Harold“ stehen an poetischem Werth hoch über dem ersten und zweiten, von den kleinen epischen Gedichten ist „Mazeppa“ dasjenige, in dem der Erzählungston am besten getroffen ist, und „Don Juan“ wird

ziemlich allgemein, wenigstens bei uns, als Byrons Meisterwerk anerkannt.

Die letzten fünf Lebensjahre wurden, freilich nur zum Theil, ausgefüllt durch ein Liebesverhältniß zu einer jungen Italienerin Teresa Gamba, die ihren unverhältnißmäßig älteren Gemahl, den Grafen Guiccioli, verließ, um mit Byron zusammen zu leben. Man hat um diese letzte Liebe des Dichters einen poetischen Nimbus verbreitet, der nur der Einbildung seinen Ursprung verdankt. Teresa war weder eine vollendete Schönheit, wie behauptet worden ist, noch hat sie vollends darauf Anspruch, Byron als guter Genius umschwebt und veredelt zu haben. Sie war allerdings von seinen Geliebten diejenige, die ihn am längsten fesselte, theils weil sie außer äußern Reizen eine leidliche Bildung besaß und ihm an Rang ebenbürtig war, theils weil sie ihn besser als ihre Vorgängerinnen zu nehmen wußte. Wirkliche Hochachtung aber empfand er vor ihr nicht.

So wenig erhebend das Leben Byrons im allgemeinen ist, so war ihm doch ein versöhnender Abschluß beschieden. Mit aristokratischer Gesinnung verband sich in ihm glühende Begeisterung für die Sache der Freiheit, der er alles zu opfern bereit war. Er glaubte an die Kraft der Völker, die damals noch unter Knechtschaft schmachteten und die seitdem durch Selbstbefreiung seinem Glauben Ehre gemacht haben. In Italien hatte er sich in die Verschwörungen der Carbonari eingelassen auf die Gefahr hin, deren Schicksal zu theilen. Er beschloß nun am Befreiungskampfe der Griechen thätigen Antheil zu nehmen. Man hat vermuthet, er habe sich dort einen Thron erkämpfen wollen. Daß ein Gaukelbild des Königthums seiner Phantasie vorgeschwebt habe, ist immerhin möglich; aber Nöthigung zu dieser Annahme ist nicht vorhanden. Seine Tage waren jedoch schon gezählt, als er nach Griechenland aufbrach; er hätte nicht viele Jahre mehr leben können, auch wenn ihn nicht in Misso-

lunghi ein Fieber am 18. April 1824 im Alter von 36 Jahren hinweggerafft hätte, ohne daß er die Krönung des Werkes, dem er sich gewidmet, die Freiheit Griechenlands, erlebte. Einer Beerdigung in der Westminster-Abtei hielt man ihn nicht für würdig; sein Staub ruht auf dem Kirchhof von Hucknall in der Nähe von Newstead.

Byrons Biographie muß uns unbefriedigt lassen, nicht nur weil er eigentlich sein Lebensziel verfehlt hat, sondern weil es seinem ganzen Wesen an harmonischer Durchbildung mangelt. Die Dissonanzen seines Charakters müssen wir schon deshalb näher betrachten, weil sie sich seinen Dichtungen mitgetheilt haben. Byron hatte die heiße und unbändige Leidenschaftlichkeit seiner Mutter geerbt; aber, obgleich er nicht durch strenge Zucht in der Jugend gewöhnt war, sein Temperament zu mäßigen, kam es doch seltener zu gewaltsamen Ausbrüchen, als man erwarten sollte. Die Zuchtlosigkeit trat dagegen besonders in dem Unvermögen hervor, sich etwas zu versagen, zumal da er von den Frauen verhätschelt war. Er wandte mit Recht auf sich die Worte Ovids an, in denen derselbe Medea sich schildern läßt: video meliora proboque; deteriora sequor. Seine Haltlosigkeit zeigte sich besonders im häufigen Uebergang von himmelhohem Jauchzen zum Trübsinn bis zum Tode. Mannhaft und kühn, königlich durch den Schwung seines Geistes, vereinte er damit wieder eine weibliche Weichheit, und, augenblicklichen Eindrücken sich hingebend, schwankte er ewig zwischen diesen Extremen. Die Züge des Gesichts bestätigen eine solche Verschmelzung zwei verschiedener Charaktere. Der obere Theil war männlich und gebieterisch, die unteren Partien von einer weiblichen Anmuth mit schwellenden Formen.

Finlay, der Geschichtschreiber Griechenlands, bestätigt aus persönlicher Beobachtung Byrons launenhafte Wandelbarkeit und Bestimmung durch Eindrücke des Augenblicks, sein Schwanken

zwischen männlichem und weiblichem Wesen, also den Mangel eines festen Haltes. Daher finden sich in ihm Charakterzüge vereinigt, die sich eigentlich auszuschließen scheinen. Hochfahrender Stolz des Aristokraten war mit theilnehmender Hingebung an niedriger Stehende, Großartigkeit mit kleinlicher und engherziger Gesinnung, ja sogar fürstliche Freigebigkeit mit Anwandlungen von Knauserei gepaart. Was Goethe bezeichnet als „Mitsinn jedem Herzensdrang" kämpfte mit Menschenhaß und Verachtung der ganzen Welt. Bald gab er sich ganz hin, bald ließ er ungerechtfertigtes Mißtrauen in sich aufkommen. Das Bedürfniß freier und offener Mittheilung beherrschte ihn so sehr, daß er darin oft kein Maß finden konnte, und dennoch mußte man wieder an seiner Aufrichtigkeit zweifeln. Weil bei ihm alles aus der wechselnden Stimmung des Augenblicks hervorging, gehörte er zu den problematischen Naturen, die nicht nur anderen, sondern sich selbst ein Räthsel sind.

Vieles erklärt sich aus krankhafter Eitelkeit, die ihn zu Mystifikationen trieb, indem er sich durch angebliche Entsittlichung interessant machen wollte, so wie sie ihn auch veranlaßte zum Zweck der Entfettung und der Erhaltung seiner Schönheit unnatürlich zu fasten. War seine Gesundheit dadurch schon untergraben, so kamen geschlechtliche Ausschweifungen nebst Genuß von Spirituosen und von Laudanum noch hinzu, um seinen Körper zu zerrütten. Ganz abgesehen von der in seiner Familie erblichen Hinneigung zum Wahnsinn müssen wir ihn als krank betrachten; mindestens fehlte ihm die volle Gesundheit, die zum ruhigen Gebrauch der Kräfte befähigt.

Ein so geartetes Wesen konnte nicht glücklich sein. Byron schwelgte abwechselnd in der Erinnerung an die Vergangenheit, und gab sich wieder Träumen der Zukunft hin; die Gegenwart bot ihm zwar den Taumel des Genusses, aber keine Befriedigung. Dazu kam eine Hinneigung zum Spleen, deren Maß sich

freilich nicht bestimmen läßt, da er es liebte, mit seinem Weltschmerz zu kokettiren. Wir können auf den Dichter selbst die Worte im „Manfred“ (III. 1) anwenden:

> Zum edlen Wesen war der Mann bestimmt;
> Er hat die Thatkraft, die in schönem Bau
> Herrliche Stoff' und Theile wohl vereint,
> Wenn weise sie gemengt sind. Wie er ist,
> Entsetzt er als ein Chaos — Licht und Dunkel,
> Geist, Staub, des Denkens Reinheit, Leidenschaft,
> Sie mischen sich in Kämpfen ohne Ziel,
> Schlummernd und unheilvoll — er geht zu Grunde.

Wenn wir Byron nun als Dichter zu würdigen versuchen, müssen wir von der Zwiespältigkeit seines Wesens, von den in seinem Geist vorhandenen Antithesen ausgehen (his spirit antithetically mixt). Nicht nur Ormuzd und Ahriman kämpften um seine Seele, sondern Phantasie und Reflexion machten den Dichter einander streitig. Daß Phantasie und Reflexion als zwei unvermittelte Seiten wie in einem Januskopfe nebeneinander standen, wird allgemein anerkannt; nur über die Tragweite des Denkens herrschen verschiedene Ansichten. Jedenfalls waren die beiden Elemente nicht so vereint, daß man sagen könnte:

> Ihm gaben die Götter das reine Gemüth,
> Wo die Welt sich, die ewige spiegelt.

Die mit der Phantasie nicht harmonisch verschmolzene Reflexion verleitete Byron zur Rhetorik; aber gerade diese, wie schon gesagt ist, gewann ihm die meisten Bewunderer. Unfruchtbares Brüten führte zum Pessimismus, der echter Poesie gerade so gut widerstrebt als echter Philosophie. Ob es ihm mit seinem Pessimismus und Weltschmerz wirklich Ernst war, oder ob er nur das Interesse an seiner Dichtung dadurch steigern wollte, mag für die Beurtheilung derselben dahingestellt bleiben; jedenfalls tritt durch das Herauskehren einer solchen Weltanschauung ein unpoetisches Element ein. „Des Lebens Gifthauch,

Denkens Fluch" war nicht nur, wie der Dichter will,* der Feind, der ihn stets verfolgte; sondern wir können die Worte für den vorliegenden Fall wenden, der Gifthauch für seine Poesie war der Fluch des Gedankens.

Welchen Rang werden wir hiernach Byron in der englischen Literatur anweisen? Elze (S. 386) sagt: „Die englische Literatur hat in den vier Hauptgattungen der Poesie vier unerreichte Genien hervorgebracht: Shakespeare in der dramatischen, Milton in der reflektirenden, soweit diese als eine eigene Gattung angesehen werden kann, Scott in der epischen und Byron in der lyrischen — die Lyrik im weitesten Sinne als subjektive Poesie aufgefaßt." So sehr es uns auffällt, daß Chaucer nicht erwähnt ist, so wenig wir mit der Aufstellung Miltons als Vertreter der reflektirenden Gattung der Poesie oder damit einverstanden sind, daß Milton, Scott und Byron, wie es wenigstens den Anschein hat, mit Shakespeare auf eine Stufe erhoben werden, wollen wir den Kanon, ohne ihn anzunehmen, insofern gelten lassen, als er etwa den Vorstellungen der meisten allgemein Gebildeten in Deutschland entspricht. Er giebt uns außerdem Gelegenheit Byron als Verfasser von Gedichten erzählender Art durch eine Parallele mit den Epikern Milton und Scott zu charakterisiren.

Es lassen sich kaum zwei schärfere Gegensätze denken als Milton und Byron. Auf diesen paßt der Vers im „Giaour":

Es kocht sein Blut gleich Lavafluth
In Aetnas Flammenbrust;

jener ist, um auch sein eigenes Wort (P. L. XII. 193) zu gebrauchen,

stets kalt wie Eis,
Nach Thauwind nur gehärtet.

Milton's Poesie erscheint gleichsam als ein zu Eis erstarrtes, eben so reines als gewaltiges Element, überwältigend durch die

* The blight of life, the demon thouhgt. Ch. Har. I. v. 860.

Festigkeit seines Charakters, die er in den Rebellen Satan hineingelegt hat. Byron ist ohne festen Halt, ein Spielball des augenblicklichen Impulses, daher vor allem Dichter der Leidenschaft, wie er ja selbst das Wesen der Poesie in die Leidenschaft gesetzt hat. Milton hat eine klassische Ruhe, Byron ist durch und durch modern, auch in seiner Ruhelosigkeit. Jenen staunen wir mit kalter Bewunderung an; dieser reißt uns fort, bis wir uns kritisch dagegen auflehnen, fortgerissen zu werden. Wesentlich verschieden sind Milton und Byron zumal in der Komposition. Der strenge alte Dichter, geschult von den Griechen, die in sein eigenes Wesen übergegangen sind, aber auch mit Shakespeare vertraut, während Byron nur neuere Muster kannte, hat seine Fabel festgefugt wie ein architektonisches Kunstwerk aufgebaut und zugleich die Charaktere mit Folgerichtigkeit entwickelt. Byrons Charaktere sind nur schattenhaft angedeutet, und seine schwächste Seite ist die Komposition. „Childe Harold“ sowohl als „Don Juan“ sind disjecta membra poetae.

Scott hat den unverkennbaren Vortheil vor Byron voraus, daß er sich auf die eigentlich epische Kunst der schlichten Erzählung beschränkt, in der er als Muster gelten kann; aber im Vergleich mit seinem gewaltigeren Landsmann läßt er uns gleichfalls kalt, denn es fehlt ihm dessen großartiger Schwung. Er hat die Vergangenheit, welche der Erinnerung längst entrückt war, wieder zu beleben versucht; allein dies ist ihm nicht in vollem Maße geglückt, seine Stoffe bleiben uns fremd. Byron ist zwar viel zu stürmisch, um einfach zu erzählen; dafür aber besitzt er die Macht, das räumlich Ferne zum geistig Gegenwärtigen zu machen; er schildert es, als ständen wir mitten darin, weil er ja stets unter dem Einfluß des augenblicklich ihn überwältigenden Eindrucks dichtete. Scott weiß uns blos in Spannung zu erhalten; Byron haucht uns die Gluth seiner eigenen Empfindung ein, so daß die Menge der Leser in seinen Personen, wie unbestimmt

sie auch gehalten sind, vollständig aufgeht und sich mit ihnen eins fühlt. Wie im Roman hat jener auch in seinen Epen auf Lösung von Problemen durch feinere psychologische Zeichnung verzichtet; Byron, keineswegs Meister in der Charakterentwicklung, läßt uns in die Tiefen, ja in die Abgründe seiner eigenen Seele blicken. Darauf beruht zum Theil der Zauberbann seiner Dichtung; wenngleich für den Gebildeten das Dämonische in ewiger Wiederkehr sich abnutzt und seine Gewalt einbüßt. Es kam dem Dichter der rohe Geschmack des Volkes entgegen, das sich den Knaben gleich als Lieblingshelden kühne Abenteurer und Verbrecher zu wählen pflegt; aber er selbst hat durch Gestalten wie seinen „Korsar“ diesem bedenklichen Geschmack Vorschub geleistet und Nahrung gegeben. Er hat eine eigenthümliche Verirrung romantischer Modeschwärmerei hervorgerufen, welche die Satire herausfordern mußte, zumal da sich eine lächerlich sich überbietende Nachäfferei des Dichters in seiner äußeren Erscheinung anschloß.

Sind schon die Charaktere in Byrons erzählenden Gedichten theils zu wenig durchgeführt, theils zugleich unnatürlich und monoton, so muß dieser Fehler noch ungleich mehr in den Dramen hervortreten. Denn während dort der Glanz der Nebenpartien uns von den Charakteren absehen läßt, sind diese im Drama bis zu dem Grade Hauptsache, daß jeder mit ihnen nicht wirklich zusammenhängende Schmuck nur störend wirkt. Macaulay hat mit besonderer Beziehung auf „Sardanapal“ darauf hingewiesen, daß wohl der Satiriker in Antithesen seine Meisterschaft zeigt, daß aber der Dramatiker sie zu einem einheitlichen und lebensfrischen Bilde zu verschmelzen berufen ist. Byron verstand dies ebensowenig, als er die Antithesen seines eigenen Wesens harmonisch auszugleichen imstande war. Wo Selbstbespiegelung aufhörte, ging die Charakterzeichnung aus; er vermochte sich nicht in den Geist Andrer hinein zu versetzen und fremdes Wesen zu

schildern. Ebensowenig besaß er die Kunst, die Handlung im Dialog wesentlich fortzuführen; es fehlten ihm also gerade die Haupterfordernisse des Dramatikers. Abgesehen von den Schilderungen finden sich bewundernswerthe Einzelheiten, wie z. B. die Schlußscene im „Manfred", in der sein stolzer Trotz den Dämonen gegenüber auch bei der nahenden Vernichtung ungebeugt bleibt; aber im Großen und Ganzen sind die Dramen verfehlt. Sie üben auch auf der Bühne keine Wirkung aus und gelangen daher nur selten zur Aufführung.

Sowohl durch den Schwung seines Geistes als durch die Gewalt der Stimmung war Byron zur Lyrik berufen. Alle Triumphe, die seine Muse auf anderen Gebieten errungen hat, beruhen auf seiner Bedeutung als Lyriker oder gehören der Grenzscheide an, welche die subjektivste der Dichtungsgattungen den anderen streitig macht. Und doch finden wir verhältnißmäßig nicht gerade viele lyrische Gedichte, die allein schon seinen Namen unsterblich machen würden. Ich rechne zu denselben nicht den „Traum", so allgemein derselbe auch bewundert zu werden pflegt; denn die Erinnerungen der Vergangenheit scheinen mir darin zu künstlich heraufbeschworen. Am höchsten stelle ich die Gedichte, welche sich dem einfachen Liederton nähern, wie z. B. die an Thyrza. Auch das bekannte Fare thee well will ich gelten lassen, obgleich die Veröffentlichung nicht zu rechtfertigen war. Als eins der schönsten Lieder führe ich das der Medora im „Korsar" an:

In Seelentiefen hold Geheimniß lebt,
Einsam, das selten nur ans Licht sich ringt,
Wenn sich mein Herz, das dein' erwidernd, hebt,
Bis zitternd es dem Tone gleich verklingt.

Es brennt darin, wie in der Gruft ein Licht,
Ewig die schwache Flamme ungesehn;
In der Verzweiflung Nacht erlischt sie nicht,
Ob matt ihr Strahl und leicht scheint zu verwehn.

Geh' nicht an meinem Grab vorbei; mein Herz,
Das dich geliebt, mein Leib, sie ruhen hier;
Ich trotzte jedem, nur nicht einem Schmerz,
Fänd' ich im Tod Vergessenheit bei dir.

Gehör für letztes Wort ist mein Begehr —
Gram um den Tod erlaubt die Tugend schon —
Um eine Thräne bitt' ich, bat nie mehr,
So vieler Liebe letzten, einz'gen Lohn.

Anklang haben von jeher besonders die hebräischen Melodien gefunden, weil sie zu Byrons einfachsten Dichtungen gehören. Der Anschluß an die Bibel hat zu einem Maßhalten in der Anwendung der poetischen Mittel geführt, das im Vergleich mit dem sonst alle Schranken durchbrechenden Sturm der Phantasie einen wohlthätigen Eindruck macht. Wir können diese halb epischen, halb lyrischen Gedichte freilich nicht Götheschen, Schillerschen oder Uhlandschen Balladen als völlig ebenbürtig zur Seite stellen, da sie weniger durch die waltende Macht der Idee, als durch malerische Schilderung wirken. Die bekanntesten derselben sind wohl die beiden folgenden:

Das Gesicht Belsazars.

Der König thront im Saale,
Satrapen um ihn her;
Das Fest im Kerzenstrahle
Ist wie von Licht ein Meer.
Viel güldne Schalen blinken,
Jehovahs Tempelgut;
Gottlose Heiden trinken
Daraus der Rebe Blut.

Gäste zur Stunde sehen
Die Finger einer Hand
An weißer Wand hingehen,
Sie schreiben wie in Sand.
Die Züge, hingeschrieben
Von einer Menschenhand,
Sind deutlich stehn geblieben,
Durch Zauber festgebannt.

Der Fürst sieht's, und gewichen
Ist von ihm alle Lust,
Sein Antlitz ist erblichen,
Der Laut stockt in der Brust.
„Schickt hin zu weisen Leuten,
Den kundigsten der Welt,
Daß sie den Bannspruch deuten,
Der mich in Angst erhält!"

Wohl kundig sind Chaldäer,
Hier gilt nichts ihr Verstand;
Keiner versteht der Seher
Die Schreckensschrift der Wand.
Die Babylon'schen Greise
Sind klug und stehn in Gunst;
Doch hier sind sie nicht weise,
Nichts hilft hier ihre Kunst.

Ein Fremdling war gefangen
Im Land, ein junger Mann;
Der ist ins Schloß gegangen,
Die Schrift er deuten kann
Die Kerzen schienen helle,
Der Spruch vor Augen stand;
Er las ihn auf der Stelle,
Die Wahrheit sich erfand.

Belsazars Grab ist offen,
Sein harrt ein streng Gericht;
Nicht darf er Rettung hoffen,
Zu leicht ist sein Gewicht.
Ein Grabtuch soll ihn schmücken,
Stein wird sein Baldachin;
Ans Thor schon Meder rücken,
Perser entthronen ihn.

Der Untergang Sanheribs.

Der Assyrer fiel ein wie der Wolf in den Stall,
Goldprunkend und purpurn die Schaaren all',
Und das Blitzen der Speere glich Sternenpracht
In dem blauen Gewoge der See bei Nacht.

Wie die Blätter des Waldes im Sommergrün
Sah die sinkende Sonne das Heer noch so kühn;
Wie die Blätter des Waldes nach Herbstes Gewalt
Sah der Morgen das Heer schon verwettert und kalt.

Denn der Engel des Todes, den Sturmwind trug,
Haucht' ins Antlitz dem Feind im Vorüberflug,
Und das Auge der Schläfer ward starr und schwer,
Ihr Herz hob sich einmal und dann nicht mehr.

Und das Roß lag, die Nüstern geöffnet weit,
Doch nicht von dem Odem stolz schnaubend im Streit,
Und der Schaum auf dem Rasen lag weiß wie der Gischt
Und kalt, wenn die Brandung den Felsen umzischt.

Und der Reiter lag da, ganz verzerrt und fahl
Mit dem Thau auf der Stirn und dem Rost auf dem Stahl;
Still waren die Zelte, nicht bannerumwallt,
Die Speer' ungeschwungen, Trompeten verhallt.

Laut klagten die Wittwen Assurs und wild,
Und im Tempel des Baal lag zertrümmert das Bild,
Und der Heiden Gewalt, nicht vom Schwerte gefällt,
Schmolz wie Schnee vor dem Blicke des Herrn der Welt.

Aus allem Bisherigen dürfte sich ergeben, daß wir uns Byron gegenüber in einem eigenen Falle befinden. Wir müssen die Genialität des Dichters unbedingt anerkennen, können uns aber auf kein größeres Werk im Ganzen, sondern nur auf einzelne Theile seiner umfassenden Kompositionen berufen; indem es ihm nur in kleineren Gedichten gelungen ist, etwas wirklich Abgerundetes und Vollendetes zu schaffen. Wir werden also, da wir die Anlage der längeren Dichtungen preisgeben müssen, veranlaßt, genauer auf die Form im einzelnen zu achten und uns die Frage vorzulegen, ob der poetische Stil wirklich mustergültig sei. Hierbei müssen wir einen Unterschied machen zwischen der poetischen Sprache an sich und der Verwendung derselben zu größeren Gruppen. Byron ist ein bedeutender Stilist; Macaulay, in diesem Punkte der berufenste Kritiker, zählt die Briefe des

Dichters zu den besten überhaupt in der englischen Sprache abgefaßten und setzt hinzu, falls der Stil auf Kunst beruhen sollte, sei es ein Beispiel der Kunst, die nicht von der Natur zu unterscheiden sei. Byrons Poesie vor allem bekundet eine Herrschaft über die Sprache, wie sie nur wenigen Dichtern zu Gebote gestanden hat. Die Gewalt des Ausdrucks entspricht dem Schwung des Gedankens; dabei ist derselbe eigenartig und treffend. Allein das herrliche Material wird oft falsch verwandt. Nehmen wir ein paar Beispiele. Indem der Dichter mit aller Gewalt der Rhetorik Rom anruft (Childe Har. IV., V. 694 ff.), bezeichnet er die Stadt mit den Worten:

Die Niobe der Völker steht gebannt,
Kindlos, kranzlos, der Stimm' im Weh beraubt.

Das Bild ist unvergleichlich schön; leider wird es zerstört durch den Zusatz

Die leere Urn' in ihrer welken Hand,
Die heil'ge Asch' ist längst daraus verstaubt.

An einer anderen Stelle (Ch. Har. III., 280 ff.) heißt es:

Sie trauern, lächeln endlich, doch sie trauern;
Es dorrt der Baum schon Jahre vor dem Fall,
Wenn Zinnen längst gebrochen, stehn die Mauern,
Auch sinkt des Daches Balken in die Hall'
Und modert massig, durch den Wogenschwall
Treibt Schiffsrumpf, ob zersplittert Mast und Bord,
Das Gitter überlebt Gefangene all',
Der Tag schleicht hin, wenn Stürme dräu'n vom Nord;
Ob so das Herz gleich bricht, gebrochen lebt es fort.

In dieser Strophe war die Kette nicht ganz zusammenstimmender Bilder unnöthig. Nun aber vergleicht der Dichter das Brechen des Herzens mit dem Zerbrechen und Zersplittern eines Spiegels, indem ja to break beide so wesentlich verschiedene Bedeutungen vereinigt. Schief sind daher die oft zitirten Worte, die sich anschließen:

Wie ein zerbrochner Spiegel, dessen Kraft
Mit jedem neuen Bruchstück sich vermehrt
Und tausend Bilder aus demselben schafft,
So daß das eine Bild stets wiederkehrt;
So lebt das Herz, das nimmermehr vergißt,
Zerschmettert weiter, aber still und kalt,
Blutlos, schlaflos schmerzt es zu jeder Frist
Und welkt, bis rings der ganze Körper alt;
Unsagbar Leid läßt ihm noch ferner die Gestalt.

Wenn uns aber auch nicht alle Bilder des Dichters richtig durchgeführt scheinen, so soll doch nicht geleugnet werden, daß die meisten derselben bedeutsam sind und daher auch wirken. Ein moderner Zug, von dem sich verhältnißmäßig wenige Beispiele in der wesentlich plastischen, nicht gleich der Musik Gefühle anregenden Bildersprache des klassischen Alterthums finden, besteht darin, daß der Dichter, statt dem Geistigen durch Vergleich mit sinnlichen Dingen „Namen und festen Wohnsitz zu geben", was er ja gleich Anderen sonst auch zu thun pflegt, mit Vorliebe das rein Natürliche vergeistigt. Als Beispiel führe ich den Vergleich der eine Wasserfläche beherrschenden Stille mit der äußeren Ruhe verhaltenen Grolls an. (Ch. H. IV., 1549 ff:)

Sieh Nemi, tief versteckt im Hügelwald,
So tief, daß Sturm, der Eichen niederschlägt
Und aus den Wurzeln reißt, der mit Gewalt
Das Weltmeer aus den alten Grenzen fegt,
Daß Schaum zum Himmel spritzt, dort eingehegt
Ungern den Spiegelsee schont, der still blinkt;
Gleich dem verhaltnen Groll bleibt unbewegt
Die kalte Fläch', in die kein Ausdruck dringt,
Die gleich der Schlang' im Schlaf sich rund mit sich verschlingt.

Bezeichnend ist es, daß Byron für den stillen Frieden der englischen Landschaft, die das Gemüth so sehr anspricht, keinen rechten Sinn hat, vielmehr von der Großartigkeit der Natur in den Alpen oder von der Pracht des Südens gewaltig angeregt sein will. Sagt er doch (Ch. H. II., 325 ff.):

Der Mutter holdeste bist du, Natur,
Du wechselst stets, doch bleibt dein Antlitz mild;
Es beut mir Sättigung dein Busen nur,
Dem Stiefkind unentwöhnt und ungestillt.
Du bist am schönsten, wenn dein Ausdruck wild
Auf rauhen Pfaden aufregt unser Blut.
Mir lächelte bei Tag und Nacht dein Bild;
Dich zwar belauschend, wo's kein Andrer thut,
Sucht' ich dich mehr und mehr, verliebt in deine Wuth.

In der Naturmalerei gilt Byron allgemein als Meister. Man pflegt seine Stimmungsbilder, wie sie bezeichnet worden sind, so sehr als das Glänzendste in seiner ganzen Phantasie anzusehen, daß ein Engländer hat sagen können: „Was würde dieser Dichter ohne seine Schilderungen sein?" Ja, Byron hat im „Don Juan" die Schilderung für seine eigentliche Stärke erklärt. Aber sollten nicht vielleicht auch die eigentlichen Glanzpunkte seiner Werke anzufechten sein? Sehen wir uns zwei vorzugsweise berühmte Stellen genauer darauf an. Die erste derselben findet sich im Giaour I., 68 ff.

Wer hingebeugt den Blick gewandt
Auf Tod, eh' noch der Tag entschwand,
Der erste dunkle Tag des Nichts,
Der letzte qualvollen Verzichts,
Eh' Finger des Verfalles eilend
Schönheit getilgt auf Formen weilend;
Wer Engelsangesicht erblickt,
Im Frieden wonniglich beglückt,
Die Wange matt zugleich und hart,
Die holde Anmuth halb erstarrt;
Wär's Auge trübe nicht verhüllt,
Aus dem nicht Trost strahlt, Thräne quillt;
Wär' nicht die Stirn kalt, wandellos,
Von der ein Bann den, der im Schmerz
Sich naht, durchschauert bis ins Herz,
Als würd' ihm selbst zu theil das Loos,
Vor dem er bangt, das Strafgericht:
Ja wäre dieser Ausdruck nicht;

Für einer Trugfrist kurzen Spann
Deucht' uns fast machtlos der Tyrann.
So sanft versiegelt, schön und mild
Ist letzter Blick, den Tod enthüllt! —
Den Eindruck macht hier dieser Strand,
Das Land ist's, doch nicht Griechenland!
So kalt und süß, schön, doch entseelt;
Wir schaudern, da die Seele fehlt.
Noch Lieblichkeit den Tod umzieht,
Die nicht ganz flieht, wenn Athem flieht,
Der Schönheit trügerisches Spiel
Mit Lebensblüte bis an's Ziel,
Schwindenden Ausdrucks letzter Strahl,
Ein goldener Schein umschwebend Todtenmal,
Ein Strahl des Abschieds aus dem Erdenthal!
Ein Funke, der vielleicht vom Himmel stammt
Doch wärmend nimmer lieben Thon durchflammt.

Schön ist die Schilderung allerdings, aber zu sehr ausgesponnen, zu langathmig; es fehlt die maßvolle Sparsamkeit eines wirklich klassischen Stils, und insbesondere die Häufung der Vergleiche in den Schlußworten bringt eine störende Breite hervor. Byron keltert nur selten den edlen Ausbruch der Traube, oft preßt er die Treber aus und verdirbt das köstliche Getränk. Die weitschichtige Anlage der Byronschen Schilderungen, die daraus hervorgeht, daß der Dichter es sich nicht versagen kann, stets neue Blicke zu eröffnen, auch wenn die Uebersichtlichkeit des Ganzen dadurch verloren geht, steht in einem eigenthümlichen Kontrast mit dem Stil in den einzelnen Theilen. Dieser ist verhältnißmäßig knapp und würde an Bündigkeit nichts zu wünschen übrig lassen, wenn man nicht oft grübeln müßte, um diesen oder jenen Satz zu verstehen. Das Ganze aber macht nicht selten den Eindruck der Ueberladung.

Das zweite Beispiel wählen wir aus dem „Korsar"; es bildet den Anfang des dritten Gesangs.

Sanft sinkt, noch schöner, eh' ihr Lauf vollbracht,
Am Kamm Morea's Abendsonn' in Nacht.
In Nordens trübem Glanz erscheint sie nicht,
Nein wolkenlos, weit flammt lebend'ges Licht;
Sie wirft den Strahl, und es verstummt die Fluth,
Vergoldet zittert grüne Well' in Gluth.
Der Wonnegott hat Scheidegruß entsandt
Aeginas altem Fels und Hydras Strand,
Weilt lächelnd noch an seinem Uferhang,
Obgleich sein Altar längst in Trümmer sank.
Der Berge Schatten küßt in schneller Flucht
Glorreiches Salamis, noch deine Bucht;
Die blauen Bogen bilden weiten Kranz,
Tief röthend in dem mildern Sonnenglanz,
Und Helle, die an ihrem Saum sich dehnt,
Dem Himmelslichte zarten Ton entlehnt,
Bis in den Schatten, der den Schlaf ihr bringt,
Die Sonne hinter Delphi's Klippen sinkt.

An solchem Abend traf ihr bleichster Strahl,
Athen, einst deines Weisen Todesqual;
Wie blickten deine besten Söhne auf
Zum Himmel, fürchtend ihren kurzen Lauf!
Noch nicht! Noch nicht! Noch steht die Sonne hoch,
Des Scheidens theure Stunde zögert noch;
Doch nicht erquickt ein weinend Aug' ihr Licht,
Selbst Berges reine Farben dauern nicht;
Sie wirft aufs schöne Land tiefdunkeln Flor,
Das Land, dem Phöbus nie gegrollt zuvor.
Eh' hinter dem Cithäron sie versank,
War schon geleert der unheilvolle Trank,
Der Geist des todesmuth'gen Mann's entschwebt,
Der lebt' und starb, wie keiner stirbt und lebt.

Doch sieh! Schon breitet Königin der Nacht
Hoch vom Hymettus bis ins Thal die Macht.
Nicht Dunst, des Sturmes Herold, trüb' und kalt
Hüllt schönes Antlitz, blühende Gestalt;
Sie grüßt der weißen Säule Glanzgestein
Mit Kranzgesims, umspielt vom Mondenschein;
Von Strahlen, die hinzittern, rings umkränzt,
Ihr Sinnbild über Minaretten glänzt;

Dunkler Olivenhain, der weithin sprießt,
Wo der Cephiß sanft seine Fluthen gießt,
Cypress' an der Moschee im Trauerkleid
Und am Kiosk der Thürmchen Helligkeit,
Einsame Palm', in heil'ger Stille stumm
Bei Theseus' altehrwürd'gem Heiligthum;
Dies alles fesselt durch der Farben Pracht —
Stumpf ist der Mensch, den kalt läßt solche Nacht.

Nicht tost jetzt weithin Aegeus' Meer, vom Streit
Der Element' hat's seinen Schoß befreit,
Schon lächeln seine Wellen wieder hold
Und breiten Schmuck vom Saphir aus und Gold;
Nur ferner Inseln Schatten trübt dies Bild
Dräuend, da friedlich blickt die See und mild.

Diese Schilderung zeichnet sich durch Bewegung aus, indem erst die Sonne sinkt, dann die Nacht anbricht. Die dazwischen eingelegte Strophe aber ist zu rhetorisch, und die den Schluß bildende Aufzählung der so malerisch hervorgehobenen schönen Einzelheiten, die wir auf einem Gemälde einer attischen Mondnacht mit einem Blick überschauen und empfinden würden, diese Aufzählung nach einander kann vor Lessings Laokoon nicht bestehen. Die Schilderung hat übrigens keinen Zusammenhang mit dem Folgenden; sie war ursprünglich für den „Fluch der Minerva" geschrieben, wurde vom Dichter daraus entnommen und im „Korsar" eingeschaltet. Davon muß man sagen:

Purpureus, late qui splendeat, unus et alter
Assuitur pannus.

Als Byron auftrat, fand eine so chaotische Gährung auf allen Gebieten des Lebens mit Einschluß der Literatur statt, daß das Kunstideal den Blicken schwand, daß Rhetorik mehr wirkte als keusche Zurückhaltung der Poesie. Byron gewann rauschenden Beifall, weil viele Stellen seiner Dichtungen nach Goethes Ausdruck verhaltene Parlamentsreden waren. Seine Bedeutung für die

englische Literatur beruht hauptsächlich darauf, daß er die Romantik repräsentirt. Daher hat er auch auf weitere Kreise außerhalb seiner Heimath Einfluß geübt, der bei den romanischen Völkern am bestimmtesten hervortritt. Aber das rein ästhetische Urtheil weicht von der historischen Würdigung ab. Es liegt in Byron etwas Vulkanisches; er ist eine gewaltige Natur, die uns zur Bewunderung hinreißt. Wir können ihn den Mirabeau der Dichtung nennen, großartig durch seinen Schwung und seine Leidenschaft, aber nicht rein in seinen poetischen Motiven. Darum kann er nicht als Dichter höchsten Ranges gelten.

(94) Druck von J. F. Richter in Hamburg.

Goethe — und noch immer kein Ende!

Kritische Würdigung der Lehre Goethes von der Metamorphose der Pflanzen.

Von

Dr. Karl Friedr. Jordan.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei (vorm. J. F. Richter).
1888.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Fr. v. Holtzendorff in München.

Die naturwissenschaftlichen Arbeiten Goethes werden — von der Farbenlehre abgesehen, gegen die sich die Gelehrten ziemlich einstimmig erklärt haben — in unserer Zeit überwiegend günstig beurtheilt. Besonders Häckel versucht es,[1] Goethe so hinzustellen, als hätte er den großen Gedanken der Descendenztheorie schon voll erfaßt. Des Dichters osteologische und botanische Leistungen werden von ihm und anderen fast ausnahmslos gefeiert. Stimmen, wie die des Botanikers Sachs[2] und die des Berliner Physiologen Du Bois-Reymond, der in seiner Schrift „Goethe und kein Ende" die Aeußerung thut: „Die Wissenschaft wäre auch ohne Goethes Betheiligung heute so weit, wie sie ist",[3] bleiben vereinzelt.

Haben diese von hervorragenden und philosophisch gebildeten Forschern ausgehenden Stimmen ganz und gar unrecht? ist es nur der beschränkte Geist der Schulgelehrten, der in ihnen dem Genius, dessen Fluge er nicht zu folgen vermag, in neidischer Absicht etwas am Zeuge flicken möchte? — Oder vielleicht doch nicht?

Abgesehen von solchen Aussprüchen wie dem eben angeführten von Du Bois-Reymond, die wegen ihrer weitgehenden Allgemeinheit auf schwankem Grunde stehen und zudem mehr hingeworfene Schlagworte sind, scheint es von vornherein nicht unannehmbar, daß der Tadel Goethescher Leistungen wenigstens bis zu einem gewissen Grade gerecht sein möchte, da

auch der vollkommenste Mensch schließlich immer nur Mensch ist und als solcher seine Fehler hat. Will man freilich ein bestimmtes bündiges Urtheil über den Werth der naturwissenschaftlichen Arbeiten Goethes fällen, so muß man dieselben im Besonderen einer eingehenden Kritik unterziehen.

Daß aber — wie es scheint — Publikum und Gelehrte von vornherein etwas Richtiges und Großes in den wissenschaftlichen Erzeugnissen des Goetheschen Geistes finden möchten, ist sehr verständlich. Goethe ist ja unter unseren Dichtern mit Recht als „der Einzige" zu bezeichnen. Aus dem, was er geschaffen, sprudelt uns ein ursprünglicher Quell echt dichterischen Empfindens und Könnens entgegen. Es spricht zu uns nicht blos eine edle Form, ein hoher Geist, sondern auch eine naive, aber tiefe und reine Seele. Man muß — sofern man selbst tiefer und reiner Empfindungen fähig ist — solch ein Wesen in sein Herz schließen, muß es von dieser Seite her lieb gewinnen. Und daß man nun leicht geneigt ist, auch die Schwächen desselben sich gefallen zu lassen, ja sogar in ihnen etwas Gutes zu finden, daß man sich mit allen Mitteln dagegen zu wehren sucht, wenn dem Liebling Unvollkommenheiten und Falschheiten nachgewiesen werden sollen — das liegt in der menschlichen Natur begründet. Und doch muß ein logischer Geist, dem die Sache über die Person geht, es wagen, auch an dem vergötterten Liebling Kritik zu üben. Die wahren Leistungen desselben werden damit nicht angetastet, und seine Schwächen sind — sofern ihm welche nachgewiesen werden — auch ohne die Kritik vorhanden. Daß er sie aber hat und daß sie erkannt werden, entwürdigt ihn nicht, denn es kommt nicht vor und ist unmöglich, daß ein Mensch auf allen Seiten seines Wesens eine über das Durchschnittliche weit hinausgehende Entwickelung besitzt, daß er ein Universalgenie ist, weil eine vorzügliche Beanlagung ein mehr oder minder einseitig ausgebildetes (geistiges) Naturell

voraussetzt; die Natur hat dem menschlichen Wesen eine gewisse hervorragende Richtung gegeben, und nur im Sinne dieser konnte eine hochentwickelte Anlage vorhanden sein. Bedeutende Denker z. B. waren niemals zugleich auch bedeutende Dichter und Musiker und Erfinder. Wie sollte darum nicht auch Goethe — als hervorragender Dichter — auf wissenschaftlichem Gebiete bei all seinem Interesse für die Wissenschaft doch von ungleich geringerer Bedeutung sein können? — Es sind eben ganz verschiedenartige Gaben, welche der Dichter und welche der Denker nöthig hat.

Ohne indessen auf die Frage nach Goethes Bedeutung für die Wissenschaft im allgemeinen hier weiter und gründlicher einzugehen, wollen wir uns im Folgenden mit einer besonderen naturwissenschaftlichen Arbeit des Dichters beschäftigen, die noch immer verhältnißmäßig wenig kritisch besprochen worden ist und über die nach meiner Meinung noch immer nicht das rechte, tief begründete Urtheil abgegeben wurde. Ich meine Goethes „Versuch, die Metamorphose der Pflanzen zu erklären“[4] oder — wie man kurz sagt und schreibt: seine „Lehre von der Metamorphose der Pflanzen“.

Was zunächst gleich den Titel der Abhandlung betrifft, so ist die letztere Form desselben, wie sie sich wohl in allen Goethe-Ausgaben findet, die treffendere, denn den weitaus größten Raum der Arbeit nimmt nicht die Erklärung der Metamorphose ein, sondern eine Auseinandersetzung darüber, daß man überhaupt von einer solchen sprechen kann, daß also alle die als Blätter im weiteren Sinne bezeichneten Glieder der Pflanze im Grunde als ein und dasselbe, nur mannigfach veränderte Organ zu betrachten sind. Schon bei dem Titel begegnet es uns somit, daß er uns in seiner ursprünglichen Gestalt etwas anderes in der Arbeit vermuthen läßt, als was wir hauptsächlich finden; indessen würde dies nicht von Belang sein, und ich würde diesen

Umstand auch nicht betont haben, wenn ich nicht vermuthete, daß Goethe mit seinem Worte „Erklären“ gar nicht den strengen Begriff des wissenschaftlichen Erklärens verbunden hat, sondern damit eben die Erörterung gemeint hat, welche zeigt, daß gewisse Verhältnisse bei den Pflanzen als eine solche Metamorphose aufzufassen sind.[5]

Es wird uns noch mehrmals begegnen, daß Goethe mit seinen Worten wahrscheinlich nicht dasjenige gemeint hat, was man streng genommen unter ihnen verstehen müßte, oder daß er Gedanken, die man aus ihnen herauslesen zu müssen glaubt, wohl sicher nicht gehabt hat. Die Ausdrucksweise Goethes ist eigenthümlicher Art; wenig scharf und bestimmt — und damit den Anforderungen, die man an wissenschaftliche Erörterungen zu stellen hat, nicht genügend —, ist sie gleichwohl von einer Unmittelbarkeit und plastischen Form, daß man das Gesagte direkt anzuschauen und zu verstehen vermeint. — Sie besitzt Anschaulichkeit, aber nicht in ebendemselben Maße Verstandesschärfe. — Goethes Feder wurde mehr von der Phantasie geführt als vom logischen Denken. Und war auch immer seine Phantasie eine reine, naive, so konnte sie trotzdem Gebilde erzeugen und mit ihnen operieren, die sich — wenn man mit kritischem Denken an sie herantritt — als gehaltlos erweisen.

Die erste Frage, welche wir zu stellen haben, ist die: Was versteht man unter der „Metamorphose der Pflanzen“? — Wenden wir uns mit dieser Frage an Goethe, so erhalten wir eine Antwort, durch die wir peinlich berührt werden müssen. Wir nehmen wiederum an der Ausdrucksweise Anstoß. Der Satz: „Man hat die Wirkung, wodurch ein und dasselbe Organ sich uns mannigfaltig verändert sehen läßt, die Metamorphose der Pflanzen genannt“,[6] ist kurz und bündig; er enthält auch dasjenige, was wesentlich zum Begriff der Metamorphose

gehört (die Veränderung eines und desselben Organs); und doch — was ist die Metamorphose? Ist sie die Ursache der Veränderung? Ist sie diese selbst, also der Vorgang? Oder ist sie das Ergebniß, der fertige Zustand, den uns die Pflanzenglieder infolge der Veränderung darbieten? — Goethe sagt: „Die Wirkung hat man die Metamorphose der Pflanzen genannt." Schön! Das wäre also der Zustand nach der Veränderung, aber als ein Zustand, der durch die Veränderung desselben Organs in verschiedenartige Gestaltungen bewirkt ist. — Doch was heißt es nun, wenn Goethe sagt: „Die Wirkung, wodurch ein und dasselbe Organ sich uns verändert sehen läßt", d. h. wodurch es verändert erscheint? — Nimmt man hierzu den Satz:[7] „Die fortschreitende Metamorphose ist es, welche sich von den ersten Samenblättern bis zur letzten Ausbildung der Frucht immer stufenweise wirksam bemerken läßt und durch Umwandlung einer Gestalt in die andere, gleichsam auf einer geistigen Leiter, zu jenem Gipfel der Natur, der Fortpflanzung durch zwei Geschlechter, hinaufsteigt", so möchte es fast scheinen, als habe Goethe mit jener „Wirkung" ein Wirksames gemeint und als fasse er die Metamorphose als die Ursache der Veränderung oder Umwandlung der Organe auf. Wenigstens kann in dem letzteren Satze die Metamorphose als „wirksam" und „durch Umwandlung hinaufsteigend" nicht wohl ein Ergebniß, eine Wirkung sein, könnte höchstens den Vorgang, die Veränderung selbst vorstellen.

Zieht man schließlich das Wort Metamorphose an sich in Betracht, so würde es ebenfalls die Umbildung selber, den Vorgang der Veränderung bezeichnen.

Es kommt im Grunde genommen nicht darauf an, ob Goethe unter dem Worte Metamorphose die Umbildung selbst oder ihre Ursache oder ihre Folge verstanden hat; die Fragen, um die es sich bei der ganzen Sache handelt: ob eine Ver-

änderung desselben Organs in verschiedene Gestalten thatsächlich besteht, und: wie eine solche zu erklären ist, werden dadurch nicht berührt. Aber es zeigt die nähere Zergliederung der Goetheschen Darlegung, daß dieselbe nicht einfach bestimmt und klar ist, sondern wie man — wenigstens häufig — suchen, vergleichen, betrachten, überlegen muß, um überhaupt zu erkennen, was Goethe mit seinen Worten gemeint habe.

Man wird den angeführten Auslassungen Goethes annähernd gerecht, wenn man annimmt, daß er als Metamorphose wesentlich bezeichnen wollte: den Vorgang („Wirkung", dieses Wort also nicht als das von einer Ursache Hervorgebrachte, sondern gleichbedeutend mit „wirkend", geschehend aufzufassen), am Ende und infolge dessen („wodurch") dasselbe Organ mannigfach verändert erscheint. Hiermit würde dem Satze im § 6 Genüge geschehen, und das Eigenthümliche in der Ausdrucksweise des § 4 wäre die Setzung des Wortes „Wirkung" für Vorgang.

Mit dieser Erklärung, wonach also — einfach gesprochen — Metamorphose gleich Umbildung wäre, könnten wir uns zufrieden geben; doch glaube ich, daß damit noch nicht völlig dasjenige getroffen ist, was Goethe bei dem Worte Metamorphose vorschwebte. Ich will dies noch genauer darzulegen versuchen, weil auf diese Weise am besten die Eigenart Goethes mit ihrem angedeuteten wissenschaftlichen Mangel zu Tage treten wird.

Von einem thatsächlichen Vorgang der Veränderung der Organe ist an der Pflanze nichts zu bemerken; nur ein Ergebniß, eine Wirkung sehen wir. Dies mag auch Goethe gefühlt haben; und darum hat er wohl — indem er mehr auf das Fertige als auf die nur hypothetisch (oder etwa ideell) vorhandene Veränderung hinblickte — von einer Wirkung gesprochen. Weiter aber kann von einem materiellen Vorgang nicht gesagt werden: „er steigt wie auf einer geistigen Leiter zu dem Gipfel

der Natur hinauf". Und hier — meine ich — ist Goethe die Metamorphose wie eine Tendenz oder ein Prinzip erschienen (vergleichbar der in den Pflanzen wirksam sein sollenden Spiraltendenz, die auch bei Goethe spukt); so daß wir in dem Wort Metamorphose eigentlich alles beisammen haben: die wirksame Tendenz (Ursache), den Vorgang und das Ergebniß (Wirkung) der Veränderung. Hiernach wäre denn von einem bestimmten, mehr oder minder scharfen Begriff der Metamorphose bei Goethe gar nicht die Rede, sondern bei dem Worte Metamorphose schwebt ihm allerlei vor: die Idee, daß die verschiedenen Organe im Grunde dasselbe nur mannigfach veränderte Organ seien, die Veränderung selbst und eine sie bewirkende Tendenz — und zur Bezeichnung des Inhalts dieser seiner Phatasiebilder im allgemeinen dient ihm das Wort Metamorphose.

Wenngleich ich persönlich die vorangehende Auseinandersetzung für zutreffend halte, so will ich ihre Richtigkeit doch nicht streng objektiv behaupten, weil — trotzdem die angeführten Anhaltspunkte und Goethes ganzes Wesen, wie ich es verstehe, dafür sprechen — ein Irrthum doch nicht ausgeschlossen ist, denn direkt ist das, was ich zuletzt ausführte, in Goethes Worten nicht enthalten. Andererseits ist aber auch das gewiß, daß die einfache und klare Auffassung der Goetheschen Definition, wie wir sie oben angenommen haben, ebenfalls nicht unmittelbar aus seiner Darstellung hervorgeht.

Wie wir bereits nebenher bemerkt haben, handelt es sich bei der näheren Betrachtung der Metamorphosenlehre um zwei Fragen: 1. Giebt es eine Metamorphose? d. h. sind die verschiedenen als „Blätter" bezeichneten Organe der höheren Pflanzen (denn wesentlich nur auf diese Organe erstreckt sich die Lehre) von den Keimblättern bis zu den Fruchtblättern als ursprünglich dasselbe Organ zu betrachten und ist eine Umbildung anzunehmen,

welche demselben seine verschiedenartige Gestaltung verliehen hat?
2. Wie ist diese Metamorphose (der Vorgang der Veränderung) zu erklären?

Goethe antwortet auf die erste Frage damit, daß er drei Arten der Metamorphose annimmt: die regelmäßige oder fortschreitende, die unregelmäßige oder rückschreitende und die zufällige — von denen er aber hauptsächlich nur die erstere im weiteren behandelt und die unregelmäßige oder rückschreitende dann bespricht, wenn er dadurch Gründe für seine Ansicht von der fortschreitenden Metamorphose zu gewinnen glaubt, während die dritte Art gänzlich unerörtert bleibt.

Welche Thatsache wird nun bezeichnet oder welche Annahme wird gemacht, wenn man von einer fortschreitenden Metamorphose oder Metamorphose kurzweg spricht? —

An einer einjährigen höheren Pflanze sehen wir — sofern alle „Blattformationen" vertreten sind — Samenblätter, Niederblätter, Laubblätter (oder Mittelblätter), Hochblätter und die vier Arten der Blüthentheile. Die Metamorphosenlehre behauptet, daß alle diese Blattformationen als Umbildungen desselben typischen Grundorgans zu betrachten seien. — Welche bestimmte Vorstellung verknüpft sich mit dieser Behauptung, die ihrem Wortlaut nach verschieden aufgefaßt werden kann?

Seitdem der Begriff der Metamorphose besteht und größtentheils infolge dessen eine eigentliche Morphologie sich ausgebildet hat, ist jener Begriff den verschiedenartigsten Wandlungen unterworfen gewesen. Und wenn wir es hier allerdings vorzugsweise mit Goethe zu thun haben, so ist es doch nothwendig, auch auf andere Vorstellungen von der Metamorphose Rücksicht zu nehmen, weil die Metamorphosenlehre (trotz einiger Vorgänger) durch Goethe erfolgreichen Eingang in die Wissenschaft gefunden hat und es sich bei derselben nicht um eine vereinzelt dastehende Ansicht des

Dichters handelt, sondern um eine allgemeine Lehre, von der er nur einer der hauptsächlichen Begründer ist.

Es ist von Wichtigkeit, gleich jetzt, noch ehe wir tiefer in die Betrachtung der Metamorphosenlehre eingedrungen sind, hervorzuheben, daß in derselben nicht etwa blos davon die Rede ist, daß die verschiedenen „Blattformationen" infolge ähnlicher Eigenschaften unter einen Begriff zusammengefaßt werden können, gleichwie man Niederblätter, Laubblätter und Hochblätter alle drei von jeher Blätter genannt hat, während man dem gegenüber früher allgemein nur von Kelch und Krone mit ihren Theilen oder Zipfeln, von Staubgefäßen und Stempeln, noch nicht von Kelch-, Kron-, Staub- und Frucht-Blättern sprach.

Jene drei Blattarten haben im allgemeinen eine sich unmittelbar darbietende Aehnlichkeit; ihre äußere Form, ihre innere Gewebezusammensetzung, ihre Stellung an der Achse, ihre vorzugsweise im Dienste der Assimilation stehende Verrichtung — das sind gemeinsame Züge, durch welche sie meist mehr oder minder stark gegen die übrigen „Blattformationen" abstechen. Daß es Uebergänge zwischen ihnen und den letzteren giebt, konnte ihre übereinstimmende Bezeichnungsweise nicht verhindern, denn Uebergänge giebt es überall in der Natur; und wollte man dieselben bei der Namengebung und auch bei der Auffassung der Dinge stets genau berücksichtigen, dann müßte man überhaupt alles gleich benennen, alles als ein und dasselbe betrachten. Die Namengebung hat immer an die am allgemeinsten vorhandenen Extreme anzuknüpfen, und das zwischen diesen Liegende muß dann als eine Zwischen- oder Uebergangsform gelten, ohne die trennende Benennung und Auffassung zu stören. Wie freilich die Uebergangsformen zu erklären sind, wie sie entstehen können, das ist etwas anderes und wird jedenfalls — wenn ergründet (denn noch giebt es keine umfassende mechanische Morphogenie) — ein helles Licht auf die Bildungsart von einander verschiedener Dinge werfen.

Vergleichen wir nun die drei genannten Blattarten mit den Samenlappen oder Samenblättern und den Gliedern der Blüthe, so ist ersichtlich, daß dieselben gegenüber dem Stengel einen gewissen gemeinsamen Charakter besitzen, der um so deutlicher hervortritt, wenn man die Blüthenpflanze, von der hier die Rede ist, mit einer niederen Kormophyte, etwa einem Lycopodium oder einer Selaginella, in vergleichende Betrachtung zieht. — Was diese Vergleichung für einen wissenschaftlichen Werth hat und wie die Verhältnisse einer Selaginella von bestimmendem Einfluß für unsere Auffassung von den Gliedern einer Phanerogame sein können, werden wir später auseinandersetzen. — Das Wesen des Stengels liegt gegenüber den Blättern und Blüthentheilen darin, daß die Pflanze durch Bildung jenes für ihre eigene (individuelle) Ausbreitung sorgt und stets Platz schafft für den Ansatz der seitlichen Glieder; der Stengel ist das Organ, von dem aus diese ihren Ursprung nehmen können und das sie trägt; damit hängt es zusammen, daß der Stengel ein nahezu unbegrenztes Spitzenwachsthum besitzt, ferner, daß in ihm als dem an der Pflanze weitest ausgebildeten und zugleich die Seitengebilde verbindenden Organ die Elemente am hauptsächlichsten zusammengedrängt sind, welche für die Festigkeit der Pflanze, und die, welche für die Leitung der Säfte nach den verschiedenen Seitengliedern sorgen, sowie oft die, welchen die Reservirung der Nahrungsstoffe obliegt. Dem entgegen waltet in den Blättern und Blüthen die Funktion der Fortpflanzung der Pflanze als Art und ihrer Erhaltung als Einzelwesen ganz überwiegend vor; ihre Ausbildung geschieht daher wenig in die Länge — zum Theil ist sie übereinstimmend flächenförmig —, und ihr Wachsthum ist viel eher begrenzt als das des Stengels; damit hängt es denn auch wohl zusammen, daß dasselbe gerade an den vorgeschobensten Punkten (an der Spitze) im allgemeinen zuerst aufhört, während der Stengel

seinem Wesen entsprechend ganz vorzugsweise an der Spitze wächst. Schließlich läßt sich noch ein Moment der Aehnlichkeit von Blättern und Blüthentheilen geltend machen: die anfängliche Uebereinstimmung in der Entwickelungsgeschichte.

Hiernach ist es wohl gerechtfertigt, wenn man für Blätter und Blüthentheile einen gemeinsamen Ausdruck erfindet, durch den der eben angedeuteten Gemeinsamkeit ihrer Eigenart genuggethan wird. Wir haben ein solches Wort bereits gebraucht: Seitengebilde — ein Wort, das einen Gegensatz zum Stengel als einem Achsengebilde[8] ausdrückt, wie ein solcher ja bis zu einem gewissen Grade ohne Zweifel besteht und das der Wolffschen Bezeichnung „Anhangsorgane"[9] aus dem Grunde vorzuziehen ist, weil in diesem Wort der Sinn der Nebensächlichkeit liegt und unwillkürlich die Vorstellung erweckt wird, als wäre die Achse das Wichtigste an der Pflanze, während doch die Funktionen der Blätter als der hauptsächlichen Träger des Assimilationsgewebes jedenfalls die ursprünglicheren sind.

Es fragt sich, sofern es sich um die Wahl der treffendsten Bezeichnungsweise handelt, ob mit jenem Worte die weitgreifendste und wesentlichste Uebereinstimmung von Blättern und Blüthentheilen angedeutet wird.

Dies wird durch die Metamorphosenlehre in Abrede gestellt; ihr genügt die Anerkennung der angegebenen Aehnlichkeit der Seitengebilde nicht. Die Metamorphosenlehre sieht in ihnen eine viel tiefere Charaktergemeinsamkeit. Sie sind ihr nicht allein selbständig und in gewissem Grade unabhängig von einander entstehende Pflanzenglieder, die man wegen einer gewissen Aehnlichkeit mit einem gemeinsamen Namen belegen kann, sondern sie sollen auch wesentlich dasselbe Organ (derselbe Pflanzentheil; Organ nicht im physiologischen Sinne) sein, das indessen durch verschiedenartige Umwandlung in verschiedenen Gestalten erscheint.

Diese Ansicht, die bereits Schiller bei Gelegenheit seines berühmt gewordenen ersten Begegnisses mit Goethe treffend als Idee im Gegensatz zur Erfahrung bezeichnet hatte,[10] sie ist es, die wir kritisch zu beleuchten haben.

Wie ist sie zunächst des näheren zu verstehen? Was heißt es, wenn gesagt wird: alle Seitengebilde seien wesentlich dasselbe Organ? Welcher Art ist die Umwandlung einer Gestalt in die andere, von der die Rede ist? —

Dies alles sind Fragen, auf die uns Goethe bestimmte, klare Antworten geben sollte. Indessen finden wir bei ihm theils keine direkten, theils unklare Antworten. Und so wiederholt sich denn wie noch in vielen anderen Fällen das Schauspiel, daß wir auf das Suchen nach allerlei auf die betreffenden Fragen bezüglichen Aussprüchen, auf das Auslegen derselben, auf das Errathen der Meinung, die der Dichter mit ihnen verband, angewiesen sind. Dadurch wird es denn zum großen Theil erklärlich, wie die Gelehrten in ihrer Auffassung und Beurtheilung der wissenschaftlichen Leistungen Goethes so vielfach auseinandergehen können.

Was die Sache selbst betrifft, so könnte unter dem Ausdrucke „Umwandlung einer Gestalt in die andere“[11] und dem Satze: „Gewisse äußere Theile der Pflanzen verwandeln sich manchmal und gehen in die Gestalt der nächstliegenden über“,[12] sowie dem anderen Satze: „Die äußeren Pflanzentheile entwickeln sich gleichsam aus einander“,[13] und endlich etwa dem: „Die Natur bildet im Kelch kein neues Organ, sondern verbindet und modifizirt nur die uns schon bekannt gewordenen Organe“,[14] verstanden werden, daß eine wirkliche — reelle — Umwandlung eines Seitengebildes in ein anderes vor sich gehe, so etwa, daß ein Kelchblatt erst Laubblatt wäre und dann in die Gestalt des Kelchblatts überginge. Daß Goethe, der ein offenes, reines Auge für die Sinnenwelt hatte, derartiges nicht gemeint haben

ann, geht wohl ebensosehr daraus hervor, daß solch eine Umbildung nicht beobachtet wird, wie aus dem Satze:[15] „Denn wir können ebensogut sagen, ein Staubwerkzeug sei ein zusammengezogenes (also umgewandeltes) Blumenblatt, als wir von dem Blumenblatte sagen, es sei ein Staubgefäß im Zustande der Ausdehnung." Dies zeigt, daß Goethe nicht meinte, ein thatsächlich vorhandenes Seitengebilde entstände durch Umwandlung eines andersartigen thatsächlich existirenden Seitengebildes, sondern daß er sich alle Arten der Seitengebilde als umgewandelte Gestalten eines und desselben — unter ihnen nicht thatsächlich vorhandenen — Grundgebildes dachte.[16]

Hierin liegt zugleich enthalten, daß Goethe nicht die Umwandlung einer Art der Seitengebilde in eine andere im Laufe der phylogenetischen Entwickelung der Pflanzen angenommen hat; wenigstens wäre es thöricht, neben anderen Darwinistischen Ansichten auch diese dem Dichter zuzuschreiben, da sich hierfür durchaus keine Anhaltspunkte bei ihm finden, während gewisse seiner sonstigen Aussprüche sich allenfalls nothdürftig in gutem Darwinistischem Sinne deuten lassen.

Wenn wir jetzt die wahre Meinung Goethes, daß sich die verschiedenen Seitengebilde der Pflanze von einer unter ihnen nicht vorhandenen, gemeinsamen typischen Grundform herleiten lassen, in Betracht ziehen, so giebt es auch hier eine Möglichkeit, nach der von einer eigentlichen Metamorphose, also einer materiellen Umwandlung gesprochen werden kann. Diese Möglichkeit ist in der Entwickelungsgeschichte geboten. Wir erwähnten bereits, daß alle Seitengebilde in ihrer Entwickelung anfänglich gleichartig auftreten: sie stellen ganz gleich aussehende seitliche Zellwucherungen in Form kleiner Wärzchen dar, die sich erst später in verschiedener Weise ausbilden — differenziren — und nur nach und nach ihren schließlichen

Charakter als Laubblatt oder Staubgefäß oder Stempel u. s. w. erkennen lassen. Caspar Friedrich Wolff, der Vorgänger Goethes, hat dieses Verhältniß zuerst auseinandergesetzt und auf Grund desselben die gemeinsame „Blattnatur" der verschiedenen Seitengebilde ausgesprochen.

Daß dieses Verhältniß aber sehr wenig beweist, leuchtet wohl ein, denn daß komplizirte organische Gebilde im anfänglichen Stadium ihrer Entwickelung ihre spätere Struktur wenig verrathen, sondern als warzenförmige Zellkomplexe von völliger äußerlicher Uebereinstimmung erscheinen, zeigt sich allgemein. Man könnte daher schließlich von allen solchen Gebilden eine „Blattnatur" behaupten. Daß Wolff mit seiner Entdeckung von dem einfachen Beginn der Seitengebilde der Pflanzen wirklich eine Leistung vollbracht habe, ist anzuerkennen — nämlich die, daß es keine Evolution (im Sinne Linnés), sondern bei aller Entwickelung stets nur eine Epigenesis gebe —; nur kommt diese Leistung für den Sinn der Lehre von der Pflanzenmetamorphose wenig in Betracht. Es ist die Ansicht von der Epigenese allerdings Voraussetzung bei jener — und diese Ansicht gegenüber der von der Evolution gehegt zu haben, ist auch ein Verdienst Goethes —, aber die Metamorphosenlehre selbst besagt etwas anderes.

Wir haben uns noch nicht gefragt, ob denn Goethe seine Metamorphosenlehre auf die Thatsache gestützt hat, daß alle Seitengebilde in gleicher Weise ihre (ontogenetische) Entwickelung beginnen, ob er in der That das Wärzchen, als das sie anfangs alle auftreten, als die gleiche Grundform angesehen hat, aus der sie durch verschiedene Umbildung hervorgehen. — Wir finden nichts derart von ihm ausgesprochen, der Entwickelungsgeschichte wurde von ihm gar nicht gedacht. Es wäre außerdem ein schwaches Beginnen gewesen, jenem in seiner Form noch gar nicht genauer differenzirten oder charakterisirten Anfangsstadium

die Bedeutung eines typischen Grundorgans beilegen zu wollen. Wolff hat auch dieses nicht gethan; ihm ist das Grundorgan aller Seitengebilde das wirkliche Blatt (das Laubblatt), und die übrigen „Anhangsorgane“ nennt er Modifikationen desselben.[17] Bei ihm hat damit die Metamorphosenlehre eine viel mehr realistische Gestalt als bei Goethe und den meisten Morphologen nach demselben; auch deswegen, weil er von einer eigentlichen aufsteigenden Umwandlung oder Metamorphose nicht redet.[18] Wenn er von einer Verwandlung der Staubfäden in Blumenblätter (und den dadurch entstehenden gefüllten Blumen) und einem Uebergehen von Blumenblättern in Staubfäden spricht, so ist dies etwas ganz anderes als die Verwandlung, von der die Lehre von der aufsteigenden Metamorphose handelt. Denn ein allmähliches Hervorgehen von Pflanzen mit gefüllten Blumen aus solchen mit normalen kann beobachtet werden; hier kann man in der That von einer unter unseren Augen sich vollziehenden (phylogenetischen) Umwandlung reden. Der Ausdruck „modifizirt“ = abgeändert, den er gebraucht, wird ganz allgemein zur Bezeichnung einer Eigenschaft ohne Rücksicht auf ihre Entstehung angewendet, von etwas Vorhandenem, ohne daß dies damit auch als etwas Gewordenes aufgefaßt werden müßte. So bedeutet denn der Satz: „Ein Staubfaden ist ein modifizirtes Blatt“ nichts weiter als: Es ist ein Blatt von anderer Gestalt als die gewöhnlich Blätter genannten Arten des Blatts im weiteren Sinne. Daß man allerdings das Wort „Blatt“ nicht in dem doppelten Sinne von „Seitengebilde“ und von „Blatt im engeren Sinne“ gebrauchen darf; daß man — wenn es heißt: Ein Staubfaden ist ein Blatt — den Staubfaden unter die Kategorie des Blattes im engeren Sinne (also vor allem des Laubblattes) unterzuordnen versucht ist, statt ihn mit letzterem nur zusammenzuordnen — das ist etwas anderes, worauf wir später noch eingehen werden. Daß Wolff mit

dem Ausdruck „modifizirtes Blatt" für Staubgefäß u. s. w. nicht habe meinen können: ein Staubfaden sei ein umgewandeltes Blatt, geht wohl auch aus seiner Auffassung hervor, nach der das typische Grundorgan des Blattes das Laubblatt sein sollte. Eine derartige materielle Umwandlung eines Laubblattes in ein Staubgefäß kann der genaue Beobachter nicht haben behaupten wollen, eben so wenig aber — als realistischer Forscher — eine ideelle Metamorphose.

Aus allem geht — mir wenigstens — hervor, daß seine Ansicht in Kürze diese ist: Durch seitliche Sprossung entstehen am Stengel zunächst die Blätter; wenn — nach seiner Vorstellung — der Nahrungszufluß kümmerlicher erfolgt, so kann die Pflanze nicht mehr gleiche Blätter wie vorher produziren, sondern es werden nun infolge der veränderten Säfte die Blüthentheile gebildet; daß aber dieselben auch als Blätter zu betrachten sind, zeigt ihre anfängliche ähnliche Entwickelung und das gelegentliche Auftreten gewisser Seitengebilde an Stelle von anderen.[19]

Kehren wir nach dieser Erörterung über Wolff nunmehr zu Goethe zurück!

Was hat Goethe sich unter dem typischen Organ gedacht, das allen Seitengebilden gemeinsam zu Grunde liegt; dessen Umbildungen sie sind; das nicht unter ihnen vorhanden, aber auch kein früherer Entwickelungszustand derselben ist? Kann es nun überhaupt noch etwas Reelles sein? Ist es also nur in der Idee vorhanden?

Das sind Fragen, die für die Metamorphosenlehre und den ganzen aus ihr hervorgegangenen morphologischen Zweig der botanischen Wissenschaft prinzipielle Bedeutung besitzen.

Machen wir, ehe wir an die Beantwortung dieser Fragen gehen, es uns noch einmal klar, daß Goethe wirklich die Vorstellung eines typischen Grundorgans vorgeschwebt hat!

Von Wichtigkeit ist hierfür zunächst der Satz im „Rückblick und Uebergang“ (§ 84 der „Metamorphose der Pflanzen“): „Die Pflanze bildet ein und ebendasselbe Organ nach und nach um.“ — Das Wort „ein und ebendasselbe Organ“ ist für sich nicht beweisend für Goethes Ansicht von einem typischen Grundorgan, denn auch nach Wolff sind Blätter und Blüthentheile ein und dasselbe Organ „Blatt“ und ebenso nach meiner eigenen Meinung, soweit ich sie als Seitengebilde zusammenfasse. „Ein und ebendasselbe Organ“ — dieses Wort kann, außer dem Zusammenhange betrachtet, einfach ein Ausdruck für den allgemeinen Begriff sein, unter den man Blätter und Blüthentheile vereinigt und der dann alle — thatsächlich vorhandenen — Seitengebilde zugleich umfaßt. (So ist es bei meiner und bei Wolffs Meinung der Fall.) Nun aber wird nach Goethe dieses „ein und ebendasselbe“, also ein gewisses Organ von der Pflanze umgebildet zu den verschiedensten Arten der Seitengebilde. Ein solches Organ, welches zu den Seitengebilden erst umgebildet wird, kann nicht mit diesen selbst zusammenfallen, sondern es muß vor ihnen und unabhängig von ihnen vorhanden sein; es ist jenes „typische Grundorgan“, wie wir es genannt haben. Wir sehen also: das Wort „Umbildung“, „Umwandlung“, „Metamorphose“ — und der damit bezeichnete Begriff — das ist es, worauf es ankommt; daher auch der Unterschied zwischen Goethe und Wolff, denn letzterer spricht nicht von einer Umwandlung im Sinne der Lehre von der aufsteigenden Metamorphose. — Was umgebildet wird, muß da sein, ehe das Endprodukt, zu dem es umgebildet wird, vorhanden ist: es muß ein Grundorgan sein, das außer den Endprodukten (also den Seitengebilden) und vor ihnen besteht.

Man könnte dem vielleicht entgegenhalten: es sei das Wort „Umbildung“ hier ebensogut nur bildlich zu nehmen — als kurze, bequeme Bezeichnung für die Thatsache, daß,

wenn wir anschauend oder denkend von einem Laubblatt zu einem Kelchblatt übergehen, eine andere Erscheinung vor unsere leiblichen oder geistigen Augen tritt, gleichsam eine Verwandlung vor uns geschieht. Aber der bildliche Ausdruck wäre etwas sehr weit gehend, denn Goethe sagt: „Die Pflanze bildet das Organ" — und zwar „durch Kräfte um", denn der vollständige Satz heißt: „Wir hätten . . . . auf Aeußerung der Kräfte, durch welche die Pflanze ein und ebendasselbe Organ nach und nach umbildet, unsere Aufmerksamkeit gerichtet."

In der „Wiederholung" am Schlusse der ganzen Abhandlung findet sich im § 120 die Wendung „dieses in so verschiedene Gestalten metamorphosirte Organ". Dieses kann nach dem Vorhergehenden und im Zusammenhange mit dem Folgenden, worin wir die Natur des „typischen Grundorgans" besprechen werden, wohl nicht gedeutet werden als „dieses so verschieden gestaltete" oder „verschieden gestaltige Organ", sondern es heißt nichts anderes als „dieses in so verschiedene Formen umgebildete Grundorgan".

Hieran läßt sich (gleichsam als nähere Ausführung jener Wendung) der Satz im § 115 reihen: „Dasselbe Organ, welches am Stengel als Blatt sich ausdehnt . . ., zieht sich im Kelch zusammen, dehnt sich im Blumenblatte wieder aus" u. s. w.

Denselben Sinn zeigt ferner die Stelle im § 50: „So entsteht ein Staubwerkzeug, wenn die Organe, die wir bisher als Kronenblätter sich ausbreiten gesehen, wieder in einem höchst verfeinerten Zustande erscheinen."

Wenn Goethe ferner mehrfach von einer „Verwandtschaft"[20] oder gar „geheimen Verwandtschaft"[21] der verschiedenen äußeren Pflanzentheile spricht, so weist dies ebenfalls darauf hin, daß er die verschiedenen Seitengebilde nicht blos wegen gewisser Uebereinstimmungen unter einen Begriff zusammenfassen wollte, sondern daß er in allen ein und dasselbe Organ vor sich zu

haben meinte, welches in ihnen nur in verschiedener Weise aus seiner typischen Grundform entwickelt sich zeigt.

Nach allem sind ihm die verschiedenen Seitengebilde nicht das Ursprüngliche und ihre Auffassung als dasselbe Organ, ihre Zusammenfassung unter einen Begriff das Spätere, was erst der Forscher — nicht die Natur — thut; sondern: das Ursprüngliche — was die Natur zuerst geschaffen — ist ihm das Organ in seiner typischen Grundform; erst später, in der Entwickelung der Pflanze bildet sich dieses zu den sich uns darbietenden, verschieden gestalteten (und verschieden funktionirenden) Seitengebilden um — und die Aufgabe des Forschers ist es, letztere erst wieder auf das typische Grundorgan zurückzuführen, zu erklären, wie jene in der That in ihrem Wesen nur dieses sind.

Da nun aber ein derartiges Grundorgan nirgends in der Natur vorhanden ist, auch von Goethe nirgends näher genannt oder angegeben wird, so kann dasselbe kein reelles Gebilde, sondern es muß ein ideell vorgestelltes Wesen sein. Das Grundorgan „Blatt" ist nur in der Idee vorhanden. Dies ist zunächst unsere Folgerung aus der Goetheschen Darstellung; aber in dieser selbst finden wir nun auch noch ganz direkte Hinweise auf jene Auffassung.

So, wenn Goethe in „Bildung und Umbildung organischer Naturen" in dem Abschnitt „Die Absicht (wird) eingeleitet" sagt: „Selbst insofern es (das Lebendige) uns als Individuum erscheint, bleibt es doch eine Versammlung von lebendigen, selbständigen Wesen, die der Idee, der Anlage nach gleich sind, in der Erscheinung aber gleich oder ähnlich, ungleich oder unähnlich werden können." Das Lebendige, von dem er redet, ist die Pflanze (ebenso das Thier); die selbständigen Wesen, aus denen sie besteht, sind — zuförderst wenigstens — die verschiedenartigen Achsengebilde und Seitengebilde, von denen uns

ja hier vor allem die letzteren interessiren. Diese also sind der Idee nach gleich; sie sind ein und dasselbe Organ in der Idee, das heißt aber nicht für die blose Vorstellung des Menschen, sondern in einer in der Pflanze wirksamen Idee, denn erläuternd wird zu dem Worte „Idee" hinzugefügt „in der Anlage gleich". — Wie ist die Sache zu denken? — Die Pflanze legt an den Stellen, wo nachher die verschiedenen Seitengebilde auftreten, lauter gleiche Glieder (identisch mit dem typischen Grundorgan) an; aber diese durchgängige Gleichheit existirt nicht, sie ist niemals wahrnehmbar, sie ist eben nur in der Anlage vorhanden, aber auch wieder nicht in der thatsächlichen, wirklichen, körperlichen, sondern in der ideellen, geistigen Anlage; gleichsam nur in der Absicht, in dem „Plan" der Pflanze ist diese Gleichheit enthalten. (Dieses Wort findet man oft in der heutigen Morphologie, soweit sie sich noch im Goetheschen Geiste bewegt.) Um es noch gröber, aber faßlicher auszudrücken: Die Pflanze sagt sich: ich will an der Achse seitliche Gebilde hervorbringen, und zwar sollen dieselben ihrem Begriffe, ihrem inneren Wesen nach alle vollkommen gleich sein, aber ich will sie doch in ihrer äußeren Gestalt thatsächlich verschieden gestalten. Dies heißt aber nichts weiter, als daß das typische Grundorgan, das sich zu den Seitengebilden aus- und umbildet, vor diesen existirt, aber ohne Realität zu besitzen: als reine Idee im platonischen Sinne. Indem diese nun sich verwirklicht, in die Erscheinung tritt, nimmt sie verschiedene Gestalten an; aber insofern sie denselben noch immer als innerer Wesenskern innewohnt, sind sie — trotz aller wirklichen Verschiedenheit — doch als ihrem Wesen nach gleich zu erachten. Kirchhoff ist es, der dies bereits vollkommen erkannt hat, wenn er sagt: „Eine Idee im platonischen Sinne liegt bei Goethe mehr vor als bei Wolff."[22] Indessen ist er damit einverstanden, während ich gerade hierin das zu Verwerfende der ganzen Lehre sehe.

Führen wir zunächst noch andere Aeußerungen Goethes an, die dafür sprechen, daß unser Dichter in der That das typische Grundorgan als platonische Idee betrachtete, wenngleich er dies nicht ausdrücklich bekennt. In dem erwähnten Abschnitt „Die Absicht (wird) eingeleitet" findet sich noch Folgendes: „. . . so erblickt man in dem uns einfach erscheinenden Samen schon eine Versammlung von mehreren Einzelnheiten, die man einander in der Idee gleich und in der Erscheinung ähnlich nennen kann", und ferner: „Daß nun das, was der Idee nach gleich ist, in der Erfahrung entweder als gleich oder als ähnlich, ja sogar als völlig ungleich und unähnlich erscheinen kann . . ." Dann spricht er in der „Metamorphose der Pflanzen" von der inneren Identität der verschiedenen Pflanzentheile (§§ 60 und 67). Deckt sich diese Aeußerung nicht damit: die Pflanzentheile sind gleichsam Materialisationen der gleichen Idee, welche ihnen — wie wir oben sagten — noch immer als innerer Wesenskern innewohnt? Auch das bereits erwähnte Wort „die geheime Verwandtschaft der verschiedenen äußeren Pflanzentheile"[23] paßt hierzu vollkommen.

Endlich aber können wir für unsere Auffassung von Goethes Vorstellung von der Metamorphose noch seine Idee von der „sinnlichen Form einer übersinnlichen Urpflanze" heranziehen.[24] Diese soll das eine Muster sein, nach dem alle Pflanzen gebildet sind.[25] Glaubte er auch anfänglich, daß es diese Urpflanze thatsächlich geben müßte,[26] so zeigt doch der Ausdruck, „übersinnliche Urpflanze,[27] daß er sie später sich als blose Idee dachte. Eine Idee, ein Muster, als dessen verschiedene wirkliche Gestaltungen ihm die Pflanzen erschienen, war sie ihm stets; hatte sie nun auch in voller Reinheit reelle Existenz, dann gab es eben unter allen ihren Gestaltungen auch eine, die sich völlig mit der reinen Idee deckte, keine Umbildung derselben, sondern eine Verkörperung ihrer selbst war.

Daß sich Goethe die Urpflanze in wirklicher Verkörperung als allen Pflanzen gemeinsame reelle Stammform vorgestellt haben soll, wie Kalischer es will,[28] scheint mir nicht — wenigstens nicht ganz und nicht zu allen Zeiten — der Fall gewesen zu sein. Seine Urpflanze hatte doch jedenfalls den Charakter einer Kormophyte, d. h. bestand aus Achsen- und Seitengebilden, während eine Urpflanze im phylogenetischen Sinne von allereinfachster Gestalt gewesen sein muß. Möglich ist es daher nur, daß sie ihm die Stammform höherer Gewächse war, welcher — läßt sich nicht sagen, wie ja so vieles nicht, weil's Goethe selbst verschweigt, da er entweder nicht darüber nachgedacht hat oder keine feste und klare Meinung hat gewinnen können.

Was seine Stellung zur Descendenztheorie überhaupt betrifft, so meine ich, daß er sie einmal nicht von vornherein besaß, daß er, als er sie — in immerhin theilweise unbestimmter, nebelhafter und wissenschaftlich nicht genügend abgerundeter und innerlich vollkommen klar gefügter Form — aufnahm, seine früheren Bestrebungen und Ideen nicht danach umgestaltete, ihr streng anpaßte, sondern daß diese Theorie neben den letzteren nebenher bestand oder gar hinter ihnen im Hintergrunde verweilte; sie bestand als isolirte Theorie, die aber nicht mit seiner Ideenwelt von der organisirten Natur verwuchs, als daß man Goethe neben Lamarck als klaren und bedeutenden Descendenztheoretiker bezeichnen könnte.[29]

Was wir nun als typisches Grundorgan für alle Seitengebilde bezeichnet haben, das mußte als solches an der übersinnlichen Urpflanze vorhanden sein. Da nun aber diese als Idee vorgestellt wurde, so konnte dies auch mit jenem Grundorgan nur der Fall gewesen sein.

Uebrigens würden wir aber zu weit gehen und Goethe Unrecht thun, wollten wir behaupten, daß diese „Idee" bei ihm etwa dieselbe Rolle spielte wie bei Plato. Daß dies nicht der

Fall gewesen, dafür bürgt die Sinnlichkeit der Natur Goethes. Die Unwahrheit der Vorstellung, diese Idee für ein immaterielles Wesen zu nehmen, war für ihn gewiß zu groß. Daher erschien ihm ihre Wirksamkeit — ähnlich wie die Spiraltendenz — als ein wesenloses Prinzip, das vielleicht letzten Endes von dem spinozistischen Allgott, an den Goethe glaubte, ihren Ursprung nahm.

Das ergiebt sich, wenn man in dem Aufsatz „Schicksal der Handschrift" (Metamorphose der Pflanzen) liest: „Der Versuch, die Metamorphose der Pflanzen zu erklären, d. h. die mannigfaltigen, besonderen Erscheinungen des herrlichen Weltgartens auf ein allgemeines, einfaches Prinzip zurückzuführen . . ." Das will doch sagen: es ist ein Prinzip, wonach die Pflanze stets das gleiche Grundorgan hervorbringt. Dieses Prinzip steckt in der Pflanze, nur gelangt es in Wirklichkeit nicht zu reiner Geltung. — Goethe bewegte sich hier in einer mit der Naturphilosophie verwandten Gedankenrichtung.

Was haben wir nun von Goethes Metamorphosenlehre in dem Sinne, wie wir ihn im Vorstehenden klar zu machen gesucht, zu halten?

Noch ehe wir auf die Gründe eingehen, welche zu der Aufstellung der Lehre überhaupt Veranlassung geben können, läßt sich kurz und bündig sagen, daß sie in dieser Form keinen Anspruch erheben darf, eine wissenschaftliche Bedeutung zu besitzen; als nichts weiter kann sie gelten, denn als eine dichterische oder „philosophische" Idee oder besser Phantasie. Die Wissenschaft muß mechanisch sein, denn die mechanischen Vorgänge sind dem menschlichen Geiste die faßlichsten; auf sie muß er daher zurückgehen. Mit „Prinzipien" und „Ideen" in materiellen Dingen hat die Wissenschaft nichts zu schaffen. Sie sind Größen, die nichts erklären, die selbst nicht erklärt sind. Von einer Lehre innerhalb

der Wissenschaft, welche mit Prinzipien oder Tendenzen operirt, hat nur derjenige Theil wissenschaftlichen Werth, der Thatsachen darstellt. Von der Spiraltheorie ist nur das nackte Gerüst der Thatsachen der Spiralstellungen und der mathematischen Formulirung derselben wissenschaftlich; die Erklärung dieser Thatsachen durch die Spiraltendenz, welche in der Anordnung der Blätter nach dem wahren Werth des unendlichen Kettenbruchs

$$\cfrac{1}{1+\cfrac{1}{1+\cfrac{1}{1+\cfrac{1}{1+\cfrac{1}{1+\cfrac{1}{1+\ldots}}}}}}$$

hinstrebt, dessen endliche Näherungswerthe $1/2$, $2/3$, $3/5$, $5/8$[30] u. s. w. sind, ist unwissenschaftlich, für ein wissenschaftliches Gebäude werthlos. Schwendeners mechanische Erklärung der Spiralstellung[31] ist erst die zu den bezüglichen Thatsachen gehörende wahre wissenschaftliche Theorie. Demnach wäre auch von Goethes Metamorphosenlehre der Thatsachenbestand von Werth. Nun aber bringt sie uns keine neuen wesentlichen Thatsachen; und überhaupt bilden die Fakta gar keinen eigentlichen Theil der Lehre (wie bei der Spiraltheorie die sich der Beobachtung darbietenden Stellungen der Pflanzenorgane), sondern die ganze Lehre ist nichts als eine Behauptung: alle Seitengebilde sind dasselbe Organ, Umbildungen einer gemeinsamen typischen Grundform. Diese Behauptung — so richtig sie in gewisser Ausdehnung jedenfalls im descendenztheoretischen Sinne ist: im Sinne Goethes ist sie nicht nur nicht richtig, sondern bedeutet überhaupt von vornherein gar nichts.

Eine einzige Sache, die — in der Lehre enthalten — noch

besonders diskutirbar wäre, betrifft die blose äußerliche Zusammenfassung aller Seitengebilde unter einen Begriff. Diese ist aber nicht von solcher Wichtigkeit, um daraus eine besondere Lehre zu machen, und bildet von der Metamorphosenlehre auch nicht den Kern, sondern nur mehr ein terminologisches Ergebniß. Es hätte sich Goethe damit ein gewisses Verdienst erworben; doch würde auch dieses dadurch aufgehoben, daß zugleich ein Wust von bedeutungslosen Vorstellungen in die Wissenschaft eindrang.

Da die Metamorphosenlehre in dem entwickelten Goetheschen Sinne wissenschaftlich nichts bedeutet, so ist es zwecklos, nach Gründen für die Lehre in Goethes Sinn zu fragen. Goethe hat denn auch für den Kern der Umbildungslehre keine Gründe aufgestellt, weil er dafür keine Gründe hat aufstellen können. Es giebt in der That keine Gründe dafür, daß die Seitengebilde — wie behauptet wird — in der Anlage, der Idee alle gleich sind, denn was die Pflanze in der Idee in sich birgt, läßt sich nicht erörtern, da von einer Idee in derselben überhaupt gar nicht gesprochen werden kann.

Fragen wir jetzt, nachdem wir den Kern der Goetheschen Lehre von der Metamorphose der Pflanzen als Leistung von wissenschaftlicher Bedeutung zurückgewiesen haben, wie es mit dem steht, was wir als terminologisches Ergebniß derselben bezeichneten; ob also aus irgend welchen Gründen alle Seitengebilde unter einen Begriff zusammengefaßt und somit am Ende auch als ein und dasselbe Organ bezeichnet werden können, aber doch nicht in dem Sinne, daß sie Umbildungen eines und desselben Wesens seien, das ihnen bei ihrer Bildung (reell oder ideell) in gleicher Weise zu Grunde lag, sondern in einem mehr äußerlichen Sinne, wie man etwa die Begriffe Baum, Strauch, Kraut aufstellt.

Zunächst ist aber noch die Zwischenfrage aufzuwerfen, ob denn nicht auch in jenem Sinne alle Seitengebilde als Umbildungen — und zwar reelle Umbildungen — desselben ursprünglichen Organs zu bezeichnen sind, wenn man sich auf den Standpunkt der Descendenztheorie begiebt. Ich glaube dies aus zwei Gründen bestreiten zu müssen: einem allgemeinen und einem besonderen.

Der allgemeine Grund ist der folgende. Es ist wohl nicht zu bezweifeln, daß die Lehre von der Metamorphose der Pflanzen vom descendenztheoretischen Standpunkt aus eine gewisse wahre Berechtigung hat,[32] denn die vergleichende Betrachtung der verschiedenen Pflanzenklassen zeigt uns die Homologie der Staubfäden oder Filamente und der Hüllen und Wände der Karpelle mit den sporangientragenden Blättern der Ligulaten (Selaginellen und Isoëten). Aber auch auf descendenztheoretischem Boden ist die Bedeutung der Metamorphosenlehre nicht zu überschätzen. Denn wie schön die Erkenntniß auch ist, zu wissen, aus welchem Gebilde z. B. ein Staubgefäß im Laufe der Generationen durch Metamorphose hervorgegangen ist, und wie durchsichtig und verständlich uns dadurch auch der Zusammenhang der Pflanzengeschlechter wird: noch mehr als die Vergangenheit und das Herkommen interessiren uns die gegenwärtigen Verhältnisse. Da läßt es sich denn nicht leugnen, daß ein Gebilde durch allmähliche Metamorphose, indem es andere Funktionen übernimmt und eine andere Gestalt erhält, so modifizirt werden kann, daß man es schlechterdings nicht mehr nach seinem einstigen Herkommen benennen und wissenschaftlich klassifiziren kann, sondern nach seiner jetzigen Beschaffenheit an der Pflanze. (Wie seltsam würde es sich — um ein Beispiel aus dem menschlichen Leben hier heranzuziehen — etwa ausnehmen, wenn der Nachkomme eines geistig bedeutenden Geschlechtes, der zum Wegelagerer geworden ist, noch Ansprüche auf den Titel, den Ruhm und die

Achtung machen wollte, die seinen Vorfahren zutheil geworden waren.)

Der besondere Grund ist nun der, daß z. B. an dem Staubgefäß der meisten Angiospermen das eigentliche „Blatt" sehr reduzirt ist (es stellt im Gegensatz zu den Staubbeuteln oder Sporangien — im Hinblick auf die Ligulaten — das Filament, den Staubfaden dar[33]), daß ihm außerdem die Blattfunktion der Assimilation verloren gegangen ist und seine Verrichtung ganz in den Dienst der Pollenproduktion gestellt ist (es ist der Träger der Staubbeutel) und daß daher eine Bezeichnung des Staubgefäßes als Staubblatt auch nach descendenztheoretischem Prinzip nicht mehr berechtigt ist, als wollte man es Pollensack oder Staubbeutel nennen. — Für den Stempel gilt Aehnliches.

Nun zu unserer vorhergehenden Frage zurück! Es giebt außer der soeben erledigten, im descendenztheoretischen Sinne erfolgenden, vergleichenden Betrachtung der Pflanzen und ihrer Glieder überhaupt folgende Bestimmungsgründe oder Kriterien, welche dafür sprechen können, alle Seitengebilde unter einen gemeinsamen Begriff zusammenzufassen.

1. Die verschiedenen Glieder der Pflanze haben zum Theil übereinstimmende Gestalt, die bei den Laubblättern ins Flächenförmige geht.

2. Es finden sich zwischen Laubblättern und Kelchblättern, sowie zwischen den einzelnen Kreisen der Blüthe mehrfache Uebergänge in der Natur vor.

3. Es geschieht, daß in abnormen Fällen an den Stellen, wo bei gewöhnlicher, also regelrechter Ausbildung der Blüthe z. B. Staubgefäße erscheinen, Kronblätter auftreten, die mehr oder minder vollkommen ausgebildet sind.

4. Alle die bereits wiederholt aufgezählten Pflanzentheile,

von den Samenblättern bis zum Stempel, sitzen an dem vorwiegend in die Länge wachsenden Bestandtheile der Pflanze, den man die Achse nennt, und bilden somit zu dieser einen gewissen gemeinsamen Gegensatz.

5. Im Gegensatz zu der Achse, die — sofern sie sich über der Erde befindet — überwiegend an der Spitze wächst, hemmen sie ihr Wachsthum zuerst an der Spitze.

6. Die Anlage der fraglichen Pflanzentheile, sowie ihre Ausbildung bis zu einem gewissen Stadium ist bei allen dieselbe, wie die Entwickelungsgeschichte zeigt.

Nur auf Grund des letzten Bestimmungsgrundes kann — wie wir bereits früher erörterten — ebenso wie im Anschluß an die vergleichende Betrachtung der Pflanzen im descendenztheoretischen Sinne von einer wirklichen, materiellen Umwandlung die Rede sein, die in jenem Falle eine ontogenetische, in diesem eine phylogenetische ist. Gemäß allen übrigen Kriterien verliert der Begriff der Metamorphose seine reelle Bedeutung und gewinnt dagegen den Werth einer blosen Idee. — Goethe hat von jenen beiden Kriterien keinen Gebrauch gemacht.

Kann nun aber das der Entwickelungsgeschichte entlehnte Kriterium (6), von dem wir bereits oben auseinandersetzten, es sei so wenig schwerwiegend, daß man der aus ihm zu folgernden Metamorphose keine wesentliche wissenschaftliche Bedeutung beilegen kann, auch nur bestimmend sein, die Seitengebilde unter einen Begriff zusammenzufassen? Unsere obigen Auseinandersetzungen verneinen auch diese Frage, denn die anfängliche Entwickelung bietet gar kein charakteristisches Stadium dar; die Gleichheit im Beginn der Entwickelung ist eine äußerliche, völlig oberflächliche und findet sich bei allen anderen organischen Gebilden ebenfalls vor. Wenn noch andere Kriterien dafür sprechen sollten, alle Seitengebilde begrifflich zu vereinigen, so könnte jenes als ein untergeordnetes Moment mitsprechen; für

sich allein ist es kein zwingender Bestimmungsgrund. (Siehe oben S. 12 und 13.)

Von ebenso geringem Werthe ist das erste der angeführten Kriterien. Die Uebereinstimmung in der Gestalt kann für die Aufstellung von Begriffen nur da entscheidend sein, wo das innere Wesen betreffende Aehnlichkeiten nicht vorliegen oder erschöpft sind. Das innere Wesen einer Sache wird aber durch ihre Funktionen angezeigt.[34] Es leuchtet ohne weiteres ein, wie lächerlich es wäre, wollte man etwa ein galvanisches Element und ein Gefäß von gleicher Gestalt, welches mit Wasser gefüllt ist und statt des Zinks und der Kohle, die in jenes eingestellt sind, zwei Stücke Holz enthält, als ein und dasselbe bezeichnen, wenn auch das Aussehen in beiden Fällen genau dasselbe sein sollte. Wenn man entgegnen wollte, daß doch eine ganze Wissenschaft — die Geometrie — auf Gestalten als ihren Objekten aufgebaut sei und diese eben nach der Aehnlichkeit und Verschiedenheit der Form klassifizire, so ist die Erwiderung hierauf, daß die Geometrie doch keine Wissenschaft von den Dingen ist, sondern von den Gestalten der Dinge. Eine Wissenschaft von der Form muß aber allerdings nach Maßgabe der Form klassifiziren, da sie ja von dem Wesen der Dinge gar nichts aussagen will.

Das innere Wesen, die Funktionen sind nun bei den verschiedenen Seitengebilden erheblich verschiedene; die Aehnlichkeit ihrer Gestalt würde also für ihre begriffliche Zusammengehörigkeit nichts beweisen. Nun aber ist auch diese eine sehr beschränkte; ein Laubblatt, ein Staubgefäß, ein Stempel bieten im allgemeinen sehr ungleiche Formen dar, so daß man sogar von diesem Gesichtspunkte aus eine begriffliche Trennung derselben befürworten könnte. Gelegentliche Aehnlichkeiten — wie die laubblattähnliche, flächenförmige Ausbreitung des Griffels der Schwertlilie (Iris) — sind einmal an sich nicht durchgreifend

und beweisen sodann wegen ihres vereinzelten Vorkommens ebenfalls nichts; endlich haben gewisse gerade von der auf der Metamorphosenlehre aufgebauten Morphologie als Stengel erkannte Pflanzentheile Blattgestalt wie die Opuntien-Stengel und die Ruscus-Zweige.[35]

Wir wenden uns nunmehr zu Kriterium 2 und 3. Beginnen wir mit dem letzteren!

Wenn da, wo sonst Staubgefäße stehen, Kronblätter auftreten, sind darum die Staubgefäße der gleichen Natur wie die letzteren? Hat sich, wie Goethe doch meint, an den betreffenden Stellen das Staubgefäß in ein Kronblatt verwandelt? — Es scheint im Gegentheil aus jenem Vorkommen doch nur dies hervorzugehen, daß diejenigen Stoffe und Kräfte, welche zur Bildung eines Staubgefäßes nöthig sind, nicht vorhanden waren, wohl aber diejenigen, auf Grund deren die Erzeugung eines Kronblattes erfolgt, oder daß jene nur ungenügend vorhanden waren, so daß diese sie zurückdrängen und sich selbst zur Geltung bringen konnten. Oder wenn ein gemischtes Gebilde — halb Staubgefäß, halb Kronblatt — entsteht, so kann doch nur gesagt werden, daß diese und jene Stoffe und Kräfte im Gleichgewicht waren und beide wirksam in die Erscheinung treten konnten. Aber ist deswegen das Staubgefäß — wie Goethe es ausdrückt — als ein zusammengezogenes Kronblatt anzusehen? — Gewiß nicht. — Und ebenso, wie mit diesen Monstrositäten[36] verhält es sich mit den Uebergängen (Kriterium 2). Alle verschiedenen Seitengebilde einer Pflanze werden eben von demselben Organismus hervorgebracht; die Stoffe, welche sie erzeugen, werden in demselben chemischen Apparat erzeugt, an dem alle Theile in einer engeren oder weiteren Verbindung mit einander stehen. Daß daher bei der Bildung verschiedener Produkte (z. B. solcher, die ein Laubblatt, die einen Kelchtheil, die einen Krontheil, die ein Staubgefäß zusammensetzen)

auch Zwischenprodukte entstehen können, denen dann Zwischenformen (zwischen Laubblatt, Kelch, Krone, Staubgefäß) ihr Dasein verdanken, ist klar, ohne daß deshalb alle diese Glieder wesentlich dieselben sein müßten. Man würde dann überhaupt alles von der Pflanze Hervorgebrachte als Eins anzusehen haben; auch Blatt und Stengel wäre dasselbe — giebt es doch auch Uebergänge zwischen diesen beiden in den stengelförmigen Blattranken und in den blattartigen Opuntienstengeln und Ruscuszweigen.

Die beiden Kriterien 2 und 3, welche die einzigen sind, auf die Goethe sich stützt, beweisen also gar nichts.[37] Goethes Metamorphosenlehre ist also von ihrem Begründer ohne faktische Unterlage aufgestellt worden. Sie ist eine reine Theorie, eine bloße Idee desselben, wie Schiller es richtig erkannte.

So bleiben uns denn schließlich noch die beiden Kriterien 4 und 5 übrig, auf deren letzteres allein die heutige Morphologie Goethescher Richtung sich stützt.[38] Beschäftigen wir uns mit diesem Kriterium (5) zuerst!

Die Achsengebilde wachsen überwiegend an der Spitze, die Seitengebilde hemmen ihr Wachsthum zuerst an der Spitze — dies ist die Thatsache, welche erweisen soll, daß alle Seitengebilde (wie alle Achsengebilde) unter einen gemeinsamen Begriff gehören, daß sie, wie es auch die heutige Morphologie ausdrückt, dasselbe — „Blattnatur" besitzende — Organ sind.

Nun hat indessen diese Thatsache einmal gar nicht so allgemeine, unbeschränkte Gültigkeit, wie man früher gemeint hat.[39] So ist durchweg bei den Farnen und bei manchen gefiederten Dikotylenblättern das Spitzenwachsthum lange thätig, während das basale interkalare Wachsthum bald aufhört.[40] Besonders das Verhalten der Farnblätter macht das angeführte Kriterium in bedenklichem Grade hinfällig. Sodann aber ist dasselbe an und für sich — abgesehen von seiner faktischen Richtigkeit — nicht derart, als daß man von ihm aus eine begriffliche Unter-

scheidung der Dinge vornehmen könnte. Es hat — um ein Beispiel zu nehmen — Sinn, wenn man die Menschen begrifflich nach der Gegend, wo sie geboren wurden und wohnen, oder etwa nach der Beschaffenheit des Haares oder nach der Schädelbildung u. s. w. eintheilt; denn alle diese Verhältnisse betreffen ihr inneres Wesen (wenngleich sie es nicht erschöpfend wiedergeben und also durch sie keine allseitig genügende Eintheilung erzielt wird; aber die auf Grund ihrer zu gewinnende Eintheilung hat Sinn). Was würde aber eine Klassifizirung zu bedeuten haben, die sich danach richtete, ob ein Mensch vorzugsweise in die Länge oder vorzugsweise in die Breite wächst, bei der also dick und dünn die wesentlichen Eintheilungsgründe wären!

Daß die Seitengebilde ihr Wachsthum zuerst an der Spitze hemmen, ist eine beschränkt geltende Eigenschaft derselben, aber nicht das Prinzip, nach welchem man ihr Wesen zu deuten hat. Es ist ja anzunehmen, daß in gewisser Weise übereinstimmende Dinge vielfach gleichartiges Wachsthum besitzen werden; doch der Umstand, daß ihr Wachsthum des öfteren verschiedener, mannigfaltiger Art ist,[41] zeigt eben, daß jenes nicht nothwendig der Fall zu sein braucht.

Mir ist es übrigens auch klar, daß die heutige an Goethe sich anschließende Morphologie — gerade weil es doch nicht schwer hält einzusehen, daß das erwähnte Kriterium zu einer Begriffsbestimmung nicht geeignet ist — überhaupt gar keine solche mit jenem Kriterium hat schaffen wollen, sondern, daß sie von vornherein aus reiner Theorie (wie Goethe) alle Seitengebilde als Eins, als gleicher innerer — geheimnißvoller, ideeller — Natur ansieht; da nun aber eine blose Theorie ohne Beweisgründe aus den Thatsachen in der Wissenschaft nicht statthaft ist, so hat sie nach einem möglichst durchgreifenden und einheitlichen Unterschiede zwischen Achsen- und Seitengebilden

gesucht und schließlich in dem fraglichen Kriterium einen solchen zu finden geglaubt. An diesen hält sie sich nun; er soll ein Dokument für die Ungleichheit der Naturen von Achse und Seitengebilden und für die Gleichheit der Naturen der letzteren unter einander sein. Sie hat nach einem Unterschiede gesucht und es dabei unbeachtet gelassen, ob derselbe nebensächlich oder bedeutsam ist; wenn er nur möglichst durchgreifend ist, so kann mit seiner Hülfe auch stets die Frage beantwortet werden: wieso ist dies ein Blatt? — Angenommen, das Kriterium wäre durchweg stichhaltig — dann sagt also die in Goethes Sinne arbeitende Morphologie: alle Seitengebilde hemmen ihr Wachsthum zuerst an der Spitze, darum sind sie alle dasselbe Organ. Aber was heißt das? Worin sind sie dasselbe Organ, worin besteht ihre gleichartige Natur? In ihrer Funktion, in ihrer Gestalt? — Das wird uns niemals gesagt. Also können wir doch nur sagen: in ihrer — apikal gehemmten Wachsthumsweise. Ist damit aber irgend ein Verhältniß von Bedeutung ausgesprochen? — Keineswegs. Aber man sagt uns: In der Art der Entwickelung erweist sich das wahre Wesen eines jeden Dinges.[42] — Erstens wieso denn? Zweitens in welcherlei Eigenthümlichkeiten der Entwickelung? — Der Werth der Entwickelungsgeschichte im Hinblick auf die Natur des Gewordenen liegt meines Erachtens nur in den Formenzuständen, welche der Organismus und seine Theile durchlaufen, und dem räumlichen Verhältniß, welches die letzteren dabei einnehmen (ihrer Stellung), nicht in der Art ihres Wachsthums.[43]

Wie das soeben erörterte Kriterium einen gewissen Gegensatz zwischen Achsen- und Seitengebilden aufstellt, so ist es auch mit dem letzten unserer Kriterien (4) der Fall. Indessen ist der in diesem hervorgehobene Gegensatz ein bloser Gegensatz, der über das Wesen der einander gegenübergestellten Dinge an sich nichts aussagt. Nach diesem Kriterium erscheinen Achsen- und

Seitengebilde als Glieder der Pflanze, die man begrifflich von einander trennen kann. Bei den Thalluspflanzen ist eine derartige Sonderung des Pflanzenkörpers entweder noch gar nicht vorhanden, oder sie ist so wenig einschneidend, daß jener Gegensatz noch nicht sonderlich scharf hervortritt. Wo er sich aber bemerkbar macht, da darf auch eine begriffliche und durch das Wort bezeichnete Trennung von Achse und Seitengebilden vorgenommen werden, und es gehören dabei zugleich infolge ihres blosen Gegensatzes zur Achse die Seitengebilde zusammen unter einen Begriff. So ist denn, wie Sachs[44] sagt, „Stamm nur, was Blätter trägt; Blatt ist nur, was an einem Achsengebilde seitlich . . . . entsteht.“ Weiter sagt er vollkommen richtig: „Vergleicht man alle die Dinge, die man Blätter nennt, unter sich, ohne Beziehung zu ihren Stammgebilden, so findet man nicht ein einziges Merkmal, das sie unter sich alle gemein hätten und das allen Stämmen abginge. Was aber allen Blättern gemeinsam ist, das sind ihre Beziehungen zum Stamm.“[45] Ich betone: nur diese und nichts weiter.

Diese Beziehungen sind, wie aus dem oben (Seite 12) Angedeuteten hervorgeht, wahrscheinlich allgemein auf diejenige zurückzuführen, welche durch den Gegensatz der Worte Achse und Seitengebilde bezeichnet wird. Den Ausdruck „Blätter“ für die letzteren, den Sachs beibehält, halte ich für unzweckmäßig, weil der Sprachgebrauch mit dem Worte „Blatt“ das grüne, also Assimilationsgewebe führende Gebilde bezeichnet, welches hauptsächlich als Laubblatt, daneben als Niederblatt und Hochblatt ausgebildet ist, und weil somit z. B. der Satz „ein Staubgefäß ist ein Blatt“ sofort die Vorstellung erweckt, als müßte das Staubgefäß dem Begriff des grünen Blattes untergeordnet werden, während es ihm doch beigeordnet ist. Den Ausdruck „Blatt“ aber wissenschaftlich in einem anderen als dem volksthümlichen Sinne zu gebrauchen, halte ich einmal für überflüssig

(da wir ja das Wort „Seitengebilde" haben), sodann aber auch aus dem Grunde für verwerflich, weil elementare Wörter wie „Blatt" so wenig wie möglich im Sinne einer Gelehrtensprache, sondern vielmehr in dem der Volkssprache gebraucht werden sollten; die wissenschaftliche Terminologie hat hier höchstens die Aufgabe, eine etwa verloren gegangene oder in Vergessenheit gerathene schärfere Begriffsbestimmung solcher Wörter vorzunehmen. Nieder-, Laub- und Hochblatt, zusammen also die drei Formen oder Formationen der Blätter, sind genügend scharf charakterisirt als diejenigen Seitengebilde, denen das Hauptgeschäft der Assimilation zufällt.[46] Die Funktion des Kelches mit seinen Theilen oder Zipfeln ist dagegen der Schutz der inneren Blüthentheile; die der Krone mit ihren Theilen oder Zipfeln ist die Anlockung der Insekten im Dienste der Befruchtung;[47] die Funktion der aus Staubbeutel und Staubfaden (nebst Mittelband) bestehenden Staubgefäße ist die Erzeugung des Blüthenstaubes; die des Stempels,[48] der aus Fruchtknoten, Griffel, Narbe und den im Innern des Fruchtknotens enthaltenen Samenknospen besteht, ist die Hervorbringung der Eizelle, aus der nach erfolgter Befruchtung die neue Pflanze hervorgeht. Die Samenblätter endlich sind die ersten Blätter, die weniger assimiliren, als der werdenden Pflanze Reservestoffe zu ihrem Wachsthum darbieten.

Hiernach ist es denn klar, daß Goethe sich auch damit kein nennenswerthes Verdienst erworben hat, daß er alle Seitengebilde überhaupt begrifflich zusammenfaßte, was ja mit seiner Metamorphosenlehre geschah, da dies bei ihm nur in dem Sinne erfolgte, daß alle Seitengebilde identischer Natur seien, während der richtige Sinn der ist, daß sie einen gewissen gemeinsamen Gegensatz zur Achse bilden und nur darum — also nicht an sich — zusammengehören. Es ist das Verdienst, welches man Goethe deswegen zuschreiben kann, daß er — abgesehen von

dem damit verbundenen Sinne — die Sache: die begriffliche Zusammenfassung vollführt habe, aus dem Grunde auf ein geringes Maß zu beschränken, weil diese Zusammenfassung selbst von keiner großen Wichtigkeit und die Unterscheidung von Blatt, Kelch, Krone, Staubgefäß und Stempel viel wesentlicher ist.

Ehe wir nun noch des weiteren uns mit Goethe selbst beschäftigen, wollen wir zunächst zwei Punkte Sachs gegenüber erörtern, mit dem ich mich in meiner Ansicht am innigsten berühre.

Nach all' dem, was wir bisher auseinander gesetzt, giebt es eine wirkliche Metamorphose nur in einem Sinne: dem descendenztheoretischen, und in diesem auch nur eine beschränkte. Danach ist nicht das gesammte Staubgefäß ein metamorphosirtes Blatt, sondern nur ein Theil von ihm: der Staubfaden nebst Mittelband, während die Staubbeutel homolog den Mikrosporangien der Ligulaten sein würden.

Auch Sachs hebt in seiner „Geschichte der Botanik" hervor, daß die Metamorphosenlehre nur vom descendenztheoretischen Standpunkte aus Bedeutung habe. Nun aber sagt er in seinem „Lehrbuch der Botanik":[49] „Die Metamorphose ist die verschiedene Ausbildung morphologisch gleichnamiger Glieder durch Anpassung an bestimmte Funktionen." Diese Definition soll für die Pflanzen in ihrem gegenwärtigen Dasein Geltung haben, wie es der Zusammenhang an der angeführten Stelle ergiebt. Dann aber wird mit dieser Definition, die wohl nur der herrschenden morphologischen Ausdrucksweise[50] zuliebe aufgestellt worden ist, dem Wort Metamorphose eine andere als seine eigentliche Bedeutung beigelegt, und Sachs verfällt damit in den Fehler der übrigen Goethe nachfolgenden Morphologen, die auch sagen: wir definiren — ohne Rücksichtnahme auf ein wirkliche Umbildung — das Blatt als ein Pflanzenglied, das sein

Wachsthum zuerst an der Spitze hemmt, und die dann doch ein Staubgefäß ein metamorphosirtes Blatt nennen. Nach Sachs ist Metamorphose — vollkommen richtig — phylogenetische Umbildung, aber daneben ontogenetische Ausbildung; es ist also ein Doppelbegriff. Eine derartige Begriffsbestimmung eines Wortes ist verfehlt. Metamorphose heißt Umbildung; sie hat als solche im descendenztheoretischen Sinne eine gewisse Geltung; nichts weiter. Blatt und Staubgefäß sind Seitengebilde mit verschiedenen Funktionen, aber es sind nicht Seitengebilde, die im Laufe der Ontogenese zu verschiedenen Organen (bezw. Organkomplexen) metamorphosirt wurden, denn sie entwickelten sich von ihrer ersten Anlage an zu verschiedenen Organen.

Der zweite Punkt, den wir besprechen wollen, betrifft die Definition, welche Sachs für Morphologie giebt. Wie die heutige Morphologie sich auf Goethes Metamorphosenlehre erhoben hat, so meine ich, sollte man von einer Morphologie nur reden, wenn es sich um Vorgänge der Metamorphose, aber der Metamorphose in unserem Sinne, d. h., wenn es sich um die phylogenetische Deutung der Pflanzentheile handelt.[51] Sofern die heutige Morphologie noch immer nicht in descendenztheoretischem Sinne vorgeht, haften ihr — wenn auch nicht immer ausgesprochen — dieselben Fehler an wie der Goetheschen Lehre. Sie ist von einer naturphilosophischen Gedankenrichtung durchzogen und bewegt sich in Behauptungen, die — auf jene descendenztheoretische Basis gestellt — Sinn haben würden, so aber verständnißlos erscheinen müssen. Was aber einen großen Theil der heutigen Morphologie ausmacht und wohin z. B. Erörterungen gehören, ob ein Blüthenstand eine Traube oder eine Rispe, ein Köpfchen, eine Aehre, eine zusammengesetzte, eine cymöse Dolde oder ob ein Blatt herzförmig oder eiförmig oder herz-eiförmig oder verkehrt-herz-eiförmig oder lineal oder lanzettlich ist u. s. w. — das ist überhaupt

nicht Wissenschaft im strengeren Sinne, das ist Terminologie.

Etwas ganz anderes ist es, wenn es sich bei derartigen und anderen Dingen um die Erforschung von Wachsthumsgesetzen und deren Erklärung handelt (dazu bedarf es aber eines großen Theils der Unmenge von Namen nicht, die in so manchen Fällen zweifelhafte Anwendung erfahren müssen, weil die Natur keinen Schematismus duldet); dann haben wir es mit einer Wissenschaft zu thun, deren Aufgabe die mechanische Wachsthums-Erklärung ist und die einen Theil der Morphogenie bildet. Jener terminologische Theil der Wissenschaft kann füglich Organographie genannt werden. Wir widersprechen daher Sachs, wenn er sagt: „Die morphologische Betrachtungsweise fragt, wo und wie die Pflanzentheile entstehen, in welchen räumlichen und zeitlichen Beziehungen die Entstehung und das Wachsthum eines Gliedes zu dem eines anderen steht."[52] — Das ist Aufgabe der Organographie. — Hierzu gehört auch die Unterscheidung von Achsengebilden und Seitengebilden, die als ein wichtiger Theil der Organographie anzusehen ist, weil es sich bei derselben mehr oder weniger um Grundbegriffe handelt, während das Uebrige meist nur eine praktische Bedeutung beim Pflanzenbestimmen hat.

Goethe überschreibt seine Abhandlung über die Metamorphose: „Versuch, die Metamorphose der Pflanzen zu erklären." — Was er mit diesem „Erklären" wohl hauptsächlich gemeint hat, haben wir oben ausgeführt. Trotzdem darunter nun nicht ein eigentliches wissenschaftliches Erklären zu verstehen ist, so enthält die Abhandlung doch mehrere auf's Erklären ausgehende Ausführungen, von denen eine als wirkliche Erklärung angesehen werden kann, während die anderen auf Anführung äußerer Erscheinungen der Metamorphose hinauslaufen, für die selbst

wiederum eine Erklärung nicht gegeben wird (d. h. die Ursachen nicht entwickelt werden). Die letzteren Ausführungen betreffen die Thatsache, daß die einzelnen Glieder in der Blüthenregion einander sehr nahe gerückt sind und daß die verschiedenen Kreise der Blüthe einen periodischen Wechsel in ihrer Ausbreitung und Entfaltung darbieten.

Die eigentliche Erklärung besteht darin, daß Goethe sagt, die Pflanze bereite in den Laubblättern verfeinerte Säfte zu, die nun — indem der Aufbau neuer Pflanzenglieder vor sich geht — diese zarter gestalten, so daß auf diese Weise der Uebergang zum Blüthenstand verständlich werde. — Gehen wir sogleich zur Erörterung der Gründe über, welche zu dieser Erklärung berechtigen. Als einen solchen Grund führt Goethe die Thatsache an, daß Pflanzen, welche übermäßige Nahrung erhalten, keine Blüthen treiben, während kärgliche Nahrung die Anlage von Blüthen begünstigt. Im ersteren Falle können die zur Verarbeitung der dargebotenen Nahrung gebildeten Laubblätter dieselbe nicht bewältigen; die Rohstoffe werden also nicht genügend verfeinert, so daß nicht die zarteren Blüthentheile, sondern nur fortgesetzt Laubblätter hervorgebracht zu werden vermögen. Im entgegengesetzten Falle gelingt den Laubblättern mit Leichtigkeit die völlige Verarbeitung der Rohstoffe, so daß die Pflanze bald zur Blüthenbildung fortschreiten kann. — Als einen anderen Grund für die Erklärung der Metamorphose können wir nach Goethe[53] noch den Umstand betrachten, daß die Blüthe erst spät von der Pflanze hervorgebracht wird, erst dann nämlich, wenn von den älteren Theilen der Pflanze und besonders von den früher erzeugten Laubblättern die Verfeinerung der Säfte bis zu dem erforderlichen Grade besorgt worden ist.

Will man diese Erklärung auch als nicht genügend bezeichnen, so ist es doch immer eine wirkliche Erklärung, die ja zu einem Theile ihre volle Berechtigung hat, insofern nämlich,

als sie in den Laubblättern die Assimilationsorgane der Pflanze sucht[54] und meint, daß von ihnen der Pflanze das brauchbare Bildungsmaterial für fernere Laubblätter und für die Glieder der Blüthe gegeben wird. Es läßt sich über die Einzelheiten dieser Erklärung und die Stichhaltigkeit der für ihre Richtigkeit angeführten Gründe streiten, aber es handelt sich dabei nicht um prinzipielle Fragen, bei denen die Definition und die logische Betrachtung eine Rolle spielen.

Fragen wir uns am Schlusse: ob und wie Goethes Abhandlung und die darin ausgesprochene Idee als hervorgehend aus seinem ganzen sonstigen Wesen betrachtet werden kann!

Wir haben es schon eingangs hervorgehoben, daß Dasjenige, was Goethe als Dichter so besonders auszeichnet, seine naive, aber tiefe und reine Seele ist. In der That ist es das Unmittelbare, Anschauliche, Sinnliche, was Goethes Dichtungen mit so eigenthümlichem Zauber übergießt. Da ist nichts von dithyrambischen Ausschweifungen zu finden; die Sprache ist einfacher, natürlicher als bei manchen Dichtern, in denen die Sucht nach Formenschönheit und eine gewisse Begabung dafür das Gefühl und die geniale Beanlagung, in Naturlauten zu reden, überwiegt. Das sogenannte „Geistvolle", idealistisch Ueberschwängliche tritt bei Goethe zurück. Dafür herrscht die aus der Tiefe des Gemüthes schöpfende Phantasie vor. Sie ist „seine Göttin". — „Welcher Unsterblichen soll der höchste Preis sein?" fragt der Dichter selbst.[55] Und er antwortet: „Mit niemand streit' ich,[56] aber ich geb' ihn der ewig beweglichen, immer neuen, seltsamen Tochter Jovis, seinem Schooßkinde, der Phantasie." . . . „Sie mag rosenbekränzt mit dem Lilienstengel Blumenthäler betreten, Sommervögeln gebieten und leicht nährenden Thau mit Bienenlippen von Blüthen saugen: Oder sie mag mit fliegendem Haar und düsterm Blicke im Winde sausen

um Felsenwände, und tausendfarbig, wie Morgen und Abend, immer wechselnd, wie Mondesblicke, den Sterblichen scheinen." Welch' treffende Kennzeichnung der Phantasie! Und wie sie im Gegensatze zum Verstande und der diesem entsprossenen Weisheit steht, fügt er hinzu: „Und daß die alte Schwiegermutter Weisheit das zarte Seel'chen ja nicht beleid'ge!"

Dadurch, daß Goethe dieser Phantasie vornehmlich folgt und den Verstand mehr hintenansetzt, hat er so viele geheimnißvoll-reizvolle, zauberhaft-greifbare Wendungen und Bilder geschaffen; aber deswegen zugleich lassen seine Dichtungen so oft die Klarheit vermissen (man denke an den Faust!); dennoch aber folgt der sinnende Leser oder Hörer mit tiefem Genuß den süßen, heimlich klingenden Worten, auch der Inhalt ergreift und befriedigt ihn; denn wie es sich in der Dichtung als solcher nicht um wissenschaftliche Wahrheiten, sondern um Gefühl und Trieb, um Ahnung und Streben handelt, empfindet und versteht er diese, wenn sie ihm zu Herzen geht.

Goethes Natur leitete ihn nun aber auch auf wissenschaftlichem Gebiet im gleichen Sinne. Auch hier verführte ihn die erwähnte Eigenart dazu, durch mehr von der Phantasie als dem logischen Denken eingegebene Konstruktionen von unmittelbaren, scheinbar anschaulichen Vorstellungen sich Ansichten und Theorien von wissenschaftlichen Dingen zu bilden, ohne sich immer des wahren Sinnes, des Begriffs solcher Vorstellungen bewußt zu sein. So sieht er, wie an Stelle von Staubgefäßen Krontheile entstehen können, und er faßt daher beide als im Grunde gleiche Bildungen auf und konstruirt sich eine Umbildung, durch welche er sich ihre Verschiedenheit verständlich zu machen sucht. — Alle Seitengebilde sind ihm eins. Aber was heißt das? Es ist dieses „Eins" ein unklarer Begriff; ein sinnliches Anschauen, ein Fühlen, ein phantasievolles Zusammenfassen — es entspringt derselben geistigen Anlage, die zu natur-

philosophischen Vorstellungen, zu platonischen Ideen und zur metaphysischen Begriffsdichtung führen kann. Diese werden erzeugt auf Grund desselben geistigen Zuges, nur mit dem Unterschiede, daß unser Dichter dabei doch immer mehr in der Sinnenwelt verbleibt, während Naturphilosophen, Platoniker und Hegelianer doch sehr bald die Anschauung, das sinnlich Greifbare verlassen und nun — während den Dichter jener Zug im Gebiete des Sinnlichen leitet — vom gleichen Zuge in blosen Phantasien gejagt werden.

Dieselbe Anlage, die somit Goethe auf dichterischem Gebiete in hohem Maße begünstigte, ein wahrer, naiver Dichter zu sein, verhinderte ihn, meiner Meinung nach, auch als klarer, durchdringender Forscher hervorzutreten.

Einer kann nicht alles sein. Goethe ist der innigste, der größte und wahrste unter unseren Dichten. Wenn ich den „Faust“ lese oder den „Tasso“ oder „Herrmann und Dorothea“ oder „Wilhelm Meisters Lehrjahre,“ dann vergesse ich, wie sehr ich Goethe als Aufsteller der Metamorphosenlehre entgegenstehe — und wie ich ihn als solchen bekämpfen muß; darum aber ist, was ich hier gesagt, von mir nicht weniger wahr gemeint und — wie ich glaube — nicht weniger richtig. Lassen wir Goethe seinen vollverdienten Ruhm als Dichter, lieben wir ihn als solchen (wie er es werth ist); aber sehen wir endlich ein, daß er — wenigstens als Botaniker, wie wir gezeigt haben — eine Leistung geschaffen hat, die, so sehr sie auch gelobt worden ist, doch in der That keinen wissenschaftlichen Werth, ja auch nicht einen rechten wissenschaftlichen Sinn hat!

Anmerkungen.

[1] E. Haeckel, Die Naturanschauung von Darwin, Goethe und Lamarck. Jena, Gust. Fischer. 1882.

[2] Sachs, Geschichte der Botanik. 1875.

[3] Du Bois-Reymond, Goethe und kein Ende. Rektoratsrede, gehalten am 15. Oktober 1882. Leipzig 1883. Du Bois-Reymond bezeichnet in dieser Schrift (Seite 31) die Erkennung der Pflanzenmetamorphose als einen gelungenen Schritt Goethes — entgegen meiner eigenen Meinung, wie das Folgende zeigen wird.

[4] Versuch, die Metamorphose der Pflanzen zu erklären. Gotha 1790.

[5] Goethe erklärt nicht die Metamorphose, sondern er „erklärt", d. h. deutet die Glieder der Pflanze im Sinne einer Metamorphose und durch eine Metamorphose.

[6] Metamorphose der Pflanzen. § 4.

[7] Metamorphose der Pflanzen. § 6.

[8] Von unterirdischen Achsengebilden, sowie überhaupt von unterirdischen Theilen der Pflanze — besonders der Wurzel — sehen wir ganz ab.

[9] Alfr. Kirchhoff, Die Idee der Pflanzenmetamorphose bei Wolff und bei Goethe. Berlin 1867. S. 26.

[10] Siehe: Goethe, Annalen oder Tag- und Jahreshefte als Ergänzung meiner sonstigen Bekenntnisse von 1749 bis 1822. Jahr 1794.

[11] Metamorphose der Pflanzen. § 6.

[12] Ebenda § 1. Vergl. auch § 49.

[13] Ebenda § 4.

[14] Ebenda § 38.

[15] Ebenda § 120.

[16] Diese Auffassung der Goetheschen Lehre macht auch Kirchhoff der gegentheiligen Auffassung Alexander Brauns gegenüber geltend. (Kirchhoff, Die Idee der Pflanzenmetamorphose u. s. w. S. 27.) Der Satz im § 1 ist übrigens auch an und für sich bildlich zu verstehen — so, wie wir es für einen gleichen Ausdruck, der sich bei Wolff findet, sogleich zeigen werden.

[17] Kirchhoff, Die Idee der Pflanzenmetamorphose u. s. w. S. 28.

[18] Goethe, Die Met. der Pflanzen. Verfolg; Entdeckung eines trefflichen Vorarbeiters.

[19] Wolff steht meiner eigenen Auffassung nahe, wonach man Blätter und Blüthentheile wegen gewisser Aehnlichkeiten mit einem gemeinsamen

Namen bezeichnen und somit begrifflich zusammenfassen kann; ich nannte sie Seitengebilde, er bezeichnet sie als Anhangsorgane. Er geht nun zwar insofern weiter, als er allen Seitengebilden eine einheitliche Natur unterlegt und sich dadurch Goethe um etwas nähert. Dennoch aber bleibt er mit seiner Auffassung auf einem durchaus real-wissenschaftlichen Standpunkte stehen. Und Schleiden hat demnach Recht, wenn er sagt (siehe Wigand, Kritik und Geschichte der Lehre von der Metamorphose der Pflanze. Leipzig 1846, S. 49): es wäre ein Nachtheil für die Wissenschaft, daß sie die Lehre der Metamorphose von Goethe und nicht von Wolff empfing.

[20] Metamorphose der Pflanzen §§ 43, 46, 53, 69, 71.

[21] Ebenda § 4.

[22] Kirchhoff, Die Idee der Pflanzenmetamorphose u. s. w. S. 25.

[23] Metamorphose der Pflanzen § 4.

[24] Siehe Goethes „Geschichte meines botanischen Studiums" und „Italienische Reise, Palermo, 17. April 1787".

[25] Italienische Reise u. s. w.

[26] Ebenda.

[27] „Geschichte meines botanischen Studiums".

[28] Dr. S. Kalischer, Goethes Verhältniß zur Naturwissenschaft. Separat-Abdruck aus der neuen Ausgabe von Goethes Werken. Berlin, Gust. Hempel, 1878, S. LXVIII.

[29] Von der Selektionstheorie kann bei Goethe ganz selbstverständlich nicht die Rede sein. Vergl. Du Bois-Reymond, Goethe und kein Ende, S. 33.

[30] $$\frac{1}{2} = \frac{1}{1 + \frac{1}{1}}; \quad \frac{2}{3} = \frac{1}{1 + \frac{1}{1 + \frac{1}{1}}}; \quad \frac{3}{5} = \frac{1}{1 + \frac{1}{1 + \frac{1}{1 + \frac{1}{1}}}}$$

$$\frac{5}{8} = \frac{1}{1 + \frac{1}{1 + \frac{1}{1 + \frac{1}{1 + \frac{1}{1}}}}}$$

[31] S. Schwendener, Mechanische Theorie der Blattstellungen. 1878.

[32] Siehe Sachs' gleiche Meinung in seiner „Geschichte der Botanik", 1875.

[33] Prof. v. Freyhold will im Staubfaden den Blattstiel, im Staubbeutel die Spreite erkennen. (Lehrbuch der Botanik 1882. Kiepert, Freiburg i. B. Seite 42.) Man werfe aber einen Blick auf die Gymnospermen

und von da auf die Ligulaten, so wird es klar, daß die Staubbeutel homolog den Sporangien der Ligulaten sind. Die Blattspreite könnte das Mittelband sein.

[34] Das Wesen eines Dinges ist seine innere (Molekular-)Konstitution; es zeigt sich darin, wie das Ding — in Wechselwirkung mit anderen Dingen gebracht — sich benimmt, wie es funktionirt, denn die Art seiner Wirkungsweise wird durch seine Konstitution bestimmt.

[35] Wigand ist hierin derselben Ansicht wie ich. Siehe seine „Kritik und Geschichte der Lehre von der Metamorphose der Pflanzen." Seite 14, Nr. a.

[36] Wer wird denn überhaupt nach Monstrositäten, also nach Ausnahmefällen seine allgemein gelten sollende Entscheidung treffen und die regelmäßigen Erscheinungen hintenansetzen!

[37] Vergl. Wigand, a. a. O. S. 16, Nr. d.

[38] Siehe Wigand, a. a. O. S. 18 Nr. f; Kirchhoff, a. a. O. S. 15; auch Freyhold, Lehrbuch der Botanik, 1882. Freiburg i. B. S. 2 und 3.

[39] Kirchhoff, a. a. O. S. 15.

[40] Ebenda, S. 15; vgl. Sonntag im Jahrb. f. w. Bot. 1887, S. 236.

[41] Hierfür bieten gerade die Verschiedenheiten des basilaren und des Spitzenwachsthums der Blätter das Beispiel dar.

[42] Wigand, a. a. O. S. 19.

[43] Hierin mit einbegriffen liegt die Bedeutung der Entwickelungsgeschichte — als einer Wiederholung der phylogenetischen Entwickelung — für die Blutsverwandtschaft der Organismen.

[44] Jul. Sachs, Lehrbuch der Botanik, 4. Aufl. 1874. Leipzig, Engelmann. S. 160.

[45] Ebenda.

[46] Daneben fungiren die Hochblätter und öfters auch Laubblätter als Deck- oder Tragblätter für die Blüthen.

[47] Daneben wohl auch der Schutz der Befruchtungswerkzeuge.

[48] Das Wort „Stempel" wird meist gleichbedeutend mit „Gynäceum" gebraucht, bezeichnet also die gesammten weiblichen Befruchtungswerkzeuge einer Blüthe. Ich möchte es indessen gleichbedeutend mit Karpell (nach der Ausdrucksweise der Metamorphosenlehre: Fruchtblatt) gebraucht wissen, weil wir sonst kein anderes passendes deutsches Wort für das einzelne Karpell haben. Das Gynäceum von Parnassia palustris z. B. bestände dann aus vier verwachsenen Stempeln. Vergl. K. F. Jordan, Beiträge zur physiologischen Organographie der Blumen. In den Ber. d. Deutsch. botan. Ges. 1887. Bd. V, Heft 8. S. 328.

[49] 4. Auflage 1874, S. 154.

[50] Nach dieser bezeichnet ja Metamorphose einen ontogenetischen Vorgang.

[51] Vergl. die fast gleiche Ansicht von Dr. Potonié in seiner „Flora von Nord- und Mitteldeutschland", 2. Aufl. Berlin, Brachvogel und Boas, 1886. Seite 3: Theoretische Morphologie = Lehre von den Homologieen. Desgl. in der 3. Aufl Verlag von Boas. Seite 5.

[52] Sachs, Lehrbuch der Botanik u. s. w. S. 152.

[53] Metamorphose der Pflanzen. §§ 27 und 28.

[54] In der That wissen wir ja, daß das Assimilationsgewebe hauptsächlich in den Blättern seinen Sitz hat und ihren wesentlichsten Bestandtheil ausmacht.

[55] In dem Gedicht „Meine Göttin".

[56] Auch dies so recht charakteristisch an Goethe. Er will es nicht philosophisch begründen — als Lehrmeinung. Es ist seine unmittelbare Ansicht oder noch besser: sein Gefühl.

Druck der Verlagsanstalt und Druckerei Aktien-Gesellschaft (vorm. J. F. Richter) in Hamburg.
(142)

Die mystische, didaktische und lyrische Poesie und das spätere Schriftthum der Perser.

Von

Prof. Dr. Hermann Ethé.

Hamburg.
Verlag von J. F. Richter.
1888.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Fr. v. Holtzendorff in München.

Wie reich auch das sechste und siebente Jahrhundert der Hidschra an Meisterwerken der romantischen Panegyrik und des poetischen Liebesromans gewesen, wie manche künstliche Blüthen von schillerndem Farbenglanz auch das nationalhistorische Epos Firdausîs getrieben, so liegt doch in ihnen bei weitem nicht die Summe alles dessen, was der schöpferische Geist der Perser während dieses Zeitraums auf literarischem Gebiete hervorgebracht. Zwei andere, nicht minder bedeutsame Dichtungsgattungen entwickelten sich in jenen Tagen höfischer Sangeskunst, aber im ganzen fern von dem Getriebe der großen Welt, zu ungeahnter Fülle und Vollkommenheit — die didaktische und die mystische Poesie, die eine kurze Zeit lang Seite an Seite ein unabhängiges und getrenntes Dasein führten, bald jedoch zu einer für immer unauflöslichen Einheit zusammenflossen. Zwar sind uns schon, wie bekannt, von manchen Sâmânidendichtern, vor allem von Rûdagî, praktische Weisheitslehren in kurzen Sinnsprüchen und Aphorismen überliefert, und selbst an mystischen Anklängen fehlt es in einzelnen Liedern nicht, aber erst das Zeitalter Firdausîs gab, wie so manchen andern Zweigen der persischen Poesie, so auch dieser die rechte Grundlage und den lebensfähigen Keim zu gedeihlicher Fortentwickelung. Jene tiefsinnigen Betrachtungen über die Flüchtigkeit des Erdendaseins, über Menschenohnmacht, Schicksalstücke und den trügerischen Schein weltlicher Herrlichkeit, mit denen der Sänger des

Schâhnâma sein gewaltiges Epos so reich durchwoben hat — und wir möchten in dieses Gebiet z. B. auch Firdausîs ergreifende Elegie auf den Tod seines Sohnes, sowie die gedankentiefen Räthsel rechnen, die Rustams Vater, der weise Zâl, im Kreise der Mobeds löst — sind von einem solchen Hauche idealer Poesie umweht, von einem so eigenartig ergreifenden Klange seelischer Empfindung durchzittert, daß alles Lehrhafte, alles Prosaische, das dieser Dichtungsart gewöhnlich anklebt, in dem harmonischen Fluß der Verse wie in eitel Wohlklang aufgelöst erscheint, und das läßt sich keinem didaktischen Erzeugnisse seiner Vorgänger, selbst nicht den ethischen Sprüchen Rûdagîs, nachrühmen. In einem ähnlich beschränkten Sinne kann man Firdausî auch als den Bahnbrecher für die mystische Richtung der persischen Poesie bezeichnen. Die mystische Theosophie oder der pantheistische Çûfismus der Perser (von Çûfî, einem mit einem Wollengewande bekleideten Derwisch), der dem starren, jeden freien geistigen Aufschwung, jedes selbständige Denken und Schaffen lähmenden Deismus des orthodoxen Islams die unmittelbarste Wechselwirkung zwischen Schöpfer und Geschöpf entgegensetzt und in der Lehre von der Universalität und absoluten Einheit Gottes gipfelt, von der jedes kleinste Theilchen der sichtbaren und unsichtbaren Welt durchdrungen ist, und zu der die menschliche Seele während der kurzen Trennungszeit, die sie gefesselt in den Banden des Körpers verbringen muß, durch verschiedene Stadien einer immer vollkommneren Entwickelung zurückstrebt, bis sie endlich von allen Schlacken gereinigt und geläutert genug ist, um mit jenem göttlichen Urquell wieder zusammenzufließen, dem sie entströmt und mit dem sie doch von Ewigkeit her eins gewesen — dieser persische Çûfismus ist, wie Alfred v. Kremer in seiner „Geschichte der herrschenden Ideen des Islams“ und in den „Kulturgeschichtlichen Streifzügen auf dem Gebiete des Islams“ überzeugend dargethan, durchaus neuerer

Art als jener, ebenfalls Çûfismus genannte, orthodoxe Mysticismus der Araber, der sich schon in den frühesten Zeiten des Islams, bald nach Muhammads Tode zeigt, und der zuerst von Muhâsibî (gestorben zu Baghdâd 857, A. H. 243) theoretisch behandelt worden ist. Letzterer ist in seinen Hauptzügen nur eine Weiterbildung der christlich-asketischen Richtung, der Lehre von der völligen Entsagung und Gottergebenheit, für die sich der Muhammadanismus schon in seinen ersten Anfängen als ein ungemein fruchtbares Entwickelungsfeld erwies, und hat daher stets mit der sunnitischen Rechtgläubigkeit auf bestem Fuße gelebt. Ersterer dagegen steht, so sehr sich auch seine Jünger bemühen, ihre Glaubenssätze durch mystisch erklärte Koranverse zu erhärten, wie alle schi'itischen Lehren, im Widerspruche mit der islamischen Offenbarung, im Widerspruche mit allen geoffenbarten Religionen überhaupt, deren Dogmen, so verschieden sie auch sein mögen, für den erleuchteten Çûfî nichts als Allegorien der Gottheit selbst und daher sämmtlich von gleichem Werth, mit anderen Worten, sämmtlich gleichgültig sind. Dieser von Kremer mit Recht als ketzerisch bezeichnete Çûfismus, dessen Hauptmerkmal die mystische Ekstase, dessen Hauptziel die Einswerdung mit Gott ist, hat sich, abgesehen von einzelnen, hie und da bemerkbaren Einflüssen des Parsismus und des Manichäerthums, zunächst aus einer Vermischung von neuplatonischen Ideen mit denen des pantheistischen Vedântasystems der Inder herausgebildet. Das Eindringen des Neuplatonismus in den Orient ist leicht erklärt — wie schon früher bemerkt, war es der Chalif Ma'mûn, der zuerst Uebersetzungen griechischer Philosophen anfertigen ließ, und diese Bemühungen setzten sich während des ganzen dritten Jahrhunderts der Hidschra fort; denselben verdanken die verschiedenen schi'itischen Sekten, wie nicht minder die mannigfachen freigeistigen Schulen des Islams ihre hauptsächlichste Anregung und Förderung. Auf welchen Wegen sich aber die

indische Theosophie nach Persien verpflanzt hat, ist vorläufig noch eine offene Frage, so wenig auch die Thatsache selbst angezweifelt werden kann. Denn daß diese, und nicht etwa der Buddhismus, trotz seiner großen Ausbreitung über die östlichen Theile des altîrânischen Reichs, besonders über Chorâsân und Transoxania, den Hauptantheil an der ursprünglichen Gestaltung der çûfischen Lehre gehabt, geht klar daraus hervor, daß der Waller auf dem mystischen Wege zu Gott als erste Station die sogenannte Scharî'ah zu passiren, d. h. alle vom Islam vorgeschriebenen Riten und Ceremonien regelrecht zu erfüllen hat, ehe er zur höheren Gnosis, zur Tarîqah (der Methode), Ma'rifah (der Erkenntniß) und Haqîqah (der Gewißheit) gelangen kann. Gerade so muß der Vedântaschüler zunächst den Geboten und Ritualpflichten des äußerlichen Brahmanenthums gerecht werden, während im Buddhismus diese Vorbereitungsstufe als ein völlig nutzloses Ding einfach bei Seite geworfen ist. Daß sich im späteren Çûfismus eine ähnliche Wandlung vollzogen, und die persischen Mystiker, gleich den Buddhisten, die Scharî'ah mehr und mehr in den Hintergrund gedrängt und schließlich ganz aufgegeben haben, ist nur ein Beweis mehr für die Richtigkeit der oben aufgestellten Behauptung. Was der Çûfismus wirklich und zwar schon auf einer ziemlich frühen Entwickelungsstufe von den Buddhisten entlehnt hat, ist die Lehre vom Fanâ, d. h. von dem völligen Aufhören der sichtbaren Existenz des Çûfî und seinem Aufgehen in der Gottheit, die sich in manchen Einzelheiten mit der vom Nirvâna deckt.

Läßt sich nun auch kein bestimmtes Datum dafür angeben, wann der orthodoxe und der häretische Çûfismus sich von einander geschieden, so weisen doch alle Anzeichen darauf hin, daß die Anfänge des letzteren mit dem Umsichgreifen griechischer, speziell neuplatonischer Philosophie im Orient, also mit der ersten Hälfte des dritten Jahrhunderts der Hidschra, zusammenfallen,

und schon der große Scheich Bâjazîd Bistâmî (gestorben 875, A. H. 261) erscheint ganz von diesen neuen Ideen durchdrungen. Ehe dieselben freilich so feste Wurzeln im Bewußtsein des persischen Volkes schlagen konnten, um das ganze geistige Leben desselben zu beherrschen und der Dichtkunst neue Bahnen zu weisen, bedurfte es der Arbeit von Jahrhunderten, und so wenig die çûfische Färbung einzelner Gedichte des Rûdagî und seiner Nachahmer auffallen kann, ebenso sicher ist es, daß von einer wirklichen mystischen Poesie erst seit Firdausî die Rede sein kann. Das leidenschaftliche Sehnen nach einer besseren, dauernden Heimath, der heiße Drang, die irdische Hülle abzustreifen und fessellos im Urquell alles Lichtes zu baden, mit der Gottheit vereint ein verklärtes Dasein zu führen, spricht sich in vielen Versen des Schâhnâma unverkennbar aus, und nirgends zeigt sich dieses Streben nach einer poetischen Gestaltung mystischer Ideen deutlicher, als in der berühmten Episode von dem geheimnißvollen Ende des großen Schâhs Kaichusrau. Auf der Höhe seines Ruhmes, im Vollgenusse unbestrittener Herrschermacht, wird er so sehr von dem Gefühle der Vergänglichkeit alles Irdischen überwältigt, daß er diese Welt zu verlassen und in die Heilsgärten jener unsichtbaren überzugehen beschließt, infolge dessen er dann auf wunderbare Weise in einer ihm vorher im Traum angedeuteten Quelle den Blicken seiner Begleiter für immer entrückt wird, ein symbolischer Hinweis auf die Einigung des Çûfî mit Gott! Ein jüngerer Zeitgenosse des großen Sängers von Tûs war der gefeierte Scheich Abû Sa'îd bin Abulchair aus Mahna im Distrikt von Châwarân in Chorâsân (968—1049, A. H. 357—440), und er ist unter allen persischen Dichtern der erste, der sein ganzes poetisches Können einzig und allein in den Dienst des mystischen Pantheismus gestellt hat. Man kann ihn zugleich mit vollem Recht den Neubegründer des Rubâ'îs oder orientalischen Epigrammes nennen; denn obgleich

schon Rûdagî und manche seiner Zeitgenossen treffliche Vierzeilen lehrhaften Inhaltes gedichtet, so hat doch keiner vor Abû Sa'îd diese eigenthümliche und später so beliebt gewordene Spielart der persischen Poetik zur ausschließlichen Trägerin seiner Gedanken und Gefühle gewählt und — was noch wichtiger ist — ihr den ganz spezifischen Charakter religiös-philosophischer Aphorismen aufgeprägt. Keine poetische Form war geeigneter, den mannigfachen Ausstrahlungen der çûfischen Lehre, ihren sich herüber und hinüber kreuzenden Ideen, Bildern und Vorstellungen einen knappen und zugleich packenden Ausdruck zu verleihen, als gerade diese, und das zuerst erkannt und durch die That bewiesen zu haben, ist Abû Sa'îd's unbestreitbares Verdienst. In den Vierzeilen dieses berühmten Scheichs begegnen wir zuerst jener so unendlich reichen und für die ganze mystische Poesie typisch gewordenen Bildersprache, in die sich für den phantastischen Geist des Morgenlandes die trunkene, alles vergessende Liebe und Hingebung an Gott kleidet. Gott ist der Freund, der Götze, das schöne Liebchen, um das der Çûfî sich in Kummer, Gram und Sehnsuchtsschmerz verzehren, am Tage klagen und Nachts in stetem Feuer glühen muß, zu dem er immer wieder und wieder flieht, mag es auch noch so oft sich hart und grausam gegen den Liebenden zeigen und ihm Trennungsqual auf Trennungsqual zu kosten geben; seine gekräuselten Locken, sein rosiges Antlitz, seine weinduftenden Lippen, sein Schönheitsmal auf morgenfrischen Wangen, seine cypressenschlanke Gestalt spiegeln dem Jünger der höheren Gnosis die tausend undurchdringlichen und doch so beredten Geheimnisse der göttlichen Einheit wieder. Gott ist ferner der holde Schenke, der dem Çûfî den Pokal des ewigen Weines kredenzt und ihn berauscht mit diesem Trunke aus seiner Hand; Gott ist endlich die flammende Kerze, um die der Çûfî als Lichtfalter kreist, um sich schließlich hineinzustürzen und lautlos darin unterzugehen. Eine kurze Blüthenlese aus

Abû Sa'ids Vierzeilen wird uns mit einigen dieser Allegorien und den durch sie veranschaulichten Glaubenssätzen noch näher bekannt machen.

O schilt mich nicht, mein Meister du, wenn mir die Becher munden,
Wenn ich an Lieb' und Rebensaft so sklavisch mich gebunden!
Denn ach! so lang' ich nüchtern bin, da weil' ich stets bei Fremden,
Doch sink' dem Freund ich an die Brust, wenn mein Verstand entschwunden.

Eilt zum Gottesstreit voll Kampfmuth auch der Held in raschem Flug,
Mehr doch gilt noch, wer der Liebe Märtyrthum gelassen trug.
Und wie gleichen sich die beiden einst am Auferstehungstage?
Diesen hat sein Lieb erschlagen, während den der Feind erschlug.

Ach, so oft und viel mein Herz auch in der Liebe Buch studirt,
Stets der Liebe Sonn' entstrahlte deine Wange, reizgeziert —
Drum so lang' auf Schönheit Schönheit häufst dein Antlitz — ist es einzig
Liebe auch und immer Liebe, die mein krankes Herz gebiert.

„Wem zu Liebe," frug ich einstmals, „schmückst du stets so reich dich? sprich!"
„Mir zu Liebe," war die Antwort," eins und alles bin ja ich;
Bin die Liebe, bin das Liebchen und der Liebende nicht minder,
Bin der Spiegel, bin die Schönheit, schaue in mir selber mich!"

Füllt dein Ringelhaar auch ewig mir das Herz mit Weh und Ach,
Löst doch stets dein Mundrubin mir all mein Herzensungemach;
Dir zu Liebe schenk' ich nimmer einem And'ren drum mein Herz auch,
Mir zu Liebe hängt das deine keinem Andren jemals nach.

So lange sich von ird'schen Banden nicht gänzlich frei die Herzen ringen,
Wird auch in unsres Daseins Muschel die wahre Perle nimmer dringen.
Es füllt durch irdische Begierde des Kopfes Becher nie mit Wein sich;
Du stellst ja auf den Kopf den Becher — wie kannst du ihn zum Vollsein bringen?

Dein Pfad ist, ob man ihn auch walle in dem, in jenem Gleise — schön!
Dein Huldgenuß ist, ob erstrebt auch in mannigfacher Weise — schön!
Von gleicher Schönheit ist dein Antlitz, mit welchem Auge man dich schaue,
Dein Lobpreis ist, in welcher Sprache man immer auch dich preise — schön!

Als der Sterne, als der Himmel keiner noch den Lauf begann,
Als der Elemente keines noch des Nichtseins Schooß entrann,
Da verkündigte ich laut schon die Mysterien der Einheit,
Ehe Stimm' und Sinne mein noch — eh' mein Leib Gestalt gewann!

Manche der befähigsten Dichterköpfe Persiens bis in die neueste Zeit hinein haben diesem Altmeister des Rubâ'is nachgeeifert, und zwar mit glänzendstem Erfolge; unter denen, die wie er ausschließlich Vierzeilen gedichtet, ragen vor allem zwei Persönlichkeiten hervor, die im schroffsten Gegensatz zu einander stehen, 'Omar Chajjâm (gestorben 1123, A. H. 517) und Bâbâ Afzal-uddin Kâschi (gestorben 1307, A. H. 707). Letzterer, der auch eine Reihe von Prosaschriften theosophischen und metaphysischen Charakters verfaßt, so das Dschâwidânnâma oder Buch der Ewigkeit, über Selbsterkenntniß und den Ursprung und das Ende aller Dinge, das 'Araznâma oder Unterschied des Zufälligen vom Wesenhaften, das Madâridsch-ulkamâl oder die Stufengrade der Vollkommenheit, und andere mehr, folgt in seinen Rubâ'is getreu dem Vorbilde des großen Abû Sa'îd und singt wie dieser als echter Çûfî in schwungvollen Rhythmen die Feier der göttlichen Liebe. Ganz anders steht es um 'Omar Chajjâm, des Zeltmachers Sohn aus Nischâpûr, der sich als Mathematiker, Astronom, Freidenker und Epigrammatist gleich großen Ruhm erworben. Er war ein Schulgenosse des später so berühmt gewordenen Vezirs der Seldschucken-Sultane Alp Arslan und Malikschâh, Nizâm-ulmulk aus Tûs, und des nicht minder berühmten, oder richtiger, berüchtigten Hasan Ibn Çabbâh, des nachmaligen Gründers der isma'ilitischen Sekte der Assassinen. Seine Hauptstudien bildeten Mathematik und Astronomie, denen er sich, durch Nizâm-ulmulks Güte gegen Nahrungssorgen sicher gestellt, frei und ungehindert hingeben konnte, und bald trat er durch die Veröffentlichung seiner bis auf den heutigen Tag mustergültigen arabischen Werke über

Algebra, Kubikwurzeln und schwierige Stellen im Euklid in die Reihe der bedeutendsten morgenländischen Gelehrten aller Zeiten. Sultan Dschalâl-uddîn Malikschâh berief ihn 1074 (A. H. 467) an seinen Hof nach Marw, um mit seiner Hülfe zwei lang-gehegte Lieblingspläne zur Ausführung zu bringen, eine Neu-bearbeitung der astronomischen Tabellen und eine durchgreifende Kalenderreform. ʿOmar bewährte sich auch hier als Meister; beide Arbeiten gediehen zu günstigem Abschluß und erhielten ihre höchste Weihe durch die Einführung einer neuen Zeitrechnung, der sogenannten Dschalâlî-Aera, die mit dem 15. März 1079 (A. H. 471) ihren Anfang nahm. Inmitten all dieser auf-reibenden wissenschaftlichen Thätigkeit fand ʿOmar noch Muße genug, auch dem poetischen Genius, der in ihm wohnte, vollauf genüge zu thun und sich in kurzer Frist einen Dichterruhm zu erringen, vor dem selbst sein Gelehrtenruf in den Hintergrund treten mußte. Etwa 500 Rubâʿîs sind es, in denen er den ganzen aufgehäuften Schatz seiner Welt- und Menschenkenntniß niedergelegt hat, und wenn auch einzelne darunter von echt çûfischem Geiste durchweht sind, so tragen doch bei weitem die meisten — und diese sind auch zugleich die künstlerisch vollen-detsten — ein völlig verschiedenes Gepräge zur Schau. Man kann sie mit Recht das Andachtsbuch eines radikalen Freigeistes nennen, denn wie sie auf der einen Seite mit den scharfen Waffen der Satire gegen die engherzige Frömmelei und den fanatischen Eifer der ʿUlamâs oder orthodoxen Theologen des Islams zu Felde ziehen, so überschütten sie auf der anderen Seite mit der Lauge schadenfrohen Spottes auch den schein-heiligen oder vor Verzückung außer sich gerathenen Mystiker, und das ganze sprachliche Rüstzeug des Çûfi dient dem genialen ʿOmar, gerade so wie dem drei Jahrhunderte später blühenden Hâfiz, nur dazu, den Çûfismus selbst, besonders in seinen krankhaften Auswüchsen, lächerlich zu machen. Man hat ihn

daher oft als den Voltaire des Morgenlandes bezeichnet, und soweit es sich um glänzende Sprache, bestechenden Witz, beißende Ironie und ein warmes Mitgefühl mit der ganzen leidenden Menschheit handelt, ist der Vergleich auch wirklich zutreffend, weiter aber nicht. Voltaire hat nichts geschrieben, was sich mit 'Omar's glühenden Rapsodien zum Preis des Weins, der Liebe und des Vollgenusses irdischer Freuden, oder mit seinen tiefinnersten Herzensergüssen messen kann, in denen sich Zartheit des Gefühls mit sinniger Gedankenanmuth und kerniger Lebensweisheit paart. Ein paar Epigramme, die vorwiegend den beiden letztgenannten Gattungen angehören, mögen hier ihre Stelle finden.

Nicht das Morgen ist's, das hülfreich deinem Heute Glück beschert,
Durch das Grübeln um das Morgen wird die Galle nur genährt;
Laß nicht unbenutzt das Heute, ist dein Herz nicht ganz verkehrt,
Denn was sonst noch bleibt vom Leben ist nicht einen Heller werth.

Weh' dem Herzen, doppelt wehe, das in Flammen nie entbrannt,
Nie der Herz-Entzünd'rin Liebe heiße Leidenschaft empfand;
So verloren ist kein Tag wohl, als der eine letzte dir,
Da du scheiden mußt von hinnen und nicht fühlst der Liebe Hand.

Ach, wie schön, wenn Neujahrslüfte* Rosen wehn um's Angesicht,
Ach, wie schön, wenn süße Wangen des Jasmines Blüth' umflicht!
Doch gefallen will mir's nimmer, sprichst du von Vergangnem mir,
Fröhlich sei und laß das Gestern — strahlt das Heut doch hell und licht!

Zum Beginn gleich wollt' ergründen, strebend über Himmel fort,
Tafel, Schreibrohr,** Paradies ich und der Hölle Marterort.
Da mit wohlverständ'gem Sinne sprach mein Meister dieses Wort:
Rohr und Tafel, Höll und Eden — sie sind in dir, such' sie dort!

---

* Das persische Neujahr fällt bekanntlich auf die Frühlings-Tag- und Nachtgleiche.

** Die wohlbewahrte Tafel, auf der Gott mit dem Schreibrohr vor Anbeginn der Welt alle Geschicke niedergeschrieben.

Dann erst, wenn des Athmens ledig, du beginnst die Wanderschaft,
Schaust du die Mysterien Gottes frei von jeders Schleiers Haft.
Nicht, von wannen du gekommen, weißt du — sei drum frohgelaunt;
Nicht, wohin du gehn wirst, weißt du — schlürfe drum den Rebensaft!

Pfeilschnell, wie der Sturm durch's Blachfeld, pfeilschnell, wie im Strom die Wogen,
Ist der Lebenstage einer wieder mir dahingezogen.
Aber um zwei Tage dennoch hab' ich nie des Grams gepflogen,
Um den Tag, der fern noch weilet, und um den, der schon verflogen.

Weil du viel gesündigt, 'Omar, giebst du solchem Leid dich hin?
Immerdar am Grame zehren, bringt dir das wohl je Gewinn?
Wer sich nie der Sünd' beflissen, dem wird Gnade nie zu theil,
Gnade folgt allein der Sünde, hat dein Grämen also Sinn?

Wein — der flüssige Rubin ist's, und der Humpen ist sein Schacht,
Körper ist des Bechers Höhlung, drin sein Saft als Seele wacht;
Und das Glas dort, das krystall'ne, das vom Trunke rosig lacht,
Eine Thräne ist's, drin Herzblut niederträufelt heimlich sacht!

Während so die mystische Poesie ihren Triumphzug durch die persische Literatur anzutreten begonnen, war auch ihre Schwester, die Lehrdichtung, in ihrer Entwickelung keineswegs zurückgeblieben. Noch zu Firdausis Lebzeiten ward der Mann geboren, der berufen war, seinem Volke die beiden ersten ethisch-didaktischen Mathnawis zu schenken, Nâçir bin Chusrau, ein so merkwürdiger und eigenartiger Charakter, wie er selbst in dem an Seltsamkeiten reichen Morgenlande zu den außergewöhnlichen Erscheinungen gehört. Erst in der allerneuesten Zeit ist es europäischer Forschung gelungen, aus dem Wust legendenhaften Wunderkrams, mit dem die orientalischen Biographen die Person dieses Dichters umgeben, ein einigermaßen klares Bild seines an Wechselfällen reichen Lebens und seiner religiös-philosophischen Anschauungen zu entwickeln. Er war in Qubâdijân bei Balch in Chorâsân 1004 (A. H. 394) geboren und

wurde, wie sich aus den zerstreuten Andeutungen in seinen Gedichten ergiebt, als orthodoxer Sunnit erzogen. Ein unstillbarer Drang nach höherer Erkenntniß trieb ihn früh zum eifrigen Studium der Naturwissenschaften, der Medicin, Mathematik, Astronomie, der Musik und der griechischen Philosophie. Daneben machte er sich mit Koranexegese und Traditionslehre, sowie mit manchen anderen im Orient verbreiteten Religionssystemen, dem Christenthum, dem Parsismus, der Lehre der Manichäer und Sabäer vertraut und erwarb sich umfassende Kenntnisse im Arabischen, Türkischen, Griechischen und verschiedenen Sprachen Indiens. Aber alle diese Wissensschätze ließen ihn kalt und unbefriedigt; sein Geist, der unablässig danach strebte, den Urgrund alles Seins zu erforschen und den rechten Pfad zum Verständniß Gottes und seines Verhältnisses zur Welt aufzuspüren, konnte sich nicht mit dem blinden Autoritätsglauben, den unfruchtbaren Argumenten abspeisen lassen, die ihm die verschiedenen Religions- und Philosophenschulen statt wirklicher Beweise boten, und da auch sein eigenes Grübeln diese höchsten Fragen der Menschheit nicht zu lösen vermochte, so stürzte er sich, von Ekel über die Nichtigkeit aller irdischen Erkenntniß erfaßt, wie Faust in den Strudel der Welt, in Sinnenlust und Weinestrunkenheit. Umsonst! weder im Taumelkelch ungezügelter Freuden, noch in der Anschauung fremder Länder, Sitten und Geistesrichtungen, zu deren Behufe er Reisen bis nach Indien, nach Multân und Lahore, unternahm, fand er die gesuchte Offenbarung; die Pforte jenes Geisterreiches, in dem er alle Geheimnisse des Schöpfers und der Schöpfung schleierlos zu schauen gehofft, blieben ihm verschlossen. In diesem Zustand bitterer Enttäuschung und wachsender Verzweiflung kam ihm plötzlich wie eine göttliche Eingebung der Gedanke, sich noch einmal der Leitung des Korans anzuvertrauen, allen weltlichen Freuden zu entsagen und an den heiligsten aller moslimischen Andachtsstätten die innere Befriedigung zu

suchen, den letzten Versuch zu wagen, ob nicht doch noch auf orthodoxem Wege das ihm dunkel vorschwebende Ziel zu erreichen sei. So rüstete er sich denn im Jahre 1045 (A. H. 437) — er war zu jener Zeit Finanz- und Steuersekretär in Diensten des Seldschuckenemîrs Dschafarbeg, des Bruders von Sultan Toghrulbeg, in Marw — zu einer Pilgerfahrt nach Mecka und Medina, die ihn volle sieben Jahre in Anspruch nahm und ihm einen so tiefen Einblick in alle Verhältnisse der moslimischen Welt in Persien, Arabien, Syrien, Palästina und Aegypten gewähren sollte, wie er wenigen seiner Zeitgenossen gegönnt war. Er hat diese hochinteressante Fahrt in seinem Safarnâma in fesselndster Weise beschrieben und uns damit ein Werk hinterlassen, das in der Reiseliteratur der Welt für immer einen ehrenvollen Platz einnehmen wird und z. B. in den Abschnitten, die von Palästina und ganz besonders von Jerusalem handeln, selbst noch für unsere heutigen archäologischen Forschungen im heiligen Land beachtenswerthe Fingerzeige enthält. Freilich war das Resultat für Nâçir ein ganz anderes, als er erwartet; besuchte er Mecka auch viermal und erfüllte gewissenhaft alle Pflichten eines Pilgrims, so ward doch der schwarze Stein der Ka'bah zu keinem Stein der Weisen für ihn; im Gegentheil, die äußeren, jedes tieferen Gehaltes ermangelnden Ceremonien machten ihm nur um so mehr die Leere seines Herzens fühlbar, mehr denn je sehnte er sich nach einem Gedankenaustausch mit wahrhaft erleuchteten Geistern, und diese fand er endlich — seltsam genug für unsere Begriffe, aber ganz im Einklang mit der eigenthümlichen Gedankenrichtung Nâçirs, den Nöldeke treffend einen „frommen Skeptiker“ nennt — in der schi'itischen Sekte der Isma'iliten oder Bâtinis, in der mit allen Reizen der Natur und Kunst geschmückten Hauptstadt Aegyptens, wo er auch, allen Anzeichen nach, sein erstes großes Lehrgedicht, das Rûschanâ'inâma oder Buch der Erleuchtung

um 1049 (A. H. 440) in seinen Hauptzügen niedergeschrieben hat. Cairo, das Nâçir so enthusiastisch in seinem Safarnâma beschreibt, war die Residenz des Fâtimidensultans Mustançirbillâh, des geistlichen wie des politischen Hauptes der ʿAliden und Schutzherrn der Schîʿah, der gerade damals einen erbitterten Kampf gegen den Chalifen von Baghdâd und den Seldschucken Toghrulbeg, den Hauptvertreter der sunnitischen Lehre, führte und den Zenith seiner Macht erklommen hatte, denn Syrien, Hidschâz, Nordafrika und Sicilien gehorchten seinem Scepter, und Wohlstand, Ruhe und Sicherheit herrschten durch ganz Aegypten. Welchen Eindruck die Mysterien des ismaʿilitischen Geheimbundes, der sich in der Lehre von der Einheit Gottes, von Allverstand und Allseele, von Paradies und Hölle als Sinnbildern der zur höchsten Vollkommenheit gelangten menschlichen Seele einerseits und ihrer Unwissenheit und Entfremdung von Gott andererseits, von dem Unterschied zwischen Tanzîl und Taʾwîl, d. h. der wörtlichen Erklärung des Korans und der allegorischen Interpretation desselben, vielfach mit den Anschauungen der „lauteren Brüder" und selbst mit denen des Çûfismus deckt, auf Nâçir gemacht und wie sie ihn unwiderstehlich in ihren Zauberkreis gezogen, davon steht freilich im Safarnâma nichts, das wird uns erst aus seinen poetischen Werken offenbar, so aus den folgenden Versen einer seiner größten Qaçîden:

Wenn nur Gott es will, so öffnet er die Pforte des Erbarmens,
Dann gelingt, was erst unmöglich schien, und leicht wird dann, was schwer.
Und so nahte eines Tages ich dem Thore einer Stadt mich,
Der die Himmelskreise alle dienten und der Sterne Heer;
Einer Stadt, die ganz nur Garten war voll Rosen und Cypressen,
Rosig schimmerten die Wände — Bäume deckten rings den Grund;
Buntgestickt war ihr Gefilde wie Brokat; ihr Wasser strömte,
Reinem Honig gleich, als sei es mit dem Kautharquell* im Bund.
Eine Sphäre war's, die einzig Edelsinn als Gast beherbergt,

* Der Paradiesesquelle nach dem Koran.

Und ein Hain, drin auf zum Himmel der Verstand als Pinie strebt
Eine Stadt, drin alle Weisen sich in goldgestickte Seide
Kleiden, die kein Weib gesponnen, keine Männerhand gewebt;
Eine Stadt, bei deren Anblick, als ich eintrat, der Verstand mir
Zurief: „Stille dein Begehren hier und rast' an diesem Platz!"
Und ich schritt zum Pförtner, legte deutlich dar ihm meine Worte,
Und er sprach: „Die Sorge banne — voll Juwelen ist dein Schatz.
Dies hier ist das große Weltmeer, hier nur wirst du Perlen finden,
Die des Vollgewichts sich rühmen, hier nur Wasser, klar und rein.
Dies hier ist die höchste Sphäre, weisheitssternbesä't, ja mehr noch,
Voll von holden Schönheitsbildern zeigt sich hier dir Edens Hain!"

Und aus einem der letzten Kapitel des Rûschanâ'inâma:

Ich schaute eine Welt, in Glanz gebadet,
Drin eine Schar von Geistern, gottbegnadet,
Die ganz vom Erdenschmutze sich befreit,
Die Seele voll der Herzenswelt geweiht,
Der Elemente Fesseln sich entrungen,
Von Banden frei, aus Kerkerhaft entsprungen!
So sprach ich drum zur weisen Geisterschar:
„Erlesne ihr, die jeder Bürde baar,
Wie kam's, daß ihr Unsterblichkeit gewonnen,
Daß ganz ihr der Vergänglichkeit entronnen?
So staubentäußert und in Licht getaucht,
So nachtentrückt und morgenfrisch umhaucht?"
Und nun enthüllten sie der Dinge Lage
Und gaben Antwort mir auf jede Frage.
„Hinein ins ew'ge Jenseits schritten wir,
Das Band der ird'schen Welt durchschnitten wir;
Nun wissen wir, daß ihr's an Werth gebricht,
Und wer sie liebt, verletzt des Herzens Pflicht.
Für jede eitle Lust, die dort wir trieben,
Sind manches Jahr im Finstern wir geblieben.
So sprechen wir — doch du, du giebst nicht Acht,
Noch bist du nicht vom Thorheitsschlaf erwacht."
Als der Verzückung sich mein Geist entwunden,
Da sah ich klar — da war mein Wahn verschwunden.
In's Herz zog Einsicht mir — hervor brach hell
Des geist'gen Daseins hundertfacher Quell. —

Nach sieben Jahren kehrte Nâçir als Dâ'i oder Missionär des neuen Glaubens in seine Heimath Chorâsân zurück, aber

schon nach wenigen Jahren, etwa um 1060, zwang ihn sunnitische Verfolgungssucht zur Flucht, und nach langem Umherirren fand er endlich eine sichere Zuflucht in Jumgân in den Bergen von Badachschân, wo er als Einsiedler die letzten Jahrzehnte seines Lebens (er starb 1088, A. H. 481) verbrachte und eine Schar treuer Anhänger um sich sammelte, die sogenannte Sekte der Nâçirijjah, die noch manchen nachfolgenden Geschlechtern die Lehren ihres Meisters übermittelt hat. Dort im unwegsamen Gebirg hat er wahrscheinlich auch das Rûschanâ'inâma neu überarbeitet, das in seinem Inhalt diesem eng verwandte Sa'âdatnâma oder Buch der Glückseligkeit geschrieben, den größeren Theil seines umfangreichen, fast ganz aus Qaçîden bestehenden Dîwâns und manche andere Werke verfaßt, so das erst kürzlich aufgefundene Zâd-ulmusâfirîn oder Wegkost der Gotteswaller, in dem er seine ganzen religiösen und philosophischen Ideen niedergelegt hat. Das Rûschanâ'inâma zerfällt in zwei Theile, einen metaphysischen, der auf aristotelisch-neuplatonischer Grundlage eine mit schi'itischen, speziell isma'ilitischen und nicht selten çûfischen Anschauungen gemischte Kosmographie aufbaut, und einen ethischen, der eine reiche Fülle praktischer Weisheitslehren und tiefsinniger Gedanken über die guten und schlechten Eigenschaften des Menschen, über die Nothwendigkeit, falsche Freunde und thörichte Gesellen zu meiden, über die trügerischen Reize der Welt und die Fallstricke eines ehrgeizigen Strebens nach eitlem Rang und Reichthum enthält. Aehnliche Ideen, nur weit schärfer ausgedrückt, finden sich im Sa'âdatnâma, in dem sich Nâçir für die erlittenen Verfolgungen durch heftige Angriffe auf die Fürsten und Großen des Reiches rächt, und ebenso in den zahlreichen Qaçîden, die meistens dem Preise 'Alis und seiner Nachkommen, besonders Mustançirs, gewidmet sind, daneben aber die Verderbtheit und Scheinheiligkeit der vornehmen Gesellschaft und der feilen

Höflinge von Chorâsân unnachsichtlich geißeln. Ein paar Blüthen aus Nâçirs Weisheitsgarten sind die folgenden:

Was pochst du auf die kurze Erdenzeit?
Bist doch kein Kind mehr — laß das Spiel bei Seit!
Schon Bess're sah als dich der Lauf der Zeiten,
Ließ Schlecht're schon an sich vorüberschreiten,
Entriß den Reichen seiner Thätigkeit
Und setzt' ein Ziel des Armen Sorg' und Leid.
Der zehrt vom Schatz, und Jener hat die Plage;
Leg wohl dies Wort auf des Verstandes Wage.
Auch Schätze schwinden, und das Leid allein
Verbleibt der Seel', erbarmt sich Gott nicht dein.
Wer Gaben hier vertheilt, wird dort beschenkt,
Dort mäht nur der, der hier an's Säen denkt.
Nur dem, der thätig wirkt, ist Lohn beschieden,
Nie wird dir Lohn, bist thatlos du hienieden.
Drum auf, der Thorheit Schlaf dich zu entraffen,
Sieh, was du bist, und was es gilt zu schaffen!
Willst Wind und Well' du deinen Bau vertrau'n,
Noch nie gelang's, auf Well' und Wind zu bau'n.
Du gehst ja hier nur durch in flücht'ger Weise,
Drum sieh, was heim du bringst von deiner Reise.

Ersteigt Saturn er auch — für echte Männer
Steckt doch im Brunnen tief der schlechte Wicht.
Ich will sein Gast nicht sein — er krümmt den Rücken
Des Gastfreunds ja, denn Dank heischt er als Pflicht.
Und ob sein Schatz auch Perlen und Juwelen,
Die Perle meiner Seele ist das Wort.
Ist endlos Gold in seiner Mine, hütet
Der edlen Rede Gold mein Herzenshort.
Ist auch sein Thron und Schloß aus Gold und Silber,
Mein Thron ist Wissen, Glauben ist mein Schloß.
An Ehre reich und brotlos sein, ist besser,
Als Brot zu betteln von gemeinem Troß!

Grundstoff alles Guten, Urquell alles Edlen ist die Wahrheit;
Aller Orten, wo sie weilet, Edles ruft sie da in's Sein.
Daß dein Herz dir sehend werde wie dein Auge, übe Wahrheit,
Denn es setzt ein zweites Auge Wahrheit deinem Herzen ein!

Im gleichen Jahre mit Nâçir und nur zwei Jahre jünger, als dieser, starb der große Scheich ʿAbdallâh Ançârî aus Harât (1006—1088, A. H. 396—481), der durch seine Munâdschât oder Anrufungen an die Gottheit, durch verschiedene theosophische Abhandlungen, durch einen halb mystisch, halb didaktisch gehaltenen Roman über Jûsuf und Zalichâ (die erste Bearbeitung dieses Stoffes nach Firdausî) unter dem Titel Anîs-ulmurîdîn u Schams-ulmadschâlis (der Gefährte der Jünger auf dem Heilswege und die Sonne der pantheistischen Gemeinden), sowie durch eine auf arabischen Quellen fußende Sammlung von Lebensbeschreibungen berühmter Çûfîs, die selbst wiederum dem späteren Dichter Dschâmî die Grundlage zur Abfassung seines gleichen Zwecken dienenden, aber natürlich viel umfassenderen Werkes, der Nafahât-uluns oder Hauche der Vertraulichkeit geliefert (vollendet 1478, A. H. 883), sowohl zur allgemeineren Verbreitung çûfischer Lehren selbst, als auch noch ganz besonders zur engeren Verbindung von Mystik und Didaktik bedeutend beigetragen. Völlig verschmolzen erscheinen diese beiden Dichtungsgattungen zum ersten Male in Sanâ'îs großem Mathnawî Hadîqat-ulhaqîqah u Scharîʿat-uttarîqah (der Garten der Wahrheit und das Gesetz des mystischen Weges), dem ältesten, 1131 (A. H. 525) verfaßten, poetischen Textbuche des persischen Çûfismus, dem aber schon etwa 60 Jahre früher ʿAli bin ʿUthmân aldschullâbî alhudschwîrîs Kaschf-ulmahdschûb oder die Enthüllung des Verschleierten als prosaischer Leitfaden voraufgegangen war. ʿAbdulmadschd Madschdûd bin Adam, bekannt unter dem Namen Hakîm Sanâ'î, war aus Ghazna gebürtig und blühte unter den Ghaznawidensultanen Ibrâhîm, einem Enkel des großen Mahmûd (1059—1099, A. H. 451—492), und seinen Nachfolgern Masʿûd III. (1099—1114) und Bahrâmschâh, der nach erbitterten Familien-

kämpfen endlich 1118 (A. H. 512) den Thron seiner Väter bestieg und nach einer langen und glücklichen Regierung 1152 (A. H. 547) starb. Gleich den meisten seiner dichterischen Zeitgenossen, Mas'ûd bin Sa'd bin Salmân (gestorben 1131), Hasan aus Ghazna (gestorben 1179) und seinem eigenen Lehrer 'Uthmân Muchtârî (gestorben 1149 oder 1159), vor denen er sich nur durch einen höheren Grad von Gelehrsamkeit und Frömmigkeit auszeichnete, widmete er seine poetische Kraft eine geraume Zeit ausschließlich dem Preise des Herrschers und der höchsten Würdenträger des Reiches. Als er aber eines Tages auf dem Wege zum Palaste Ibrâhîms, dem er eine schmeichelhafte Qaçîde überreichen wollte, von einem halbnärrischen Spaßmacher wegen seiner Blindheit gehänselt wurde, die ihn trotz alles Wissens so sehr die Absicht des Schöpfers mit ihm verkennen lasse, daß er sich zum blosen Lobhudler von Fürsten, d. h. von schwachen Sterblichen wie er selber, erniedrige, da traf ihn dieser beißende Spott so tief ins Herz, daß er von Stund an entschlossen der ebenso einträglichen wie gefahrvollen Laufbahn eines Hofdichters den Rücken kehrte, sich von der Welt zurückzog und nach vollbrachter Pilgerfahrt ein zwischen Askese und Ekstase getheiltes Dasein führte. Vierzig Jahre lebte er so in selbstgewählter Armuth und Zurückgezogenheit, und kein noch so glänzendes Anerbieten von Seiten des Sultans — Bahrâmschâh wollte ihm sogar seine eigene Schwester zum Weibe geben — konnte ihn seinem strengen Gelübde untreu machen. Die einzige Form, in der er seinen Dank für die fürstliche Gnade abzustatten und zugleich den Jüngern der pantheistischen Lehre einen Wegweiser fürs Leben mitzugeben vermochte, waren seine mystisch-didaktischen Dichtungen, vor allen der schon genannte „Garten der Wahrheit", dessen zehn Gesänge von der Einheit Gottes, dem göttlichen Wort, der Vorzüglichkeit des Propheten, von Vernunft, Wissen, Glauben und Liebe, von der menschlichen Seele,

von dem unversöhnlichen Widerstreit zwischen der Sorge um irdischen Tand und der Erfüllung höherer Pflichten, von den Sphären und Sternen als Sinnbildern einer himmelanstrebenden, in keine Schranken der Endlichkeit gebannten geistigen Erkenntniß, von Freund und Feind, von Weltentsagung und Herzenssammlung, kurzum von allem handeln, was das Gemüth des gotterleuchteten Çûfis bewegt. Durchwoben sind die einzelnen Kapitel dieses Gedichtes sowohl wie der kleineren, ähnliche Ideen feiernden Mathnawis Sanâ'is, des Tarîq-i-Tahqîq oder Pfades der Wahrheit, des Sair-ul'ibâd-ilalma'âd oder der Wanderfahrt des Menschen zur ewigen Welt, das auch den Namen Kunûz-urrumûz (Schatzkammer der Geheimnisse) führt, des 'Ischq-nâma oder Buches der Liebe, des 'Aqlnâma oder Buches des Verstandes, des Kârnâma oder Buches der That, und anderer mehr, mit zahlreichen moralischen Geschichten und Anekdoten, die den ernsten Fluß theosophischer Lehrsätze aufs angenehmste unterbrechen und ideale Theorien mit praktischer Nutzanwendung harmonisch verbinden. Dies Beispiel Sanâ'is (der wahrscheinlich um 1150, A. H. 545 starb) ist für die folgenden Dichter gleicher Richtung bis in die neueste Zeit hinein maßgebend geblieben, und ihre poetischen Erzeugnisse unterscheiden sich nur insofern von einander, als in den einen das mystische, in anderen wieder das ethische Element vorwiegend zur Geltung gebracht ist. Als Hauptvertreter der ersteren und daher als Çûfis vom reinsten Wasser erscheinen Farîd-uddîn 'Attâr und sein unmittelbarer Nachfolger Dschalâl-uddîn Rûmî. Abû Hâmid Muhammad bin Muhammad bin Abî Bakr Ibrâhîm Farîd-uddîn (die Edelperle der Religion), der ursprünglich dem Geschäft eines 'Attâr oder Gewürzkrämers obgelegen und sich danach seinen Dichternamen gewählt, war 1119 (A. H. 513) zu Schâdijâch bei Nischâpûr geboren und fiel im Alter von 114 Mondjahren

1230 (A. H. 627) der Wuth der Mongolen zum Opfer. In diesem langen, weit über das gewöhnliche Maß hinausgehenden Leben, das er nach Aufgabe seines früheren Berufes ganz wie Sanâ'î strenger Enthaltsamkeit und frommen Betrachtungen über Gott und die göttliche Einheit geweiht, verfaßte er mehr denn dreißig umfangreiche Werke, von denen die hervorragenderen, zusammen mit dem oben besprochenen „Garten der Wahrheit" und dem unten folgenden „Mathnawî" Dschalâl-uddîn Rûmîs, gewissermaßen die kanonischen Bücher des persischen Mysticismus repräsentiren. Ein paar Sammlungen von Lebensbeschreibungen frommer Männer des Islams und hervorragender Çûfîs, von denen uns aber nur eine, die Tadhkirat-ulaulijâ (Biographien der Heiligen) erhalten ist, sowie die unter verschiedenen Titeln vereinigten lyrischen und epigrammatischen Gedichte abgerechnet, sind sie sämmtlich nach dem Vorgange Nâçir bin Chusraus und Sanâ'îs in doppeltgereimten Versen abgefaßt und üben auf Jeden, der sich für die Entwickelung der persischen Mystik interessirt, mehr noch als durch ihren dichterischen Gehalt dadurch einen fesselnden Reiz aus, daß sich in ihnen ein entschiedener Fortschritt, eine bedeutsame Wandlung in der Auffassung pantheistischer Lehren offenbart. Von der Scharî'ah, der äußeren Werkheiligkeit, ist nur noch in einem einzigen, noch dazu ziemlich kurzen Gedichte, dem Kanz-ulhaqâ'iq oder Schatz der Wahrheiten, die Rede; dagegen sind an Stelle der übrigen drei Stufengrade der eigentlichen Theosophie deren sieben getreten, die als eine Art Gegenbild zu den von Muhammad in der berühmten Nacht der Auffahrt durchlaufenen sieben Himmeln erscheinen und sich in ihren allgemeinen Umrissen — ein ganz klares Bild gewinnt man leider nicht — folgendermaßen darstellen: 1. Talab oder das Suchen, bei dem man, losgelöst von allem ringsumher, unablässig nach dem Ozean der Unermeßlichkeit hinstreben und zum unendlichen

Wesen sich hindurcharbeiten muß, ohne einen Augenblick anzuhalten oder unthätig zu sein; 2. ʿIschq oder die Liebe, deren Feuer im Nu den aufsteigenden Rauch des Verstandes aufzehrt, bis der Çûfî selbst zur lodernden Flamme wird; 3. Maʿrifah oder die Erkenntniß, auf welcher Stufe man nicht mehr sich selbst, sondern nur Gott, und in jedem Atom das All sieht; 4. Istighnâ oder die Selbstgenügsamkeit, in der man nichts mehr begehrt oder erstrebt, und keine Spur von beiden Welten für den Çûfî übrig bleibt; 5. Tauhîd oder die Einheit, auch Tadschrîd und Tafrîd, Abstreifung und Isolirung genannt, wo alle Individuen sich in Wahrheit als ein einziges, untheilbares darstellen; 6. Hairat oder die Betäubung, in der die Seele kein Bewußtsein mehr hat, ob sie ist oder nicht ist; wo sie alles und sich selbst vergißt, 7. Faqr oder die Gottesbedürftigkeit und Fanâ, das schon früher erwähnte gänzliche Aufgehen und Aufhören in Gott. Unter den vielen Mathnawîs ʿAttârs, die sich mehr oder minder ausführlich mit der Deutung dieser Stufengrade beschäftigen, sind die bemerkenswertheren: Dschauhar-uzzât oder die Substanz des Wesens, mit einer Fortsetzung, dem Hailâdschnâma oder Buche des Lebenswassers, dessen Titel aber nur eine absichtliche Verdrehung von Hallâdschnâma ist, dem Buche des Mançûr Hallâdsch, des berühmten Çûfîs, der als Märtyrer seiner pantheistischen Weltanschauung 922 (A. H. 309) hingerichtet wurde und seitdem bei allen Mystikern als Offenbarer des göttlichen Wortes in höchstem Ansehen steht; Asrârnâma oder das Buch der Geheimnisse, und Asrâr-uschschuhûd, die Geheimnisse der Ekstase; Ilâhinâma, oder das göttliche Buch, eine Sammlung trefflicher Parabeln; Waçlatnâma oder das Buch der Einigung mit Gott, eine Parabel größeren Umfanges, die zu zeigen bestimmt ist, wie weise Gott gehandelt, als er Adam aus dem Paradiese und von seinem Angesichte trieb und ihn so zwang, sich selbst und durch

sich selbst Gott und die Liebe zu Gott zu erkennen; Bulbulnâma, oder das Buch der Nachtigall, die in Liebe zur Rose entbrannt, wie der Mystiker zu Gott; Mazhar-ul'adschâ'ib, oder die Schaubühne der Wunder; Uschturnâma oder das Buch des Kameeles, das als Reitthier des Meckapilgers, in seiner Sehnsucht nach dem Ende der Reise und dem Anblick der Ka'bah, in geistvoller Weise als Symbol der nach Gott verlangenden, nach seiner Liebe dürstenden menschlichen Seele aufgefaßt ist; Lisân-ulghaib, oder die Zunge der unsichtbaren Welt, und Bîsar-nâma oder das kopflose Buch, das von der Trunkenheit der mystischen Liebe singt. Aber alle diese oben genannten Dichtungen werden weit in den Schatten gestellt von zwei Mathnawis, die den Ruhm 'Attârs durch alle islamischen Lande getragen, dem Pandnâma oder Buche des Rathes, einer wahren Schatzkammer ethischer Lebensregeln, die in dem Chijâtnâma, oder Durchgangsbuche, und dem Waçijjatnâma, oder der letztwilligen Verfügung, ihre Fortsetzung und Ergänzung findet, und dem Mantiq-uttair oder den Vögelgesprächen, dem vollendetsten Werke des Dichters, zu welchem die Haft Wâdî oder sieben Thäler eine kurze, aber stimmungsvolle Einleitung bilden. Der Inhalt dieser mit Erzählungen erbaulichen und beschaulichen Charakters reich durchwirkten Mantiq-uttair ist, kurz zusammengefaßt, folgender:

Die Vögel, die bisher in einer Republik gelebt, wünschen einen König zu erwählen, da ein Land ohne König einer Nacht ohne Mondlicht, einem tugendhaften Weibe ohne Gatten gleiche. Auf Antrag des Hudhud oder Wiedehopfes, der schon Salomo den Weg zur Königin von Saba gezeigt, wird der allweise Simurg oder Vogel Phönix, der auf dem fabelhaften Berge Kâf lebt, zum Herrscher auserkoren, dem nun die Vögel in feierlicher Gesandtschaft die Krone überbringen sollen. Aber die Gefahren des weiten Weges erscheinen so groß, daß die meisten

erschrocken davor zurückbeben und erst nach langem Zögern und ängstlichem Bedenken dem Beispiel der Wenigen folgen, die sich von Anfang an zur Fahrt bereit erklärt und bei dem Wiedehopf über das Wo und Wie unterrichtet haben. So brechen sie denn insgesammt auf und durchwandern unter unzähligen Mühen und Beschwerden die sieben Thäler, die zwischen ihnen und dem Berge Kâf liegen; aber ein Vogel nach dem anderen findet durch Hunger, Durst oder Ermüdung seinen Tod. Als sie endlich beim Sîmurg oder Phönix ankommen, sind sie bis auf dreißig zusammengeschmolzen. Da nun das Wort Sîmurg selber „dreißig Vögel" bedeutet, so springt die ungemein feinsinnige Allegorie dieses Gedichtes sofort in die Augen. Die Jünger der höheren Gnosis sind die Vögel, der Phönix ist Gott selbst, und die sieben Thäler sind die oben eingehender beschriebenen Stufengrade oder Stationen auf dem mystischen Wege, durch die sich aber nur die wenigen wirklich berufenen Çûfîs hindurchzuarbeiten vermögen, um endlich in den Schoß der Gottheit zurückzusinken, mit der sie von Ewigkeit her eins gewesen.

Einen noch höheren Triumph feierte die mystische Poesie in Muhammad bin Muhammad bin Husain, gewöhnlich Maulânâ Dschalâl-uddîn Rûmî genannt, der an Tiefe der Auffassung wie an Schwung und Hoheit der Sprache alle Dichter des Orients übertrifft. Geboren am 30. September 1207 (A. H. 604) zu Balch in Chorâsân, wo seine Familie seit undenklichen Zeiten in Wohlstand und allgemeiner Verehrung gelebt, mußte er schon im fünften Jahre seines Lebens mit seinem Vater Bahâ-uddîn Walad, der durch seinen Gelehrtenruf und seine freimüthige Beredsamkeit die Eifersucht des Sultans wachgerufen, sein Heimathland verlassen und ein unstätes Wanderleben beginnen, das ihn zuerst nach Malatia, dann nach dem armenischen Erzindschân und zuletzt nach Larinda in Kleinasien—Rûm, wie es die Orientalen

nennen, woher denn auch des Dichters Beiname Rûmî stammt — führte, wo sein Vater Leiter einer höheren Lehranstalt wurde. Hier erreichte der junge Dschalâl-uddîn (Glanz der Religion), der schon als Knabe eine außergewöhnliche geistige Begabung gezeigt, oft ganze Tage in Visionen und schwärmerischer Verzückung verbracht und seither unter der sorgfältigen Erziehung seines Vaters noch bedeutend an Weisheit und Frömmigkeit zugenommen, seine Mündigkeit, verheirathete sich und folgte bald darauf seinem Vater nach Ikonium, wohin derselbe durch den Sultan von Rûm, 'Alâ-uddîn Kaiqubâd berufen war. Nach Bahâ-uddîns Tode 1231 (A. H. 628) ging er auf einige Zeit zur Förderung seiner Studien nach Aleppo und Damaskus; da aber die positiven Wissenschaften, in denen er sich bisher geübt, seinen höherstrebenden Geist nicht länger zu befriedigen vermochten, wandte er sich, nach Ikonium zurückgekehrt, wo ihm nach und nach vier Lehrstühle übertragen wurden, voll Begeisterung dem Studium der mystischen Theosophie zu, zuerst unter Leitung Burhân-uddîn Husains aus Tirmidh, eines Schülers seines Vaters, und später unter der eines hochbegabten, aber excentrischen Wanderderwisches Schams-uddîn aus Tabrîz, der bald einen solchen Einfluß auf Dschalâl-uddîn auszuüben begann, daß der Letztere in allen seinen späteren Ghazelen den Namen dieses seines Lehrers und Freundes an Stelle seines eigenen Dichternamens setzte. Schams-uddîns herausforderndes und verletzendes Wesen erregte aber bald einen Sturm des Unwillens unter den Bewohnern von Ikonium, und bei einem Straßenauflauf, in dem auch Dschalâl-uddîns ältester Sohn 'Alâ-uddîn seinen Tod fand, wurde der unliebsame Derwisch verhaftet und wahrscheinlich in aller Eile hingerichtet; wenigstens hat ihn keiner wieder mit Augen gesehen. Ueber diesen doppelten Verlust des Freundes und Sohnes verfiel Dschalâl-uddîn in tiefe Schwermuth, aus der er sich nur durch den kühnen

Entschluß wieder aufzuraffen vermochte, zum Andenken der beiden Opfer der Volkswuth einen innerlich durch besonders glühende Gottesliebe, äußerlich durch ein bedeutungsvolles Trauergewand ausgezeichneten Derwischorden zu gründen — den Orden der Maulawîs (oder nach türkischer Aussprache Mewlewîs), der noch jetzt zahlreiche Klöster im türkischen Reiche besitzt und dessen Oberleitung sich sechs Jahrhunderte lang bis auf den heutigen Tag in der Familie Dschalâl-uddîns in Ikonium erhalten hat. Als wirksamstes Bindeglied für alle Genossen dieser eigenartigen Tafelrunde und zugleich als stärkstes Reizmittel zur ekstatischen Erregung der Geister erfand er den Samâʿ oder mystischen Reigentanz, der als Abbild der kreisenden Bewegung der Sphären zugleich das Symbol für die durch die Schwingungen der göttlichen Liebe hervorgerufene kreisende Seelenbewegung sein sollte. Und wie die Jünger, die er um sich geschart, so wurde er selbst auch, ob er sich gleich schon längst zur Höhe çûfischer Vollkommenheit, zu einer strahlenden Sonne im reinen Aether des spirituellen Lebens emporgeschwungen, doch noch von einer neuen Herzensweihe durchdrungen, von einer noch reineren Flamme seelischer Entzückungen durchleuchtet. Und so flutheten denn von seinen Lippen jene mystischen Oden und Hymnen, die später in seinen über 30000 Verse zählenden Dîwânen gesammelt wurden, herrliche Blüthen esoterischer Lyrik, in denen er sich auf den Flügeln einer wahren, ungekünstelten Begeisterung über Erd' und Himmel, über Sonne, Mond und Sterne empor zum Thronsitz der göttlichen Allmacht, schwingt. Das Gleiche gilt von seinem Hauptwerke, dem Mathnawî oder geistigen Mathnawî (Mathnawî-i-maʿnawî), wie es gewöhnlich zum Unterschiede von den tausend anderen Mathnawîs der persischen Literatur genannt wird, einem aus etwa 26000 Doppelversen bestehenden didaktischen Gedichte, das noch jetzt das Handbuch aller Derwische vom Indus bis zum Bosperus bildet und von

ihnen dem Koran und der Sunna an Heiligkeit und Erhabenheit gleich geachtet wird. In sechs umfangreichen Büchern — das in der Bûlâqer Ausgabe mit türkischer Uebersetzung hinzugefügte siebente Buch ist eine Fälschung — enthält es eine unabsehbare Reihe von ethischen Sprüchen und theosophischen Betrachtungen, erläutert durch Erzählungen, die meistens mit höchster Feinheit zugespitzt sind, durch mystisch gedeutete Koranverse und Prophetenaussprüche, und der ganze Schatz der çûfischen Lehren ist hier mit einer Lebendigkeit und künstlerischen Vollendung zur Anschauung gebracht, daß selbst die oft ermüdende Wiederkehr gleicher oder ähnlicher Gedanken nicht allzuschwer ins Gewicht fällt. Die Hauptanregung zur Abfassung desselben war von des Dichters Lieblingsschüler Husâm-uddin ausgegangen, der oft die Ordensbrüder Sanâ'is und Farîd-uddîn 'Attârs mystische Werke mit großem Genuß hatte lesen sehen und infolge dessen seinen Lehrer und Freund beredete, seiner çûfischen Gemeinde eine ähnliche, nur noch umfassendere und vertieftere Dichtung zu hinterlassen. Dschalâl-uddîn verwandte die ganzen ihm noch vom Himmel gegönnten Lebensjahre auf diese Riesenarbeit und starb im Bewußtsein treuerfüllter Pflicht kurz nach Abschluß des Mathnawî am 17. Dezember 1273 (A. H. 672). Ihm folgte als Haupt der Maulawîs zunächst Husâm-uddîn, nach dessen Ableben 1284 Dschalâl-uddîns jüngerer und einzig überlebender Sohn Bahâ-uddîn Ahmad, gewöhnlich Sultan Walad genannt (gestorben 1312, A. H. 712), der sich ebenfalls durch zwei doppeltgereimte Gedichte mystischen Inhalts, das Mathnawî-i-Walad oder Buch des Sohnes, eine Art Kommentar zu seines Vaters Mathnawî mit werthvollen biographischen Angaben, und das Rabâbnâma oder Buch der Laute, einen Namen gemacht, zur Würde des Ordensmeisters erhoben wurde.

Was nun das geistige Charakterbild Dschalâl-uddîns

betrifft, so tritt uns aus jedem seiner Verse der vollendete, zu den letzten Zielen vorgeschrittene Mystiker entgegen, der mit den glühendsten Farben das Ringen um die göttliche Liebe feiert, die gleich dem Tod die Seele von allem Wust und Wahn befreit und nur dadurch dem nüchternen Verstandesmenschen so schrecklich erscheint, weil sie das Ich, die individuelle geistige Existenz vernichtet und im All, in der Gottheit aufgehen läßt. Muß doch jeder, der seine Seele der endlichen Wiedervereinigung mit Gott, aus dem sie geflossen, würdig machen will, unter der Leitung eines Pirs oder Meisters, dem er vom ersten Betreten des mystischen Pfades an bis zum letzten Ausgangspunkte unbedingten Gehorsam schuldig ist, gänzlich für alles Irdische ab sterben, allen Hoffnungen auf die Güter dieser Welt sowohl wie auf irgend einen Lohn im Jenseits entsagen, — denn beide Welten sind nur trügerische Bilder auf einer Wasserfläche, die jede neue Welle verwischt —, muß auf Stolz und Dünkel, Eigenliebe und Selbstsucht Verzicht leisten, muß, unbekümmert um den guten Ruf, die Achtung der Menschen, sonnengleich den echten Adel in sich tragen, muß sich kopfüber in die Ekstase stürzen und unablässig auf die Läuterung und Reinigung seines Herzens bedacht sein. Gott hat einen Spiegel geschaffen, in dem er sich selber beschaut, das ist das menschliche Herz, und wer den Rost dieses Herzens abfeilt, wird, vertraut mit dem reinen Geist der Wahrheit und bekleidet mit dem Festgewande ewiger Jugend, in diesem reinen Spiegel sich selbst und mithin auch Gott erblicken. Denn Gott und Welt sammt allem, was darin lebt und webt, sind eins; er ist der Urquell, und alle existirenden Dinge sind nur Bäche, die willenlos aus ihm entstehen und keine Dauer haben; er ist der große Ozean, und jedes Einzelwesen hienieden ist nur ein Tropfen aus diesem Meer der absoluten Einheit. Ueberrascht den Gottespilger, ehe er reif genug zur Rückkehr in dieses Einheitsmeer, der physische

Tod, der die Seele aus den Banden des Körpers gleich einem im Käfig gefangenen Vogel befreit, so kommt ihm die von unserem Dichter zuerst zum vollgültigen Lehrsatz der persischen Theosophie erhobene Seelenwanderung zur Hülfe; durch Stein, Pflanze, Thier, Mensch und Engel hindurch muß er sich zur Stufe der Vollendung emporschwingen. Da nun alle Individuen und Dinge unter sich und zusammen wieder mit Gott eins sind, so giebt es auch für den vorgeschrittenen Çûfî keinen Himmel und keine Hölle mehr; selbst der Unterschied zwischen gut und böse ist für ihn aufgehoben, da beide ja nur, gerade wie die wechselnden Glaubensformen, Erscheinungsweisen des einen, ewig gleichen Urseins sind. Freilich, an die gefährlichen und für das sittliche Bewußtsein eines Volkes geradezu verderblichen Folgerungen von der völligen Gleichgültigkeit der menschlichen Handlungen, von der Erlaubtheit irdischer-Freuden und Genüsse in unumschränktem Maße und der Gesetzlichkeit aller, auch der schlechtesten Mittel, wie sie viele Derwische neuerer Zeit wirklich gezogen und so den idealen Pantheismus in krassen Materialismus umgewandelt haben, ist weder von Dschalâl-uddîn noch von Farid-uddîn ʿAttâr beim Ausbau ihrer Systeme jemals auch nur im geringsten gedacht worden. Im Gegentheil! gerade Dschalâl-uddîn betont mit ganz besonderer Schärfe die Nothwendigkeit des guten Handelns; nur durch edle Thaten kann des Lebens Summe Zinsen tragen, nur redliches Beginnen kann auf dem Marktplatz der irdischen Welt des Menschen Wohlstand fördern!

Dieser letzte Punkt ist vielleicht der einzige, in dem sich die Anschauungen des größten Mystikers mit denen des größten Moralisten und Didaktikers Persiens, des im Morgen- wie im Abendlande gleich gefeierten Saʿdî völlig decken, der sonst in bedeutsamem Gegensatze zu diesem seinem Zeitgenossen steht. Muscharrif-uddîn bin Muçlih-uddîn, der sich später zu

Ehren seines fürstlichen Gönners den Dichternamen Sa'di beilegte, wurde wahrscheinlich um 1184 (A. H. 580), also etwa 23 Jahre vor Dschalâl-uddîn, zu Schîrâz geboren, wo sein Vater 'Abdallâh, ein Mann von gesundem Menschenverstande und werkthätiger Frömmigkeit, der schon früh seinem Sohne die goldene Lehre „thue gut und scheue Niemand" einprägte, im Dienste der turkomannischen Dynastie der Salghariden oder Atâbegs von Fârs stand. Der fünfte Herrscher dieses Hauses, Sa'd bin Zengî, der 1195 (A. H. 591) zur Regierung kam und eine besondere Zuneigung zu dem kleinen Muscharrif-uddîn faßte, gewährte demselben, nach dem frühen Tode seines Vaters, die Mittel, seine schon im kindlichen Alter begonnenen Studien an der berühmten Medreseh zu Baghdâd, der Nizâmijjah, fortzusetzen, und der künftige Sa'di verbrachte hier, einige Reisen, z. B. nach Kâschghar in Turkistân um 1210 (A. H. 606) abgerechnet, mehr denn 25 Jahre seines Lebens, seine Lehrjahre (ungefähr von 1196 bis 1224). Die angeborene Frische und Munterkeit seines Wesens ward wohl durch die ernsten theologischen Studien, denen er sich mit allem Eifer hingab, und die strenge Zucht, in der er gehalten wurde, für einige Zeit gewaltsam zurückgedrängt, aber der ihm innewohnende unbezwingliche Drang zur dichterischen Gestaltung seiner Gedanken und Phantasien bewahrte ihm die volle jugendliche Spannkraft, und manche seiner frühesten, in Baghdâd verfaßten Oden feiern in schwungvoller Sprache die Genüsse des Lebens und die Süßigkeit der Liebe. Nach Vollendung seiner dogmatischen Studien wandte er sich zunächst der Moralphilosophie und im weitern Verlauf den Lehren des Çûfismus zu, in die ihn der große Scheich Schihâb-uddîn 'Umar Suhrawardî (gestorben 1234, A. H. 632) einweihte. Als bei dem Mongoleneinfall 1223 sein Gönner Sa'd bin Zengî von dem siegreichen Herrscher von Kirmân des Thrones beraubt und

ganz Persien in ein trostloses Chaos gestürzt wurde, beschloß Sa'dî, angeekelt von dem wüsten Treiben in seinem Heimathslande, in die Fremde zu ziehen, und damit beginnt die zweite Periode seines Lebens, die Zeit seiner von 1224 bis ungefähr 1254 oder 1255 dauernden Wanderjahre. Ueber Balch, Ghazna und das Pandschâb ging er zunächst nach Gudscherât, verweilte dann einige Zeit in Delhi, lernte dort Hindûstânisch, das er ebenso wie seine in Baghdâd erworbenen arabischen Kenntnisse poetisch verwerthete (letztere in einer Reihe vorzüglicher arabischer Qaçiden), und schiffte sich zuletzt nach Jemen ein, von wo ihn seine Wanderlust weiter nach Abyssinien, dann zurück nach Arabien und endlich, nach erfüllter Wallfahrtspflicht, nach Syrien trieb. Damaskus und Baalbeck fesselten ihn eine geraume Zeit; an beiden Orten genoß er als weitberühmter Scheich einer allgemeinen Verehrung, die noch dadurch erhöht wurde, daß er sich, und zwar mit entschiedenem Glück, als Kanzelredner versuchte. Den Charakter seiner Predigten kennzeichnen am besten die fünf, in der zweiten Prosaabhandlung seiner gesammelten Werke vereinten Homilien religiös-çûfischen Charakters, über die Flüchtigkeit des irdischen Daseins, über Glauben und Gottesfurcht, über die Liebe zu Gott, über Ruhe in Gott, und über das Suchen nach Gott. Als er dann wieder einmal des Stadtlebens überdrüssig geworden war, zog er sich in die Wüste um Jerusalem zurück und führte dort das Leben eines wandernden Einsiedlers, aus dessen friedlichem Glück ihn aber die rauhe Wirklichkeit nur zu bald aufschrecken sollte. Auf einem seiner Streifzüge ward er von einer Abtheilung fränkischer Soldaten aus dem Heere der Kreuzfahrer ergriffen und als Gefangener nach Tripoli geschleppt, wo er in den Laufgräben der Festung harten Frohndienst thun und unsägliche Beschwerden erleiden mußte. Erst durch das Lösegeld eines reichen Freundes in Aleppo ward er aus dieser unerträglichen

Sklaverei befreit, dafür aber in ein anderes nicht minder hartes Sklavenjoch gespannt, nämlich in die unfreiwillige Ehe mit der zanksüchtigen Tochter dieses Freundes, der er nur durch eine schleunig geplante neue Reise zu entrinnen vermochte. Er lenkte seine Schritte zunächst nach Nordafrika, durchzog dann Kleinasien in seiner ganzen Länge und Breite und kehrte erst, als mehr denn siebzigjähriger Greis, um 1255 (A. H. 653) in seine unter der weisen Herrschaft des Atâbegs Abûbakr bin Sa'd, des Sohnes seines ehemaligen Gönners, wieder zu blühendem Wohlstand gelangte Vaterstadt Schîrâz zurück. Hier schlug er seinen Wohnsitz in einer kleinen Zelle außerhalb der Stadt, inmitten blühender Gärten, auf und widmete die letzten Decennien seines Lebens, seine eigentlichen Meisterjahre von 1255 bis 1291 (A. H. 653 bis 690) — er starb im Alter von 110 Mondjahren — einer ausgiebigen, mit religiösen Betrachtungen gepaarten dichterischen Thätigkeit, die nur zuweilen durch eine Pilgerfahrt nach Mecka unterbrochen wurde. Die ersten und zugleich bedeutsamsten Früchte seiner poetischen Muße in Schîrâz, in denen die reichen Erfahrungen seiner dreißigjährigen Wanderungen und seine im Verkehr mit Leuten aller Stände und aller Nationen gereifte Menschenkenntniß zur vollsten Geltung kamen, waren die zwei didaktischen Meisterwerke, denen er vor allen seinen unsterblichen Ruhm verdankt, der Bûstân oder Fruchtgarten (1257) und der Gulistân oder Rosengarten (1258), beide dem Atâbeg Abûbakr gewidmet und in der kurzen Frist von drei Jahren vollendet. Ersterer, der auch den Titel Sa'dînâma führt, ist ein Mathnawî in zehn Gesängen, das sich über die höchsten Fragen der Ethik und Theosophie verbreitet und wie die meisten Werke Sa'dîs in vielen Stellen von echt christlichem Geiste durchweht ist. Gerechtigkeit, Wohlthun, Liebe, Demuth, Gottergebenheit, Genügsamkeit, Geistesbildung, Dankbarkeit, Reue und ähnliche Leitgedanken sind die

Pfeiler, um die sich der ewig frische Epheu seiner praktischen Weisheitslehren, seiner geistvollen Erzählungen und reizenden Anekdoten in üppig wuchernden Ranken schlingt. Weniger gedankentief, aber reicher an treffendem Witz und von größerer Gefälligkeit und Abwechslung im Styl ist der aus gereimter Prosa und Versen gemischte und bei der großen Menge weitaus beliebtere Gulistân, der in acht Kapiteln von den Königen und dem Hofleben, von den Gesinnungen der Derwische, dem Werthe der Genügsamkeit, den Vortheilen des Stillschweigens, von Liebe und Jugend, Schwäche und Alter, dem Einflusse der Erziehung und den Regeln des Umganges handelt. Um aber die Lebensanschauungen Sa'dîs voll und ganz würdigen zu können, müssen auch seine übrigen, vorwiegend der didaktischen Lyrik angehörigen Dichtungen, die an Umfang den Bûstân und Gulistân fast um das Doppelte übertreffen, in gebührende Betrachtung gezogen werden. Zu diesen gehören 1. die schon oben erwähnten arabischen Qaçîden, die mit einer Elegie auf die Eroberung Baghdâds durch die Mongolen und den Untergang des letzten Chalifen Al-Musta'çim (1258, A. H. 656) beginnen; 2. die persischen Qaçîden, die theils panegyrischen, theils paränetischen Charakters sind; 3. die Marâthî oder Trauergedichte, von denen das erste den Tod des Atâbeg Abûbakr, das letzte noch einmal den tragischen Tod des letzten Chalifen besingt; 4. die Mulamma'ât oder Ghazelen mit abwechselnd arabischen und persischen Distichen, mehr durch Reimkünstelei als durch wirklichen poetischen Gehalt sich auszeichnend; 5. die ebenfalls ziemlich gekünstelten Tardschî'ât oder Refrainghazelen, elegischen Charakters, 23 an der Zahl, von denen jedes mit demselben Distichon schließt; 6. die eigentlichen Ghazelen oder Oden in vier getrennten Sammlungen, den Tajjibât oder lieblichen Gedichten, den Badâ'i' oder Gedichten von besonderer rhetorischer Feinheit, den Chawâtîm oder Siegelringen, d. h. kost-

baren Liedern, und den alten Ghazelen oder Gesängen aus des Dichters Jugendzeit; 7. die Çâhibijjah und Muqatta'ât, eine Art Fürstenspiegel in kurzen Sprüchen und Sinngedichten, die zusammen mit einer, in der jetzigen Anordnung der Gesammtwerke Sa'dis von diesen getrennten Prosaabhandlung „Rath an die Könige" zu Nutz und Frommen des Çâhib-dîwân oder ersten Ministers des Mongolenherrschers Hulâgû, Schams-uddîn Dschuwaini, verfaßt waren; und 8. die Rubâ'ijjât und Mufradât oder Vierzeilen und Zweizeilen.

Fehlt nun auch diesen kleineren Dichtungen Sa'dis der hinreißende Zauber der Oden Dschalâl-uddîns, sind sie auch zu sehr mit ethischen Nutzanwendungen durchsetzt, um als reine Lyrik gelten zu können, so entbehren sie doch keineswegs jener feierlichen Würde des Vortrags und jener zum Herzen sprechenden Gemüthstiefe, wie sie nur wahrhaft großen Dichtern eigen sind. Wie in den beiden Hauptwerken Sa'dis, so bekunden sich auch in ihnen ein hohes, gläubiges Gottvertrauen und eine aus innerster Seele strömende Frömmigkeit, eine willenlose Hingabe an den unabänderlichen Rathschluß Gottes und eine Verherrlichung seiner Größe und Allmacht, vor allem seines Waltens in der Natur, wenn diese ins Frühlingsgewand sich kleidet. Beständigkeit und Treue, Demuth, Gerechtigkeit, Wohlthun, Freigebigkeit, unbeugsame Wahrheitsliebe, echter Mannesstolz und ein mit echter Herzensgüte gepaartes treffliches Handeln gegenüber todter Werkheiligkeit werden fort und fort gepriesen, und allen Ständen und Berufsklassen goldene Worte der Weisheit, Lehre und Ermahnung zugerufen. Als Mystiker gehört Sa'di einer sehr gemäßigten Richtung an und verwerthet, vielleicht das Kapitel über die „Liebe" im Bûstân und ein paar Qaçiden ausgenommen, die çûfischen Lehren nur insoweit, als sie den Menschen zu allem Guten, Wahren und Schönen anzuspornen geeignet sind. Von der völligen Gleichheit des Guten und

Bösen, von der Gleichgültigkeit menschlicher Achtung und Werthschätzung und ähnlichen Anschauungen findet sich bei unserem Dichter nichts — ihm gilt gerade der gute Name, der Nachruhm als das Höchste und Edelste, was der Mensch hier auf Erden sich erringen kann!

Diesen gemäßigten Anschauungen Sa'dîs ist es denn auch wohl hauptsächlich zuzuschreiben, daß bei der hochgehenden Strömung trunkener Ekstase und verzückter Schwärmerei, wie sie nun einmal in der persischen Dichtkunst herrschend geworden, der Bûstân und Gulistân, trotz ihrer großen Beliebtheit, nur in seltenen Fällen späteren Dichtern als Vorbild gedient haben. Seitenstücke zum Bûstân sind das Dastûrnâma oder Buch der Lebensregeln, von Nizârî aus Kûhistân, einem 1320 (A. H. 720) gestorbenen Freunde Sa'dîs; die Dahbâb oder zehn Kapitel, auch Tadschnîsât oder Analogien genannt, von Schams-uddîn Kâtibî aus Nîschâpûr (gestorben zwischen 1434 und 1436, A. H. 838 oder 839); 'Adl u Dschaur oder Gerechtigkeit und Ungerechtigkeit, von Qâzî Ichtijâr aus Turbat (verfaßt zwischen 1503 und 1506, A. H. 909 bis 911); das trotz seines mystisch anklingenden Titels rein ethische Gedicht Çifât-al'âschiqîn oder die Eigenschaften der Liebenden, von dem schon früher unter den Nachahmern von Nizâmîs Lailâ und Madschnûn genannten Hilâlî, und der Gulzâr oder Rosenflor von Hairatî aus Tûn (gestorben 1554, A. H. 961). An den Gulistân schließen sich als Werke ähnlicher Art der Bahâristân oder Frühlingsgarten (1487, A. H. 892) von Dschâmî, dem letzten großen persischen Dichter, und die beiden, den gleichen Titel „Nigâristân" oder Bildersaal führenden Sammlungen moralischer Erzählungen und Anekdoten von Mu'în-uddîn Dschuwainî (1335, A. H. 735) und Ahmad bin Sulaimân bin Kamâlpâschâ (1532 oder 1533, A. H. 939) an. Unabsehbar dagegen ist die Reihe mehr

oder minder glücklicher Nachahmungen, die Sanâ'îs, Farîd-uddîn 'Attârs und Dschalâl-uddîn Rûmîs theosophische Mathnawîs ins Leben gerufen haben. Sie sind theils poetische Darstellungen çûfischer Lehren, Handbücher des Pantheismus in gebundener Form, mit oder ohne Texterläuterung durch Erzählungen, theils vollständige Allegorien, mystische Epen mit fein zugespitzter Handlung und kunstvoller Charakterentwickelung. In die erstere Gattung fallen außer Nizâmîs schon früher genanntem Machzan-ulasrâr oder Magazin der Geheimnisse (1178 bis 1179, A. H. 574 bis 575), das 'Uschschâqnâma oder Buch der Liebenden, sowie die Lama'ât oder Funken von Fachr-uddîn 'Irâqî (gestorben zwischen 1287 und 1309, A. H. 686 und 709); das Zâd-ulmusâfirîn oder die Wegkost der Reisenden, sowie das Kanz-urrumûz oder der Schatz der Geheimnisse von Mîr Husainî Sâdât (gestorben 1318, A. H. 718); das Gulschan-i-Râz oder Rosenbeet des Geheimnisses, von Mahmûd Schabistarî (gestorben 1320, A. H. 720), eins der gefeiertsten Lehrgebäude des Çûfismus; Rukn-uddîn Auhadî Marâghîs Dschâm-i-Dscham oder der Becher des Dschamschîd (1133, A. H. 733); Qâsim-i-Anwârs Anîs-ul'ârifîn oder der Genosse der Erleuchteten (um 1376, A. H. 777 bis 778); Ibn 'Imâds Rauzat-ulmuhibbîn oder der Garten der Liebenden, und viele andere. Unter den mehr episch gehaltenen Werken der mystischen Schule ragen neben Husn u Dil oder Schönheit und Herz, einem reizenden allegorischen Roman Fattâhîs aus Nîschâpûr (gestorben 1448, A. H. 852), der in dem gleichnamigen Werke 'Abd-ulqâdir Bîdils 1684 (A. H. 1095) eine geschickte Neubearbeitung erfuhr; Ahlî Schîrâzîs Scham'u Parwâna oder Kerze und Lichtfalter (1489, A. H. 894), und verschiedenen Mathnawîs des großen Scheichs Bahâ-uddîn 'Âmilî Bahâ'î (gestorben 1621, A. H. 1030), wie Nân u Halwâ

oder Brot und Zuckerwerk, und Schir u Schakar oder Milch und Zucker, ganz besonders drei Verherrlichungen platonischer Liebe hervor, die unter der Hülle sentimentaler Jugendfreundschaft das unablässige Werben des Çûfi mit zarten, jeder Sinnlichkeit entkleideten Farben schildern: Muhammad 'Aſſâr Tabrîzis Mihr u Muschtari oder Sonne und Jupiter (1376, A. H. 778), Mahmûd 'Ârifis Hâlnâma oder Gûi u Tschaugân, das Buch der Ekstase oder Ball und Schlägel (1438, A. H. 842), und des mehrfach erwähnten Hilâli Schâh u Gadâ oder Schâh u. Darwîsch, König und Derwisch. Dichterisch am bedeutendsten ist das letztgenannte Epos, dem eine Fülle trefflicher Naturschilderungen noch einen ganz eigenartigen, ewig frischen Reiz verleihen, wie das folgende etwas gekürzte Kapitel — „Beschreibung des Herbstes, Tod des Fürsten und Vermächtniß desselben an den Prinzen" bestätigen wird:

So fügt der Kreislauf es der Nächt' und Tage,
Daß stets dem Lenze folgt des Herbstes Plage;
Und niederwärts das gelbe Antlitz neigt
Das Grün, das bis zum Himmel sich verzweigt.
Genaht ist nun die Zeit auf's Neue schon
Des Blätterfalls — das grüne Heer entflohn —
Die Rose schwand — des Vogels Lied wird still,
Wem frommt sein Sang, da Niemand hören will?
Der Turteltaube Seufzer sind verklungen,
Die Lilie schweigt trotz aller ihrer Zungen;*
Das Veilchen, dessen Rücken sich gebogen,
Hat selbst ein Trauerkleid sich angezogen;
Nur Dornen schmücken noch den Rosenhain,
Der Atlas fehlt — die Nadel blieb allein.
Vom Weinstock sinkt mit jeder lauf'ren Traube
Ein Stück Rubin herab zum Erdenstaube.
Zu solcher Zeit, da Fürstin Ros' entwichen,
Vor Trennungsweh die Nachtigall verblichen,
Schickt auch der Fürst aus seines Reiches Bann
Zur Reise in die ew'ge Welt sich an.

* Das heißt ihrer zehn Blätter, die mit Zungen verglichen werden.

Bald faßt ihn Fiebergluth, bald grimmer Schmerz,
Schon drängt sich Seel' und Herz ihm lippenwärts;
Es ist sein Antlitz, fiebergelb und blaß,
Im Schweiße wie ein Herbstblatt feucht und naß.
Kurzum! vor Schmerz verzweifelt bis zum Tod
Klagt er im Wehruf seines Herzens Noth,
Die von Sekunde zu Sekunde steigt,
Bis ganz verwandelt er zuletzt sich zeigt.
Da ruft den Prinzen er: „Hier mein Vermächtniß,
Vernimm es jetzt und wahr' es im Gedächtniß!
Regier' und herrsche in Gerechtigkeit,
Thu was du magst, doch Frevel laß bei Seit!
Kannst selbst du nirgends einen Durchweg schauen,
Faß eines And'ren Saum dann voll Vertrauen!
Sieh auf den Derwisch stets mit Wohlgefallen,
Denn er ist der Erhabenste von Allen!
Wer sich bewußt der Selbstentäußerung,
Den reizt nicht mehr der Königsherrschaft Prunk.
Schon Mancher hat, auf's Ende wohl bedacht,
Sein Fürstenkleid vertauscht mit Bettlertracht.
Wer dir ein Unrecht klagt, das er erlitten,
Und jammernd fleht: „Erhöre meine Bitten!"
Dem zeig' ein rosig Lächeln zum Empfang,
Und leihe deiner Rede süßen Klang.
Thu Abbruch nie dem Werth der Wissenschaft,
In Ehren halte des Gesetzes Kraft,
Denn das Gesetz — es ist des Rechtes Waage,
Ist aller Dinge Stamm und Unterlage."
Drauf gab dem Herrn, der sie in's Dasein rief,
Der Chusrau heim die Seele und entschlief.
Laut wurde Aller Schmerz in Trauerklagen;
Wie groß das Weh, vermag kein Mensch zu sagen.
Des Seufzers Flamme stieg zum Himmelsdom,
Bis hin zum Oxus floß der Thränen Strom.
Es sank in Staub der Thron, seit fort im Flug
Des Säculs Salomo der Windsturm trug.
Man seufzte schmerzgepreßt — mit eigner Hand
Zerriß in Fetzen man das Brustgewand,
Wusch dann mit Thränen Chusraus Leib — o Graus —
Wählt' ihm ein Leichenhemde köstlich aus
Von edlen Stoffen, trug ihn fort zum Grabe,
Und gab dem Staub ihn hin als Schatz und Habe.

Der auf der Sphäre einst erbaut sein Nest,
Ihm bleibt ein Wohnsitz tief im Staub als Rest;
Den einst ein Hemd von edlem Stoff bedeckt,
Er hat sich nun in's Leichentuch gestreckt;
Den einst geschmückt der Krone goldner Schimmer,
Er liegt im Grab nun, staubumhüllt auf immer!
In diese Welt setzt Niemand einen Schritt,
Deß Fuß nicht einst des Nichtseins Land betritt;
Und wem einst Ruhort war der Wiege Pfühl,
Sucht endlich doch im Sarge sein Asyl.
Nicht ewig dauert dieses Erdentreiben,
Wie könntest du in ihm denn ewig bleiben?
Zu jenem ew'gen Reiche wende dich
Und laß dies Altvergängliche im Stich!
Nie komm' dein Fuß in diesem Netz zu Falle,
Häng' nicht dein Herz an nichts — ein Nichts sind Alle! —

In all diesen an literarischer Thätigkeit der mannigfachsten Art so überaus reichen Jahrhunderten hatte sich auch die Lyrik im eigentlichen Sinne des Wortes, die weltliche Lyrik, stetig fortentwickelt und zu tausendfachen Blüthen erschlossen. Fast alle bedeutenderen Dichter Persiens seit den Zeiten Rûdagîs haben neben ihren sonstigen epischen, panegyrischen und didaktischen Werken, ja selbst (mit Ausnahme von Dschalâl-uddîn Rûmî und Farîd-uddîn 'Attâr) neben Liedern von rein mystischer Richtung Ghazelen der echten, unverfälschten Art gedichtet, d. h. Oden, die den Wonnen und Schmerzen der irdischen Liebe, der Weinestrunkenheit, dem alles belebenden Hauche des Lenzes, der sonnedurchglühten Sommerzeit, dem früchtetragenden Herbst und dem eisigen Wintersturm, den berauschenden Freuden der Jugend und den bitteren Leiden des Alters gewidmet sind. Freilich ist es oft äußerst schwer, zu unterscheiden, ob ein Ghazel in seinem wirklichen Sinne zu fassen oder allegorisch zu deuten ist, ob sich die Liebe, die es mit aller Gluth der Leidenschaft besingt, auf ein Wesen von Fleisch und Blut, oder nach çûfischer Weise auf die Gottheit bezieht. Orientalische Kunstrichter neigen fast immer

der letztern Ansicht zu; — unbefangene europäische Leser dagegen werden in vielen Fällen, und mit vollem Recht, der wörtlichen Auffassung den Vorzug geben, wie z. B. in den beiden folgenden Liedern der großen Panegyriker Châqânî und Mas'ûd bin Sa'd bin Salmân (siehe oben):

Neue Farben jeden Morgen mischest du mit jeder Hand,
Immerdar mit jedem Auge nährst du neuen Trübsalsbrand.
Wo du sitzest — hundert Tafeln schmückst du aus an jedem Ort;
Wo du aufstehst — hundert Städte wirfst du um in jedem Land.
Trittst du aus des Schleiers Hülle, öffnest du dein Lockenhaar,
Schlägst du unversehens Wunden und entschlüpfest dann gewandt.
Ganz beliebig weckst du Pein mir und verbirgst dich meinem Blick.
Willst du einmal Zwietracht säen, halte auch der Zwietracht Stand!
Deine Wimpern, sie vergießen Wasserströmen gleich mein Blut,
Leiden streust du auf das Haupt mir, wie aus Sieben Staub und Sand.
Siehst mein Blut du niederrinnen, sprichst du: „deines ist es nicht;"
Frage nur die Schelmenblicke, wem du dieses Blut entwandt.
Hast Châqânîs Herz geraubt du und verstrickt in deinem Haar,
Hängst du seine Seele, fürcht' ich, auch an deiner Locken Band.

Erblickt' ich schöne Liebchen je, so seufzte ich im Herzen ach!
An dein Gesicht, wie Mondlicht hell, ward die Erinnerung mir wach.
Drang auf dem Wege durch das Aug' so oft dein Bild doch in mein Herz,
Daß breiten Pfad es sich gebahnt vom Aug' zum Herzen allgemach.
Und in mein Herz verstohlen schlüpft allnächtlich deines Auges Bild,
Als ob es für sich selber dort erwählt sein stetes Schlafgemach.
Weshalb, ach! hassest du so sehr mein armes Herz? strebt es doch kühn
Seit Jahren, daß in einem Mond wie du es Liebe sich entfach'.
Fort triebst du schon von deiner Thür Mas'ûd, der ohne Schuld, und doch
Stellst du noch jetzt durch deinen Wahn, daß schuldig er, ihm feindlich nach!

Zur höchsten Vollendung in Form und Inhalt gedieh das Ghazel unter der kundigen Hand des größten persischen Lyrikers, Schams-uddîn Muhammad Hâfiz aus Schîrâz, der sein langes, von äußeren Wechselfällen kaum berührtes Leben fast ausschließlich in den blühenden Rosengärten seiner so oft von ihm besungenen Vaterstadt verbrachte und dort 1389 (A. H. 791) im Vollgenusse eines unverwelklichen Dichterlorbeers starb.

Gerade wie ʿOmar Chajjâm in seinen Vierzeilen, so hat auch er, aufgewachsen in den Lehren und Ausdrucksformen der Derwische, ihre hergebrachten Bilder und Gleichnisse, ihre ganze Gefühls- und Anschauungsweise benutzt, um in dem schillernden Gewande derselben den rein menschlichen Ideen von einem fröhlichen, sorgenlosen und unbekümmerten Natur- und Lebensgenuß Ausdruck zu leihen. Auch er feiert den alten Wirth der Weinschenke, den Pilgrim auf dem Wege zu diesem, Liebchens Lockenhaar, ihre cypressenschlanke Gestalt — aber sein Liebchen, sein Wein und seine Schenke sind, was auch immer die morgenländischen Erklärer dagegen vorbringen mögen, in den meisten Fällen in ihrem wirklichen Sinne zu fassen, und darin gerade liegt der hohe Werth seiner Dichtungen. Mag er immerhin hie und da, der herrschenden Richtung folgend, ein mystisches Lied zur Feier der Gottheit gesungen haben, das wahrhaft echt und tief Gefühlte in seinen Gedichten gilt der Erde und ihren Freuden. Feind aller mönchischen und klösterlichen Duckmäuserei und Heuchelei, fordert er durch seine im erhabensten Schwunge dahinfluthenden Verse die Menschheit zum Gottesdienste der Liebe und der — wohl verstanden — in Maß und Schranken bleibenden Weltlust auf, und die Saiten seiner Leier klingen wieder von den, zwar in ein heiteres, oft keckes Bildergewand gekleideten, aber nichtsdestoweniger tiefsten und gewaltigsten Ideen der Menschenwürde, des Freimuthes und der Freisinnigkeit, die gegen alles Zelotenthum unerbittlich zu Felde zieht. Sittenreinheit und Herzenslauterkeit, Geistesadel und Geistesgröße sind ihm das einzige des menschlichen Ringens Würdige hienieden, und mit derselben Wahrheitsliebe, Offenheit und unerschrockenen Kühnheit, mit der Saʿdî den Großen seiner Zeit seine eindringlichen Mahnungen zugerufen, geißelt auch er den Trug- und Scheinglauben seiner Zeit, unbekümmert um Neider, Schmäher und Hasser!

Das leuchtende Vorbild des Sängers von Schirâz feuerte während des achten, neunten und zehnten Jahrhunderts der Hidschra eine ganze Reihe von Dichtern an, es ihm im Ghazel gleich zu thun, und manche schöne Frucht reifte unter dem Sonnenstrahl begeisterter Nacheiferung. Nennenswerth sind unter diesen der noch vor Hâfiz um 1377 (A. H. 779) gestorbene Dschamâl-uddîn Salmân aus Sâwa, der sich auch in der Qaçîde und im Mathnawî hervorgethan; Kamâl Chudschandî, ein Freund des Hâfiz (gestorben um 1400, A. H. 803), Muhammad Schîrîn Maghribî, ein Freund Kamâls (gestorben zu Tabrîz 1406, A. H. 809), und der schon als Nachahmer Nizâmîs und Saʿdîs genannte Kâtibî, von dem unter anderen das folgende reizende Liedchen stammt:

Als Nachts in's Stübchen Fackelglanz mir warf dein Mondesangesicht,
Da schmolz der Kerze Wachs und schien zu unsrem Kosen länger nicht;
Steigt meines Glückes Sonnenball doch stets empor am Himmelszelt,
Ziehst du des Schleiers Hülle fort von deiner Wange hell und licht.
Und nahst du einst dich meinem Staub — zum Fenster wird dein off'nes Aug',
Draus Paradiesesstrahlenglanz sich leuchtend um mein Grabmal flicht.
Nur Gnade ist es, daß du hier mich deinen Pagen hast genannt,
Du weißt es selbst nur allzuwohl, wie baar des Werths ich armer Wicht!
Mit Trommeln drum und Fahnen auf zum Liebesgau, o Kâtibî,
Still steht der Zeitlauf, da herein auf Erden meine Glückszeit bricht.

Ferner Amîr Schâhî, aus der fürstlichen Familie der Sarbadârs von Sabzwâr (gestorben 1453, A. H. 857), und Amîr Saifî (gestorben 1466, A. H. 870), beide Sänger zartempfundener Oden, z. B.

Umsonst hab' ich der Liebe mich verbunden,
Umsonst für Schöne heiße Gluth empfunden;
Mein Herz verlor ich, tauschte Seufzer ein,
Und Rauch nur blieb — das Feuer ist verschwunden.
Ließ doch mein Arzt mich schon im Stich — nun wohl!
So ist dahin die Hoffnung, zu gesunden.
Dahin die Lust — und nur mein Delq* noch mahnt,

* Ein zerfetzter Büßerkittel.

Mein weinbespritzter, mich an süße Stunden.
Drum, Schâhî, tauch' in's eig'ne Blut den Dolch,
Könnt' bess'res er, als dich zum Tod verwunden?

Zieh den Schleier von der Wange, lockst du mich in deinen Bann,
Lüstet dich's nach meinem Blute — wozu frommt der Schleier dann?
Seit ich bang den Tag berechnet, der uns trennte, weiß ich's wohl,
Was mir droht bei jener Rechnung, rückt der letzte Tag heran.
Schling' ich nie mich doch als wirre Locke dir um's Angesicht,
Was verwirrt bei deinem Anblick denn so sehr mich armen Mann?
Wonnig träum' ich mir die Stunde, da du fragst: „Wie geht dir's? sprich!"
Und ich ganz noch sehnsuchtstrunken keine Antwort finden kann.
Ach, umsonst! dein Schmollen, Schmachten gab mir längst den Todesstoß,
Was nun nützt solch Schmachten, Schmollen — keckes Liebchen sage an!

Weiter verdienen der Erwähnung: Bannâ'î (gestorben 1512, A. H. 918), der auch ein romantisches Epos Bahrâm und Bihrûz gedichtet; Bâbâ Fighânî aus Schîrâz, gewöhnlich der „kleine Hâfiz" genannt (gestorben 1519, A. H. 925); Nargisî (gestorben 1531, A. H. 938); Lisânî (gestorben 1534, A. H. 941); Ahlî von Schîrâz (gestorben 1535, A. H. 942); Kalâmî aus Isfahân (gestorben 1569, A. H. 977), und sein Bruder Salâmî; ferner

Muhtascham Kâschî (gestorben 1588 A. H. 996) und Nau'î (gestorben 1610, A. H. 1019), der Verfasser des ergreifenden kleinen Epos von dem tragischen Ende einer Hindufürstin, die sich unter Kaiser Akbar mit ihrem verstorbenen Gemahl auf dem Holzstoß verbrennen ließ, unter dem Titel: Sûz u Gudâz oder Glühen und Schmelzen. — Unter den unmittelbaren Vorläufern des Hâfiz vom Ende des siebenten bis zur Mitte des achten Jahrhunderts der Hidschra ragen außer Amîr Fachr-uddîn Ibn Jamîn (gestorben um 1344 A. H. 745), der sich, außer durch seine Ghazelen, noch durch eine Reihe vortrefflicher Qit'ahs oder Bruchstücke (Gedichte mit Wegfall des ersten Reims) berühmt gemacht hat, besonders die beiden in Delhi geborenen Dichter Amîr Hasan und Amîr

Chusrau hervor. Der letztere, der 1325 (A. H. 725), zwei Jahre vor seinem Freunde Hasan starb, nimmt, wie schon früher einmal betont worden ist, unter allen persischen Poeten Indiens sowohl um seiner reichen Phantasie, seiner künstlerischen Gestaltungskraft und seines vorzüglichen Stils, als auch um des bedeutsamen historischen Werthes seiner Schriften willen unbedingt die erste Stelle ein. Fünf umfangreiche Dîwâne, die Lieder seiner frühesten Jünglingszeit, seines ersten Mannesalters, seiner Vollreife, seines späteren Alters und seiner letzten Lebensjahre enthaltend, bezeugen die Vielseitigkeit seines lyrischen Talentes, neun Mathnawîs seine Meisterschaft auf epischem Gebiete. Ein einziges seiner Ghazelen mag hier zur Probe angeführt werden:

Darf mein Blick auf ihrer Schönheit ruhn, o sel'ge Morgenzeit,
Glück des Himmels, schwebt vorbei mir jene mondesgleiche Maid!
Wie ergeht mir's, wenn ich sterbe, weil ihr Anblick mir versagt?
Und doch! einen Augenblick nur sie zu sehn, ist schlimm'res Leid.
Schau von fern ich nur ihr Antlitz, geht mir's wie dem Ketzer wohl,
Winkt von Weitem ihm das Eden, flammt die Hölle ihm zur Seit.
Eh nicht auf der Leichenwegkost tief im Staub das Haupt mir ruht,
Hängt am Staube deiner Schwelle treu mein Haupt in Ewigkeit.
Sprich nicht, Freund: „Laß eitlen Gram doch!" tief im Herzen steckt der Pfeil;
Was denn frommt's, bist du den Dorn auch aus dem Fuß zu ziehn bereit?

Vier unter den neun Mathnawîs verherrlichen zeitgenössische Ereignisse unter der Regierung 'Alâ-uddîn Muhammad Schâh Childschîs, Kaisers von Delhi (1296—1311), seines Vorgängers Fîrûzschâh, und seines Nachfolgers Qutb-uddîn Mubarakschâh, nämlich Miftâh-ulfutûh oder der Schlüssel der Siege, Qirân-ussadain oder die Vereinigung der beiden Glücksgestirne, Nuh Sipihr oder die neun Sphären, und die Liebesgeschichte von Chisrchân und Duwalrânî; die andern fünf sind die erste vollständige Nachahmung der sogenannten Chamsah (des „Fünfers") d. h. der

fünf erzählenden Dichtungen Nizâmîs. Als nächster Bewerber um den Siegeskranz im Epos trat Chwâdschû Kirmânî (gestorben 1352, A. H. 753) auf, unter dessen fünf Mathnawîs Humâi und Humâjûn, die Liebesabenteuer des Prinzen Humâi von Zamîn Châwar mit der chinesischen Prinzessin Humâjûn, sich die größte Anerkennung errungen hat, aber sein Ruhm ward weit in den Schatten gestellt von dem des letzten klassischen Dichters der persischen Literatur, Nûr-uddîn Abd-urrahmân Dschâmî (1414—1492, A. H. 817—898), der noch einmal in seiner Persönlichkeit, wenn auch nur in matterem Abglanz, alle die großen Eigenschaften seiner Vorgänger, die ethische Größe Sa'dîs, den erhabenen Mysticismus Dschalâl-uddîn Rûmîs, den süßen Wohlklang des Hâfiz und die tief tragische Gewalt Nizâmîs, zusammenfaßte, und neben drei Diwânen und zahllosen, hauptsächlich çûfischen Prosawerken den Haft Aurang oder die sieben Throne (eine Anspielung auf das Sternbild des großen Bären), d. h. sieben Mathnawîs, verfaßte: Silsilat-uzzahab oder die Goldkette, Salâmân und Absâl, Tuhfat-ulahrâr oder das Geschenk an die wahrhaft Freien, Subhat-ulabrâr oder den Rosenkranz der Gerechten, Jûsuf und Zalîchâ, Lailâ und Madschnûn, und das Weisheitsbuch Alexanders, Chiradnâma-i-Iskandarî, von denen die letzten fünf den Orientalen als vorzüglichster „Fünfer" seit Nizâmî gelten. Viele spätere Dichter folgten den Spuren Dschâmîs mehr oder minder erfolgreich nach, so sein eigener Neffe Hâtifî, Hilâlî und andre mehr, deren schon in diesen Blättern verschiedentlich gedacht worden ist. Aber alle ihre Bemühungen vermochten der mehr und mehr um sich greifenden Geschmacksverderbniß auf die Länge keinen Einhalt zu thun, und nur an den Höfen der Mongolenkaiser Indiens, vor allem an dem des unvergleichlichen, seiner Zeit um Jahrhunderte voraneilenden Akbar (1556—1605,

A. H. 963—1014) blühte der persischen Dichtkunst noch ein kurzer, aber an herzerquickenden Schöpfungen reicher „indischer Sommer“. Akbars Sängerkreis, der lebhaft die Erinnerung an die Tafelrunde des großen Ghaznawiden Mahmûd wachruft, schloß eine Menge tüchtiger poetischer Kräfte in sich, unter denen wir nur die drei bedeutendsten hervorheben wollen: Ghazâlî aus Maschhad (gestorben 1572, A. H. 980), ʿUrfî aus Schîrâz (gestorben 1591, A. H. 999), dem wir schon als Verfasser eines Farhâd und Schîrîn begegnet sind und der sich außerdem durch vorzügliche Qaçîden bekannt gemacht hat, und Scheich Abulfaiz, mit den beiden Dichternamen Faizî und Fajjâzî (1547—1595, A. H. 954—1004), der an tiefer Gelehrsamkeit und künstlerischer Gestaltungskraft alle seine Zeitgenossen weit überragt. In Epik, Lyrik und Epigrammatik hat er Bleibendes geschaffen; in ersterer ist neben anderen Mathnawîs besonders die reizende Nachdichtung der berühmten Episode des indischen Mahâbhârata, Nal und Daman (Nala und Damajantî) hervorzuheben; in den beiden letzteren, besonders in den wie von einem neuen Lebenshauch durchdrungenen Rubâʿîs spiegelt sich Akbars begeisterter Sonnendienst, jene neue Religion der Duldung und Menschenliebe, die der große Kaiser für sich und seine vertrautesten Gesinnungsgenossen ins Leben gerufen, in tausend Farbenbrechungen wieder. Seit Faizîs Tod hat es zwar noch manche persische Poeten in Indien gegeben, aber keinen, der irgendwie neue Bahnen eingeschlagen oder über das gewöhnliche Mittelmaß hinausgereicht hätte, höchstens den versgewandten ʿAbdulqâdir Bîdil (gestorben 1721, A. H. 1133), den als Literarhistoriker, Lyriker und Satyriker thätigen Scheich ʿAlî Hazîn (gestorben 1766, A. H. 1180) und den unglücklichen Kaiser von Delhi, Schâh ʿÂlam (geblendet 1788, gestorben 1806) ausgenommen, der unter dem Namen Âftâb manche zum Herzen sprechende

Lieder und ergreifende Klagen über sein trauriges Geschick gedichtet. Im eigentlichen Persien ist während der letzten drei Jahrhunderte die Poesie ebenfalls mehr und mehr in die Breite gegangen und hat in gleichem Maße an Tiefe und Originalität verloren. Unter den zahllosen Dichternamen, die uns die einheimischen Literarhistoriker überliefern, sind, außer den schon gelegentlich namhaft gemachten Epigonen, von wirklicher Bedeutung vielleicht nur Zulâlî, der Verfasser eines sehr beliebten Epos Mahmûd und Ajâz (1615, A. H. 1024); Çâ'ib (gestorben 1677, A. H. 1088), der als Schöpfer eines neuen Stils in der Lyrik gepriesen wird; Hâtif aus Isfahân (gestorben um 1785, A. H. 1200), und Naschât, der im Jahr 1813 Minister der auswärtigen Angelegenheiten in Teheran unter Fath 'Alî Schâh war. Die beiden Letztgenannten haben eine Reihe zarter und geschmackvoller Ghazelen verfaßt, die an die besten älteren Muster erinneren; und daß es auch in dem Persien unserer Tage an solchen gewandten An- und Nachempfindern, besonders auf dem Gebiete der Spruchdichtung nicht fehlt, dafür liefert die interessante Studie von Brugsch: „Die Muse in Teheran" hinreichende Belege.

In denkwürdigem Gegensatze zu diesem Niedergange wahrhaft schöpferischer Kraft auf epischem, lyrischem und didaktischem Gebiete steht der, wenn auch langsame, so doch unverkennbare Aufschwung einer neuen Dichtungsgattung, der dramatischen, die sich gerade seit dem Anfang dieses Jahrhunderts im modernen Irân Bahn gebrochen. Wie das griechische Drama und die Mysterien des Mittelalters, so hat auch die Ta'zieh oder das persische Passionsspiel — denn diesen Charakter tragen vorwiegend, wenn auch nicht ausschließlich, die bisher verfaßten Stücke im Reiche des Schâhs — ihren Ursprung in einer rein religiösen Handlung, die seit Jahrhunderten während der ersten zehn Tage des Monats Muharram festlich begangen worden

ist — in dem Absingen von Trauerchören zum Gedächtniß des tragischen Schicksals, dem das Haus ʿAlîs, des vierten Chalifen und Nationalhelden der schiʿitischen Perser, zum Opfer gefallen. Vor allem ist es die ergreifende Leidensgeschichte von ʿAlîs Lieblingssohne Husain und seiner Familie, diesen in der Schlacht von Karbalâ 680 (A. H. 61) gegen den grausamen Omajjaden Jazîd gefallenen Märtyrern, die dem dichtenden Volksgeiste — denn bisher kennt man noch keine individuellen Theaterdichter — eine Fülle echt dramatischen Stoffes zugeführt, und Stücke wie die „Hochzeit des Qâsim", der „Tod Husains" und die „Christenmaid" enthalten neben manchen Sonderlichkeiten Szenen voll erschütternder Tragik. Es herrscht in ihnen derselbe warme und innige Gefühlston, dasselbe rein menschliche Interesse, wie z. B. im Oberammergauer Passionsspiel; es ist ihnen aber auch ein stark patriotisches Element beigemischt; und da sich neuerdings der Kreis der Stücke bedeutend erweitert hat und verschiedene, von der ursprünglichen Leidensgeschichte fast schon ganz abgelöste Stoffe in denselben hineingezogen worden sind, so kann man sich der Hoffnung auf eine stetige Fortentwickelung der Taʿzieh zu einem nationalen Kunstdrama, falls nicht äußere Einflüsse lähmend darauf einwirken, wohl mit gutem Grunde hingeben!

Die kurze Skizze der schönen Literatur, d. h. der eigentlichen Nationalliteratur Persiens ist hiermit abgeschlossen; die Literatur im weiteren Sinne, die wissenschaftliche und gelehrte, liegt außerhalb des Bereiches dieser Arbeit, und wir wollen zum Schluß nur noch einen kurzen Blick auf diejenigen Zweige derselben werfen, die entweder auf der Grenzscheide von Poesie und Prosa stehen, oder der Aneignung und Nachbildung fremder Dichterwerke gewidmet sind. Eine ungemein reiche und dankenswerthe Thätigkeit hat der irânische Geist seit Balʿamîs Tabarî-Uebersetzung (siehe oben) auf historischem Gebiete entwickelt,

und wenn auch den Persern, wie den meisten Orientalen, der wirklich kritische Sinn mangelt, und ein blumenreicher gekünstelter Stil mit seinem Rankengewirr oft die erzählten Thatsachen selbst ungebührlich überwuchert, wie z. B. in den großen Universalgeschichten von Hâfiz Abrû (gestorben 1430, A. H. 834), Mirchond (gestorben 1497, A. H. 903) Chwândamîr (gestorben 1534, A. H. 941), dem bis 1592 (A. H. 1000) reichenden Ta'rîch-i-Alfî, und den Spezialgeschichten Dschuwainis (gestorben 1283, A. H. 681) über Dschingîzchân und seine Nachfolger, Waççâfs über die Mongolenherrscher von Hulâgû bis Abû Sa'îd, vollendet 1328, A. H. 728), Scharaf-uddîn Jazdîs und 'Abdurrazzâqs über Tîmûr und seine Nachfolger (das erstere 1425, A. H. 828, das letztere um 1470, A. H. 875 vollendet), so enthalten sie doch besonders da, wo die Verfasser zeitgenössische Ereignisse berichten oder beglaubigte Zeugnisse früherer Zeiten in ihre Darstellung verweben, für den modernen Forscher eine Fülle des werthvollsten Stoffes. Das gilt hauptsächlich von den zahllosen persischen Werken über indische Geschichte, die von der ersten muhammadanischen Eroberung dieses Landes unter den Ghaznawiden bis zur Befestigung der englischen Macht eine ununterbrochene Kette historischer Ueberlieferung bilden. Nicht minder wichtig sind die ausführlichen Tadhkiras oder Biographien großer Poeten und çûfischer Meister, die mit 'Aufîs schon mehrfach genanntem Lubâb-ulalbâb beginnen und mit dem 3148 Dichternamen nebst Lebensskizzen und poetischen Auszügen enthaltenden Machzan-ulgharâ'ib oder Schatzkammer der Merkwürdigkeiten (vollendet 1803, A. H. 1218) abschließen. Ein ganz eigenartiges Gebiet nehmen die großen Sammlungen ursprünglich indischer Märchen und Volkserzählungen ein, vor allem das Sindbâdnâma (Syntipas oder die sieben weisen Meister), zuerst von dem Dichter Azraqî (gestorben 1133,

A. H. 527) persisch bearbeitet; das Tûtînâma oder Papageienbuch, von Zijâ-uddîn Nachschabî 1330 (A. H. 730) in die persische Literatur eingeführt; die unter dem Namen Kalîlah und Dimnah bekannten Fabeln des Bidpai, deren schon unter Rûdagî Erwähnung gethan worden ist, und die nach ihm von Naçr-ullâh bin Muhammad um 1144 (A. H. 538—539), von Husain al-Wâʿiz al-Kâschifî (gestorben 1504, A. H. 910) in seinen berühmten Anwâr-i-Suhailî oder Lichtern des Canopus, und zuletzt von Abulfazl bin Mubârak, dem großen Minister Akbars und Bruder des Dichters Faizî im ʿIjâr-i-Dânisch 1588 (A. H. 996) persisch bearbeitet worden sind; und die 32 Thronerzählungen, Singhâsan Battîsî, die ebenfalls unter Akbar von ʿAbdulqâdir Badâʾunî zum ersten Mal in die Sprache Irâns übertragen wurden. Akbars erleuchtetem Geist verdankt überhaupt der persisch redende Orient die Kenntniß so mancher Meisterwerke der Sanskrit-Literatur; die großen Nationalepen der Inder, das Mahâbhârata und Râmâjana, das Baghawad-Gîtâ, das Joga-Vâsischtha und andere wurden auf seinen Befehl und unter Leitung Abulfazls, Faizîs und Badâʾunîs ins Persische übersetzt, und diesen folgten später die Purânas und Upanischads nach, um die sich besonders der unglückliche Prinz Dârâ Schikûh, der von seinem bigotten Bruder, Kaiser Aurangzîb, 1659 (A. H. 1069) getödtet wurde, verdient gemacht hat.

---

(194) Druck von J. F. Richter in Hamburg

Das Sterilisiren und Pasteurisiren der Kindernahrung.

Von

Dr. Livius Fürst,
San.-Rath, Dozent der Paediatrik und Gynaekologie an der Universität Leipzig.

Mit 9 Abbildungen.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter).
1888.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Fr. v. Holtzendorff in München.

Zu Tausenden zählen die Keime und Sporen der mikroskopisch kleinen Pilze, welche wir alltäglich mit Speise und Trank, ja mit jedem Athemzuge in uns aufnehmen, welche an allem haften, was wir als Speisegeräth benutzen, und welche selbst an den saubersten Fingern nicht fehlen, wenn diese nicht durch besondere Mittel, wie Karbol, Sublimat, oder Kreolin sterilisirt sind. Die nach gewöhnlichen Begriffen gründlich gesäuberte Fingerspitze, das anscheinend tadellos reine Messer ergeben, nur auf Augenblicke in einen sterilisirten Nährboden getaucht, doch nach einigen Tagen Kolonien von Spaltpilzen, und zwar nicht nur unschuldigen, sondern oft krankheiterregenden Charakters.

Selbst im destillirten Wasser entwickeln sie sich; mit jedem Luftstäubchen fallen die überall verbreiteten Keime in verwirrender Menge und Verschiedenheit auf selbst frisch zubereitete, soeben erst durch Kochen keimfrei gemachte Nahrungsmittel, wenn diese nur für kurze Zeit der Luft ausgesetzt waren. Rasch vermehren sie sich, wenn sie einen günstigen Nährboden finden und wenn alle Bedingungen außerhalb oder innerhalb des ihnen als Brutofen dienenden menschlichen Körpers, zumal Feuchtigkeit und Wärme, der Entwickelung günstig sind.

Würden all diese zahllosen Keime die für ihre rapide Vermehrung nothwendigen Nährbedingungen in unserem Innern finden, würde überhaupt nur der größere Theil derselben aus Krankheitserregern bestehen, wir würden ein Opfer dieser Parasiten

werden. Schon der Umstand, daß wir trotz dieser täglichen Einwanderung zahlloser Pilzkeime uns für gewöhnlich einer ungestörten Gesundheit erfreuen, beweist, daß unser Organismus sie in der Regel rechtzeitig wieder ausscheidet, daß sie zum Theil im Magen und Darm ihre weitere Entwickelungsfähigkeit verlieren und auch aus den Athmungsorganen wieder ausgeworfen werden. Nur wo die letzteren sowie die Verdauungswege krank sind und den Eindringlingen einen günstigen Nährboden oder Eingangspforten in die Lymph- und Blutbahnen bieten, pflegen sie uns gefährlich zu werden.

Mit „heiligem Schauer" betreten wir das „bakteriologische Laboratorium", jene Werkstätte, in der Scharfsinn und Kunstfertigkeit die Natur kleinster Lebewesen studiren lernte, und über deren Pforte Dante's Inschrift des Höllenthores mit einer passenden Variation lauten könnte: „Laßt alles, was Infektion heißt, draußen, ihr, die ihr eintretet." Hier im Allerheiligsten der modernen Pathologie, dem eigentlichen Tempel des Mikrokosmus, wo der Mensch nur in tadelloser Reinheit — ähnlich dem betenden Inder oder dem Oberpriester im Salomonischen Tempel — wirkt, kann er den kleinsten Organismen nachspüren.

Es hat langer Zeit bedurft, um diese mannigfachen Formen mikroskopischer Pilze aus dem bunten Gemisch in sogenannten Reinkulturen zu züchten, ihre Gestalt genau darzustellen und ihre Lebensbedingungen kennen zu lernen. Mit peinlichster, auch das Kleinste nicht übersehender Sorgfalt mußte man den Untersuchungsraum keimfrei machen. Es durfte kein Staub in demselben vorhanden sein und sich aufwirbeln lassen. Hände, Instrumente, Gefäße waren streng zu desinfiziren, sei es mit chemischen Mitteln, oder, wo es anging, durch Ausglühen in trockener Hitze. Dieses „Sterilisiren", d. h. das Vertilgen aller etwa schon vorhandenen Keime, die — wie das Unkraut im Getreide — die Reinheit des Ergebnisses trüben konnten, mußte

mit peinlichster Sorgfalt, Sauberkeit und Genauigkeit sich auf alles erstrecken, was irgendwie mit denjenigen Nährsubstanzen in Berührung kam, die zur Entwickelung und zum Studium der Keime dienen sollten. — Stundenlange Einwirkung im Trockenschranke bei einer Temperatur von 150° C. und darüber, Ertödtung organischer Wesen in ihrer weiteren Entwickelungsfähigkeit durch anhaltendes Kochen unter Wasserdampfströmung von 100° C. waren nöthig, um selbst sehr widerstandsfähige Sporen so abzutödten, daß man von wirklich keimfreien Flüssigkeiten und Objekten sprechen konnte. Da jedoch manche als Nährboden benutzte Substanzen so hohe Temperaturen nicht ohne Gerinnung ertrugen, mußte man durch wiederholtes zeitweise unterbrochenes nur einstündiges Sterilisiren bei weniger hoher Temperatur diesen Uebelstand erst zu beseitigen lernen, mußte die Filtrirung und andere Kunstgriffe zu Hülfe nehmen. Ferner bedurfte es weiter und eingehender Versuche, um für die Züchtung verschiedener Pilze geeignete, aber stets keimfreie Substanzen, wie Nährgelatine (Fleischwasser, Pepton u. s. w.), Aufgüsse (von Heu, Weizen und dergl.), Agar-Agar (Gallerte einer südostasiatischen Algenart), in denen künstlich hineingebrachte Keime sich züchten und isoliren ließen, zu beschaffen.

Für jede Pilzart mußte erst der Stoff gefunden werden, der ihr die geeignete Nahrung bot, der die rechte Dichtigkeit hatte und so reagirte, wie der zu züchtende Pilz es brauchte. Feste Nährkörper, wie Kartoffeln u. dgl., Normallösungen, wie sie Pasteur, Cohn, Nägeli angegeben haben, sogenannte feste (eigentlich erstarrende) Nährböden, die wir hauptsächlich Koch verdanken, haben den Forschern erst das Ackerland bereitet und sie in den Stand gesetzt, das Feld für die Kultur jener Mikroparasiten zu bestellen. — Und bei solchen Manipulationen durfte keinen Moment unterlassen werden, die Luft durch Wattenbäusche oder Glasglocken oder Zuschmelzen von Glasröhren

abzuschließen, alles, selbst die feinste Platinnadel, erst vor dem Gebrauch auszuglühen.

Wandern wir aus dem Laboratorium in den Operationssaal. Auch hier ist „Sterilisiren" die Parole; denn es gilt, überall jene Pilzkeime zu vernichten, welche dem Kranken durch Infizirung der Operationswunde irgendwie gefährlich werden könnten. Sublimat- oder Karbollösung, grüne Seife und Schwefeldämpfe vollenden, was Wasser und Bürste begonnen haben, und wenn der Augenblick einer größeren Operation gekommen, ist möglichst alles vertilgt, was an keimfähigen Pilzen und Sporen in dem Raume vorhanden war. Wände, Decke und Fußboden, Möbeln, Instrumente und Geräthschaften sind rein. Operateur, Assistenten und Wärterinnen haben sich durch Baden, Waschen, Abbürsten, durch völlig reine Wäsche und Kleidung aseptisch gemacht. Mit größter Sorgfalt wird vorher die Vermeidung des Verkehrs mit ansteckenden Krankheitsfällen, das Verhüten der Beschäftigung mit anatomischen Arbeiten zur Gewissenspflicht gemacht. Jeder weiß, welche schweren Folgen die Einschleppung eines jener unsichtbaren kleinsten Organismen für die zu operirende Person hat, und daß ein Anwesender, der jene Vorsichtsmaßregel unterlassen hat, das ganze Operationsresultat durch seine Gegenwart vernichten kann. — Selbst aber, wenn man (wie manche Operateure) das Wesen dieser Sterilisirung des Operationsraumes nur in der skrupulösesten Reinlichkeit, nicht in den keimtödtenden Flüssigkeiten oder Gasen sucht, wird man finden, daß eine Summe von Arbeit und Aufmerksamkeit dazu gehört.

Wir sterilisiren manches Nahrungsmittel. So z. B. ist das Ertödten der Trichinen im Muskelfleisch des Schweines durch gründliches Kochen nichts anderes, als eine Form der Sterilisirung, die uns in dieser Gestalt schon ganz geläufig ist.

Unter obigen Umständen von einem völligen „Sterilisiren"

der Kindernahrung, insbesondere der Milch zu sprechen, ist ein Verlangen, dem, so berechtigt es sein mag, in den Verhältnissen des täglichen Lebens doch große Schwierigkeiten entstehen.

Eine Kinderstube mit ihren zahllosen Pilzkeimen ist so wenig mit den keimfrei gehaltenen Räumen eines bakteriologischen Laboratoriums oder eines Operationszimmers zu vergleichen, die Luft, die das Kind athmet, die Flaschen, aus denen es trinkt, sind, selbst bei anscheinend guter Reinigung, so überreich an Keimen, die Milch enthält deren so viele, daß der Ausdruck „Sterilisirung" hier kaum Berechtigung hat. Und doch ist Sterilisirung der Milch das Schlagwort und die Anforderung unserer Zeit. Wir wissen jetzt, daß mit der Zahl der in die Milch aufgenommenen Keime einestheils diese selbst leichter verändert wird, anderntheils die Bakterienzahl im Darminhalte und die Neigung zu Darmkatarrhen wächst. Da letztere größtentheils auf Gährungs- und Zersetzungsvorgängen beruhen und diese wieder in der raschen Vermehrung bestimmter Pilzformen begründet sind, so liegt es auf der Hand, daß das Kind, dessen Darm am wenigsten zur Kultur von Pilzkolonien dient, die ungestörteste Verdauung haben wird. Das Kind, dem eine möglichst keimfreie Milch gereicht wird, hat die günstigsten Aussichten, von Darmkatarrhen verschont, somit gesund und am Leben zu bleiben.

Es ist deshalb höchst natürlich und logisch, das Ziel scharf und unverwandt im Auge zu behalten, daß dem Kinde eine thunlichst keimfreie Milch gereicht und in seinem Innern die Entwickelung von Pilzkolonien möglichst verhütet, aber auch der erkrankte Darm möglichst bald von etwaigen schädlichen Bakterien und Kokken befreit werde. Mit andern Worten: Wer ein Kind entwöhnen oder überhaupt künstlich, d. h. ohne Mutterbrust, aufziehen muß, wird dies mit dem vortheilhaftesten und billigsten Nährmittel, der Kuhmilch, am besten erreichen, muß aber dafür

sorgen, daß diese annähernd keimfrei ist, daß etwaige Keime vor der Darreichung abgetödtet werden und daß ihr jeder Anlaß zu neuer Entwickelung von Pilzkeimen durch Sauberkeit, durch Schutz des Kindes vor zu hoher Sommerhitze, durch rasche Beseitigung von Darmkatarrhen genommen wird.

Um festzustellen, ob wir diese Bedingungen bei der Ernährung des Kindes überhaupt erfüllen können, müssen wir uns zunächst fragen, ob der Darm eines Kindes, das noch nicht an

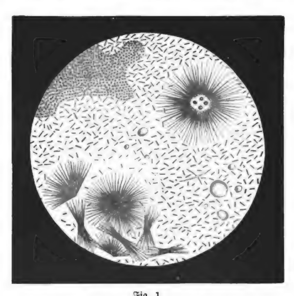


Fig. 1.
Spaltpilze im Darm des gesunden Säuglings.

der Mutterbrust getrunken, jedenfalls aber noch keine Kuhmilch erhalten hat, überhaupt frei von Pilzen ist. Und leider müssen wir diese Frage verneinen. Escherich hat nachgewiesen, daß nur wenige Stunden nach der Geburt der Darminhalt noch steril ist, daß aber schon nach 7 Stunden durch Schlucken und Saugen Pilzkeime in den Magen und Darm gelangen. Diese ersten Ansiedler bilden ein buntes Gemisch von Hefearten oder Kokken. Hat das Kind Muttermilch getrunken, so treten bereits

zwei Bakterien-Arten auf, das Bacterium coli commune (schlanke, leicht gekrümmte Kurzstäbchen), welches die Milch langsam unter Säurebildung zur Gerinnung bringt, und Bacterium lactis aërogenes (kurze, meist eingeschnürte Stäbchen), welches sich aus dem gährungsfähigen Milchzucker entwickelt und durch Bildung von Kohlensäure auszeichnet. Beide können, indem sie aus Kohlehydraten Sauerstoff abspalten, ohne Luft existiren; sie finden demnach im Darm des Kindes, der in seiner feuchten Wärme einen natürlichen Kultur-Apparat darstellt, ihre genügende Ernährung und alle Existenzbedingungen. Sämmtliche Pilze können, wenn auch viele durch die im Magen bei der Verdauung entstehende Salzsäure zu Grunde gehen, den Magen passiren. Viele werden trotz der Milchsäuregährung, einer nothwendigen Folge der kohlehydrathaltigen Nahrung, in den Darm gelangen. Wir sehen, selbst das Kind an der Mutterbrust ist schon nicht mehr bakterienfrei, um so weniger das mit Kuhmilch genährte Kind.

Uffelmann zeigte, daß der normale Darminhalt des gesunden Säuglings von Spaltpilzen wimmelt (Fig. 1), ohne daß man ein Recht hat, diese als Krankheitserreger anzusehen. Es ist aber auch hier dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen und daß die meisten dieser Bakterien entweder von Haus aus unschädlich sind oder sich selbst gegenseitig der Nahrpng berauben oder schließlich durch die Darmsekrete selbst unschädlich gemacht werden. Aehnlich liegt bekanntlich der Fall, nach Nothnagel, bei gesunden Erwachsenen (Fig. 2), in deren Darminhalt regelmäßig zahllose Mengen von kugeligen und stäbchenförmigen Spaltpilzen sowie von Hefepilzen vorkommen, ohne die Bedeutung bedenklicher Schmarotzer zu haben.

Ebensowenig wie der Darm ist die frischgemolkene Kuhmilch selbst frei von Pilzen. Innerhalb des Euters ist sie keimfrei, aber sobald sie dem Euter entströmt, der Luft, den Stallgeräth-

schaften, den Milchgeschirren, den Händen der Melkenden, den Exkrementen der Kühe u. s. w. ausgesetzt ist, imprägnirt sie sich mit Keimen. Diese Verunreinigungen bewirken, daß sie reich an Pilzen und Sporen ist, wenn sie der Familie ins Haus gebracht wird. Selbst skrupulöse Trockenfütterung, anscheinend sauberes Melken und reine Gefäße, sowie das von Falger vor-



Fig. 2.
Spaltpilze im Darm des gesunden Erwachsenen.

geschlagene direkte Einmelken in kleine, sofort verschließbare Flaschen oder in einen von ihm besonders angegebenen Apparat, welcher keinen Luftzutritt gestattet, können nicht einen völligen Schutz gegen diese Eindringlinge gewähren. Ein sicherer Abschluß gegen Pilze läßt sich kaum erreichen. Nur das Weiterentwickeln der Keime läßt sich durch Abkochen, welches die Milch am besten sterilisirt und die Keime vernichtet, erreichen. Aber

auch dies hält, wie erst jüngst R. Schaeffer* nachwies, nur 6 Stunden vor. Nach dieser Zeit fanden sich schon wieder in der obersten Schicht der Milch, wenn dieselbe in üblicher Weise reinlich aufbewahrt wurde, 4200 Keime auf 1 Kubikcentimeter. Aus diesem Grunde kocht man in dem Städtischen Krankenhaus Moabit (Berlin), wo der Genannte als Arzt fungirt, die Milch viermal in 24 Stunden ab. Sie ist alsdann für den praktischen Gebrauch genügend sterilisirt. — Ein unerwartetes Ergebniß lieferte die bakteriologische Untersuchung der vielgenannten Voltmer'schen Muttermilch. Diese ist eine auf 100° C. erhitzte, mit Wasser, Schlagsahne, Zucker, kohlensaurem Kali, Pankreasferment und Phosphorsäure versetzte Kuhmilch, welche dadurch der Frauenmilch ähnlich und verdaulich — peptonisirt — wird. — Man versendet sie eingedickt in kleinen wurstförmigen Pergament-Papierhüllen, als „Patronen", deren jede einer Portion entspricht. Bei dieser hat Schaeffer nach vorschriftsmäßiger Verdünnung (sogar mit keimfreiem Wasser und in sterilisirten Gefäßen) durch Platten-Gelatine-Kulturen noch durchschnittlich über 120000 Keime in 1 Kubikcentimeter nachweisen können. — Daraus geht schon hervor, daß sowohl diese Milchkonserve, als auch alle anderen mehr oder weniger als Nährboden für Pilzkeime anzusehen und nicht imstande sind, mit der frischen Milch in Bezug auf Reinheit zu konkurriren. Selbst das wiederholte Erhitzen der Voltmer'schen Milch über 100° C. konnte nicht hindern, daß beim Versand wieder Keime in sie gelangten und sich in ihr entwickelten.

Kuhmilch ist und bleibt das — bis jetzt — auch in Bezug auf Mikro-Organismen günstigste Nahrungsmittel, und es kann sich nur darum handeln, dies korrekt zu behandeln.

Bei der mittleren Zimmertemperatur von 17,5° C. gerinnt

* Eulenburgs Vierteljahrsschr. f. ger. Med. N. F., Bd. 46, Heft 1, S. 124 ff. 1887.

wie Soxlet nachwies, frische Milch von guter Haltbarkeit freiwillig in ca. 60 Stunden. Rohe Milch hat die Neigung zu „säuern". Gährungswidrige, konservirende Zusätze, wie Salicylsäure oder Borsäure hindern dies nicht. Durch das Kochen werden zunächst die in Milch enthaltenen Gase (Kohlensäure, Stickstoff und Sauerstoff ausgetrieben und schon dadurch wird die Milchsäurebildung erschwert. „Ich verbiete unter allen Umständen kleinen Kindern den Genuß roher Milch" Diesen Grundsatz hebt Jacobi* ausdrücklich hervor und wohl alle Aerzte stimmen ihm gegenwärtig darin bei, daß die Sicherheit und Verdaulichkeit der Milch dadurch bedeutend gewinnen, ja daß auch die hier und da beobachtete Verbreitung von ansteckenden Krankheiten (Typhus, Scharlach ꝛc.) durch die Milch, resp. durch das zu ihrer Verdünnung benutzte Wasser, durch Kochen verhütet wird. Gekochte Milch ist um ca. 60 % länger haltbar, gleichviel wie lange sie kochte. Der fettreiche Rahm ist an Zersetzungs- und Gährungskeimen noch reicher als die Milch. Schon darum ist es rationell, den gesammten Inhalt des Euters einer, oder besser mehrerer Kühe zu mengen, da, wie Franz Hofmann (Leipzig) beobachtet hat, das erste Achtel des Gemelks 6 %, das letzte Achtel 10 % Fett enthielt, die durch gesonderte Abschnitte gemolkene, nicht gemischte Kuhmilch also sehr verschiedene Zersetzbarkeit hat. Das gehörige Abkochen ist, wie man weiß, eine unumgänglich nothwendige Maßregel, die schon wegen Uebertragbarkeit der Perlsucht und Tuberkulose bei manchen nicht absolut gesunden Kuh-Rassen** schwerlich entbehrt werden kann. Jeder einfache, aber nur zu Milch verwendete, unbedingt saubere Kochtopf genügt dazu bekanntlich, und die besonderen Milchkocher, die man angegeben

* Gerhardts Handbuch der Kinderkrankheiten Bd. 1.

** Uebrigens ist selbst bei den gesundesten Kühen, Schwyzer (Rigi-) Rasse, mit bekanntlich tadelloser Milch, ein während des Melkens geschehendes Eindringen von Verunreinigungen nicht ausgeschlossen.

hat (Fig. 3 und 4), haben mehr den Zweck, das Ueberlaufen durch einfache praktische Vorrichtungen zu verhindern. Ein von Bertling angegebener Apparat, in welchem die Milch fünfzehn bis zwanzig Minuten, ohne anzubrennen, gekocht wird, um dann luftdicht verschlossen zu werden, soll nach Weber 24 Stunden lang die gewöhnliche Milchgährung aufhalten. In möglichst vollkommenem Grade wird dies „Sterilisiren" der Milch die Zerstörung der Gährungserreger, welche die Ursachen der Milchzersetzer sind, durch den von Prof. Dr. F. Soxhlet (München) angegebenen Apparat (Fig. 5 und 6) bewirkt,* einen

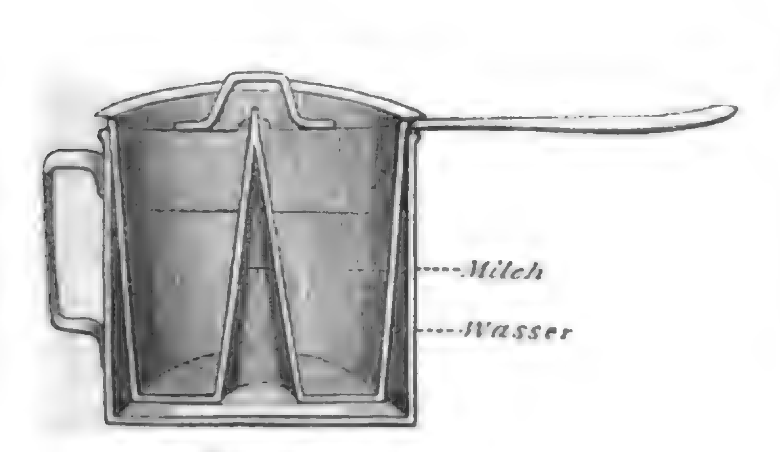


Fig. 3.
Verbesserter Milchkocher.

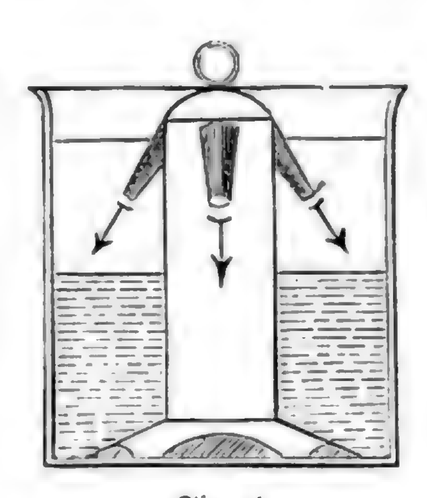


Fig. 4.
Soltmann'scher Milchkochapparat.

Blechkocher mit Einsatz. — Die in einzelnen Fläschchen von 150 Kubikcentimeter Inhalt umgefüllte, dem Alter des Kindes entsprechend verdünnte Milch wird 35—40 Minuten lang in Siedehitze behandelt. Da der Inhalt dieser mit Gummistopfen versehenen Portionsflaschen, aus denen das Kind direkt trinkt, bis zum Gebrauche nicht mehr mit Luft in Berührung kommt, bleibt die kalt aufbewahrte und erst vor dem Gebrauche wieder trinkwarm gemachte Milch sterilisirt. Sie könnte in Folge der Abschwächung der Gährungserreger tagelang unzersetzt bleiben;

* „Ueber Kindermilch und Kinderernährung" in der Münchener Med. Wochenschr. Nr. 15 u. 16, 1886.

jedenfalls bleibt sie es aber für die übliche Zeitdauer von 24 Stunden.

Dr. F. A. *Schmidt* (Bonn) giebt folgende Gebrauchsanweisung zum Soxlet'schen Milch-Kochapparat:*

Die tägliche Milchmenge wird je nach dem Alter des Kindes in entsprechender Weise durch dünnen Gerstenschleim mit etwas Zucker verdünnt, und dann in die 10 Flaschen des Apparates vertheilt so daß für ein- bis sechsmonatliche Kinder etwa 150 Gramm, für ältere bis zu 200 Gramm auf jede Flasche kommen. Die Flaschen werden sodann mit dem durchbohrten Gummipfropfen in dem Flaschenhalter in den ein Drittel mit Wasser gefüllten Kochtopf gestellt, der Deckel aufgelegt und das Ganze aufs Feuer gesetzt. Sobald das Wasser im Topfe etwa 20 Minuten gekocht hat, hebt man den Deckel auf, um, da

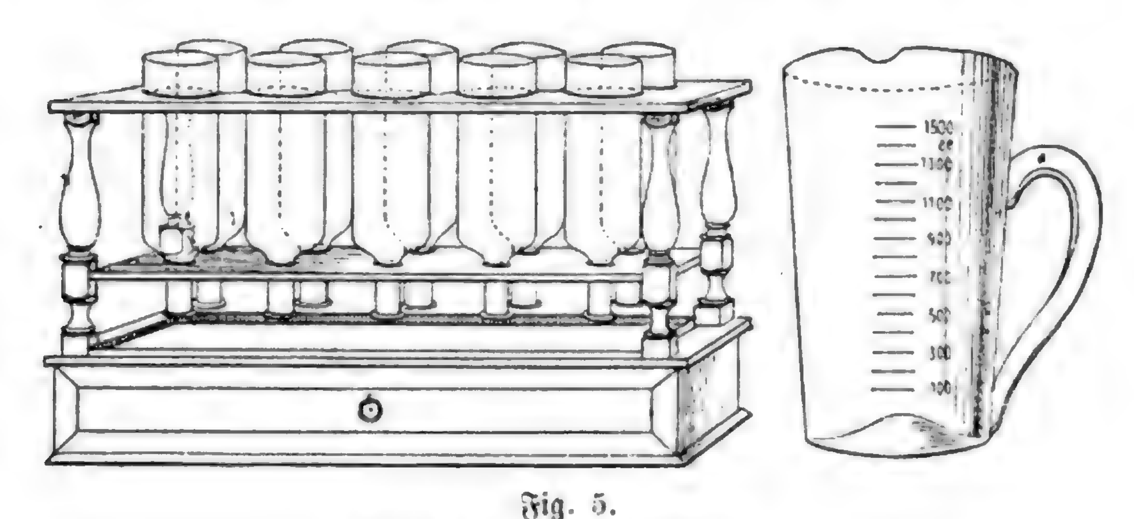


Fig. 5.
Soxlet'scher Milchkochapparat.

nunmehr die Luft aus den Milchflaschen entwichen ist, die Flaschen dicht zu schließen. Dies geschieht dadurch, daß man die Glasstäbchen schnell in das kochende Wasser taucht und tief in die Bohrung der Gummipfropfen eindrückt. Nachdem so alle Flaschen sicher verschlossen, setzt man den Deckel wieder auf und läßt nunmehr das Ganze 20 Minuten lang kochen. *Damit ist die Milch für den ganzen Tag zubereitet.*

Die Flaschen werden an einen kühlen Ort gestellt. Beim Gebrauch wird eine Flasche zunächst in den beigegebenen Topf mit lauwarmem Wasser (40°) 10 Minuten lang eingestellt, um die Milch aufzuwärmen, *und dann erst der* Verschluß herausgezogen, um das sorgfältig, namentlich auf der Innenseite mit einem Bürstchen gereinigte Saughütchen schnell aufzusetzen. Der Rest, den der Säugling übrig läßt, ist *wegzugießen*,

* Zu beziehen von Ollendorf-Wilden in Bonn, Gebr. Stiefenhofer in München, Metzeler u. Co. ebendaselbst u. vielen Anderen.

oder in der Wirthschaft zu verwenden, darf also, so beträchtlich er auch unter Umständen einmal sein mag, nicht wieder dem Kinde gegeben werden, es muß eben jedesmal eine neue Flasche frisch geöffnet werden, wenn das Kind trinken soll.

Nachdem das Kind seine Flasche geleert, wird diese sofort — nicht erst nachdem Milchreste an den Wänden eingetrocknet sind — ausgespült und mit der Flaschenbürste gereinigt, und umgekehrt in das Flaschengestell, welches ebenfalls bei dem genannten Fabrikanten zu haben ist, gestellt. Auch ist das Saughütchen, sowie der Gummipfropf gründlich zu reinigen, wozu praktische Bürsten den Apparaten beigegeben sind. Es muß noch

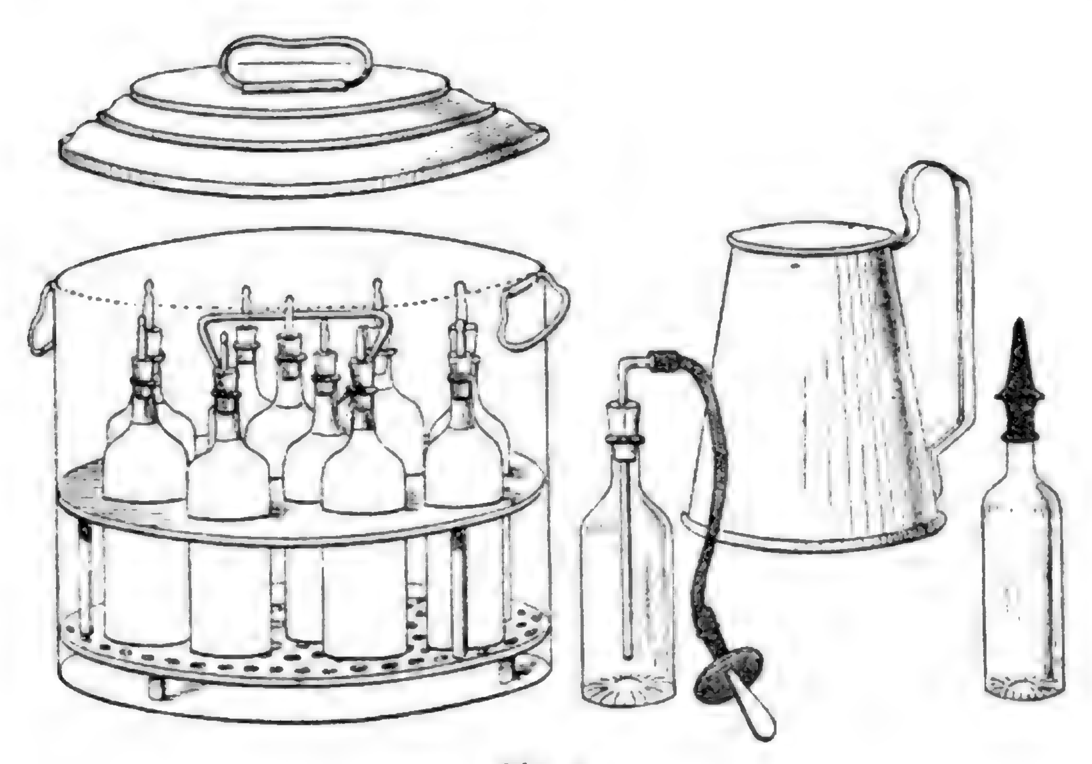


Fig. 6.
Soxlet'scher Milchkochapparat.

darauf aufmerksam gemacht werden, daß auch nach dem Trinken die Mundhöhle des Kindes jedesmal mit Wasser auszuwaschen ist. — Gummihütchen und Pfropfen, welche weich oder brüchig geworden sind, müssen durch neue ersetzt werden.

Welcher Methode des Abkochens man aber auch sich zuneigen mag, immer bleibt das Erhitzen die beste und einfachste Konservirungs- und Sterilisirungs-Methode; ihr am nächsten kommt die Behandlung durch heiße Dämpfe nach Klebs,* an die sich das Konservirungsverfahren Nägelis schließt. Im

* Prager Med. Wochenschr. 1879, 22.

Gegensatz dazu steht die von Swartz* vorgeschlagene Abkühlung der frischgemolkenen Milch durch Eis bis zu zwei bis vier ° R. in Zinngefäßen. Dies und die chemischen Konservirungsmittel, speziell die Borsäure (Gahn), benzoësaure Magnesia (Klebs) und die Salicylsäure (Kolbe) können zwar die Milch erhalten, aber sie nicht pilzfrei machen.

Wir sehen also, daß nur eine saubere, sterilisirende Behandlung der Milch es ermöglicht, das Kind von Darmkatarrhen frei zu halten. Erkrankt es dennoch, so wird es wiederum unsere erste Aufgabe sein, den Darminhalt rasch und möglichst von Pilzkeimen zu befreien und zu sterilisiren, denn wir wissen jetzt, daß es in erster Linie die auf einer ungewöhnlichen Pilzvermehrung beruhenden Gährungs- und Zersetzungsvorgänge der Milch sind, welche zu einer Reizung des Darmes führen, und daß die künstlich genährten Kinder gerade in der heißen Jahreszeit so massenhaft solchen Diarrhöen zum Opfer fallen.

Die Milch neigt schon unter gewöhnlichen Verhältnissen zu baldigen Veränderungen im Magen und Darmkanal. — Neuere Untersuchungen von Ewald und Boas haben uns darüber aufgeklärt, daß schon nach 10 Minuten die Bildung der Milchsäure beginnt und daß diese in 30—40 Minuten, nachdem sie ihren Höhepunkt erreicht hat, bei normaler Verdauung durch Salzsäure verdrängt wird, die erst nach 2—3 Stunden ihre Höhe erreicht. Wir wissen ferner, daß bei Verdauungsstörungen sich die Salzsäure nur mangelhaft entwickelt, dafür aber die Bildung von Milchsäure sich sehr in die Länge zieht. Hieran schließt sich aber eine Gährung des Mageninhaltes, und diese wird durch Sporpilze, zum Theil wahrscheinlich außer der Hefe durch das Bakterium der Milchsäuregährung (ferment lactique,

* Deutsche Vierteljahrsschr. f. öffentl. Gesundheitspflege 1880, III.

Pasteur, Fig. 7) vermittelt. Es sind dies kurze, in der Mitte eingeschnürte Zellen, die sich in Gruppen oder Fäden anordnen und von denen man annehmen darf, daß sie, indem sie die Umwandlung des Milchzuckers in Milchsäure vermitteln, die Ursache der Gährung, Säuerung und Gerinnung der Milch bilden.

Man hat deshalb bei den Darmkatarrhen kleinster Kinder die rasche Entfernung solchen in Gährung begriffenen Darminhaltes, Ersetzung der Milch durch andere nicht gährende Nahrungsmittel und die Darreichung solcher Medikamente, welche wir als antifermentative (gährungswidrige) oder antimykotische (pilztödtende) kennen, wie Kreosot, Resorcin u. s. w., als das richtige Verfahren erkannt. Statt der völligen Entziehung der Milch hat man schon die Versetzung derselben mit dem aus Hafergrütze bereiteten Haferschleim für genügend erachtet, und die antimykotische Wirkung des Alkohol hat man benutzt, indem man Reiswasser (etwa stündlich einen Kinder-Eßlöffel von gut ausgekochtem Reis) mit einigen Tropfen Cognac und etwas Zucker reichte. Hielt man bei diesem Verfahren das Kind geschützt vor den Einwirkungen der Sonnenhitze, gab man zwischendurch Nahrungsmittel, welche den besonders bei der Kinder-Cholera erschreckend raschen Kräfteverfall solcher Kinder hindern, so hatte man sehr oft ein befriedigendes Resultat. — Gerade die Kinder-Cholera ist es aber, bei der, wie nicht mehr zweifelhaft ist, specifische Bacillen eine Hauptrolle spielen — Grund genug, um auch hier an ein möglichstes Sterilisiren des Darms zu denken. Dieser ist freilich keine Retorte und die zur Desinfektion nöthigen konzentrirten Mittel würden dem Körper gefährlich werden Man muß daher mit allen antiseptischen Mitteln eine bestimmte und — wenn man das zu sterilisirende Gebiet betrachtet — sehr bescheidene Grenze einhalten.

Fig. 7. Milchferment.

Das Beste bleibt daher immer noch gute Beschaffenheit und möglichst lange Haltbarkeit der Nahrung gegenüber den pilzförmigen Organismen.

Speciell gilt dies von einem Volksnahrungsmittel, welches, wenn seine Gährungsfähigkeit herabgesetzt und abgeschwächt wird, sehr viel Nutzen, zumal bei verdauungskranken Kindern und älteren Individuen, stiften kann, dem Rothwein.

Seit Pasteur die Ursachen der Erkrankungen des Weins — ebensowie des Essigs und Bieres — erforschte und in seinem bekannten epochemachenden Werke veröffentlichte, sind mehr als zwanzig Jahre verflossen. Pasteur kam — wie Jeder weiß — zu dem Ergebnisse, daß die Abschwächung der Hefepilze eine für die Pflege und Erhaltung eines guten Weins und für dessen wahrhaft gesundheitsgemäße Verwendung sehr wesentliche Bedingung sei und sich durch bestimmte Temperaturgrade erzielen lasse. Die bereits vorher von Scheele und Appert auf dem Wege des praktischen Versuches gefundene Thatsache hat er durch chemische und bakteriologische Arbeiten wissenschaftlich festgestellt. Wir verdanken ihm die Kenntniß von der Konservirbarkeit des Weins durch Erwärmung

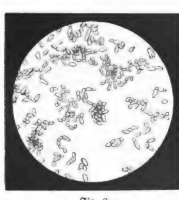


Fig. 8.
Weinhefe (nach Pasteur).

Es handelt sich — wie allbekannt — bei der Kultur des Weins um einen ihm eigenthümlichen Sproß- und Hefepilz (Saccharomyces Vini, Fig. 8), welche jene eigenthümliche Zersetzung hervorruft, die man als „Gährung" zu bezeichnen pflegt. Diese kleinen Hefezellen, welche schon normaler Weise im Wein die Möglichkeit ihres Wachsthums finden, erfahren bei der Gährung eine rapide Steigerung

desselben. Die Zuckergährung schafft ihnen den nöthigen Sauerstoff. Die überall, also auch im Wein, nicht fehlenden Spaltpilze werden durch die Gährung in ihrer Vermehrung aufgehalten; die dem Weine nachtheiligen Sproßpilze (Hefepilze) jedoch wuchern, so lange sie Nährstoffe finden, bei gewöhnlicher Temperatur üppig. Daß sie bei höheren Temperaturen in ihrer Entwickelungsfähigkeit gehemmt, gewissermaßen abgetödtet werden, dies gezeigt zu haben, war eben Pasteurs Verdienst.

Dies Pasteurisiren, durch welches die selbst im bestgepflegten, flaschenreifen Wein noch vorhandenen Pilze unschädlich gemacht werden, ist also auch eine Art Sterilisation. Es beruht auf denselben Prinzipien, wie das Konserviren von Früchten, Gemüsen und Fleischwaaren in hermetisch verschlossenen Büchsen nach vorheriger, alle Zersetzungskeime vernichtender Behandluug in hoher Temperatur. Wie man sich schon sagen kann, muß pasteurisirter Rothwein als Getränk für jedes Lebensalter bei Epidemien in heißer Jahreszeit und tropischen Klimaten dem nicht pasteurisirten Rothwein ebenso vorzuziehen sein, wie sterilisirte Milch der unabgekochten für Kinder.

Neuerdings ist das Pasteurisir-Verfahren von Heffter, dem Inhaber der Weingroßhandlung Hoffmann, Heffter & Co., in größerem Umfange praktisch eingeführt worden und zwar durch eine auf Grund von Pasteurs Angaben vervollkommnete Methode. Die von Heffter dem Pasteurisiren unterzogenen Weine sind wohlgepflegt, mindestens 4 Jahre „geschult". Diese „Schulung" besteht darin, daß der Most, welcher nach der Lese eine stürmische Gährung durchmacht, gegen Weihnachten den ersten „Abstich" erhält, d. h. von der Hefe abgelassen wird. Die hierbei erfolgende Berührung mit der atmosphärischen Luft begünstigt die Ausscheidung von Eiweißstoffen und die Bildung der Hefe-Niederschläge. Nunmehr wird dies „Abstechen" des aus dem Most gewonnenen Jungweins im ersten Jahre vier-

mal, in den nächsten drei Jahren jährlich zweimal wiederholt. Erst nach dieser vierjährigen Pflege und Schulung ist der Wein flaschenreif. Aber trotz dieser sorgfältigen Behandlung kommen noch Zersetzungen in der Flasche vor, da in jedem noch so flaschenreifen Wein genügend vermehrungsfähige Pilzkeime erhalten geblieben sind. Diese nun werden in Heffters Pasteurisir-Schrank (Fig. 9) möglichst vernichtet, einer Vorrichtung, welche sich unter der großen Anzahl der existirenden Wein-Erwärmungsapparate (oenothermes) durch besonders praktische Brauchbarkeit für größere Mengen Wein auszeichnet.

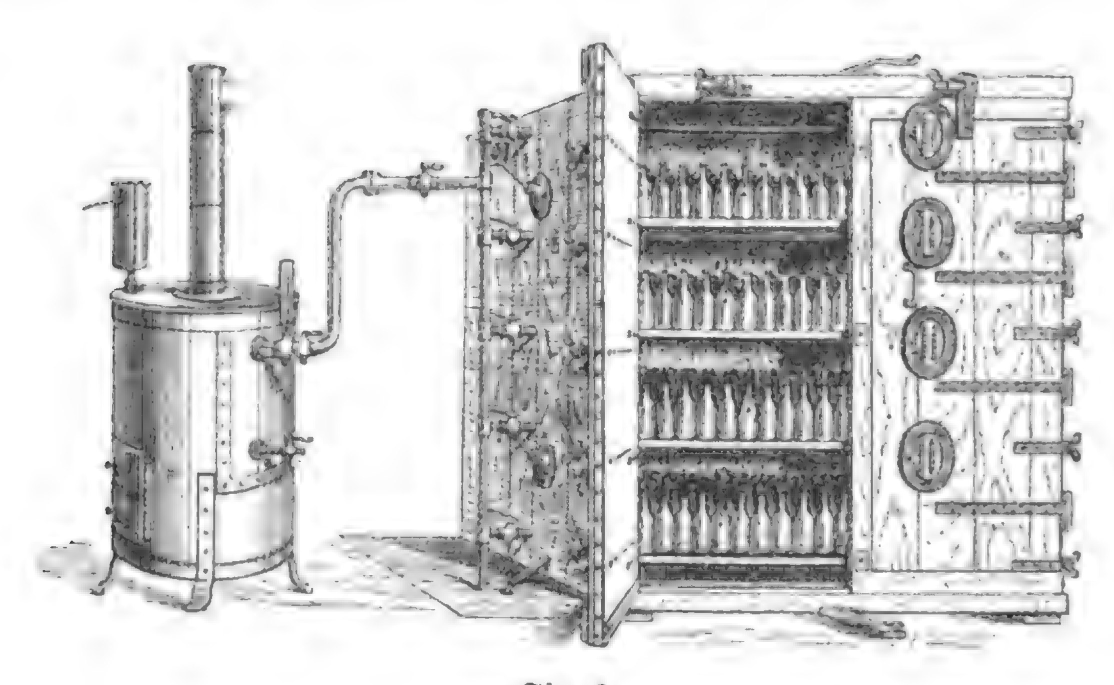


Fig. 9.
Pasteurisir-Schrank.

Ein großer, hermetisch verschließbarer Schrank gestattet in vier Fächern die Aufstellung von etwa 400 Flaschen Rothwein. Die Verkorkung ist in sinnreicher Weise derart eingerichtet, daß die Einwirkung der Wärme auf den Wein nicht gehindert und doch ein Zerspringen der Flaschen und ein späterer Eintritt von Luft unmöglich gemacht ist.

Sind die Thüren des Pasteurisir-Schrankes geschlossen, so läßt sich die Temperatur in den Flaschen und der Luft jeder Etage durch Thermometer, die hinter Glasscheiben sichtbar bleiben,

kontroliren. Es wird nun aus einem Dampfkessel Dampf eingelassen und dieser so regulirt, daß sämmtliche Flaschen gleichmäßig ein und derselben erhöhten Temperatur ausgesetzt bleiben. Daß diese Erwärmung nicht wie bei der Abkochung der Milch bis zum Siedepunkt erfolgen kann, ist bei Wein, dessen Wohlgeschmack dadurch vollständig zerstört werden würde, wohl selbstverständlich.

Ein Sterilisiren im strengsten Sinne, also ein Zerstören der Spaltpilze, ist unmöglich und nach Pasteur auch unnöthig, allein eine fast völlige Vernichtung etwa noch vorhandener Hefepilze thatsächlich und, wie Heffter gezeigt hat, auch praktisch im Großen durchführbar.

Vergleichende Gelatine-Platten-Kulturen derselben Sorten derart pasteurisirten und nicht pasteurisirten Weins, an denen ich im Privatlaboratorium des Herrn Dr. Hugo Plaut, dem ich bei diesem Anlasse für sein Entgegenkommen meinen besten Dank ausspreche, theilzunehmen Gelegenheit hatte, zeigten, daß sich im nicht pasteurisirten Wein nach einigen Tagen zahlreiche Hefekulturen entwickelt hatten, während solche im pasteurisirten nur ganz vereinzelt entstanden waren. Die Spaltpilzkeime waren, erklärlicherweise, in der Entwickelung von Kolonien nicht gehindert worden. Ebensowenig die auf der Oberfläche entstandenen Schimmelpilzrasen; allein die Hefe-Kultur war in dem pasteurisirten Weine sichtlich gehemmt. Dieser Versuch und der unverändert milde Geschmack des Weins zeigte deutlich, daß die Pasteurisirung bei flaschenreifen Weinen edler Gattung ein Konservirungsverfahren ist, welches, zumal zur diätetischen Behandlung von mykotischen Darmkatarrhen der Kinder, aber auch für Erwachsene noch weit mehr Beachtung verdient. — In der von mir geleiteten Kinder-Poliklinik haben wir derartigen, uns zu Versuchszwecken überlassenen Rothwein bei den Sommerdiarrhöen kleiner Kinder in Flaschen zu 50 Gramm Inhalt den Müttern mitgegeben und als ein die

Darmthätigkeit beruhigendes, die übermäßigen Ausscheidungen verringerndes Mittel schätzen gelernt, welches zugleich dem so leicht drohenden Kräfteverfall vorbeugte.

Das Pasteurisiren sichert dem Rothwein seine Verwendung als Genuß- und Stärkungsmittel, besonders für solche Fälle, wo man fürchten müßte, durch Einverleibung eines an lebensfähigen Hefenzellen reichen Weins die Gährungsprozesse im Darme eher zu steigern, als zu verringern. Das naheliegende Erhitzen des Weins vor dem Genusse bis zur Siedetemperatur kann, obgleich es natürlich alle entwicklungsfähigen Keime abtödten würde, einen Ersatz für das Pasteurisiren nicht bieten, denn es würde gleichzeitig dem Weine die Eigenschaft eines angenehmen Genußmittels rauben.

Der Vorzug des pasteurisirten Rothweins vor dem nicht pasteurisirten tritt besonders dann in seiner ganzen praktischen Bedeutung vor uns, wenn wir — von dem Lebensalter des Konsumenten ganz abgesehen — das Auftreten etwaiger Epidemien und Endemien, namentlich bei gleichzeitiger hoher Luftwärme ins Auge fassen, vor allem der Cholera, typhöser Fieber, Dysenterieen u. s. w. Hier ist die Verhütung eines Magen- und Darmkatarrhes schon deshalb, wie man weiß, von größter Wichtigkeit, weil jedes derartige Leiden die Disposition zu ernsteren Krankheiten erhöht. Man wird diese Praxfylaxi am besten durch vorsichtige regelmäßige Diät und durch Einnehmen solcher Getränke erreichen, welche schon an sich eine Reizung der Darmschleimhaut eher verhindern als begünstigen. Dahin aber gehören, neben schleimigen, nahrhaften Suppen, vor allem nach alter Erfahrung die Rothweine, die bei uns verhältnißmäßig viel zu wenig, gegenüber dem allzu massenhaft konsumirten Bier, in Gebrauch sind. Zur Vorbeugung von Darmleiden und von Infektion des Organismus auf dem Wege der Nahrungszufuhr ist ein Glas pasteurisirten guten Rothweins

einem solchen zweifelhaften Bieres zweifellos vorzuziehen, zum Theil wegen seiner leicht abstringirenden und anregenden Wirkung, zum Theil aber wegen der nachweisbaren Thatsache, daß damit wenigstens nicht noch von außen Gährungserreger aufgenommen werden, welche in kritischen Zeiten dem betr. Individuum verhängnißvoll werden können.

Ein weiterer nicht unwichtiger Vortheil dieses Pasteurisirens ist der, daß solche Weine eine weit größere Haltbarkeit, auch in heißen Klimaten, erlangen. Proben, welche mehrere Jahre auf der See unterwegs waren und viermal den Aequator passirt hatten, waren noch ebenso erhalten, wie bei der Absendung.

Im Sterilisiren der Milch, im Pasteurisiren des Weins dürfen wir nach alledem sicher zwei schätzbare Hülfsmittel bei der Pflege des gesunden und kranken Kindes erblicken. Wie auf vielen Gebieten der heutigen Hygiene die Vernichtung oder Abschwächung jener dem unbewaffneten Auge unsichtbaren, aber desto gefährlicheren Krankheitserreger eine früher kaum geahnte Rolle spielt, so auch hier. Aber man muß sich auch hüten, ins Extreme zu verfallen und einer Ueberängstlichkeit Raum zu geben. Im gewöhnlichen Leben, dessen thatsächliche Verhältnisse himmelweit von der Bakterienfreiheit eines Laboratoriums oder Operationssaales entfernt sind, ist eine wirkliche Sterilisation, wie gesagt, nicht denkbar und nicht durchzuführen. Peinliche Sauberkeit der Hände und der Trinkgeschirre (Flaschen und Gummihütchen), Abschwächung der Schädlichkeiten aller Nahrungsmittel durch Erhitzen können aber, selbst in armen Familien, durchgesetzt werden. Sobald man dem Kinde alsdann keine künstlichen Beruhigungsmittel (Gummihütchen) in den Mund steckt, welche nur Brutstätten massenhafter Pilz-Kolonien, speziell des Soor, werden, darf man annehmen, daß durch eine vernünftigere Nahrungshygiene der Prozentsatz solcher Kinder, welche Darmkrankheiten erliegen, nach und nach geringer wird.

Hier eröffnet sich dem Arzte noch eine große und dankbare Aufgabe. Denn es ist unglaublich, welche Unkenntniß und Nachlässigkeit selbst in sogenannten besseren Kreisen auf dem Gebiete der Ernährung kleinerer Kinder besteht und wie gering noch das Verständniß für die durch kleinste pathogene Organismen, die wir mit der Nahrung aufnehmen, verursachten, oft unheilbaren Verdauungsleiden verbreitet ist. Nur die Belehrung in gemeinschaftlicher Form kann den Sinn und das Interesse für solche wichtige Fragen der persönlichen Hygiene wecken und wach erhalten und die Forschungen unserer ausgezeichnetsten Bakteriologen dem Volke so nutzbar machen, wie es seiner Zeit Lister durch seine Anregungen auf dem Felde der Chirurgie in so glücklicher Weise gelang. Wenn nicht jede Mutter darüber sich klar ist, daß sie ihrem Kinde durch Darreichung sterilisirter Milch Gesundheit und Leben erhalten kann, dann wird auch die Zeit kommen, wo die zarteren Kinder nicht mehr durch die Magen-Darmkatarrhe der Sommermonate dezimirt werden.



(218) Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter)

Geschichte

des

Grimmschen Wörterbuchs.

Von

August Mühlhausen.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter).
1888.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Fr. v. Holtzendorff in München.

Jener Kraft, die stets gegen ihren Willen das Gute schaffen muß, haben wir die Entstehung eines unserer Nationalheiligthümer, des deutschen Wörterbuchs der Brüder Grimm, zu danken. Bekanntlich wurden im Jahre 1837 zu Göttingen jene sieben Professoren — unter ihnen Jakob und Wilhelm Grimm — ihres Amtes entsetzt, die ihren Verfassungseid nicht brechen mochten. Denn wozu sind Eide, fragt Jakob Grimm, wenn sie nicht gehalten werden sollen? Da geschah dem edlen Brüderpaar von der Weidmannschen Buchhandlung der Antrag, ihre unfreiwillige Muße auszufüllen und ein neues, großes Wörterbuch der deutschen Sprache abzufassen. Im Frühjahr 1838 wurde zu Kassel der Vertrag zwischen den Brüdern Grimm und Karl Reimer (Weidmannsche Buchhandlung) abgeschlossen. Die Brüder verhehlten sich nicht das Schwierige des Unternehmens. Bestand doch noch nicht einmal der Versuch zu einem Wörterbuch in dem Umfange, wie er ihrer Seele vorschwebte. Mußten sie doch warmgehegte Arbeiten beinahe aus dem Nest stoßen, um Zeit und Kraft frei zu haben. Andererseits vermochten sie doch nicht, gerade dieser Lockung zu widerstehen, denn, was haben wir sonst Gemeinsames als unsere Sprache und Literatur? muß Jakob Grimm noch 1854 ausrufen. Die Theilnahme des größeren Publikums glaubten sie sich auch versprechen zu dürfen, da seit den Befreiungskriegen in allen edlen Schichten der Nation anhaltende und unvergehende Sehnsucht

entsprungen war nach den Gütern, die Deutschland einigen und nicht trennen, die uns den Stempel voller Eigenheit aufzudrücken und zu wahren imstande sind. Wie für Jakob Grimm Sprache und Volkswohlfahrt zusammenhangen, zeigen am besten seine Worte: Was ist ein Volk? Der Inbegriff von Menschen, welche dieselbe Sprache reden. Das ist für uns Deutsche die unschuldigste und zugleich stolzeste Erklärung, weil sie mit einmal über das Gitter hinwegspringen und jetzt schon [24. September 1846] den Blick auf eine näher oder ferner liegende, aber ich darf wohl sagen, einmal unausbleiblich heranrückende Zukunft lenken darf, wo alle Schranken fallen und das natürliche Gesetz anerkannt werden wird, daß nicht Flüsse, nicht Berge Völkerscheide bilden, sondern daß einem Volk, das über Berge und Ströme gedrungen ist, seine eigene Sprache allein die Grenze setzen kann.

Wie man sich nun den Vorarbeiten zur Ausführung nähern wollte, mußte der natürlich anfangs noch unbestimmte Plan deutlichere Umrisse gewinnen. Wir erfahren darüber das Nähere aus einem Briefe Jakob Grimms an Karl Lachmann, geschrieben in den Tagen vom 24. bis 31. August 1838: Der Plan des deutschen Wörterbuchs sei ihm anfangs sehr störend vorgekommen, er trete so vielen anderen Arbeiten dazwischen. Aber er werde ihm jetzt lieber. Wir haben, sagt er, den ernsten Willen und Lust dazu gefaßt. Dabei wollen wir bleiben und uns die Welt so viel nur möglich weiter gar nicht anfechten lassen. Das Wörterbuch kann uns Stütze und Unabhängigkeit gewähren, und kommt die Arbeit in Gang und Gelingen, so entsage ich jeder noch so ehrenvollen Anstellung und widme dem Werke alle meine Kräfte. Alle Wörter des sechzehnten, siebenzehnten, achtzehnten Jahrhunderts sollten aufgenommen werden. Es sind jetzt schon, fährt er fort, Ausdrücke und Bedeutungen außer Gebrauch, die noch bei Lessing und Wieland galten,

geschweige frühere. Aber, ich meine, alle Wörter von Schönheit und Kraft seit Luthers Zeit dürfen zur rechten Stunde wieder hervorgeholt und neu angewandt werden. Das soll als Erfolg und Wirkung des Wörterbuchs bedacht werden, daß die Schriftsteller daraus den Reichthum der vollkommen anwendbaren Sprache ersehen und lernen. Viele neuere Schriftsteller, z. B. Schiller (nicht Goethe, auch Lessing nicht) erscheinen mir in gewissem Betracht und abgesehen von ihren neuen Erfindungen, wortarm und unserer Sprache nicht recht mächtig. . . Aber das siebenzehnte und sechzehnte Jahrhundert liefern ungeheuer viel: sogar ungenießbare Autoren, die nie wieder gelesen werden, wie Lohenstein, können sehr gute Wörter haben und brauchbare Redensarten, worauf hauptsächlich zu achten ist. . . Von obscönen Wörtern werde nur zulässig sein, was die Schriftsteller im Affekt nicht einmal entbehren können, alles, dessen ein guter Komiker bedürfe. Zusammenfassend schließt er: Das Werk soll in sich begreifen alles, was die hochdeutsche Sprache vermag, nach der Ausprägung, die ihr in drei Jahrhunderten durch Dichter und tüchtige Schriftsteller widerfahren ist.

Am 20. September 1838 erweitert er den Plan in einigen Punkten. Erläuterungen aus der älteren Sprache, Etymologien und parallele Redensarten sollen aufgenommen werden, aber ohne sich pedantisch zu binden: das Publikum erwarte dergleichen und sei empfänglich dafür.

Dies die Ansichten Jakob Grimms. Nicht minder wichtig ist es uns, zu erfahren, wie sich in Wilhelms Geist Plan und Wirkung des Wörterbuchs malte. Ist doch ihm, nach des ältern Bruders Urtheil, gerade die Kunst gefälliger Darstellung eigen. Und war es ihm doch vergönnt, seine Gedanken einer so auserwählten Schaar deutscher Gelehrten darzulegen, wie sie seitdem wohl nie wieder zusammen gekommen ist. Es war die Versammlung der Germanisten zu Frankfurt am Main, die am

24., 25. und 26. September 1846 in dem vom Senat der freien Stadt dazu bereitwilligst gewährten prachtvollen Kaisersaal im ehrwürdigen Römer unter dem Vorsitze Jakob Grimms tagte. Von den 195 Theilnehmern, die das amtliche Verzeichniß aufführt, lauter Männer, die sich der Pflege des deutschen Rechts, deutscher Geschichte und Sprache ergeben, seien außer den Brüdern Grimm nur diejenigen hier genannt, die auch heute noch als Sterne erster Größe glänzen: Dahlmann, Gervinus, Häußer, Lappenberg, Mittermaier, Mone, Pertz, Pfeiffer, Ranke, Raumer, Schmeller, Simrock, Sybel, Uhland, Vilmar, Wackernagel. E. M. Arndt, Haupt und Lachmann fehlen nur, weil Krankheit sie verhinderte, Theilnehmer zu sein, die Einladung zur Zusammenkunft hatten sie mitunterschrieben. Es kann nur von Gewinn für unsere Betrachtung sein, wenn wir diese durch gediegenen Gehalt wie anmuthende Form nicht minder als durch ihre Umstände wichtige Rede hier ungekürzt zur Kenntniß des geneigten Lesers bringen. Wilhelm Grimm erhielt also am dritten Versammlungstage das Wort zu einer Erklärung über ein deutsches Wörterbuch und begann: „Meine Herren, ich erlaube mir, Ihre Aufmerksamkeit für kurze Zeit auf eine Sache zu lenken, die an sich Ihrer Betrachtung nicht unwürdig ist: da sie aber zugleich als eine persönliche Angelegenheit erscheint, so muß ich im Voraus um Ihre Nachsicht bitten. Vor mehreren Jahren haben wir Beide, mein Bruder und ich, die Ankündigung eines deutschen Wörterbuchs erlassen. Man hat uns eine Theilnahme gezeigt, die schmeichelhaft war, selbst dann, wenn sie einige Ungeduld über die noch nicht eingetretene Erfüllung zeigte, oder, wenn man, irre ich nicht, von Berlin aus, wo man leicht Erkundigung einziehen konnte, in öffentlichen Blättern anzeigte, daß der erste Theil des Werks bereits der Presse übergeben sei. Ja, es ist schon an die Buchhandlung das Begehren gestellt

worden, den dreißigsten Bogen zu senden, was natürlich schon neunundzwanzig bereits gedruckte voraussetzt. Es sollte mir lieb sein, wenn dem so wäre. Allein ein Werk dieser Art bedarf langer und mühsamer Vorarbeiten, deren Beendigung nicht erzwungen werden kann. Das Wörterbuch soll die deutsche Sprache umfassen, wie sie sich in drei Jahrhunderten ausgebildet hat: es beginnt mit Luther und schließt mit Goethe. Zwei solche Männer, welche, wie die Sonne dieses Jahres den edlen Wein, die deutsche Sprache beides, feurig und lieblich gemacht haben, stehen mit Recht an dem Eingang und Ausgang. Die Werke der Schriftsteller, die zwischen beiden aufgetreten sind, waren sorgfältig auszuziehen, nichts Bedeutendes sollte zurückbleiben. Ich brauche nicht zu sagen, daß die Kräfte zweier, zumal, wenn sie über die Mitte des Lebens längst hinweggeschritten sind, nicht zureichen, diesen Schatz zu heben, kaum zu bewegen: aber ganz Deutschland (auch hier machte das nördliche und südliche keinen Unterschied) hat uns treuen Beistand, manchmal mit Aufopferung geleistet; oft ist er uns da, wo wir ihn nicht erwarteten, angeboten, nur selten, wo wir ihn erwarteten, versagt worden. Ich kann die Zahl der Männer von den schweizer Bergen bis zur Ostsee, von dem Rhein bis zur Oder, welche an der Arbeit theilgenommen haben, nicht genau angeben, aber sie ist beträchtlich: selbst unter den Mitgliedern dieser glänzenden Versammlung erblicke ich einige von ihnen und kann unsern Dank öffentlich aussprechen. In Luther gewann die deutsche Sprache, nachdem sie von der früheren, kaum wieder erreichbaren Höhe herabgestiegen war, wieder das Gefühl ihrer angeborenen Kraft. Aus Luthers Jahrhundert war, was sich nur erreichen ließ, zu benutzen: hernach hat der dreißigjährige Krieg Deutschland und sein geistiges Leben verödet; auch die Sprache welkte und die Blätter fielen einzeln von den Aesten; was sich noch irgend auszeichnete, mußte berücksichtigt werden.

Im Anfang des achtzehnten Jahrhunderts hing noch trübes Gewölk über dem alten Baum, dessen Lebenskraft zu schwinden schien. Mit Anmaßung, zunächst unter Gottsched, erhob sich die Grammatik und gedachte der Sprache aufzuhelfen. Aber eine Grammatik, die sich nicht auf geschichtliche Erforschung gründete, sondern die Gesetze eines oberflächlichen Verstandes der Sprache aufnöthigen wollte, würde selbst bei minderer Beschränktheit unfähig gewesen sein, den rechten Weg zu finden. Ein solches Gebäude schwankt hin und her, die Sprache gewinnt durch ein willkürliches Gesetz eine gewisse Gleichförmigkeit und scheinbare Sicherheit, aber die innere Quelle beginnt zu versiegen, und das trockene Gerüst fällt wieder zusammen. Für diese Zeit war nur eine Auswahl zulässig: daß wir das Richtige getroffen haben, dürfen wir hoffen, aber das Urtheil steht anderen zu! Unserm Vaterland ist mehrmals ein Retter erschienen, der seine Geschicke wieder aufwärts lenkte: so erschien Goethe auch der Sprache als ein neues Gestirn, Goethe, der dieser Stadt angehört, dessen Standbild, das seine schönen und edlen Züge bewahrt, ich ohne Bewegung nicht betrachte, der in die Tiefen der menschlichen Seele hinab, zu ihren Höhen hinauf geblickt hat, und über den eigenen Lorbeerkranz, der in seiner Hand ruht, hinweg schaut. Der Stab, mit dem er an den Felsen schlug, ließ eine frische Quelle über die dürren Triften strömen; sie begannen wieder zu grünen und die Frühlingsblumen der Dichtung zeigten sich aufs neue. Es ist nicht zu erschöpfen, was er für die Erhebung und Läuterung der Sprache gethan hat, nicht mühsam suchend, sondern dem unmittelbaren Drange folgend; der Geist des deutschen Volkes, der sich am klarsten in der Sprache bewährt, hatte bei ihm seine volle Freiheit wieder gefunden. Was sonst hervorragende Männer, wie Wieland, Herder, Schiller in dieser Beziehung gewirkt haben, erscheint ihm gegenüber von geringem Belang; Lessing stand, was die

Behandlung der Sprache betrifft, ihm am nächsten, aber niemand hat ihn bis jetzt erreicht, geschweige übertroffen. Goethe ist also für die letzte Periode, der sein langes Leben eine glückliche Ausdehnung gegeben hat, der Mittelpunkt des deutschen Wörterbuchs. Wenn die Auszüge aus den Werken der Zeitgenossen, die seinem Anstoß bewußt oder unbewußt folgten, völlig beendet sind, und dieses Stück unseres Weges wird bald zurückgelegt sein, so kann erst das eigentliche Werk, ich meine die Anordnung und Verarbeitung des gesammelten Stoffes, beginnen. Dann wird sich zeigen, ob wir imstande sind, dem Ziel, das uns vorschwebt, nahe zu kommen: dann vermögen wir die Theilnahme, die sich oft geäußert, und dem Beistand, den man uns geleistet hat, einen würdigen Dank zu bringen.

Meine Herren, wenn ein Franzose unsicher ist über den Begriff eines Wortes, wenn er nicht weiß, ob es überhaupt in der Schriftsprache zulässig ist, wenn er fürchtet, einen orthographischen Fehler zu machen, so holt er sein Gesetzbuch herbei, ich meine das Wörterbuch der Akademie. Er schlägt nach und findet eine Entscheidung, welche, um mich juristisch auszudrücken, kein Gericht wieder umstoßen darf, mit anderen Worten, er schreibt korrekt und ist gegen jeden Tadel gesichert. Welch ein glücklicher Zustand! so scheint es wenigstens, die Sprache zeigt sich in letzter Vollendung, niemand kann ihr etwas anhaben, niemand hat etwas mehr von ihr zu fordern, sie legt, wenn sie weiter schreitet, nur reines Gold in ihre Schatzkammern. Aber die Rückseite des glänzenden Bildes gewährt einen ganz anderen Anblick, man kann sagen, einen traurigen. Napoleon drückte sich vortrefflich aus, scharf, bestimmt, wie es die französische Sprache vermag, er schlug den Nagel auf den Kopf, das wird ein jeder gestehen, auch wer ihn so wenig liebt als ich: aber er schrieb erbärmlich. Auf St. Helena fragte er den Vertrauten Las Cases, der seine Mittheilungen auffaßte, ob er Orthographie

verstände, und fügte verächtlich hinzu, das sei das Geschäft Derer, die sich zu dieser Arbeit handwerksmäßig hergäben. In der That, selbst geistig ausgezeichnete Männer, zumeist Schriftstellerinnen, deren sich dort nicht wenige geltend machen, wissen nicht richtig zu schreiben, sie übergeben die Handschrift jenen Handlangern, die das Unzulässige streichen, das Fehlerhafte bessern, die Orthographie berichtigen, kurz, die Sprache auf den gesetzlichen Fuß bringen. Jetzt erst wird das Buch gedruckt und die Welt erfährt nichts von dem Zustand, der dahinter besteht und allein der wahre ist. Diese Einrichtung hat etwas Bequemes und sorgt für den äußern Anstand, ja man könnte in Versuchung gerathen, der verwahrlosten, hingesudelten Sprache, die bei uns oft genug in ihrer Blöße sich zeigt, eine solche polizeiliche Aufsicht zu wünschen. Aber die natürliche Freiheit der Sprache, die keine Fesseln duldet, hat sich in Frankreich gegen jene Allgewalt schon aufgelehnt. Es giebt eine Partei, welche die Aussprüche des Wörterbuchs der Akademie nicht mehr anerkennt und ihre Sprache nach eigenem Belieben bildet, nicht blos frei, kühn und keck, auch rücksichtslos und gewaltsam; man kokettirt in der Bildung neuer Wörter, wie in dem Gebrauch der bekannten. Dies ist die Gefahr, welche jede Rückwirkung gegen übergroße Spannung mit sich führt und es wird noch zweifelhaft sein, was dieses Umstürzen der alten Grenzpfähle herbeiführt, größern Vortheil oder größern Nachtheil. So steht es nicht bei uns, und ich glaube, wir dürfen sagen zu unserm Glück. Unsere Schriftsprache kennt keine Gesetzgebung, keine richterliche Entscheidung über das, was zulässig und was auszustoßen ist, sie reinigt sich selbst, erfrischt sich und zieht Nahrung aus dem Boden, in dem sie wurzelt. Hier wirken die vielfachen Mundarten, welche der Rede eine so große Mannigfaltigkeit gewähren, auf das wohlthätigste. Jede hat ihre eigenthümlichen Vorzüge; wie munter und scherzhaft drückt sich der Süddeutsche

aus! Geht der größte Reiz von Hebels allemannischen Gedichten nicht verloren, wenn man sie in das vornehmere Hochdeutsche übersetzt? Zwischen den Kehllauten des Schweizers dringt das Naive seiner Worte um so lebhafter hervor; welche vertrauliche Redseligkeit und anmuthige Umständlichkeit herrscht in der Sprache der Niedersachsen! Ich berühre nur die auffallendsten Gegensätze, denn unter einander würden sich diese Stämme oft gar nicht verstehen, während dazwischen liegende Mischungen und Abstufungen sie wieder verbinden. Unsere Schriftsprache schwebt über dieser Mannigfaltigkeit, sie zieht Nahrung aus den Mundarten und wirkt, wenn auch langsam, wieder auf sie zurück. Dieses Verhältniß ist alt, ein hochdeutscher Dichter des dreizehnten Jahrhunderts wünscht schon, daß sein Gedicht von der Donau bis Bremen gelesen werde; die Schriftsprache ist also das Gemeinsame, das alle Stämme verbindet, und giebt den höhern Klang an zu der Sprache des täglichen Verkehrs. Weil die scharfe Sonderung, wie sie das Gesetzbuch der französischen Akademie fordert, nicht besteht, so pflegen unsere Schriftsteller, und gerade die vorzüglichern, die Mundart ihrer Heimath, wenn sie das Bedürfniß darauf leitet, einzumischen, so hat z. B. Voß häufig Wörter und Wendungen des Niederdeutschen hervorgezogen. Niemand verargt ihnen das, dringen sie damit nicht immer durch, so ist das kein Verlust. Goethe hat mit dem richtigsten Gefühl, wie der Augenblick drängte, die ihm angeborene Mundart benutzt und mehr daraus in die Höhe gehoben, als irgend ein Anderer. Auch seine Aussprache, zumal in vertraulicher Rede, war noch darnach gefärbt, und als sich jemand beklagte, daß man ihm den Anflug seiner südlichen Mundart in Norddeutschland zum Vorwurf gemacht habe, hörte ich ihn scherzhaft erwidern: „Man soll sich sein Recht nicht nehmen lassen, der Bär brummt nach der Höhle, in der er geboren ist.“ Und soll man den Vortheil aufgeben, den der Wechsel der höheren, geläuterten

Rede und der heimischen Mundart, wie ihn verschiedene Stimmungen fordern, natürlichen Menschen gewährt?

Sie sehen, meine Herren, wo ich hinaus will, welches Ziel ich dem Wörterbuch stecke. Sollen wir eingreifen in den Sprachschatz, den die Schriften dreier Jahrhunderte bewahren? entscheiden, was beizubehalten, was zu verwerfen ist? Sollen wir, was die Mundarten zugetragen haben, wieder hinauswerfen? den Stamm von den Wurzeln ablösen? Nein, wir wollen der Sprache nicht die Quelle verschütten, aus der sie sich immer wieder erquickt, wir wollen kein Gesetzbuch machen, das eine starre Abgrenzung der Form und des Begriffs liefert und die nie rastende Beweglichkeit der Sprache zu zerstören sucht. Wir wollen die Sprache darstellen, wie sie sich selbst in dem Lauf von drei Jahrhunderten dargestellt hat, aber wir schöpfen nur aus denen, in welchen sie sich am lebendigsten offenbart. Sollen wir zusammenscharren, was nur aufzutreiben ist, wie Campe und andere gewollt haben? was aus den Winkeln, wo das Gewürm der Literatur hockt, sich an das Tageslicht gewagt hat? Unser Werk wird, wenn Sie mir den Ausdruck erlauben, eine Naturgeschichte der einzelnen Wörter enthalten. Jedem Einzelnen, in welchem sich das Gefühl für die Sprache rein erhalten hat, bleibt das Recht, den Inhalt eines Worts zu erweitern oder zusammenzuziehen, der Fortbildung wird keine Grenze gesetzt, aber sie muß auf dem rechten Weg bleiben. Die französische Sprache neigt dahin, einen logisch bestimmten, vorsichtig beschränkten Begriff eines jeden Wortes zu gewinnen, das entspricht der Natur des französischen Volks und gewährt eine gewisse Bequemlichkeit, zumal Denen, welche der Sprache nicht ganz mächtig geworden sind, sie reden dann besser als sie denken; aber dabei steigt der Saft in dem Stamm nur träge und langsam auf. Ich hoffe, es wird dem deutschen Wörterbuch gelingen durch eine Reihe ausgewählter Belege darzuthun, welcher Sinn

in dem Wort eingeschlossen ist, wie er immer verschieden hervorbricht, anders gerichtet, anders beleuchtet, aber nie völlig erschöpft wird; der volle Gehalt läßt sich durch keine Definition erklären. Gewiß, das Wort hat eine organische Form, die nicht in die Gewalt des Einzelnen gegeben ist, wiederum aber, der Geist ist es allein, der das Wort erfüllt und der der Form erst Geltung verschafft; es giebt ebensowenig ein buchstäbliches Verständniß als der Geist ohne das Wort sein Dasein kund geben kann. Wie wäre die Erscheinung sonst zu erklären, daß einzelne Wörter in dem Fortschritt der Zeit ihre Bedeutung nicht blos erweitert oder eingeengt, sondern ganz aufgegeben haben und zu der entgegengesetzten übergegangen sind?

Es würde ungeschickt sein, wenn ich hier von der innern Einrichtung des Wörterbuchs oder von der Weise reden wollte, mit der wir den kaum zu überschauenden Stoff zu bewältigen gedenken; man darf auf glücklichen Takt bei der Ausarbeitung eines solchen Werks, das mehr als eine Schwierigkeit zu besiegen hat, zwar hoffen, doch ihn nicht vorausverkündigen. Aber glauben Sie nicht, das Wörterbuch werde, weil es sich der geschichtlichen Umwandlung der Sprache unterwirft, deshalb auch lässig oder nachsichtig sich erweisen. Es wird tadeln, was sich unberechtigt eingedrängt hat, selbst wenn es muß geduldet werden; geduldet, weil in jeder Sprache einzelne Zweige verwachsen und verkrüppelt sind, die sich nicht mehr gerad ziehen lassen. Eben weil es die Freiheit nicht allein, sondern auch die Nothwendigkeit anerkennt und das Gesetz will, aber nur das aus der Natur hervorgegangene; so wird es gegen eine andere Richtung kämpfen, die zwar früher hier und da zum Vorschein gekommen ist, aber erst in der letzten Zeit auf eine unerträgliche Art sich breit gemacht hat. Ich meine zunächst die Anmaßung, mit welcher Einzelne sich berechtigt glauben, die Sprache zu bessern und nach ihrem Verstand einzurichten. Kleine Geister

haben es gewagt, das Messer zu ergreifen und in das frische Fleisch einzuschneiden. Ich will nur das traurige Andenken an Wolke und Radlof erneuern, die mit Eifer und Fleiß, aber mit beispiellosem Unverstand die natürliche Gestalt der Sprache zerstören wollten. Noch immer spuken sie fort, zwar minder gewaltsam, aber desto gefährlicher; man lebt in dem Wahn, ein jeder dürfe, wie es ihn gelüste, mit der Sprache umspringen und ihr seine geistlosen Einfälle aufdrängen, sobald sie etwa logischen Schein haben oder sich irgend eine Analogie dafür anführen läßt; ja, auch ohne eine solche Entschuldigung wirft man ihr Schutt und Schlacken dieser Art auf den Weg. Nur ein paar Beispiele, wie sie mir gerade einfallen. Ich habe lesen müssen und zwar gedruckt, „von mehrmaligen ausstreckenden Hinzureimungen", was hinzugefügte Verse eines Gedichtes bedeuten soll. Da ist nicht von der Verstoßung der Gemahlin, sondern von dem „Verstoß" die Rede, oder von der „Treugestalt" eines Mannes. Was „augenstecherische, meerwerferische Zusicherungen" sein sollten, habe ich vergessen. Doch genug, ich will nur die Gelegenheit benutzen noch einiger Zusammensetzungen (es sind auch nur Beispiele) zu gedenken, die eben jetzt mit der Anmaßung auftreten, als liege darin eine Bereicherung und ein Fortschritt der Sprache. Man nennt selbstredend, was sich von selbst versteht, als wäre es gut deutsch, wenn man sagte, „der Stumme schwieg selbstredend still". Selbstredend ist nur, wer bei seiner Rede sich selbst vertritt und keines andern bedarf, wie selbständig, wer auf eigenen Füßen, nicht aber gleich einem Korkmännchen von selbst steht. Wie wohl nach dieser schönen Erfindung ein Selbstdenker zu erklären wäre? er könnte sich jede Anstrengung beim Denken ersparen, wie der Selbstthätige beim Handeln. Was Gegenwart heißt, weiß ein jeder, aber „Jetztzeit", übelklingend und schwer auszusprechen, soll bedeutungsvoller sein, warum nicht auch

„Nunzeit“ oder „Nochzeit“? es wäre eben so zulässig, eben so sinnreich. Wer nicht fühlt, wie abgeschmackt „Zweckessen“ lautet, der ist nicht zu bessern. Alle diese neugeschaffenen Mißgestalten springen wie Dickbäuche und Kielkröpfe zwischen schön gegliederten Menschen umher. Will sich die Sprache aus ihrem Alterthum durch Wiederaufnahme einzelner Wörter stärken, so habe ich nichts dagegen, aber es muß mit Einsicht und Maß geschehen, nur wenn man fühlt, daß das welk gewordene noch Kraft hat, sich wieder aufzurichten, mag man es versuchen; in das völlig Abgetrocknete dringt kein neues Leben; wen aber die Erforschung der alten Sprache nicht dazu berechtigt, der thut klug, sich an das zu halten, was die Gegenwart bietet. Glaubt sich doch jeder befugt, auch die Orthographie zu meistern, die, wie verderbt sie ist, doch nur durch Einsicht in das geschichtliche Verhältniß der einzelnen Laute allmählich kann gereinigt werden. Zu diesem kecken Vordrängen macht die Furchtsamkeit einen seltsamen Gegensatz, mit welcher man sich scheut die großen Buchstaben aufzugeben (es ist das natürlichste von der Welt und geschichtlich wohl begründet): man erschrickt davor wie vor einer Umwälzung der bestehenden Ordnung.

Ein Redner vor mir hat mit Recht behauptet, die Wissenschaft suche nicht sich selbst allein, sie sei vorhanden, um den Geist des ganzen Volks (ich begreife alle Stände darunter) zu erheben und auf seinem Wege zu fördern. Möge daher das Wörterbuch nicht blos die Forschung begünstigen, sondern auch imstande sein, das Gefühl für das Leben der Sprache zu erfrischen. Luther hat gesagt, die Sprache sei die Scheide, in welcher der Stahl des Gedankens stecke: die Scheide ist schlotterig geworden, Nebel und Dünste setzen sich mit Rostflecken auf den Glanz. Jede gesunde Sprache ist bildlich, auch der zarteste Gedanke verlangt einen sichtbaren Leib. In der letzten Bildungsstufe hat sich eine überwiegende Neigung zu abstrakten Aus-

drücken gezeigt: nicht zum Vortheil, denn das abstrakte Wort schließt sich nicht fest an den Gedanken, es läßt eine Leere dazwischen und läuft Gefahr, inhaltlos zu werden. Man nimmt den Mund voll und sagt wenig, manchmal gar nichts, die Knochen erweichen, das Antlitz wird bleich und bleifarbig. Könnte das Wörterbuch dahin wirken, daß die sinnliche Rede, der bildliche Ausdruck (ich meine nicht die von allen Händen abgegriffenen Gleichnisse), selbst auf die Gefahr, derb oder eckig zu erscheinen, wieder in ihr Recht gesetzt werde! — „damit der Bezug übersinnlicher Anschauungen auf die Wirklichkeit sichtbarer Wesenheiten vergegenwärtigt werde," würden jene hinzusetzen, die sich darin gefallen, den Kern der Sprache zu verflüchtigen, die nur Grau in Grau malen wollen.

Ich will noch eine Saite anschlagen. Wir geben uns der Hoffnung hin, daß das Wörterbuch den Sinn für Reinheit der Sprache wieder erwecke, der in unserer Zeit völlig abgestorben scheint. Keine andere Sprache befindet sich, von dieser Seite betrachtet, in einem so erbarmungswürdigen Zustand. Das bleibt wahr, wenn man auch zugiebt, daß abgeleitete, wie die romanischen, und gemischte, wie die englische, der Gefahr weniger ausgesetzt sind, ihren Ursprung und ihre Würde zu vergessen. Ich muß andeuten, wie ich das verstehe. Kein Volk, wenigstens kein europäisches, scheidet sich streng von dem andern und setzt geistigen Berührungen Grenzpfähle entgegen, wie man den Waaren und Erzeugnissen des Bodens thut. Sobald aber Völker sich äußerlich nähern, so erfahren auch ihre Sprachen eine nothwendige Wechselwirkung. Wer kennt nicht den Zusammenhang jener beiden Stämme, bei denen unsere Bildung wurzelt, denen wir Unsägliches verdanken, mehr als wir uns in jedem Augenblick bewußt sind? Ich meine natürlich die Griechen und Römer. Ich will nicht berühren, daß die Völker, die man die kaukasischen nennt, Gemeinsames genug, ja un-

bezweifelte Spuren einer untergegangenen Ursprache bewahren; ich rede nur von der sicheren Wahrnehmung, daß sie eine Anzahl Wörter von einander geborgt und aufgenommen haben. Das mußte geschehen und war ein Gewinn. Daheim nicht ausgebildete oder gar nicht vorhandene Begriffe holt man von andern und nimmt das Wort dafür mit: könnten wir z. B. auskommen, wenn wir „Idee" wieder wegweisen sollten? Schon das Althochdeutsche hat sich dieses Rechtes bedient, nur mit richtigem Gefühl die fremde Form der einheimischen angenähert. Hat doch die romanische Sprache in Gallien anfänglich mehr aus der deutschen geborgt, als die deutsche aus ihr. Manche von den Römern empfangene Wörter, wie etwa „Frucht, Tisch, Kampf" sind zu uns so völlig übergegangen, daß wohl mancher überrascht wird, wenn er von fremdem Ursprung hört. Reden wir von „dichten", so empfinden wir schon den Hauch des Geistes, jenes geheimnißreiche Schaffen der Seele; es ist nichts als das lateinische dictare, das zu dieser Würde sich erhoben hat. Aber auch Wörter, deren fremde Abkunft offen liegt, müssen geduldet werden; die Wissenschaften, Künste und Gewerbe bedürfen technischer Ausdrücke, die einen scharfbegrenzten, voraus verabredeten Begriff unverändert festhalten sollen. Versucht man eine Uebersetzung, so klingt sie hölzern und lächerlich. Kann jemand bei „Befehl" an den grammatischen Imperativ denken, bei „Einzahl" an den Singularis, bei „Mittelwort" an das Partizipium, bei „Geschlechtswort" an Artikel? Ob wohl ein Pedant schon pedantisch genug gewesen ist, für das fremde Wort, das ihn allein genau bezeichnet, ein einheimisches zu erfinden? Einem Humorist wird es nicht in den Sinn kommen, sich zu übersetzen; wie wäre es möglich, die in allen Farben glänzenden Strahlen seines Geistes frei spielen zu lassen ohne das Recht, auch nach dem fremden Ausdruck zu greifen: das Anmuthigste und Heiterste müßte ungesagt bleiben. Auch im

Ernst zwingt uns die Noth zum Borgen. Wissen wir Germanisten uns doch keinen erschöpfenden deutschen Namen zu geben.

Hat es bisher den Schein gehabt, als wollte ich der Einmischung des Fremden das Wort reden, so ist doch gerade das Gegentheil meine Absicht; ich wollte nur nicht das Kind mit dem Bade ausschütten. Was ich eben vertheidigt habe, ist so sehr in der Natur der Sache begründet, daß der steifleinene Purismus, der sich manchmal aufrichten will, immer wieder zu Boden fällt. Aber gefährlich im höchsten Grade ist der Mißbrauch, der in unserer Zeit alles Maß übersteigt; ich kann mich nicht stark genug dagegen ausdrücken. Alle Thore sperrt man auf, um die ausländischen Geschöpfe heerdenweise einzutreiben. Das Korn unserer edlen Sprache liegt in Spreu und Wust: wer die Schaufel hätte, um es über die Tenne zu werfen! Wie oft habe ich ein wohlgebildetes Gesicht, ja die geistreichsten Züge von solchen Blattern entstellt gesehen. Oeffnet man das erste Buch, ich sage nicht ein schlechtes, so schwirrt das Ungeziefer zahllos vor unsern Augen. Da liest man von „Amplifikationen, Kollektionen, Konstruktionen, Publikationen und Manipulationen," da ist die Rede von „Divergenz, Reticenz, Omnipotenz, Kohärenz, Tendenz und Tendenzprozessen", von „Lokalisirung", von „nobler Natur" und „prolifiquer Behandlung", von „sozialen Conglomeraten", oder von „futilem Raisonnement", die Verhältnisse sollen nicht zart, sie müssen „delikat" sein; wir werden nicht davon bewegt, sondern „affizirt". — Das Leben versumpft nicht, es „stagnirt". Ungleichartig versteht niemand, aber gewiß „heterogen"; das Jahrzehnt nimmt an Gewicht zu, wenn es „Decennium" heißt. Das alles ist auf wenigen Blättern zu finden, und immer bot die Muttersprache das natürlichste, eindringlichste Wort. Und gar, wenn Dürftigkeit des Geistes dahinter steckt! Die arme Seele borgt von den Philosophen ein

paar technische Ausdrücke, sie spricht vom „objektiven und subjektiven", von der „Spekulation und Intelligenz" oder gar von dem „Absoluten", das alle anderen Gedanken verschlingt. Es ekelt mich an, weitere Beispiele aufzusuchen. Diesen traurigen Verfall mag stumpfe Gleichgültigkeit gegen den hohen Werth der Sprache, die ein Volk noch zusammenhält, wenn andere Stützen brechen, mangelndes Gefühl von ihrer innern Kraft, manchmal auch die Neigung vornehmer zu erscheinen, herbeigeführt haben: Gewohnheit und Trägheit halten die Unsitte fest und lassen das Verderbniß immer weiter um sich greifen. Man weiß nicht mehr, daß man sündigt. Habe ich doch, ich muß es sagen, an dieser Stelle, von den geehrten Rednern dieser Versammlung, welchen Glanz und Ruhm des Vaterlandes am Herzen liegt, mehr fremde Wörter gehört als sich ertragen lassen, sogar von denen, welche gegen die Anwendung des römischen Rechts und dessen Sprache sich so stark erklärt haben. Ueber Nacht läßt sich das Unkraut nicht ausreißen, wir müssen zunächst trachten, daß es nicht weiter hinaufwuchere und der edlen Pflanze Sonne und Luft raube.

Das war es, meine Herren, was ich Ihnen bei Gelegenheit des deutschen Wörterbuchs sagen wollte; ich schließe mit dem Wunsch, daß es bei Ihnen eine gute Stätte finden möge."

Etwa sechs Jahre später, am 25. Februar 1852, brachte der Hamburgische Correspondent in seiner Nummer 48 folgende literarische Notiz:

„*** Berlin. — Von dem umfassenden deutschen Wörterbuche, welches bekanntlich die beiden Brüder Jakob und Wilhelm Grimm herausgeben, sind nunmehr schon eine Anzahl Bogen gedruckt und wird mit dem Weiterdruck eifrig fortgefahren, so daß von diesem deutschen Nationalwerk bereits in den nächsten Monaten ein Theil wird erscheinen können. Aehnliche lexikalische Werke in solcher Ausdehnung dürften wenige Nationen aufzuweisen haben."

Die von der Weidmannschen Buchhandlung ausgegebene Ankündigung und Druckprobe wurde im Literarischen Centralblatt 1852 Nr. 13 vom 20. März folgendermaßen angezeigt:

„Wir können uns die Freude nicht versagen, bei Gelegenheit der vorliegenden Ankündigung unsern Lesern die angenehme Nachricht mitzutheilen, daß der Druck des vorstehend genannten, seit so langen Jahren ersehnten Werkes jetzt wirklich begonnen hat, und wir bereits in den nächsten Wochen dem Erscheinen der ersten Lieferung entgegensehen dürfen.

Das deutsche Volk erhält an diesem Buche ein Nationalwerk im höchsten und umfassendsten Sinne des Wortes. Der gesammte Reichthum der hochdeutschen Sprache, nicht blos in seinem gegenwärtigen Bestande, sondern wie er seit dem Anfange des sechzehnten Jahrhunderts in seinen verschiedenen Entwickelungsstufen unter den Händen der bedeutenderen schriftstellerischen Individualitäten sich ausgelegt hat, soll in demselben zusammengefaßt und in reichen Beispielen zu schneller Uebersicht dem Auge vorgeführt werden. Seit vollen vierzehn Jahren haben sich an den Vorarbeiten eine große Reihe tüchtiger Männer betheiligt. Das Ganze ist auf mindestens 500 Bogen berechnet und wird in Lieferungen von fünfzehn Bogen zu dem überraschend billigen Preise von 20 Sgr. ausgegeben werden."

Im Anzeigeblatt zum Literarischen Centralblatt 1852 Nr. 12 erschien folgende

„Bitte.

Aus allen Gegenden des Vaterlandes wird uns rege Theilnahme an dem deutschen Wörterbuch ausgesprochen und damit aufs Erfreulichste kund gethan, daß Sinn und Neigung für unsere schöne und gewaltige Sprache überall im stillen fortdauerten. Es bedurfte des Beginns und öffentlichen Vortretens der Arbeit, um durch die That zu zeigen, was wir wollen und wie wir es ausrichten können. Reiches, fast unübersehliches

Material liegt uns vor, aber noch kann es nicht abgeschlossen sein und bedarf von vielen Seiten ergänzender Ausfüllung. Denn abgesehen von sorgsam angeordneten, großentheils vortrefflich, zum Theil lässig gefertigten und mühevolle Nachsammlung fordernden Auszügen aller oder der meisten vorragenden Schriftsteller, abgesehen von diesem beträchtlichen Vorrath, ist uns aus der Hand sprachgelehrter Kenner, die dazu befähigt gewesen wären, selbst persönlich befreundeter, kaum ein nennenswerther Beitrag zu dem schweren Werk geleistet worden. Entweder mißtrauten sie dessen Ausführung, oder es lag ihnen stärker an, eigne Arbeiten zu fördern als ein in solchem Umfang vielleicht nie wiederkehrendes Unternehmen. Mit Berichtigungen und Zusätzen zu den erschienenen Heften ist jetzt nichts gethan, dergleichen sind leicht zu machen und im Flusse der warmen Arbeit ärgern oder schmerzen sie mehr, als daß sie helfen.

Wir glauben etwas Praktisches und dem Augenblick Angemessenes vorzuschlagen, wenn hiemit wir Unbekannte und Bekannte ersuchen, ihren Blick abwendend von dem jähen Abgrunde des ganzen Werks, an den wir unser Auge gewöhnt haben, immer nur den Buchstab, der zunächst erscheinen muß, ins Gesicht zu fassen, auffallende, bedeutende Wörter daraus zu sammeln, und nach unserer Weise ausgezogen, auch durch Citat beglaubigt, wo thunlich auf kleinen Zettelchen, allmählich und mit dem ganzen Wörterbuch vorschreitend, an uns gelangen zu lassen. Wohlwollende deutschgesinnte Zeitungen bitten wir, diese Bekanntmachung aufzunehmen und weiter zu verbreiten.

Jakob Grimm. Wilhelm Grimm."

Der Ansicht, daß „mit Berichtigungen und Zusätzen zu n erschienenen Heften jetzt nichts gethan sei", war aber nicht . Daniel Sanders. Er ließ bei Hoffmann und Campe 1852 Heft erscheinen unter dem Titel: „Das Deutsche Wörterbuch . w. kritisch beleuchtet von Dr. Daniel Sanders. Motto:

Heilig achten wir die Geister, aber Namen sind uns Dunst.“ Es sei gestattet, zur Kennzeichnung des Tones, in dem dies 104 Seiten starke Heft gehalten ist, folgende Kraftstellen wörtlich mitzutheilen.

„Wohl aber wissen wir, daß wir auf Widerspruch stoßen werden, wenn wir als das Ergebniß unsrer Kritik aussprechen, daß das Werk in seiner ganzen Anlage und großentheils auch in seiner Ausführung durchaus verfehlt ist. Das Publikum hat von vornherein ein günstiges Vorurtheil für ein Werk über deutsche Sprache, das den Namen der Gebrüder Grimm an der Stirne trägt, wie wir selbst auch mit dem günstigsten Vorurtheil an das Werk herangegangen sind. (S. 5) . . . Heiliger Gott! werden wir Deutsche denn nun und nimmer diesen leidigen Zopf los werden? [Jakob Grimm giebt als nächste annähernde Begriffsbestimmung dem deutschen Wort das lateinische bei] muß man denn wirklich, um deutsch zu verstehen, nothwendig Lateinisch kennen? und giebt es denn wirklich keine andere Bildung, als die sogenannte gelehrte? Aber nun ist obendrein — es ist nicht zu hart ausgedrückt — die lateinische Erklärung eitel gehaltloses Flitter- und Prunkwerk [von Sanders gesperrt gedruckt]. Ich spreche hier nicht von dem unüberwindlichen Uebelstand, daß die lateinischen Erklärungen in vielen Fällen unzutreffend sind und sein müssen, . . . nein, ich spreche hier von dem, was sich lateinisch ausdrücken ließe (S. 29) . . . Engländer, Franzosen, Italiener u. s. w., alle Völker geben in derartigen Wörterbüchern die Erklärung in ihrer Muttersprache und — der Deutsche sollte allein auf eine fremde Sprache und zwar auf eine todte angewiesen sein?! Sünde wäre jedes Wort, das man darüber weiter verlöre! (S. 31) . . . Wenn aber, auf derselben Seite mit der Altschen, „**Tante Voß**“ [von Sanders fettgedruckt] als Auktorität aufgeführt wird, so ist das wahrhaft unerträglich . . . daß derartige Zeitungsannoncen für die

Gebrüder Grimm als Beweisstellen gelten können, daß sie uns als Beweisstellen gelten sollen, das ist [von Sanders so dargestellt] !!! ☛ Noch nicht dagewesen!! Man muß es sehn, um es zu glauben. ☚ !!!" (S. 34)

Nun noch die Schlußbemerkung dieses ersten Heftes: „Wir verkennen die Verdienste der beiden Brüder Grimm um unsre Sprache durchaus nicht, ja wir verhehlen nicht, daß selbst aus diesem ihrem Wörterbuch der aufmerksame Leser — wenn ein solches Werk überhaupt auf Leser rechnen darf — namentlich für die Geschichte einzelner Wörter, obgleich gerade die Etymologie im Ganzen sehr kümmerlich bedacht ist, mancherlei lernen kann. Aber dergleichen Einzelnheiten können unmöglich dafür entschädigen, daß, wie ausführlich nachgewiesen, das Werk in seiner ganzen Anlage und großentheils auch in seiner Ausführung durchaus verfehlt ist."

Im Literarischen Centralblatt 1852 Nr. 43 wurde darauf aufmerksam gemacht, daß noch manche und reichere Beiträge könnten geliefert werden als die von Sanders, ohne daß der Werth des Grimmschen Wörterbuchs dadurch irgend bedroht würde.

Diesem ersten ließ Dr. Sanders 1853 ein zweites, 232 Seiten starkes Heft, mit Nachträgen zum deutschen Wörterbuch, folgen. Hören wir die Schlußausführungen des Verfassers.

„Das deutsche Wörterbuch der Gebrüder Grimm ist eben gar kein Buch, es sind vielmehr nur rohe, kaum geordnete Materialien zu einem solchen, wobei nicht füglich das Widersprechendste, kaum vereinbar Scheinende zusammengefügt erscheint. — Da finden wir eine in den Zungen von — Gott weiß wie vielen — Völkern redende, wo möglich die ganze Welt umfassende Gelehrsamkeit gepaart mit den unglaublichsten und doch handgreiflichsten Fehlern, Irrthümern und Schnitzern in den Elementen der eigenen und der uns am nächsten liegenden Sprachen; da

finden wir die verschiedensten, apodiktischsten Behauptungen, die ihre Widerlegung oft — in sich selbst tragen; da finden wir die Meister deutschen Stils, einen Lessing, Goethe, Platen — wir möchten sagen, wie Schulbuben — gemeistert und daneben oder vielmehr gerade in solchem Tadel die größte Schülerhaftigkeit!" (S. 231)

Dazu sagt das Literarische Centralblatt in seiner Nr. 30 vom 23. Juli 1853: „Der Verfasser fährt fort, in derselben Weise wie früher, Zusätze und Berichtigungen zum Grimmschen Wörterbuche bekannt zu machen. Den Kreis seiner Lektüre hat er seit dem Erscheinen des ersten Heftes erweitert durch aufmerksame Durcharbeitung des zweiten und dritten Theiles von W. Wackernagels Lesebuch und durch Mühlpforts Gedichte. . . . Glaubt er, indem er großprahlerisch Männern, wie die Grimms sind, am Zeuge zu flicken vorgiebt, sich selber die Sporen zu verdienen? Heutzutage verfangen derartige Charlatanerien auf dem Gebiete der Wissenschaft nichts mehr. Herr Sanders hat es sich selbst zuzuschreiben, wenn die Wissenschaft das wenige Brauchbare seines Büchleins sich wirklich aneignet, ihm selber aber nur der Unwille und die Geringschätzung der Urtheilsfähigen zu theil wird."

In den Münchener gelehrten Anzeigen erschien eine, anfangs November 1852 mit Ergänzungen besonders abgedruckte, Beurtheilung unsres deutschen Wörterbuchs, die es ebenfalls ihres Tones halber verdient, und in manchen Stellen wörtlich, zur Kenntniß des Lesers gebracht zu werden. Der Autor, Professor Wurm, zieht zunächst über die lateinischen Lettern her; dann verlangt er eine logische Eintheilung der Wortbedeutungen (statt der gegebenen historischen). Dann fährt er fort: „Wie wir allenthalben die rohe, cyklopische Sprachform und die einfachen, unbehülflichen Redeweisen des Alterthums vor den abgerundeten Formen und den abgezogenen Wendungen der Neuzeit bevorzugt bemerken, so begegnet uns beim ersten Blicke

auf das deutsche Wörterbuch ein gänzlicher Mangel an demjenigen, was zur höheren Sprachauffassung, zur Bekanntschaft mit dem innern Kerne, mit dem Geist der Sprache behülflich sein könnte ... Bei aller Lückenhaftigkeit und Oberflächlichkeit der Worterklärung giebt sich das deutsche Wörterbuch dennoch allenthalben den Anschein tiefeindringender Gründlichkeit, leider können wir dieselbe im vollständigen Sinne des Wortes nicht anders als pedantisch finden, peinlich und skrupulös in Kleinigkeiten und Buchstaben, leicht und seicht in Erfassung des durch die Sprache waltenden Geistes und Sinnes ... Im Punkte der Etymologie konnte und kann nur derjenige etwas von dem deutschen Wörterbuche erwarten, welcher aus der höchst sterilen, unbestimmten und wenig gründlichen Methode der Grammatik Herrn J. Grimms mit unendlicher Mühe ein zweideutiges Wissen geschöpft hat. — Sowohl in der Grammatik Herrn J. Grimms, als in dem deutschen Wörterbuch vermissen wir oft ein eindringendes Studium der antiken Sprachen, des Griechischen und Lateinischen, der neuern Sprachen, des Englischen, Französischen, Italienischen, Schwedischen, Plattdeutschen, selbst die tiefere Bekanntschaft mit den vaterländischen Dialekten. Das Wörterbuch genügt in keiner Hinsicht den Anforderungen, welche an ein für alle Stände geeignetes Sprachwerk nach Recht und Billigkeit gestellt werden ... Das deutsche Wörterbuch erweckte durch seinen ebenso kurzen als bedeutenden Titel die Erwartung eines Nationalwörterbuchs; diese Erwartung bekundete sich seit Erscheinung der ersten Hefte in verschiedenen Zeitschriften. Diese Erwartung hegte auch Schreiber dieses bei der ersten flüchtigen Ansicht des Werkes. Allein jeder neue, tiefere Einblick mußte ihn eines anderen belehren und das unangenehme Gefühl getäuschter Erwartung steigernd vermehren ....

.... Amicus Plato, amicus Aristoteles, magis amica veritas .... In seiner Nr. 18 — 30. April — 1853 findet das

Literarische Centralblatt bei Gelegenheit der Anzeige des fünften Heftes des deutschen Wörterbuchs Gelegenheit sich über dieses Wurmsche Pamphlet auszusprechen. Es heißt daselbst:

„Wir haben das Erscheinen der vierten Lieferung dieses Werkes seiner Zeit anzuzeigen unterlassen, weil wir nicht umhin gekonnt hätten, bei dieser Gelegenheit unsern Unwillen und unsere Entrüstung über ein Pamphlet offen auszusprechen, welches, wie es damals schien, unter den Auspizien einer geachteten Gelehrtenkorporation hervorgetreten war, ob es gleich die ekle Absicht hatte, unter dem Scheine wissenschaftlicher Motive eine der schönsten Zierden unserer Wissenschaft mit Koth zu bewerfen. Es freut uns, daß wir mit unserm Urtheil, welches auch über das Verhalten jener Gelehrtenkorporation sich auf das Härteste hätte aussprechen müssen, damals zurückgehalten haben, denn, wie wir zu unserer Freude ersehen, hat dieselbe jetzt öffentlich jede Theilnahme an jenem Attentat von sich abgelehnt und jenes Pamphlet abgewiesen in den Sumpf persönlicher Gemeinheit, aus dem es entsprungen war. Wir haben schon einmal darauf aufmerksam gemacht, daß es ein ganz ungerechtfertigtes Verlangen wäre, ein so umfassendes Werk, wie das vorliegende Wörterbuch, durchaus vollkommen und makellos zu verlangen. Wenn der Verfasser zum Ziele seiner Naseweisheit einen in thätigster Liebe und ununterbrochenem Verdienste für sein Vaterland ergrauten, und von allen Mitlebenden mit seltener Pietät verehrten Mann nimmt, ohne ein Gefühl von der ihm diesem gegenüber gebührenden Stellung zu verrathen, den haben wir ein Recht, aus der Reihe ehrenhafter Männer zu streichen.“

Hierauf erwiderte Herr Wurm in einer „Beleuchtung der Anzeige der fünften Lieferung des deutschen Wörterbuchs von J. Grimm und W. Grimm. Ein neuer Beitrag zur Beurtheilung desselben“, die das Literarische Centralblatt folgendermaßen vornahm:

„Einmal spricht Herr Professor Wurm die beleidigende und

bis zur Schamlosigkeit unschickliche Vermuthung aus, die betreffende Anzeige sei von Jakob Grimm selber verfaßt, sodann versucht er, über die ganze sprachwissenschaftliche Thätigkeit dieses in Form des seichtesten Räsonnements den Stab zu brechen ... Wenn wir von persönlicher Gemeinheit sprachen, so zeigt die erste Vermuthung wohl, daß wir uns nicht zu hart ausdrückten; das alberne Gerede über die wissenschaftlichen Leistungen Jakob Grimms gehört zur Begutachtung des Irrenarztes."

Gerechtigkeit wie Vollständigkeit aber des Urtheils erfordern es, zu bemerken, daß Herr Wurm sich später noch einmal über das Grimmsche Wörterbuch geäußert, und zwar in der Vorrede zu seinem eigenen, allerdings nicht über den ersten Band (A — Aushauer) hinausgekommenen „Wörterbuch der deutschen Sprache von der Druckerfindung bis zum heutigen Tage". Er sagt daselbst September 1858:

„Jetzt trat das Wörterbuch der Herren Grimm an das Licht. Kaum konnte einer meiner Landsleute von dieser Erscheinung sich stärker berührt fühlen, als dies bei mir in der eingeschlagenen Richtung der Fall sein mußte. Zwar übte die äußere Einkleidung des Werkes, die lateinische Begriffsbestimmung, die römischen Lettern, die kleinen Initialen einen störenden Eindruck auf meine Anschauungsweise. Indessen hatte ich es dem alten Adelung zuweilen im stillen verargt, die von Campe ihm dargebotene Hand zur gemeinschaftlichen Weiterbildung seines Sprachwerkes gleichgültig abgelehnt und auf diese Weise eine Zersplitterung auf diesem Gebiete der Sprachforschung herbeigeführt zu haben. Dieser Denkungsart getreu, schwankte ich nicht lange über die dem Grimmschen Wörterbuche gegenüber zu ergreifende Partie; ich bot mit Unterdrückung meiner Abneigung oder, wenn man will, Grille gegen das äußerliche Gewand desselben, meine Vorarbeiten Herrn Jakob Grimm,

wohl fühlend, was dem jüngern Manne gegen den altwürdigen gezieme und bereit, mich als dienendes Glied einem Ganzen z. unterordnen. — Die Art und Weise, in welcher ich nachgehends über Einrichtung und Haltung des Werkes als National-Wörterbuch mich ausgesprochen habe, die scharfe, selbst schroffe Manier findet einige entschuldigende Erklärung in jener Art Hingabe an die Lieblings- und Schoßwissenschaft, welche gegen den Werth des Gegenstandes die Rücksichten für fremde wie eigene Persönlichkeit in den Hintergrund zu stellen so leicht Gefahr läuft. Die unrichtigen Aufstellungen aber, welche ich etwa gemacht habe, werden sich an meiner Arbeit rächen. Darüber, ich glaube es voraussetzen zu dürfen, sind wir alle einverstanden, daß das deutsche Wörterbuch der Herren Grimm kein eigentliches Wörterbuch für das deutsche Volk, kaum für den gebildeten Theil desselben sei, wir müßten denn in den Begriff der Bildung den präsenten Lateinverstand ziehen, da bekanntlich selbst der literarisch gebildeten Klasse diese Schulkenntnisse im praktischen Leben frühzeitig abhanden zu kommen pflegen. Ebenso einverstanden sind wir darüber, daß dieses Wörterbuch als erster breiter Untergrund einer neuen sicherständigen deutschen Sprachforschung, als ein Sprachschatz im vollen Sinne des Wortes die höchste Anerkennung verdiene, daß die deutsche Lexikographie von da an einen neuen Zeitraum datire. Ohne diese außerordentlich reichlich fließende Sprachquelle würde meiner Arbeit nicht blos ein großer, guter Theil wissenschaftlichen Stoffes abgehen, ich schulde derselben zugleich die Ausdehnung meiner literarischen Bekanntschaft und die an der Berührung und Vergleichung eines gediegenen Materials mit dem eigenen gewonnene Befestigung und Orientirung in der Methode derartiger Arbeit. Von dieser Seite beschränke ich den bessern Theil meines Verdienstes mit Bereitwilligkeit auf die Vermünzung und Inkurssetzung der gewonnenen Ausbeute.“ — —

Im ersten Viertel des Jahres 1854 war mit der achten Lieferung der erste Band A—Biermörder vollendet. Wie groß die Anforderung war, die das Wörterbuch an die doch so bedeutende und noch immer frische Arbeitskraft Jakob Grimms stellte, ersehen wir aus einem Briefe an den Friesen J. H. Halbertsma, wo es heißt: . . . „Sie wissen aber, ich stecke in der unablässigen Ausarbeitung des deutschen Wörterbuchs, das mir fast den Athem benimmt, so daß ich alle andern Studien an den Nagel hängen muß und mein Briefwechsel stockt ganz.“

Hätte die Vorrede zu diesem ersten Bande, in dem ausführlich Bericht gegeben wird über Plan und Absicht dieses Werkes, schon der ersten Lieferung beigelegen, so hätten wohl die Beurtheilungen von Sanders und Wurm andere sein müssen; ihr Ton wenigstens — so steht zu hoffen — wäre unmöglich geworden. Sie hätten sich den Weg, den sie zu gehen hatten, zeigen lassen von jenen 83 deutschen Männern, die ohne andern Dank zu erwarten als die Freude, ein nationales Unternehmen zu fördern, Beitragspender des Wörterbuchs wurden. Waren doch unter diesen Männer wie Gustav Freytag, Gervinus, Karl Gödeke, Moritz Haupt, Hoffmann v. Fallersleben, Koberstein, Pfeiffer, Rudolf v. Raumer, Vilmar, Weigand, Zacher.

Gleich zu Beginn der Arbeit war für die Durchsicht der Quellen und Anfertigung der Auszüge Hülfe gesucht worden. Von Seite der Verlagshandlung war nichts unterlassen, um sie genugsam herbeizuschaffen, und der entspringende beträchtliche Kostenaufwand bereitwillig gedeckt. „Auf diesem Wege,“ sagt Jakob Grimm, „sind sehr schätzbare und in der That unentbehrliche Sammlungen zu stande gekommen, die gleichwohl, ungeachtet, daß ein genauer Plan des Verfahrens entworfen war und zum Grunde gelegt wurde, nach Beschaffenheit der Schriftsteller und nach der Ausziehenden Anstelligkeit oder Neigung

von sehr verschiedenem Werthe sein mußten. Einige Auszüge ließen fast nichts zu wünschen übrig, andere machten größere oder geringere Nachhülfe nöthig."

Wie groß dies Werk vor seiner Seele dastand, von dem er hoffte, daß der Ruhm unserer Sprache und unseres Volkes, welche beide eins seien, dadurch erhöht sein werde, ersehen wir daraus, daß er doch noch darüber klagt, daß dem ausrückenden Wortheer keine Zuzüge geworden, von woher es sich allermeist auf sie vertröstet hätte; die von befreundeten, tagtäglich in den Quellen der Sprache verkehrenden Männern angelegten Zettelkasten seien leer geblieben oder unaufgethan. „So schwer," ruft er aus, „war es, vor dem langen Werke den ersten Eifer wach zu erhalten und nicht bald in trägen Schlummer fallen zu lassen."

Daß aber auch zwei Frauen, Hedwig und Eleonore Wallot, sich um das Wörterbuch verdient gemacht, indem sie Mittheilungen einschickten, die Jakob Grimm „ungemein sorgfältige" nennt, soll doch unvergessen bleiben.

Ueber die Art, wie er sich mit seinem Bruder Wilhelm in die Arbeit am Wörterbuch getheilt, berichtet Jakob Grimm, daß das Zusammenarbeiten am selben Wort nicht angängig gewesen; daß einer dem andern die Arbeit nachprüfe, habe das berechtigte Selbstgefühl wie auch der zu vermeidende Zeitverlust ausgeschlossen. So habe man denn die Arbeit nach Buchstaben getheilt.

Als der Anfang des Werkes bevorstand, erzählt er weiter, sagte ich zu Wilhelm: „Ich will A nehmen, nimm du B." „Das kommt mir zu bald," versetzte er, „laß mich mit D beginnen." Das schien höchst passend, weil A, B, C den ersten Band füllen sollten und es angemessen wäre, jedem Mitarbeiter eigene Bände anzuweisen.

Was ihm Zweck eines Wörterbuchs ist, giebt er so an:

„Es soll ein Heiligthum der Sprache gründen, ihren ganzen Schatz bewahren, allen zu ihm den Eingang offen halten. Einen Haufen Bücher mit übel erfundenen Titeln giebt es, die hausiren gehn und das bunteste und unverdaulichste Gemisch des mannigfaltigen Wissens feil tragen. Fände bei den Leuten die einfache Kost der heimischen Sprache Eingang, so könnte das Wörterbuch zum Hausbedarf, und mit Verlangen, oft mit Andacht gelesen werden. Warum sollte sich nicht der Vater ein paar Wörter ausheben und sie abends mit den Knaben durchgehend zugleich ihre Sprachgabe prüfen und die eigne auffrischen? Die Mutter würde gern zuhören. Frauen mit ihrem gesunden Mutterwitz und im Gedächtniß gute Sprüche bewahrend, tragen oft wahre Begierde ihr unverdorbenes Sprachgefühl zu üben, vor die Kisten und Kasten zu treten, aus denen wie gefaltete Leinwand lautere Wörter ihr entgegen quellen: ein Wort, ein Reim; ein Reim führt dann auf andere, und sie kehren öfter zurück und heben den Deckel von neuem.“

Ob alle Wörter, also z. B. auch die sogenannten obscönen, sofern sie nur der zeitlichen und räumlichen Beschränkung nach hineingehören würden, aufzunehmen sind, darüber meint Jakob Grimm, indem er über das, was Wilhelm in seiner Frankfurter Rede aufgestellt, noch hinausgeht, daß es gar kein Wort in der Sprache gäbe, das nicht irgendwo das beste wäre an seiner rechten Stelle. An sich seien alle Wörter rein und unschuldig, sie gewönnen erst dadurch Zweideutigkeit, daß sie der Sprachgebrauch halb von der Seite ansieht und verdreht.

Ueber den von Wurm und Sanders so arg getadelten Gebrauch, dem deutschen statt einer geschraubten Definition einfach das lateinische Wort folgen zu lassen, spricht sich Jakob Grimm folgendermaßen aus:

„Wenn ich zu dem Worte Tisch das lateinische mensa setze, so ist vorläufig genug gethan und was weiter zu sagen ist, er-

giebt die folgende Abhandlung. Statt dessen wird definirt: „ein erhöhtes Blatt, vor dem man steht oder sitzt, um allerhand Geschäfte darauf vorzunehmen“ oder auch: „eine auf Füßen erhobene oder ruhende Scheibe, vor der oder wobei man verschiedene Verrichtungen vornimmt.“ Ich stelle mir vor, daß sinnigen Frauen das Lesen im Wörterbuch durch die eingestreuten lateinischen Ausdrücke so wenig gestört oder gar verleidet wird, als sie ein Zeitungsblatt ungelesen lassen wegen der juristischen, militärischen, diplomatischen Kunstwörter, die darin stehen. Die Befähigung zu dem Wörterbuch wird sich durch den Gebrauch selbst mehren.“

Ein besonderer Vorzug des Grimmschen Wörterbuchs ist die Fülle der Belegstellen; es ist ihm zum Vorwurf gemacht worden, daß einzelne Wörter so reichlich damit bedacht sind, andere beinahe leer ausgehen. Und doch entspricht es dem wohlüberlegten Plan der Verfasser: es sollte damit angezeigt werden, ob ein Wort beliebt, viel gebraucht oder gemieden und selten sei. So ersehen wir denn gleich aus der Zahl der Citate, daß „ahnungsvoll“ und „bethätigen“ Lieblingswörter Goethes sind.

Alle Belege aber, wie es beinahe unnöthig zu sagen ist, drücken durch ihren Inhalt lediglich die Ansicht des Schriftstellers aus, von dem sie stammen; sie wollen, sagt Jakob Grimm, zumal in Glaubenssachen, deren sie aus dem Zeitalter der Reformation eine große Menge anrühren, nichts dogmatisch aufstellen, alles nur geschichtlich erläutern. Daß aber die protestantische Färbung dabei vorherrscht, folgt aus der Ueberlegenheit der protestantischen Poesie und Sprachbildung; es ist doch nirgend versäumt worden aus katholischen Werken, soviel man ihrer habhaft werden konnte, allen Gewinn zu ziehen, welchen sie darboten. Die aus Luthers Schriften entnommenen Aeußerungen über den Ablaßkram geben unmöglich gegründeten

Anstoß, da den Greuel des Mißbrauchs, der damit getrieben wurde, auch die katholische Kirche selbst eingestanden hat.

Daß an Stelle der wirklich gegebenen Beispiele manche frischere stehen könnten, wenn eine große Zahl spracherergiebiger Werke, die vorläufig hatten ungelesen bleiben müssen, schon ausgezogen gewesen wären, ja daß diese wohl auf allen Blättern übersehene Wörter darreichen könnten, war den Verfassern vollständig bewußt gewesen.

Wilhelms Ausruf auf der Frankfurter Germanistenversammlung: „Könnte das Wörterbuch dahin wirken, daß die sinnliche Rede wieder in ihr Recht gesetzt werde!“ giebt wohl von allen den wichtigsten erstrebten Vorzug unsers Wörterbuchs an, den es leider! mit keinem andern theilt. Gelingt ihm sein Vorhaben, zu jedem Wort und — ebenso wichtig! — zu jeder Wendung, die es mittheilt, den sinnlichen Vorgang wieder aufzudecken, der ihnen zu Grunde liegt, so hat es unserm Geistesleben einen Dienst geleistet, der in unsern Tagen noch lange nicht annähernd geschätzt werden kann. So wie von ihm selbst die Gesundung unsers Denkens mit abhängt, so kann er nur von Gesunden oder doch Genesenden gewürdigt werden; erst wenn der alte Schul-Adam mit seinen blassen, marklosen Begriffen durch tägliches Untertauchen im Strom des frischen Lebens ist ersäufet worden, kann der neue Mensch auferstehen, für den immer Sehen, Denken und Empfinden in ein Thun zusammenfallen. Beruht doch, wie Rudolf Hildebrand sagt, die eigentliche Gewalt und Wirkung großer Dichter und Schriftsteller zum Theil eben auf der Kunst, worauf sie ihr eigner frischer und schöpferischer Sinn selbständig führt, gewiß schon meistentheils in der Jugend, daß sie auch die gewöhnlichen Worte wieder mit ihrem vollen Inhalt erfüllen, sie gleichsam beim Wort nehmen . . . .

Und den Sprachvorrath des Einzelnen, führt Hildebrand weiter

aus bilden eigentlich weniger noch die einzelnen Worte, als vielmehr Redensarten, Wendungen oder wie mans nennen will, Verbindungen von Worten, die zusammen aufzutreten gewohnt sind, als Mittel, unsere Beziehungen und Verhältnisse zu den Dingen und Menschen auszudrücken. Der Redende oder Schreibende greift in diesen Vorrath, ähnlich wie einst der epische Sänger in seinen Vorrath epischer Formeln, meistentheils mit solcher, ich möchte sagen blinder Sicherheit, wie schon das kleine Kind viele Griffe mit der Hand durch die Kraft der Gewöhnung auch im Dunkeln sicher thut. Was ist nun das, was er da greift? Es sind genauer besehen Bilder aus dem Leben, die da in festen Wendungen niedergelegt sind, gleichsam kleine Ausschnitte aus der wirklichen Welt, man kann sagen photographische Bilder, die einmal von einem klaren Auge, oft vor Jahrhunderten schon und länger, von irgend einem Vorgange in und außer uns, wie sie immer wiederkehren, in dieser Fassung aufgenommen worden sind. Es ist natürlich allemal ein kluger Kopf, besonders ein Dichter ohne Feder, der den Vorgang so erfaßt und gefaßt und das gesammte Sprachbewußtsein gleichsam damit beschenkt hat. Die Fassung anzunehmen oder zu verwerfen stand freilich völlig in der Freiheit derer, die es zuerst hörten; aber w e n n sie angenommen worden ist bei dieser völligen Freiheit, wie sie kein anderes Lebensgebiet kennt, so ist das eben darum schon allein eine Gewähr für ihre Güte, denn nur das faßte auch bei den andern Wurzel, was sie mit einer gewissen Wahrheit traf. So besteht denn das Sprachbewußtsein des Einzelnen wesentlich aus diesem Bildervorrathe, und er ist es, der recht eigentlich für uns dichtet und denkt nach Schillers treffenden Worten; er besteht aus lauter solchen Erfindungen, besser Fünden, und Geschenken begabter Geister, deren Name freilich kaum eine Woche darauf noch zu ermitteln ist, wenn einmal heutzutage der Vorgang sich wiederholt. Dieser Vorrath überlieferter Redensarten

nun bildet den eigentlichen Geist, Gehalt und Reichthum, das eigentliche innerste Leben der Sprache.

Und die Worterklärung, meint Jakob Grimm, wenn sie gedeihen soll, muß immer den sinnlichen Grund ermitteln und entfalten. Diese sinnlichen Bedeutungen anzugeben und voranzustellen, ist in dem ganzen Wörterbuch gestrebt worden, es war aber unmöglich, überall den bezeichneten Weg einzuschlagen, da es manche einfache und selbst starke Verba giebt, deren sinnlicher Gehalt nicht mehr deutlich vorliegt, dann aber auch eine beträchtliche Zahl von Wörtern in der Sprache vorhanden ist, zu welchen das Verbum mangelt, d. h. erst durch tiefere Forschung gefunden werden kann. So verbergen uns z. B. die Verba sein und wesen den sinnlichen Grund auf dem sie ruhen, und es ist schwer, ihn auch bei geben und finden sicher darzulegen. Welches Verbum, also welcher Sinn darf gesucht werden in Substantiven wie Kind oder Sohn, Tochter? Ihre Bedeutung ist allbekannt, doch nichts als eine abgezogene, den Begriffen, die sie ausdrücken, beigelegte.

Was Jakob Grimm über die Etymologie, dieses Salz des Wörterbuchs sagt, läßt keinen Zweifel darüber, daß er sich schroff ablehnend verhalten würde gegen die Art, wie die Stubenphantasie mit ihren Luftsprüngen durch Zeit und Raum heute so oft das Geschäft der Wortforschung betreibt, das vor allen, soll es kein leeres Spiel werden, festes Anklammern an die volle Wirklichkeit der Sache verlangt. So hält er denn auch dafür, daß die inneren, den Wortbedeutungen wärmer angeschlossenen Ergebnisse zuweilen den scharfsinnigsten Vermuthungen überlegen seien, die auf die bloßen Lautverhältnisse und den weitgreifenden Wechsel oder Ausfall einzelner Konsonanten gegründet werden: setzt man ein R statt L, ein S statt R, ein L statt D und gestattet dem B und G, dem P und K zu tauschen, dem anlautenden K abzufallen, so ist plötzlich das

Aussehen eines Wortes geändert. Bei unsern deutschen Wörtern muß recht sein vor allem zu versuchen, ob sie nicht auch innerhalb des deutschen Gebietes selbst sich erklären lassen, das zwar nur engere, der Natur der Sache nach oft sichere Schritte zu thun erlaubt.

Was das Aeußere des Wörterbuches betrifft, so ist ja allgemein bekannt, daß Jakob Grimm sich darüber ereifern konnte, wenn man die ins Spitze gezogenen Züge der ursprünglich lateinischen Schrift eine „deutsche" nannte. Er ist daher auf den „unverdorbenen" Gebrauch zurückgegangen. Ebenso verschmähte er die erst im sechzehnten Jahrhundert aufgekommene Gewohnheit, die Substantive ohne Unterschied mit der Majuskel auszuzeichnen.

Für Sanders und Wurm hat er nur folgende Worte: „Zwei Spinnen sind auf die Kräuter dieses Wortgartens gekrochen und haben ihr Gift ausgelassen. Alle Welt erwartet hier eine Erklärung von mir, ihnen selbst würde ich nie die Ehre anthun, eine Silbe auf die Roheit ihrer Anfeindung zu erwidern. Mag das Wörterbuch den Einbildungen oder vorgefaßten Plänen dieser hämischen Gesellen nicht entsprechen, die beide nicht einmal Halbkenner unsrer Sprache heißen können; das gab ihnen kein Recht, ein vaterländisches Werk, das alle freuen sollte, und reiche Vorräthe öffnet, zu verlästern, keine Kraft, es in seiner Wirkung aufzuheben oder auch nur zu schmälern. Ihr Frevel ist unserer öffentlichen Zerrissenheit ein Zeichen. Alles Dankes, der ihrem armen Flicken am Zeug sonst vielleicht geworden wäre, gehen sie baar." —

Noch vor Beendigung des zweiten Bandes unsers Wörterbuchs ließ Rudolf von Raumer im ersten Heft der Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien 1858 eine Beurtheilung erscheinen, die besonders deshalb schon wichtig ist, weil ihr

wesentlicher Inhalt wiederholt wird in Raumers Geschichte der germanischen Philologie. Es versteht sich bei ihm von selbst, daß der Ton seiner Kritik der Widerhall ist der hohen Verehrung, die er hegt für den größten Meister des Faches. Was er rühmt, ist die Reichhaltigkeit und Massenhaftigkeit des verarbeiteten Materials, Grimms unerreichte Beherrschung aller älteren germanischen Sprachen, des greisen Meisters unvergleichliche Kombinationsgabe, welche alle seine Arbeiten auszeichnet. Er beklagt es aber als einen ernsten Mangel, daß das Wörterbuch nicht ruhe auf einem eindringenden und umfassenden Studium der neuhochdeutschen Literatur, sondern auf den Zettelexzerpten anderer. Er tadelt, daß in dem Quellenverzeichniß des I. Bandes fehlen die Werke von Johann Arndt, Spener, August Hermann Francke, Zinzendorf, Keppler, Albrecht Dürer; daß der benutzten Lutherausgabe gerade die Kirchenpostille fehle, daß die Geschichte der Worte Bewegungsgrund, Bewußtsein und Begriff nicht auf Christian Wolff zurückgeführt ist, dessen Wichtigkeit für philosophische Ausdrücke des achtzehnten Jahrhunderts ganz ungemein sei; daß das Wörterbuch ferner in den meisten Fällen keine ausdrückliche Auskunft gebe, ob ein Wort oder eine Wortform noch gegenwärtig im Gebrauch ist oder nicht, sondern es dem Leser überlasse, dies aus den beigefügten Belegen zu entnehmen; ferner daß Jakob Grimm gewisse Formen, wie z. B. Bogen durch seine Bemerkungen wieder auf die ältere sogenannte organische Boge zurückführen möchte.

Im Jahre 1860 tritt Jakob Grimm selber als Beurtheiler des Wörterbuchs, wenigstens in Betreff des Buchstaben D auf. Er sagt von dem Bearbeiter desselben, dem am 16. Dezember 1859 heimgegangenen geliebten Bruder Wilhelm:

„Er arbeitete langsam und leise, aber rein und sauber; wenn sein Verspäten einigemal Gefahr brachte und die Geduld

der Leser auf die Probe stellte, so werden sie sich nachher an der feinen Abgrenzung und Ausführung alles dessen, was er lieferte, erfreut haben."

Am 20. September 1863 folgte Jakob dem Bruder im Tode nach. Vierzehn Tage später übernahmen Rudolf Hildebrand und Karl Weigand die Fortführung des bis zum Worte „Frucht" gediehenen Wörterbuchs. Zwei fernere Lieferungen waren bereits wieder erschienen, als Wilhelm Scherer seine Grimmbiographie 1865 schrieb. In dieser urtheilt er natürlich auch über das Wörterbuch. Er glaubt, diesem die Ewigkeit prophezeien zu können, mit so großartigen Mitteln sei es unternommen, obwohl keine Regierung und keine wissenschaftliche Staatsanstalt daran den geringsten Theil gehabt; nach einem so vortrefflichen und vollständigen Plane sei es entworfen, daß man in alle Zukunft voraussichtlich nie daran denken werde, die Fundamente, die hier gelegt, noch einmal neu zu legen, daß man alles Neue und Zuwachsende in diesen Bau einheimsen, nicht aber einen andern dafür eigens aufführen werde.

Allerdings aber ist er der Ansicht, wer nicht historisch betrachten wolle, wer Auskunft und Aufklärung suche, Entscheidung im Zweifel über das Sprachrichtige, wo sein Sprachbewußtsein schwankt, der werde das im „Deutschen Wörterbuch" entweder gar nicht oder nicht so leicht und bequem finden, wie er es wünschen müsse. Diese Ansicht wiederholt dann Scherer 1879 in der allgemeinen deutschen Biographie, wo er besonders hervorhebt, daß Grimms Wörterbuch überall Leser voraussetze, die Gymnasialbildung erworben haben.

Im Jahre 1869, am 24. April, hatte dann Rudolf Hildebrand, der genaueste Kenner und der bedeutendste der Fortsetzer des Grimmschen Werkes, Gelegenheit, sich über das Wörterbuch in seiner wissenschaftlichen und nationalen Be-

deutung zu äußern. Er bestätigt, daß es das erste Mal ist, daß eine Sprache in solchem Umfange zur wissenschaftlichen lexikalischen Verzeichnung kommt; er hofft, daß es anregen werde zu fruchtbarem geschichtlichem Denken, das wir so nöthig brauchten, um uns in unsrer Vergangenheit und Gegenwart zurecht zu finden. So werde denn das geschichtliche Verfahren im Wörterbuche eingehalten. Ein andres entspreche nicht dem heutigen Begriffe von wissenschaftlicher Arbeit. Und unser Wörterbuch sei bis heute das einzige in Europa, das diesen Weg entschieden gehe. Die Franzosen und Holländer, auch wo sie in Grimms Spuren treten, stellten doch noch den heutigen Sprachgebrauch logisch entwickelt voran und brächten das Geschichtliche, das jenen allein erklärt, als Nachtrag hinterdrein. Und indem das Wörterbuch überall zeige, wie Wort und Begriff gewachsen und geworden, werde es so von selbst zugleich zu einem Buche deutscher Geschichte, das uns das bleibende Leben der Nation, das allem politischen Geschehen und Thun als Untergrund, als Boden, oft auch als Erklärung dient, wie in herausgeschnittenen Bildern vorführe.

Und im Grimmschen Geiste ist das Werk bis auf den heutigen Tag stetig und sicher, wenn auch viel zu langsam für die älteren Freunde, die das Ende gern bald sehen möchten, fortgeführt worden. Der ungemein mühseligen, eigene Arbeiten so gut wie ganz ausschließenden Thätigkeit am Wörterbuche haben sich gewidmet Karl Weigand, Rudolf Hildebrand, Moritz Heyne und Mathias Lexer.

Karl Weigand hatte schon zu Jakob Grimms Lebzeiten, obwohl er selbst ein eigenes Deutsches Wörterbuch herausgab, das Jakob Grimm in einem Briefe vom 16. Dezember 1860 eine grundehrliche, aus genaustem Forschen hervorgegangene Arbeit nennt, die seltne Kraft und den noch seltneren Willen gehabt, wie Jakob Grimm in der Vorrede zum zweiten

Bande sagt, neben einer eigenen trefflichen Arbeit auch die fremde liebgewonnene durch reiche Beiträge zu unterstützen. Weigand führte den Buchstaben F zu Ende und starb schon am 30. Juni 1878.

Rudolf Hildebrand, damals Lehrer an der Thomasschule in Leipzig, war schon 1850 als Korrektor für das zu beginnende Deutsche Wörterbuch gewonnen. Und 1854 berichtet Jakob Grimm in der Vorrede zum ersten Bande über ihn: „Wofern nun über Goethe irgend mehr Auskunft zu wünschen blieb, ließ die Hülfe selten auf sich warten, da auch Hildebrand und Hirzel [der Verleger, der Stifter des Goethesaals der Leipziger Universitätsbibliothek] beide unvergleichliche Belesenheit in ihm besaßen. Diese Namen alliterieren, ihr Einklang zu wohlwollender, unermüdlichster Theilnahme kommt dem Wörterbuch wesentlich zu statten. Hildebrand hat sich einer gewissenhaften Korrektur der Druckbogen unterzogen und oft Gelegenheit gefunden, seine ungemeine Sachkenntniß und Neigung zur deutschen Sprache durch guten Rathschlag und Berichtigung einzelner Versehen oder Verstöße zu erweisen."

Und 1860 sagt er: „Ueber Exzerpt und Beitrag hinaus reicht die von Hildebrand fortwährend und vorzüglich dem Buchstaben D erwiesene, auf volle Befähigung zur Mitarbeit schließen lassende Hülfe." Hildebrand hat in zehnjähriger Arbeit das K vollendet und steht nun beim G. „Und mit diesem Buchstaben, sagt [1. Mai 1886] das Literarische Centralblatt von Zarncke, dem treuen Freunde des Wörterbuchs, fiel Hildebrand eine Riesenaufgabe zu. Denn dieser Buchstabe, obwohl nicht übermäßig reich an eigenen Wurzelworten, führt doch durch die Zusammensetzung mit der Partikel Ge fast den gesammten Vorrath der deutschen Wurzelworte an uns vorüber und zwingt den Bearbeiter zu jedem derselben Stellung zu nehmen. Da außerdem jene Vorsilbe sich mit fast allen Redetheilen, mit Sub-

stantiven und Verben, mit Adjektiven und Adverbien verbindet, und da die Nüancirung der Bedeutung, die sie erzeugt, eine überaus mannigfaltige ist, so kann man sich vorstellen, welch ein Umfang der eingehendsten Ueberlegung und welche Schwierigkeiten sich gerade hier dem Bearbeiter entgegen drängen. Mit ihrer Bewältigung sehen wir Hildebrand in ernstem Ringen beschäftigt, und niemand wird einen Aufsatz aus seiner Feder zu benutzen haben, ohne (auch da, wo er einmal abweichender Ansicht sein sollte) reiche Belehrung und tiefe Einblicke in das Leben der Sprache zu gewinnen . . . Wir können nicht umhin, dem Verfasser für die reiche Förderung im Einzelnen, wie in den allgemeinen Problemen der Sprachforschung unsern wärmsten Dank auszusprechen."

Moritz Heyne, der Herausgeber einer trefflichen Laut- und Flexionslehre der altgermanischen Dialekte, des Beovulf, des Heliand, kleinerer altniederdeutscher Denkmäler, hat geplante Arbeiten liegen lassen und ungemein fleißig das Grimmsche Werk gefördert. Er hat zwei Bände fertiggestellt H—J und L—M und arbeitet nun am R.

Matthias Lexer, Herausgeber eines kärntischen Wörterbuchs, des vorzüglichen mittelhochdeutschen Handwörterbuchs und des weit verbreiteten Taschenwörterbuchs, hat sich seit 1881 ebenfalls am nationalen Werk betheiligt und rasch und sauber arbeitend bis jetzt 8 Hefte N—Pelzflatterer geliefert.

„Wenn einmal alle die wissenschaftlichen Arbeiten, die uns heute so lebhaft beschäftigen," meint das Literarische Centralblatt, „vergessen sein oder nur noch in gelehrter Erinnerung fortleben werden, wird das Wörterbuch noch der Hauptrathgeber, das eigentliche standard work unsers Volkes bleiben und die Namen seiner Bearbeiter werden in aller Munde sein." — —

Fünfzig Jahre sind verflossen seit der Reimer-Hirzelschen Aufforderung zur Abfassung unsers Wörterbuchs. Es ist

ein Halbjahrhundert ernster Gelehrtenarbeit im Dienste des nationalen Gedankens, unserm Volk zu Nutz und Ehre, von der diese Blätter Kunde gegeben. Nicht würdiger kann wohl dieser Bericht geschlossen werden als mit Jakob Grimms ergreifenden Worten: Deutsche geliebte Landsleute, welches Reichs, welches Glaubens ihr seiet, tretet ein in die euch allen aufgethane Halle eurer angestammten uralten Sprache, lernet und heiliget sie und haltet an ihr, eure Volkskraft und Dauer hängt in ihr.

(260) Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter).

Die Verschwörung gegen Venedig im Jahre 1618.

Von

Franz Eyssenhardt
in Hamburg.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter).
1888.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Fr. v. Holtzendorff in München.

Leopold v. Ranke hat der viel besprochenen Verschwörung gegen Venedig im Jahre 1618 eine meisterhafte Abhandlung gewidmet, welche zuerst im Jahre 1831 erschien und dann wiederum in seinen sämmtlichen Werken (Band 42, 1878) gedruckt wurde. Die Urkunden aus dem venezianischen Archive, welche er seiner Darstellung zu Grunde legt, haben über viele, bis dahin dunkle Punkte Licht verbreitet. Es ist bekannt, daß die Verschwörung in einem Anschlage des Herzogs von Osuna, Vizekönigs von Neapel, bestand, sich der Stadt zu bemächtigen: ein Anschlag, der jedoch von Spanien und spanischen Historikern, speziell auch von dem gleich zu erwähnenden Vertrauten Osunas, sowie von diesem selbst ebenso entschieden geleugnet, wie von den Venezianern behauptet worden ist. Ranke[1] kommt in Betreff des ganzen Unternehmens zu folgendem Resultate: „Gehört es zu einer Verschwörung, daß man sich durch ausdrückliches Verbündniß zu einem bestimmten Endzweck, für eine auf Tag und Stunde festgesetzte Zeit, in einer genau angegebenen Art und Weise vereinigt habe, so ist dies keine zu nennen. Reicht es aber hin, daß man im allgemeinen einverstanden sei, die Mittel vorbereite, damit umgehe, die Ausführung näher zu bestimmen und eine endliche Uebereinkunft zu schließen, so war dies allerdings eine Verschwörung. Den Venezianern gelang es, sie zu ersticken, ehe sie reif ward."

Merkwürdigerweise haben alle Historiker einen Umstand, der von der größten Wichtigkeit für die ganze Sache ist, über-

sehen, nämlich die Anwesenheit eines der hervorragendsten Männer seiner Zeit in Venedig, gerade während die Verschwörung entdeckt und blutig unterdrückt wurde. Die amtliche Stellung desselben ist derart, daß sein Aufenthalt in der Stadt den Schlüssel zur Lösung der Frage bilden muß. Um dies klar zu machen, ist es nöthig, die Thatsachen kurz zu rekapituliren.

Ein französischer Korsar, Jacques Pierre, welcher verschiedenen Herren gedient hatte und zuletzt in dem Arsenal von Neapel beschäftigt war, setzte es nach mehreren vergeblichen Versuchen im August 1617 durch, von der venezianischen Regierung in Dienst genommen zu werden. Er behauptete, einen Plan des Herzogs von Osuna verrathen zu können, welcher darauf ausging, mit seinen Galeeren oder mit eigens zu diesem Zwecke erbauten niedrigen Barken in die Lagune von Venedig einzusegeln und die Stadt mit ihren Schätzen zu überrumpeln. Da der Korsar jedoch in verdächtiger Verbindung mit dem Vizekönig von Neapel blieb, den venezianischen Söldnern gegenüber hochverrätherische Reden führte und seine Verachtung gegen die Signoria offen zur Schau trug, so wurde er mit mehreren Mitschuldigen hingerichtet und die Verschwörung im Keime erstickt.

Räthselhaft bleibt die Unthätigkeit Osunas. Ranke[2] sagt darüber, nachdem er die Unzufriedenheit und den Uebermuth der in venezianischem Solde stehenden französischen Söldner geschildert hat, folgendes: „Jacques Pierre, vielleicht der verwegenste von allen und der Mittelpunkt dieser Anschläge, früher ein vertrauter Diener des Osuna und der Absichten desselben wohl kundig, nahm seine Verbindung mit ihm wieder auf. Zwischen beiden Parteien (Franzosen und Spaniern) kam es zu Mittheilungen, Verhandlungen. Es scheint, als habe man sie vornehmlich seit dem Januar 1618 betrieben, als sei man im Februar oder März besonders in Bereitschaft, in Erwartung gewesen. Läßt

sich daraus, daß man einen Einverstandenen als Geisel an Osuna senden wollte, vielleicht schließen, daß dieser den Verräthern doch nicht ganz traute? Oder war er mit seinen Vorbereitungen noch nicht am Ziel? Genug, noch kam man zu keinem Abschluß. Osuna ging nicht ohne Zurückhaltung zu Werke. So viel Mühe sich die Venezianer darum gaben, so haben sie doch nie auch nur eine Zeile, weder von ihm, noch von seinem Sekretär Ariva in die Hände bekommen können."

Die Erklärung ist sehr einfach. Osuna brauchte nicht zu schreiben, weil er seinen nächsten und vertrautesten Freund in die Stadt gesandt hatte, offenbar in der Absicht, die im spanischen Interesse handelnden Söldner zu beaufsichtigen und ihre Unternehmung zu leiten; gerade die Anwesenheit dieses Mannes in Venedig ist bis jetzt von allen Historikern übersehen worden. —

Don Francisco de Quevedo y Villegas wurde im Jahre 1580 in Madrid geboren. Er gehörte zu jenen Mitgliedern des spanischen Adels, die Gelehrsamkeit mit Liebe zur Dichtkunst, poetische Begabung mit rüstiger Thatkraft, das Waffenhandwerk mit gründlichen Studien zu vereinigen wußten — kurz, welche Männer waren, denen die Herrschaft der Welt zufallen zu müssen schien.

Auf der Universität Alcala de Henares studirte Quevedo mit solchem Eifer, daß er schon im fünfzehnten Lebensjahre einen akademischen Grad in der theologischen Fakultät erwarb. Er soll außerdem Mathematik, Astronomie, Medizin, Naturwissenschaften und Philosophie getrieben, gründliche Kenntniß im römischen wie kanonischen Rechte, und vollkommene Herrschaft über die französische, italienische, lateinische, griechische, hebräische und arabische Sprache erworben haben. Außerdem fehlte es aber schon in seinen Universitätsjahren nicht an Liebeshändeln, und Duellen. Die Prellereien, welche auf den spanischen Universitäten gegen die Füchse geübt wurden, hat er selbst in seinem berühmten

Schelmenromane, dem Gran Tacaño, mit einer Deutlichkeit geschildert, die nichts zu wünschen übrig läßt. Da dort die Scene nach Alcala verlegt wird, so ist es klar, daß er seine eigenen Beobachtungen oder gar Erlebnisse zu Grunde gelegt hat. Freilich sind die Einzelheiten so schmutzig — nicht im figürlichen, sondern im wörtlichen Sinne —, daß sie sich in unserer Zeit nicht zur Wiedergabe eignen, von so großem sittengeschichtlichen Interesse sie auch sind.

Während der zunächst folgenden Jahre scheint Quevedo das Leben eines Hofmannes geführt zu haben. Freilich spielten die Aeußerungen prahlerischer und übermüthiger Lebenslust bei ihm nicht dieselbe Rolle wie bei den anderen jungen Männern, die mit dem Hoflager in engerer oder loserer Verbindung standen. Er bewahrte sich seine Neigung zu wissenschaftlichen Studien, stand mit auswärtigen Gelehrten, besonders mit Justus Lipsius, in Briefwechsel und pflegte die Dichtkunst außerdem eifrigst. Von dem Leben, welches er im übrigen führte, geben folgende zwei Züge, deren erster sicher in diese Zeit fällt, während der zweite nur mit Wahrscheinlichkeit in dieselbe zu verlegen ist, eine Vorstellung.

Don Luis Pacheco de Narvacz hatte eben ein Buch über die Fechtkunst veröffentlicht. Pacheco und Quevedo befanden sich mit anderen Kavalieren im Hause des Präsidenten von Castilien, Grafen von Miranda. Das Gespräch drehte sich um die Kunst, welche in dem Zeitalter unaufhörlicher blutiger Duelle für jedermann unentbehrlich war. Quevedo äußerte die Ansicht, Pacheco habe in seinem Buche irrthümlich von einer bestimmten Finte behauptet, sie könne überhaupt nicht parirt werden. Pacheco blieb bei seiner Ansicht, und Quevedo behauptete, man würde bei der Probe in der Praxis sehen, daß der Verfasser Unrecht habe. Da dieser aber entgegnete, sie seien nicht zusammengekommen, um mit dem Degen, sondern um mit Gründen zu

kämpfen, die in seinem Buche angeführten Gründe seien aber unwiderleglich, so rief Quevedo aus: „Ziehen Sie vom Leder und sagen Sie mir Ihre Gründe mit der Faust." Es bildet sich ein Kreis um die beiden, und gleich beim ersten Gange stößt Quevedo seinem Gegner in so geschickter Weise mit dem Degen den Hut vom Kopfe, daß es schien, als wolle Pacheco die Zuschauer grüßen. Man kann sich denken, daß der Theoretiker dies seinem Gegner nie vergaß, und sein Todfeind blieb, um so mehr, als Quevedo nach Besiegung seines Gegners höhnisch gesagt hatte: „Don Luis Pacheco hat seine Behauptung gut bewiesen: könnte der pariren, der seine Finte anwendet, so würde ich ihn niemals überwunden haben!"

Eines Abends ging Quevedo allein durch die Straßen von Madrid nach Hause. Plötzlich hörte er in der Ferne Hundegebell und Geschrei. In jenen Zeiten war man stets auf das Schlimmste gefaßt, Quevedo zog seinen Degen und hielt mit dem linken Arm den kleinen Schild vor. Es war so dunkel, daß man nichts erkennen konnte, und während der Dichter — gewiß mit dem Rücken an eine Mauer gelehnt — kampfbereit dastand, stürzte sich eine dunkle Masse auf seinen Schild. Sein Biograph sagt, er habe den Schild fahren lassen, offenbar that er es, weil der Angreifer sehr viel zu schwer und kräftig war, als daß er sich seiner auf diese Weise hätte entledigen können. Quevedo tödtete seinen Feind durch Stöße mit dem Degen, und nachher ergab es sich, daß ihn ein Jaguar angefallen hatte, der aus dem Palaste eines Gesandten ausgebrochen war. „Hätte ich gewußt, daß es ein Jaguar war," pflegte Quevedo später zu sagen, „so würde ich vorsichtiger gewesen sein."

Im Anfang des Jahres 1609 hatte Quevedo eine Freundschaft geschlossen, die für sein ganzes Leben folgenreich sein sollte. Damals kam nämlich Don Pedro Tellez Giron, Herzog

von Osuna, aus den Niederlanden zurück. Es giebt keine Nachricht darüber, bei welcher Gelegenheit die beiden Männer in nähere Beziehung traten: daß ihre Freundschaft aus der angegebenen Zeit datirt, schließt man offenbar lediglich daraus, daß Quevedo dem Herzoge seinen Anacreon Castellano[3] am 1. April 1609 widmet. Osuna muß vielseitige Interessen gehabt haben, sonst würde Quevedo, der kein Mann leerer Schmeichelei und inhaltloser Formen war, ihm nicht dieses so wie andere seiner Werke gewidmet haben — daß er mit Quevedo in einer „Hälfte seines Geistes" übereinstimmte, geht aus der Geschichte seines Lebens hervor. Die stolze Thatkraft und selbstvermessene Lebensführung der ritterlichen Nation hatte weder Karl V. noch Philipp II. zu brechen vermocht. In Spanien selbst durch den höfischen Dienst geschmeidig gemacht, durch die strenge Ueberwachung der Inquisition in allen unabhängigen Regungen des geistigen Lebens behindert, brach die kriegerische Stimmung und die Neigung, jedes Joch abzuschütteln, sogleich durch, sobald einer dieser Männer in eine andere Umgebung versetzt wurde. In Amerika wie in Italien vergaßen die Nachkommen der tapferen Ritter, die den Islam aus Europa zurückgetrieben hatten, nur zu bald, daß sie einem Könige dienten und stellten sich nur zu gern auf eigene Füße. Aehnlich war auch Quevedos Temperament. Jede Kontrolle, jede Einschränkung seines Willens oder seiner Laune war ihm unerträglich: nur beschränkte er sich nicht darauf, mit dem Degen auf seine Feinde loszugehen und sich Recht zu verschaffen; eine noch viel schlimmere Waffe war seine Feder, deren beißende Satire ihm die nachhaltigsten und gefährlichsten Feindschaften zuzog.

Am Grünen Donnerstag des Jahres 1611 verrichtete Quevedo seine Andacht bei der Frühmesse in der Kirche des heiligen Martin zu Madrid. Nicht weit von ihm kniete eine Dame, die ihrer Kleidung und Haltung nach den höheren

Ständen angehörte. Wir erfahren ebensowenig, wer sie war, als Quevedo es wußte; auch wird nicht berichtet, welcher Art der Streit war, der sich zwischen einem ebenfalls in der Kirche anwesenden Manne und der Dame entspann. Der Mann gab im Verlaufe desselben der Dame eine Ohrfeige und war im Begriffe, sie noch energischer anzugreifen, als Quevedo aufsprang, ihn am Arme ergriff und in die Vorhalle der Kirche zog und wegen seines Benehmens zur Rede setzte. Auf den Wortwechsel folgte ein Kampf, und Quevedo verwundete seinen Gegner auf den Tod. Die Verwandten des Gefallenen drohten mit ihrer Rache, und Quevedo mußte auf seine Sicherheit bedacht sein. Kurz vorher hatte König Philipp III. den Herzog von Osuna zum Vizekönig von Sizilien ernannt, und dieser seinen Freund Quevedo mehrfach gebeten, ihn zu begleiten. Jetzt nahm der Dichter das Anerbieten nachträglich an und entging so der ihn bedrohenden Gefahr.

Diese, in mehr als einer Beziehung für die Zeit charakteristische Erzählung leidet an einer Schwierigkeit. Der Grüne Donnerstag fiel nämlich im Jahre 1611 auf den 21. März. Ist es glaublich, daß Quevedo wenige Tage nach dem tödtlichen Ausgange des Duells Ruhe und Gelegenheit hatte, seine Uebersetzung des Anakreon zu Ende zu bringen und mit einer Widmung zu versehen? Indeß ist die ganze Sache nur insofern auffallend — denn Quevedo war allerdings so duellgewöhnt, daß ihm der Tod seines Gegners schwerlich sehr zu Herzen ging —, als der Schreiber ursprünglich nicht 1. April, sondern 1. August schrieb und erst hinterher den Monat änderte.

Ueber den Aufenthalt und die Thätigkeit Quevedos in Sizilien ist nicht viel bekannt. Er hatte während dieser Zeit in eigenen Interessen und im Auftrage Osunas nach Spanien zu reisen und war offenbar in Osunas geheimste Pläne eingeweiht.

Im Jahre 1616 wurde Osuna zum Vizekönig von Neapel ernannt und Quevedo begleitete ihn. Seine Ansichten über italienische Politik lernt man am besten aus seinem „Luchs Italiens" kennen, einer im Jahre 1628 zu seiner Vertheidigung verfaßten, dem Könige übersandten und von A. Fernandez-Guerra y Orbe zum ersten Male im Jahre 1852[4] herausgegebenen Denkschrift. In derselben heißt es über Venedig: „Venedig ist die Klatschschule der Welt und die Geißel der Fürsten — eine Republik, der man nicht glauben, und die man nicht vergessen kann — größer als sie sein sollte und kleiner als sie erscheinen will — mächtig in Verhandlungen und schwach an Kräften — mit stattlichen Arsenälen und zahlreichen Schiffen für diejenigen, die vor bloßen Schiffen Angst haben — mit einem Worte, Venedigs Macht ist so beschaffen, daß sie alle Besorgnisse zerstreut. Die Venezianer fürchten, daß Ew. Majestät ihnen den Gewinn raubt, welchen ihnen der Vertrieb der in Neapel und Sizilien gekauften Waaren auf den Handelsplätzen der Levante gewährt.

Kein Staat sucht so viel Unfrieden anzustiften wie Venedig: die Republik gönnt, um den Augen der Welt ihre Schwäche zu verbergen, keinem Fürsten Ruhe. Sein Nachbar in der Levante läßt sich eben so leicht mißtrauisch machen, wie die Italiener; denn diese sowohl wie die Italiener sind stets nach Vorwänden zu Unruhen begierig.

Venedig ist seinen Freunden gefährlicher als seinen Feinden, es äfft den Frieden der Elemente nach, seine Umarmung ist ein friedlicher Krieg. Verschiedenheit der Religion ist für die Republik kein Hinderniß, um ein Bündniß abzuschließen: nur der ist ihr Verbündeter, der zu Aufruhr und Empörung neigt.

Seine Herrschaft ist durch die Sorglosigkeit des Kaisers und das Unglück Italiens gewachsen. Sein Reichthum beruht darauf, daß Venedig die Brücke ist, die zum Orient führt —

und diesen Reichthum könnte ihm der Hafen von Brindisi leicht wegnehmen, wenn die Einwohner nicht ebenso blind wären wie diejenigen, welche es unterlassen Ew. Majestät anzuflehen, diesen Hafen in stand setzen zu lassen. Ich weiß, wie das zu machen ist, und in Venedig weiß man, daß ich es weiß. Die Venezianer haben es in dem gegen mich gerichteten Buche eingestanden, in welchem ich ein Zauberer genannt werde und mir vorgeworfen wird, ich wolle mich zum Könige von Italien machen.

Brindisi ist fähig, der Schoß der Reichthümer des Orients zu werden: wenn Brindisi flott wird, geht Venedig unter. Ich lasse mich hier nicht auf die Erwägung ein, ob Ew. Majestät es für gut hält, mit den Türken Frieden zu schließen — der König von Frankreich lebt in Frieden mit der Türkei und bleibt doch der allerchristlichste König — ich behaupte nur, daß ich, wenn einem solchen Frieden kein Gesetz entgegensteht, die Türken für angemessenere Verbündete halten muß als die Ketzer; denn die Türken gehören einem anderen Glaubensgesetze an, die Ketzer dagegen dem unserigen, nur daß sie ihm feindlich sind. Aus England kommen Zinn, Messer, Messing, Felle und Strümpfe; aus Holland Zinn, Leinewand und billige Gewebe; aus der Türkei Perlen, Gold, Silber, Amber, Diamanten, Gewürze, Arzneien, und was nur die Sonne und der Himmel an kostbaren Stoffen hervorbringen kann. Würde Venedig an dieser Stelle getroffen, so wäre die Hauptquelle seines Reichthums verstopft."

An einer anderen Stelle derselben Schrift heißt es: „Der wirkliche Zustand Italiens scheint mir folgender zu sein: das Land hat dem Namen nach viele Herren, Ew. Majestät aber ist der einzige wirkliche Herr. Der Papst könnte es durch sein Ländergebiet und seine Ansprüche sein, der Herzog von Savoyen will es aus Stolz werden, der König von Frankreich hat die Macht dazu und er findet Rechtsgründe, Venedig, welches stets

den Frieden im Munde führt und Kriege durch Geld zu entzünden sucht, wird immer bestrebt sein, in den Staaten Ew. Majestät Unruhen anzufachen und zwar vor allem in Italien, weil es dort allein Ew. Majestät das Gleichgewicht halten kann."

Dergleichen hochfliegende politische Pläne nahmen jedoch Quevedos Gedanken vorläufig nicht in Anspruch, als er im Gefolge Osunas in Neapel landete. Die inneren Zustände Neapels ließen sehr viel zu wünschen übrig und der Vizekönig bemühte sich, allerdings auf herrische und rücksichtslose Art, besonders für schnelle und wirksame Justiz zu sorgen. Der neueste Herausgeber Quevedos hat ein in jener Zeit von einem Neapolitaner geführtes handschriftlich aufbewahrtes Tagebuch gefunden, welches zu den früher von Quevedos Biographen Tarsia mitgetheilten Zügen mehrere neue hinzufügt. Daraus geht besonders hervor, mit welchem Eifer der Vizekönig und sein Vertrauter die Gefängnisse besuchten, die Klagen der Gefangenen anhörten und der Brutalität der Kerkermeister ein Ende zu machen suchten. Advokatenkniffe und richterliche Bestechlichkeit fanden an ihnen die entschiedensten Widersacher und energische Abhülfe. Wie es dabei manchmal herging, kann man aus folgendem Zuge sehen.

Die Jesuiten hatten die Mißstimmung eines Vaters gegen seinen Sohn dazu benutzt, den Vater zur Enterbung des Sohnes zu überreden. Er setzte die Jesuiten testamentarisch zu seinen Erben ein und fügte nur den Wunsch hinzu, sie möchten dem Sohne geben, was sie wollten. Sie boten ihm demnach achttausend Scudi an. Der Enterbte appellirte an den Vizekönig. Dieser hörte beide Parteien an und traf folgende Entscheidung: „Ihr habt das Testament nicht verstanden. Es besagt, daß Ihr dem Sohne geben sollt, was Ihr wollt.[5] Was wollt Ihr? Die Erbschaft. Ich befehle Euch also, daß Ihr sie dem Sohne ausantwortet."

Am thätigsten soll Quevedo in Finanzsachen gewesen sein. Durch seine Bemühungen hoben sich die Einkünfte der Krone sehr erheblich; seine Uneigennützigkeit wird um so mehr hervorgehoben, als sie unter den spanischen Staatsmännern jener Zeit, und nicht nur unter diesen, stets selten zu finden war. —

Bald jedoch traten der Erwägung des Vizekönigs andere Angelegenheiten näher, deren glückliche Erledigung seinem ungemessenen Ehrgeize größere Befriedigung zu versprechen schien, als die Ordnung der inneren Zustände seiner Provinz. Fast will es scheinen, als ob hierbei der tollkühne Muth und die ausschweifende Phantasie seines dichterischen Freundes und Ministers das treibende Motiv gewesen ist.

Der Gedanke der Weltmonarchie hatte viele der besten Geister Spaniens so in seinen Bann genommen, daß sie darüber das eigene Vaterland und den Ausbau seiner innerlichen staatlichen Ordnung, die Pflege des spanischen Wohlstandes, kurz alles das Nächste und Nothwendigste vergaßen, dessen Vernachlässigung sich früher oder später bitter an der Weltstellung der Monarchie rächen mußte. Sie wollten die Welt aus den Angeln heben, glaubten aber den sicheren Punkt, an dem sie ihren Hebel einzusetzen dachten, nicht in Spanien selbst, sondern im Auslande — sei es in Amerika, in England, den Niederlanden, Deutschland oder Italien — finden zu können. Wie Don Quixote mit Windmühlen kämpfte, so suchten sie Spaniens Feinde jenseits der Pyrenäen oder des atlantischen Ozeans, statt sie in den Zuständen des eigenen Vaterlandes zu finden, die immer hoffnungsloser wurden.

Für Quevedo kam vor allem die Herrschaft über Italien in Betracht. Im Besitz des Herzogthums Mailand und des Königreichs beider Sizilien schien der Krone Spanien nur noch der Westen und Osten Oberitaliens zu fehlen, um die ganze Halbinsel für eine spanische Provinz ansehen zu können. Un-

berechenbar wie der sittliche und politische Schaden ist, den die spanische Herrschaft den Italienern zugefügt hat, sieht es sich fast wie die Ironie der Weltgeschichte an, daß gerade die innere Demoralisation des spanischen Regiments Italien davor bewahrt hat, demselben ganz zum Opfer zu fallen.

Die erste Unternehmung ging gegen den Westen. Daß und in wie weit Quevedo daran betheiligt war, ist erst aus seiner Darstellung in dem „Luchs Italiens" bekannt geworden. Osuna hatte ihn im Sommer 1613, als er noch Vizekönig von Sizilien war, zu diplomatischen Verhandlungen nach Neapel, Rom und Mailand entsandt, um über die Wirren zu verhandeln, welche die Folge der Besetzung von Montferrat durch den Herzog Karl Emanuel von Savoyen waren. Erkennt man schon hieraus den losen Zusammenhang, in welchem der Vizekönig von Sizilien mit der Krone Spanien stand, indem er selbständig diplomatisch in die Aktion eingriff, ohne irgendwie bei den Händeln in Oberitalien betheiligt zu sein, so begreift man zugleich, daß Osuna schon damals weitaussehende Pläne schmiedete. Freilich verhielt sich Quevedo zu ihm wie Osuna zu seinem Könige: er begnügte sich keineswegs damit seinen Auftrag auszuführen, sondern begab sich in das Gebiet des Feindes selbst.

Hierüber berichtet er in der erwähnten Denkschrift folgendes: „Im Jahre 1613 hörte ich in Nizza von einem Vasallen des Herzogs von Savoyen, in dessen Hause mir ein Diener des Herzogs Unterkunft verschafft hatte, daß die Nizzarden die Absicht hatten, sich dem Vater Ew. Majestät zu unterwerfen, weil sie die Strafe für die Ermordung eines Sekretärs des Herzogs fürchteten. Der Herzog hielt sich damals in Nizza auf und versteckte seinen Groll hinter den Festlichkeiten, welche er veranstaltete. Die Bälle und Banketts dauerten so lange, bis sein Sohn Thomas mit Truppen anlangte: sogleich danach wurden die angesehensten Leute von Nizza enthauptet. In der

Nacht vorher ging ich zur See nach Genua ab, nahm den Sohn und die beiden Töchter meines Wirthes mit und erstattete dem Herzoge von Osuna über alles Bericht."

Ueber die blutige Rache, welche der Herzog an den Nizzarden nahm, liegen auch andere Nachrichten vor. Daß aber Quevedo damals in Nizza war, ist erst aus seinem eigenen Zeugnisse bekannt geworden. Offenbar hatte er auf eigene Hand verrätherische Verhandlungen in der Stadt angeknüpft, deren Folgen er nur eben noch mit genauer Noth entging.

Charakteristisch für die Zerfallenheit der spanischen Verwaltung ist der Ausgang dieser, von Quevedo außerordentlich geschickt eingeleiteten Unternehmung. Er hatte in Erfahrung gebracht, daß die savoyischen Streitkräfte in Nizza viel zu schwach waren, um einem ernsten Angriffe Widerstand leisten zu können, daß die piemontesischen Alpenpässe großentheils ohne Befestigung und Besatzung waren, und daß endlich der Hafen von Villafranca eben so leicht einzunehmen, als, einmal besetzt, zu vertheidigen war — Osuna traf schon militärische Vorbereitungen, um der Sache Folge zu geben — da verrieth der Marquis von Hinojosa, Gouverneur von Mailand, den ganzen Anschlag an den Herzog von Savoyen, und Nizza war für Spanien verloren.

Bald jedoch bot sich dem Herzoge von Osuna eine Gelegenheit, um die spanische Macht im Nordosten zu erweitern. Die Venezianer hatten die räuberischen Uskochen, jene grausamen Insel- und Klippenpiraten des adriatischen Meeres, im Gebiete des Erzherzogs Ferdinand von Steiermark[6] aufgesucht und bestraft. Aus der Darstellung, welche Quevedo in einem ebenfalls erst im Jahre 1852 veröffentlichten Fragmente[7] von der Epoche dieser Wirren giebt, während welcher Osuna in dieselben eingriff, heben wir folgende Stelle hervor, die zugleich die Anschauungen wiedergiebt, welche die Spanier von der Politik und den Ansprüchen Venedigs hatten.

„Da die Unterthanen des Erzherzogs sahen, daß die Kriegsflamme ihr Land durcheilte und ihr Leben und Eigenthum eben so bedrohte wie die Kirchen und Altäre, ja daß die Venezianer alle Frömmigkeit und Menschlichkeit vergaßen, so flehten sie den Erzherzog um Hülfe an. Seine Hoheit konnte nicht umhin, ihren Bitten nachzugeben, und zog seine Truppen aus den verschiedenen Landestheilen zusammen.

Der General, welcher die venezianischen Truppen in Istrien befehligte, sammelte im November 1615 eine Flotte von einundvierzig Segeln, fiel mit Infanterie und Kavallerie in das Gebiet von Triest ein, verwüstete und brandschatzte das Land und ließ es sich besonders angelegen sein, die Salzsiedereien zu vernichten, von deren Ertrag ein Theil der Bevölkerung lebte.

Er kam bis unter die Mauern der Festung San Servolo. An dem Tage, an welchem er die Belagerung eröffnete, war dort eine Verstärkung der Besatzung aus Karlowitz eingetroffen. Die Besatzung machte einen tapferen Ausfall. Lange blieb der Kampf unentschieden, bis endlich die Venezianer in die Flucht geschlagen wurden. Wem die Flucht nicht gelang, der wurde enthauptet. Endlich retteten sich die Uebrigbleibenden auf ihre nicht weit von dem Wahlplatz vor Anker liegenden Schiffe und vertheidigten sich wohl oder übel mit ihren Geschützen. Eine erhebliche Anzahl fiel, darunter der Befehlshaber des Geschwaders, Fabio Gallo. Die Oesterreicher hatten lediglich sechs Todte und dreizehn Verwundete.

Durch diesen Erfolg übermüthig geworden sowie empört durch die Erinnerung an früher erlittene Unbill fielen die Oesterreicher in das Venezianische Gebiet ein, welches sie ebenso behandelten wie die Venezianer vorher das ihrige. Endlich machte der Erzherzog dem Kampfe ein Ende, indem er die weitere Belästigung der Unterthanen Venedigs verbot.

Aber die Venezianer ließen in ihrer Erbitterung trotzdem

nicht nach; mit 4000 Mann Infanterie und 1500 Mann Kavallerie fielen sie in das Gebiet von Görz ein, überrumpelten zwei offene und von Truppen entblößte Plätze, Cormons und Medea, verschanzten und befestigten sie und unternahmen von dort aus Raubzüge in die Umgegend.

Darauf begannen sie mit dem Gros ihres Heeres die Belagerung von Gradisca, indem sie die Stadt bei Tage beschossen und bei Nacht die Mauern zu unterminiren suchten. Aber die Festung wurde energisch vertheidigt, und nach einer fruchtlosen vierundzwanzigtägigen Belagerung sahen sich die Venezianer genöthigt, unverrichteter Sache schimpflich bei Nacht abzuziehen. Die Verluste, welche sie erlitten hatten, waren sie so wenig bestrebt zu verheimlichen, daß sie sich an die Schweizer, Graubündener, Holländer und Türken um Hülfe wandten. Es ist klar, daß sie dabei jede Achtung nicht vor der Religion — denn auf diese ist es ihnen niemals angekommen —, sondern vor dem Scheine derselben aus den Augen setzten, welchen sie wenigstens bis dahin zu wahren bestrebt waren.

Gleichzeitig bemühten sie sich, den Herzog von Savoyen zur Fortsetzung des Krieges zu ermuntern, welchen er gegen den katholischen König begonnen hatte. Da er jedoch geschwächt und kampfunfähig war, so brachten sie ihn durch Darlehen und Geschenke dazu, ihren Plan zu unterstützen, der darauf ausging, die spanische Macht derartig zu beschäftigen, daß für dieselbe eine Unterstützung Oesterreichs unmöglich wurde.

Freilich half dem Herzoge von Savoyen die venezianische Unterstützung eben so wenig als den Venezianern ihr hinterlistiger Kunstgriff: in Neapel beobachtete der Herzog von Osuna mit gespannter Aufmerksamkeit das unrühmliche Waffenspiel in der Lombardei, die Gefährdung der erzherzoglichen Truppen und den Uebermuth der Republik.

Um die Pläne der Venezianer zu vereiteln, sandte er einer-

seits dem neuen Gouverneur von Mailand, Don Pedro de Toledo, eine erhebliche Verstärkung, welche die Ehre der spanischen Waffen wiederherstellte, andererseits ließ er eine Flotte von zwanzig großen wohlausgerüsteten Gallionen in das adriatische Meer einlaufen; hierdurch wurden die Venezianer gezwungen, ebensowohl ihre Truppen aus Istrien zurückzuziehen, um ihre eigenen Häfen mit Garnisonen und ihre Schiffe mit Besatzung zu versehen, wie auf weitere pekuniäre Unterstützung des Herzogs von Savoyen zu verzichten, und ihr Geld lieber auf die Ausrüstung von Kriegsfahrzeugen zu verwenden. Auf diese Weise gelang es dem Herzoge dem Hause Oesterreich Ruhe vor seinen Feinden zu verschaffen und den Herzog von Savoyen in die größte Verlegenheit zu bringen, da die französischen in seinem Solde stehenden Truppen, weil sie nicht bezahlt werden konnten, zu meutern drohten.

Die Unterthanen des Erzherzogs athmeten auf, und die gesammte katholische Welt wünschte Osuna Glück. Aber seine Erfolge gingen noch weiter: auf der Höhe von Gravosa erwartete er die venezianische Flotte mit einem Geschwader von achtzehn Gallionen[8] und brachte ihr eine entscheidende Niederlage bei. Ja, hätte er Galeeren gehabt, so würde er die ganze aus mehr als achtzig Segeln bestehende venezianische Flotte nach Neapel geschleppt haben. Noch empfindlicher war es für die Venezianer, daß der Herzog im Hafen von Zara ihre Transportschiffe,[9] beladen mit Waaren aus der Levante, kaperte. Dadurch wurde eine solche Bestürzung hervorgerufen, daß man in Venedig die Ueberrumpelung der Stadt fürchtete. Die Brotpreise stiegen auf eine unerhörte Höhe, man sah eine Hungersnoth voraus, und die Republik wußte weder, was sie thun sollte, noch konnte sie recht glauben, was geschehen war."

Diese von Quevedo geschilderten Vorgänge fallen in das Jahr 1617. Für seine Auffassung der Verhältnisse sowie für

das Verhalten des Herzogs von Osuna sind dann besonders die auf das eben Mitgetheilte folgenden Sätze charakteristisch.

„Die Venezianer suchten ihre Zuflucht in Verhandlungen mit dem katholischen Könige, ihre Bitten und Klagen wurden immer dringender, ihre Verleumdungen gegen Osuna immer übertriebener. Endlich erreichten sie in ihrer bitteren Noth eine Suspension der Feindseligkeiten; was aber ihrer Eitelkeit am schwersten ankam, war der Umstand, daß der Herzog von Osuna sie gezwungen hatte, den König Philipp III. um Hülfe gegen einen seiner Vasallen anzurufen."

Es erscheint Quevedo als eine Schmach für Venedig, daß es die Hülfe des Königs von Spanien gegen seinen Statthalter in Neapel anrufen mußte, — darin, daß die Venezianer von dem Beamten eines Königs angegriffen wurden, mit welchem sie in Frieden lebten, ja dessen Gesandter in Venedig residirte, findet er nichts Auffallendes.

Man sollte erwarten, daß Quevedo, nachdem er die Kämpfe zwischen Venedig und Osuna erzählt hatte, auf die Verschwörung übergeht, welche im folgenden Jahre die ganze europäische Welt in Aufregung versetzte; aber davon sagt er kein Wort, vielmehr wendet er sich zur Erzählung der Anfänge des dreißigjährigen Krieges.

Don Alfonso della Cueva, Marquis von Bedmar, ein Mann, der an Feindschaft gegen Venedig dem Herzog von Osuna gleichkam, war damals spanischer Gesandter in Venedig, Nachdem er infolge der Entdeckung der Verschwörung Venedig verlassen hatte, richtete er eine, Ranke nicht bekannt gewordene, erst von Fernandez-Guerra y Orbe veröffentlichte Depesche an den König. Sie ist aus Mailand vom 10. Juli 1618 datirt und lautet:

„Herr, nachdem ich mir alle mögliche Mühe gegeben habe, um den Grund zu erfahren, weswegen mehrere Franzosen in

Venedig bestraft worden sind, und was an dem in Venedig verbreiteten Gerüchte von Verschwörungen und Plänen gegen die Republik Wahres ist, habe ich Folgendes gefunden, zu dessen besserem Verständniß ich jedoch etwas vorausschicken muß.

Es wird wenig mehr als ein Jahr her sein, daß ein französischer Kapitän, Namens Jacques Pierre, bei der Republik Dienste nahm. Er galt für sehr erfahren im Seewesen und hatte früher auf der Flotte des Herzogs von Osuna gedient. Mit ihm nahmen mehrere seiner früheren Untergebenen, ebenfalls Franzosen, Dienst bei den Venezianern. Veranlaßt wurden sie zu diesem Schritte nicht nur durch den gewöhnlichen Leichtsinn der Franzosen und ihre Treulosigkeit, sondern auch durch die Ueberredungskünste des venezianischen Gesandten in Rom und des Residenten in Neapel, die ihnen nach Venezianer Art große Dinge versprachen. Freilich entsprach die Folge diesen Verheißungen nicht, da Jacques Pierre einen Monatssold von nur vierzig Ducaten erhielt, und man zögerte ihn zu verwenden, weil man ihm wegen des Aufenthalts seiner Frau und seiner Familie auf Sizilien kein rechtes Vertrauen schenkte. Ich steigerte dieses Mißtrauen der Venezianer noch weiter dadurch, daß ich an den Grafen von Castro schrieb, er möge die Frau des Kapitäns festhalten, was derselbe auch that. Dadurch gerieth der Kapitän in eine derartige Verzweiflung, daß er Mittelspersonen mit dem Anliegen zu mir schickte, ich möchte ihn mit dem Herzoge von Osuna versöhnen. Ich ließ mich auf die Sache ein, nicht weil ich ihm traute, sondern weil ich ihn bei den Venezianern unmöglich machen wollte. Dem Herzoge gab ich von der ganzen Angelegenheit Nachricht.

Da Jacques keine Antwort aus Neapel erhielt, so schickte er Leute dorthin, welche, abgesehen von der Frage seiner Rückkehr, große anderweitige Unternehmungen vorschlagen sollten. Genauere Nachrichten besitze ich hierüber nicht, einmal weil ich

in derartige Leute geringes Vertrauen setze, dann aber auch, weil ich eine Antwort oder Benachrichtigung von dem Herzog erwartete, die indeß niemals eintraf.

So ging lange Zeit hin, ohne daß ich etwas von ihm hörte, bis mir am 11. Mai dieses Jahres einer meiner Diener, der aus Burgund stammt und deshalb mit Franzosen verkehrte, die Mittheilung machte, daß von den Leuten des Kapitäns zwei Brüder, die in venezianischem Solde standen, nach Neapel gehen wollten. Er bat mich, ihnen ein Schreiben an den Vizekönig mitzugeben und sie zu empfangen. Ich ließ sie eintreten und erkannte einen von ihnen wieder, da derselbe vor mehreren Monaten mit mir über die Angelegenheit des Jacques Pierre verhandelt hatte. Er sagte mir, daß durch das Ausbleiben der Antwort des Herzogs von Osuna eine sehr gute Gelegenheit, um eine große Unternehmung auszuführen, verloren sei; er habe den venezianischen Dienst satt, wolle mit seinem Bruder nach Neapel gehen und ersuche mich um Briefe an den Herzog. Ich ließ ihm einen Brief geben und schrieb außerdem am folgenden Tage an den Herzog mit der Post. Drei Tage nachher wurden die beiden Brüder eingesteckt, fünf Tage später sah man sie früh am Morgen auf einem öffentlichen Platze (San Marco) jeden an einem Fuße aufgehenkt. Sie waren in der vorhergehenden Nacht im Gefängnisse erdrosselt worden.

War es nun Leichtsinn oder Bosheit der Richter, kurz es wurde in der ganzen Stadt erzählt, sie seien hingerichtet worden, weil sie das Arsenal der Republik hätten verbrennen und die Münze plündern, sowie der Stadt noch sonstigen Schaden zufügen wollen, und zwar auf Befehl des Herzogs von Osuna und unter meiner Mitwirkung. Dabei wurde behauptet, dies sei der Inhalt des Geständnisses der Hingerichteten sowie anderer Verhafteten, und es werde durch einen von mir an den Herzog von Osuna gerichteten Brief bestätigt; zur Ausführung des

Planes, hieß es weiter, seien achthundert Franzosen und Holländer bestimmt gewesen, theils fremde, theils Soldaten des letzthin aus Holland eingerückten Regiments.

Diese Gerüchte wurden durch die öffentlichen Versicherungen der Nobili bestätigt. Dieselben verhetzten das Volk gegen Ew. Majestät, Ihre Minister und Vasallen mit so schändlichen und aufrührerischen Worten, wie man sie von Leuten erwarten kann, die weder Furcht vor Gott, noch Achtung vor der Welt haben, Spanien verabscheuen und stets bestrebt gewesen sind, unser Vaterland bei ihren Unterthanen in Verruf zu bringen, damit dieselben nicht Lust bekommen sollten, in ein Abhängigkeitsverhältniß zu Ew. Majestät zu treten, sowohl aus alter Anhänglichkeit, als aus Hinneigung zu der hohen Gerechtigkeit und Frömmigkeit, wie sie in den Staaten Ew. Majestät herrschen.

Die Folge war eine solche Aufregung unter der Bevölkerung, daß nicht nur meine eigene Person und mein Haus, sondern sämmtliche in der Stadt befindliche Unterthanen Ew. Majestät in großer Gefahr schwebten, einer Gefahr, die noch durch die Wahl und den Einzug eines neuen Dogen erhöht wurde, wobei alle Einwohner wie außer sich waren. Es herrschte ein solcher Lärm und eine solche Verwirrung, daß die Stadt wie verwandelt erschien. Alles, was die wenigen Wohlgesinnten versuchten, um die augenscheinliche Gefahr der öffentlichen Zustände zu beschwören, war umsonst.

Am 26. Mai wurde der Leichnam eines anderen, überall und besonders in der Hauptstadt Ew. Majestät wohlbekannten Franzosen, Namens Nikolas Regnault, in derselben Weise, wie vorher die der beiden Brüder, öffentlich aufgehenkt gesehen. Für seine Hinrichtung wurde derselbe Grund angegeben, wie für die der beiden Brüder. Hierauf wuchs die Aufregung in so bedenklichem Maße, daß meine gesammte Umgebung der

Ansicht war, meine persönliche Sicherheit und die meines Hauses stehe auf dem Spiele."

Weiter berichtet der Gesandte, daß seine Vorstellungen bei der Signoria nur dunkle oder ausweichende Antworten zur Folge hatten, weshalb er den Gouverneur von Mailand, Don Pedro de Toledo, bat, ihn in feierlicher Weise zu sich zu bescheiden. Dies that Don Pedro, so daß Bedmar einen guten Vorwand hatte, am 14. Juni nach Mailand abzureisen, wo er am 19. anlangte, während der Gesandtschaftssekretär zur Erledigung der dringendsten laufenden Geschäfte in Venedig zurückblieb.

„Kurz vor meiner Abreise," fährt die Depesche fort, „hörte ich aus sicherer Quelle, daß, nachdem Jacques Pierre auf der Admiralsgaleere der Flotte der Republik eines Abends mit dem Befehlshaber derselben (Pietro Barbarigo) gespeist hatte, mehrere Diener des Admirals in seine Kajüte traten, ihm die Hände banden und ihm anzeigten, er müsse augenblicklich sterben. Jacques fragte nach dem Grunde und verlangte nach einem Beichtiger, erhielt aber keine andere Antwort als die, daß man ihm einen Stein am Halse befestigte und ihn ins Meer warf. Darauf geschah dasselbe mit einem französischen Kapitän, Namens Langraud,[10] der mit Jacques aus Neapel desertirt war — eine wahrhaft türkische, oder besser gesagt, venezianische Justiz.

Alles dies geschah, während der in Venedig residirende Gesandte Frankreichs auf einer Wallfahrt nach Loretto abwesend war. Als er zurückkam und diese Vorgänge, sowie die auf Befehl des Raths der Zehn geschehene Erbrechung des Zimmers und Schreibtisches des Postmeisters des Königs von Frankreich in Venedig erfuhr — ein Befehl, der ergangen war, um sich der Papiere Regnaults zu versichern — war er sehr unwillig und versicherte, der Hingerichtete habe mit einer Depesche von Jacques Pierre nach Frankreich reisen sollen, in

welcher dem Könige von den Plänen des Herzogs von Osuna Nachricht gegeben und mehrere Unternehmungen vorgeschlagen wurden. Er, der Gesandte, habe die Depesche mit eigenen Augen gesehen und den Paß ausgestellt. Was die Verschwörung anlange, so habe gerade Jacques darauf aufmerksam gemacht, als er aus Neapel desertirte. Die grausame Bestrafung der Franzosen sei nur den Türken[11] zu Gefallen geschehen. Es sei höchst unehrerbietig, für den König von Frankreich bestimmte Depeschen aufzufangen und ihren Ueberbringer mit seinen Leuten, die doch sämmtlich Franzosen waren, zu ermorden.

Diese Vorstellungen haben insofern Eindruck gemacht, als man in Venedig eine energische Maßregel des Königs von Frankreich fürchtet; der Senat hätte es daher lieber gesehen, wenn der Rath der Zehn in einer Angelegenheit, welche das Verhältniß zu einer auswärtigen Macht berührte, nicht vorgegangen wäre, ohne sich mit ihm ins Einvernehmen zu setzen. Aus guter Quelle vernehme ich, daß der französische Gesandte seinem Könige die erwähnten Vorgänge in aller Form mitgetheilt hat, um ihm die Handlungsweise der Venezianer darzulegen.

Mein schon erwähnter französischer Diener — allerdings ein leichtsinniger und unzuverlässiger Mensch — hat mir später gesagt, daß Jacques Pierre und seine Leute schon vor vielen Monaten dem Herzoge von Osuna eine Unternehmung gegen Venedig vorschlugen, welche der von den Venezianern behaupteten Verschwörung ähnlich war; jedoch habe der Herzog den Vorschlag zurückgewiesen. Hiernach muthmaße ich, daß die beiden Brüder etwas von derartigen Absichten verlauten ließen. Die Richter hätten also dem Herzog nur dankbar sein müssen; statt dessen war der leidenschaftliche Haß gegen Ew. Majestät ausschlaggebend und betäubte die Stimme des Gewissens."

Der Rest der Depesche ergeht sich in Beschuldigungen

gegen die Republik, ohne weiteres thatsächliches Material beizubringen.

Am 25. Juni fand eine Sitzung des spanischen Staatsrathes statt, in welcher über die Vorgänge in Venedig berathen wurde. Auch das Protokoll über diese Sitzung ist neuerdings von Fernandez-Guerra herausgegeben worden, zusammen mit einem eigenhändig vom König Philipp III. entworfenen Dekret, wonach der Marquis von Bedmar abberufen und nach den Niederlanden versetzt wird. Dem Staatsrathe lag ein schriftliches Gutachten Quevedos vor, worin derselbe die vorgebliche Verschwörung gegen Venedig lächerlich macht und die Intriguen der Venezianer gegen den Herzog von Osuna darlegt.

Im Jahre 1662 — zwanzig Jahre nach dem Tode des Dichters — widmete C. A. de Tarsia Quevedos Neffen eine Lebensbeschreibung seines Oheims, die allerdings im Stil so ziemlich das Albernste ist, was man lesen kann, deren Nachrichten aber sämmtlich auf die unmittelbare Tradition seiner Umgebung in Neapel wie in Spanien zurückgehen, und sich bei aller Dürftigkeit des Inhalts wenn auch nicht immer als genau, so doch im allgemeinen als durchaus zuverlässig erwiesen haben. Darin heißt es (S. 84 der Ausgabe von Sancha):

„Da Don Francisco mit Jacques Pierre und einem Kavalier halbspanischer Abkunft (Alejandro de Espinosa) nach Venedig gegangen war, um eine sehr gefährliche Maßregel auszuführen, so hatte er das Glück, sich ohne persönlichen Schaden flüchten zu können: in zerlumpter Bettlerkleidung entkam er zwei ihn verfolgenden Meuchelmördern, die er, obgleich sie ihn in der Hand hatten, so geschickt zu täuschen wußte, daß sie ihn nicht erkannten. Seine beiden Gefährten traf das Unglück, gefangen zu werden; sie wurden später durch Henkershand hingerichtet. So oft Quevedo später in freundschaftlicher Unterhaltung auf diesen Vorgang zu sprechen kam, drückte er sich so

vorsichtig aus, daß er sich höchstens über die Ungeschicklichkeit Derjenigen lustig machte, welche ihn verfolgt hatten."

Ein anderer Bericht fügt noch — auf welche Autorität hin, ist uns unbekannt — hinzu, Quevedo sei der Fremdenhetze dadurch entgangen, daß man seinem Italienisch den Fremden nicht anhörte: vermuthlich gelang es ihm als Spanier leicht, den venezianischen Lispellaut nachzuahmen, den kein Franzose aussprechen kann.

Vergleicht man Bedmars und Quevedos Aeußerungen, so ist zunächst klar, daß der spanische Gesandte nichts von Quevedos Anwesenheit in der Stadt gewußt hat. Ohne Frage hätte er sich auf das Zeugniß eines der berühmtesten Männer seiner Zeit berufen, um die Behandlung klar zu legen, die ihm widerfahren war. Quevedos Anwesenheit zu verschweigen, wenn sie ihm überhaupt bekannt war, hatte er nicht den mindesten Grund, zumal in einer vertraulichen, ja chiffrirten, Depesche.

Quevedo dagegen versichert zwar mit der größten Bestimmtheit, die Verschwörung sei nichts als eine Erfindung der Venezianer, warum aber fügt er nicht hinzu, er habe diese Ueberzeugung bei seinem Aufenthalte in der Stadt gerade während der Zeit gewonnen, wo die angebliche Verschwörung blutig geahndet wurde? Offenbar war er so eifrig bestrebt, seine Anwesenheit in Venedig geheim zu halten, daß er sie nicht einmal in seinem Berichte an den Staatsrath erwähnt, wo sie seinen sonst dabei ausgesprochenen Ansichten ein besonderes Gewicht verliehen haben würde.

Nun könnte man ja freilich auf den Gedanken kommen, Quevedos Biograph Tarsia sei einer unrichtigen Ueberlieferung gefolgt, als er über den Aufenthalt seines Helden berichtete. Einerseits müßte dann diese Ueberlieferung auch von Quevedos Verwandten geglaubt worden sein, andererseits aber könnte sie sich doch schwerlich anders als schon zu den Lebzeiten des Dichters

gebildet haben. Sollte dann Quevedo nichts davon gehört haben? Würde er, der sich gegen so viele Verleumdungen seiner Feinde, besonders der Venezianer, vertheidigt hat, dieser Verleumdung nicht entgegengetreten sein? Außerdem ist nicht der mindeste Grund vorhanden, Tarsias Zeugniß zu verdächtigen: er ist nur darin ungenau, daß er Pierre als einen von Quevedos Begleitern auf der Reise nach Venedig nennt, während derselbe schon ein Jahr lang in Venedig war, Quevedo sich dagegen dort nach allem, was wir sonst wissen, nur kurze Zeit aufgehalten haben kann.

Daß Bedmar nichts von Quevedos Aufenthalt in Venedig wußte, ist leicht zu erklären, ja man kann sagen, er war vielleicht der letzte, der überhaupt etwas davon erfahren durfte. Bedmar war den Venezianern längst auf das stärkste verdächtig; begab sich also Quevedo in seine Wohnung, so war er von vornherein den Spionen der Regierung bekannt. Nichts wurde in Venedig genauer bewacht als die Paläste der fremden Gesandten, und ließ sich Quevedo nur ein einziges Mal in dem spanischen Gesandtschaftshotel sehen, so hätten ihn die Staatsinquisitoren unfehlbar gefaßt, um so mehr, als sie schon seit längerer Zeit, obwohl stets vergeblich, auf das Eifrigste bemüht waren, irgend einen Beweis für die von Osuna gegen Venedig gesponnenen Intriguen in die Hand zu bekommen.

Abgesehen von diesen Erwägungen würde Quevedo die Verbindung mit Bedmar nichts genützt haben. Bedmar befeindete zwar Venedig, aber nicht vom Meere aus und in Gemeinschaft mit Osuna, sondern zu Lande und in Uebereinstimmung mit dem Gouverneur von Mailand. Kurz vor der Entdeckung der Pläne Osunas war die Absicht verrathen worden, den Truppen Don Pedros von Toledo die venezianische Stadt Crema auszuliefern. Erinnert man sich daran, daß Bedmar, sobald seine Stellung in Venedig unhaltbar geworden war, nach

Mailand ging, so wird die Vermuthung nicht zu gewagt erscheinen, daß beide unter einer Decke spielten, und daß der Haß und das Mißtrauen der Venezianer gegen den spanischen Gesandten seinen Grund in den Intriguen hatte, welche derselbe mit dem Vertreter Spaniens in Mailand angezettelt hatte. Damit stimmt denn auch vollkommen, daß Bedmar in seiner Depesche die Angelegenheiten Osunas, denen gegenüber er ein ruhiges Gewissen hatte, gleichmüthig erwähnt, zumal da er mit dem Herzoge offenbar in sehr lockerer Verbindung stand, dagegen die Cremasker Angelegenheit, bei der er selbst betheiligt war, gänzlich übergeht.

Die Paläste der Gesandten mit ihrem Asylrechte boten damals den einzigen Aufenthaltsort in Venedig für einen Fremden, welcher vor den Spionen der Regierung sicher sein wollte. War Quevedo nicht bei Bedmar abgestiegen, so ist schwer zu sagen, wo er überhaupt ein Unterkommen finden konnte. Daß er in einem Gasthof Wohnung genommen hätte, ist natürlich undenkbar, denn dem Rathe der Zehn war selbstverständlich keine Fremdenherberge unzugänglich: wurde doch auch das entscheidende Zeugniß über Pierres hochverrätherische Pläne dadurch erhalten, daß sich ein Nobile in einem Zimmer des Gasthofes versteckte, neben welchem, nur durch eine Holzwand getrennt, die Berathungen stattfanden. Vielleicht läßt sich das Räthsel, wenigstens vermuthungsweise, durch einen Vorgang lösen, den man in diesem Sinne als ein Nachspiel zu der Verschwörung des Jahres 1618 auffassen kann.

Antonio Foscarini, geboren im Jahre 1570, war, nachdem er verschiedene wichtige Staatsämter bekleidet hatte, Gesandter am französischen und englischen Hofe gewesen. Nachdem er den letzteren Posten sechs Jahre lang bekleidet hatte, wurde er (gegen das Ende des Jahres 1615) nach Venedig zurückgerufen, und zwar hauptsächlich wegen der Anklagen, welche der venezianische

Gesandtschaftssekretär in London, Muscorno, gegen ihn in Venedig erhoben hatte; Muscorno war ihm beigegeben worden, weil der frühere Sekretär, Scaramelli, im Verdachte stand, Berichte Foscarinis weiter verbreitet zu haben. Eine eigenthümliche Ironie des Schicksals fügte es, daß gerade Foscarini schon vor dem Bekanntwerden dieser Angelegenheit bei den Staatsinquisitoren darauf gedrungen hatte, alles zu thun, um die Geheimhaltung der gesandtschaftlichen Berichte zu bewirken; der päpstliche Nuntius in Paris hatte ihm gesagt, kein Souverain wolle den venezianischen Gesandten gegenüber mit der Sprache heraus, weil der Inhalt der von denselben nach Venedig erstatteten Berichte in kurzer Zeit allgemein bekannt werde.

Giulio Muscorno und Antonio Foscarini waren einander zum Erschrecken ähnlich; von unergründlichem Leichtsinn und gefährlich loser Zunge, geldgierig und in Schulden steckend, mit unaufhörlichen Liebschaften beschäftigt und von ewiger Unruhe gepeinigt, war das Leben, welches sie in London führten, geeignet, die Würde der Republik auf das Aergste bloszustellen. Muscorno kam dem Gesandten mit seiner Anklage bevor, und die Staatsinquisitoren nahmen die Sache in die Hand. Der schlimmste Anklagepunkt ließ sich nicht aufrecht erhalten. Muscorno hatte nämlich behauptet, Foscarini habe Abschriften seiner nach Venedig gerichteten Depeschen fremden Gesandten, darunter dem spanischen, mitgetheilt. Es fand sich, daß ein Kammerdiener des Gesandten einem französischen Spione die Brouillons der Depeschen gegen Bezahlung zum Abschreiben ausgeliefert hatte. Da aber anzunehmen war, daß der Kammerdiener nur aus Leichtsinn und ohne Bewußtsein des schweren Verbrechens gehandelt hatte, so kam er mit der leichten Strafe des Abhauens der rechten Hand und zwanzig Jahren finsteren Kerkers davon.

Die Untersuchung der anderen Anklagepunkte schleppte sich fast drei Jahre hin. Endlich wurde Foscarini am 30. Juli 1618

freigesprochen, Muscorno dagegen zu zweijähriger Festungshaft verurtheilt. Zur Zeit der Entdeckung der Verschwörung war also Foscarini in Haft und konnte keinen Antheil an irgend etwas damit Zusammenhängendem nehmen. —

Thomas Arundell, später Baron Arundell of Wardour genannt, war im Jahre 1560 geboren. Er zeichnete sich in österreichischen Diensten im Kriege gegen die Türken aus und wurde von Kaiser Rudolph II. im Jahre 1595 in den Grafenstand erhoben. In zweiter Ehe war er mit Anna, Tochter eines Sir Miles Philipson, verheirathet. Lady Arundell war mit ihren beiden Söhnen nach Italien gegangen und lebte seit mehreren Jahren abwechselnd in Padua und Venedig. Weshalb sie sich ganz aus England, wo ihr Gemahl eine hervorragende Rolle am Hofe spielte, zurückzog, ist nicht klar. Sie selbst gab als Grund die Erziehung ihrer Söhne an, andere behaupteten, sie habe eine Vorliebe für den Katholizismus und wolle in Italien ihren religiösen Neigungen ungestört nachgehen.

Foscarini hatte diese Dame schon in England gekannt und verkehrte in ihrem Hause in Venedig, nachdem er freigesprochen war und das Vertrauen der Regierung genoß sowie die Würde eines Senators erhalten hatte. Lady Arundell bewohnte denjenigen der drei Paläste Mocenigo, welchen Lord Byron bezog, nachdem er seine Wohnung in der Spezieria aufgegeben hatte. Schon der Umstand, daß Foscarini im Palaste Mocenigo verkehrte, bezeugt, wenn nichts Schlimmeres, doch jedenfalls seinen Leichtsinn. Durch ein Gesetz aus dem Jahre 1612 war den Nobili jeder Verkehr mit den Gesandten fremder Mächte außer nach eingeholter Erlaubniß der Regierung auf das strengste untersagt; und wenn auch der Wortlaut des Gesetzes nur von dem Betreten des Hauses eines Gesandten und dem Empfang seines Besuches im eigenen Hause sprach, so ist doch klar, daß der Verkehr am dritten Orte ebensowenig gestattet sein konnte, wenn

das Gesetz überhaupt einen Sinn haben sollte. Im Hause der Arundell aber verkehrten die Vertreter Toscanas, des Kaisers und des Königs von Spanien.

Am 9. April 1622 Abends wurde Foscarini, als er aus der Senatssitzung kam, verhaftet und am 20. April dazu verurtheilt, im Kerker erdrosselt zu werden. Das Urtheil wurde noch in derselben Nacht vollstreckt, und am nächsten Morgen erblickten die Venezianer mit Entsetzen seinen an einem Fuße auf dem Marcusplatze aufgehenkten Leichnam. Die Anklage besagte, Foscarini habe häufig und im Geheimen mit den Gesandten auswärtiger Mächte in ihren Behausungen und anderswo, in Venedig und außerhalb der Stadt verkehrt, ihnen die wichtigsten Staatsgeheimnisse mitgetheilt und dafür Geld empfangen. Der Passus, daß Foscarini derartige Zusammenkünfte auch außerhalb Venedigs gehabt habe, wird auf Padua, wo ja die Arundell auch eine Wohnung hatte, bezogen. Besonders soll ihm die Unsicherheit in seinen Antworten geschadet haben, sobald er über Lady Arundell befragt wurde. Die Widersprüche, in welche er sich dabei verwickelte, wurden in der Stadt so gedeutet, daß er ein Liebesverhältniß mit ihr gehabt habe und dasselbe zu verschweigen bemüht gewesen sei.

Lady Arundell war gerade nicht in Venedig anwesend. Der Senat hatte sie im Zusammenhang mit dem Ausgang des Processes Foscarini aus der Stadt ausgewiesen. Um ihr die Schmach zu ersparen, das Ausweisungsdekret vollstreckt zu sehen, wollte sie der Sekretär des englischen Gesandten aufsuchen und traf sie auf dem Wege nach der Stadt. Seine Vorstellungen machten jedoch nicht den geringsten Eindruck, vielmehr begab sie sich sogleich — obgleich es schon tief in der Nacht war — zu dem englischen Gesandten und verlangte, er solle ihr stehenden Fußes eine Audienz bei der erlauchten Signoria auswirken.

Am folgenden Tage wurde sie wirklich vorgelassen und

betheuerte in der beredtesten Weise ihre Unschuld. Die Folge war, daß ihr die Signoria alle nur denkbaren Ehrenerklärungen gab, sie zu der demnächst bevorstehenden Vermählung des Dogen mit dem Meere und einem nach dieser Festlichkeit von dem Dogen veranstalteten Diner einlud, ja sie auch noch mit Konfekt beschenkte.

Nun wurde freilich nach einigen Monaten das Andenken Foscarinis wieder hergestellt und die Denuncianten hingerichtet, aber trotzdem hat Lady Arundell, wenn sie feierlichst versicherte, Foscarini habe sie überhaupt niemals besucht, ohne Frage die Unwahrheit gesagt, was ihr auch weiter nicht übel zu nehmen ist, da sie sich ja doch wohl manchmal ihres Gemahls erinnert haben wird, und an die Gerüchte denken mußte, welche ihm über das gute Beispiel zu Ohren kommen konnten, das sie ihren Söhnen gab. Die Akten des Prozesses sind nicht mehr vorhanden, aber da die Staatsinquisitoren überall Spione hielten und besonders die Nobili genau überwachten, so ist es undenkbar, daß man Foscarini für schuldig erachtet hätte, wenn das Tribunal nicht wenigstens dafür Beweise in den Händen hatte, daß der Senator im Palaste Mocenigo in Wahrheit gesehen worden war.

Ist aber ihre Betheuerung in diesem Punkte hinfällig, so begreift man leicht, daß auch ihre Versicherung, sie habe mit fremden Gesandten in keinem eigentlichen Verkehr gestanden, nicht den mindesten Glauben verdient. War sie also schon im Jahre 1618 in Venedig — das Datum ihrer Ankunft ist nicht zu ermitteln —, so hatten die Inquisitoren aller Wahrscheinlichkeit nach, wenn auch zu spät, wirklich das Haus gefunden, in welchem sich ein Spanier während der Zeit der Verfolgung ungefährdet aufhalten konnte, und vielleicht hat Quevedo auch in dieser Beziehung „über die Ungeschicklichkeit seiner Verfolger" gelacht. —

Osunas Schiffe, welche die venezianische Herrschaft im adriatischen Meere bedrohten, führten seine eigene, nicht die spanische Flagge. Daß er Miene machte, sich seinem Nachfolger in dem neapolitanischen Vizekönigthum mit Gewalt zu widersetzen, ist bekannt. Was geworden wäre, wenn es ihm glückte, sich Venedigs zu bemächtigen, wußte vielleicht außer ihm nur Quevedo. Lord Byron träumte von einem Herrscherthum in Griechenland, auf einer Insel des Archipels oder in Südamerika; wenn Quevedo ähnlichen Gedankengängen folgte, war er seinem Ziele erheblich näher gekommen als der Engländer, freilich hat auch er einen hohen Preis für das gezahlt, was seinen Sinn beschäftigte, da er die Ungnade theilen mußte, in welche Osuna fiel.

Anmerkungen.

[1] A. a. O., S. 220.

[2] A. a. O., S. 219.

[3] Von Quevedos griechischen Kenntnissen wird man sich freilich eine falsche Vorstellung machen, wenn man dieselbe nach der ersten Veröffentlichung des Anakreon in Rivadeneyras Biblioteca de Autores Españoles, tomo III., p. 433 ff. beurtheilen will. Der Abdruck ist nach einem Original vorgenommen, welches Quevedo, wie dort mitgetheilt wird, einem Schreiber diktirt hat. Wahrscheinlich hat derselbe nach damaliger Gewohnheit in den griechischen Stellen die Accente weggelassen: der Herausgeber hat sie hinzugesetzt, aber wie! Es giebt keine größere literarische Schande als diese griechisch gesetzten Worte, von denen kein einziges richtig ist; erreicht wird sie nur durch das Motto, welches der Schwätzer Castelar einem unglaublich albernen Romane vorgesetzt hat; es besteht aus drei Homerischen Worten und enthält in jedem Worte einen groben Fehler.

[4] Dieser ausgezeichnete Kenner Quevedos hat seine Vorrede zu den beiden ersten Bänden der bei Rivadeneyra erschienenen Ausgabe Quevedos unterzeichnet 14. September 1852, während jetzt die Titelblätter die Jahreszahl 1876 tragen. Den dritten Theil hat Fernandez-Guerra nicht herausgegeben, weshalb wird nicht gesagt, ist aber nicht schwer zu errathen.

[5] Im Spanischen bedeutet querer ebensowohl wollen als wünschen.

[6] Schwagers Philipps III. von Spanien.

[7] Mundo caduco y desvarios de la edad en los años de 1613—1620.

[8] Im Originale galeones; Ranke spricht unter Anführung von Dokumenten immer von Galeeren. Schwerlich dürfte in jenen Archivalien von etwas anderem als Gallionen die Rede sein.

[9] Mahonas nach türkischer Art getakelte Barken. Auch dieses Wort giebt Ranke durch Galeeren wieder.

[10] Die Art, in welcher die beiden hingerichtet wurden, war bisher unbekannt (Ranke a. a. O., S. 214) und geht erst aus dem Berichte Bedmars hervor.

[11] Pierre hatte den Türken als Korsar großen Schaden zugefügt. Das oben Erwähnte, von Ranke schlagend Widerlegte, glauben die Spanier, wie es scheint, noch heute.

(294) Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter) in Hamburg.

Die
Reblausgefahr.

Von

Dr. Otto Geise
in Kiel.

Mit einer Tafel.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter).
1888.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Fr. v. Holtzendorff in München.

Wenn die Menschen früherer Zeiten gezwungen waren, ihre Kraft und Intelligenz daran zu setzen, um Dasein und Wohlstand gegen die Thiere der Wildniß zu vertheidigen, so scheint es unserem Geschlechte vorbehalten, die gefährliche Macht des Kleinen zu würdigen, in den kleinsten und allerkleinsten Lebewesen die bei weitem furchtbarsten Feinde der menschlichen Intelligenz und des menschlichen Besitzstandes zu erkennen und zu bekämpfen. Kein Jahr fast geht vorüber, das uns nicht in neu entdeckten Pilzen, Bacillen und ähnlichen Organismen die Urheber des Erkrankens oder gar des Sterbens unserer Kulturpflanzen, unserer Hausthiere, ja der Menschen selbst konstatiren läßt, zudem oft angesichts einer Massenhaftigkeit des Verderbens, gegen welche alle Zerstörungen, die jene anderen großen Feinde anrichten mochten, zum Verschwinden kommen müssen.

Zwar nicht von jener mikroskopischen Kleinheit, wie die meisten der erwähnten Organismen, aber doch dem bloßen Auge kaum sichtbar, in seinen verderblichen Wirkungen jedenfalls den schlimmsten unter den Zerstörern (hier speziell des pflanzlichen Lebens) ähnlich, hat nun in den letzten Decennien in Europa überhaupt, seit einigen Jahren leider auch in Deutschland insbesondere, ein Wesen in einer Art von sich reden gemacht, die es wohl angezeigt erscheinen läßt, seinem Leben, seiner furchtbaren Wirkungsweise einige Zeilen zu widmen. Es ist die Reblaus, die schreckliche Feindin des Weinbaues, von der wir sprechen wollen, ein

Thier, das sicherlich jedem der Leser aus den in den letzten Monaten dieses Jahres (1887) immer mehr sich häufenden Zeitungsnotizen wenigstens dem Namen nach bekannt ist.

Was ist nun aber, genauer betrachtet, die Reblaus? In welcher Weise tritt sie schädigend auf? Seit wann und wo hat sie ihre Zerstörungen begonnen? Weswegen endlich erst vor relativ so kurzer Zeit? — all dies sind Fragen, die sich Jedem aufdrängen, der nicht näher Bescheid weiß, die sich am besten aber meines Erachtens an der Hand einer zunächst historischen Darstellung beantworten lassen. Beginnen wir also mit einer Zeit, zu welcher die Reblaus noch zu den unbekannten „Größen" in Europa gehörte.

Es war gegen Anfang der sechziger Jahre, als im Südosten Frankreichs, an mehreren Orten fast gleichzeitig, die Winzer auf eine eigenthümliche, bisher unbekannte Art des Erkrankens der Rebstöcke aufmerksam wurden. Anfangs war man, wie so oft, geneigt, der Sache keine weitere Bedeutung beizulegen, in dem Glauben, daß man es mit einer durch lokale Umstände hervorgerufenen und mit der Zeit auch wohl wieder vorübergehenden Erscheinung zu thun habe. Als sich jedoch an jenen Orten des ersten Auftretens (es war dies in den Departements Bouches du Rhône und Vaucluse) die Krankheit auf immer größere Bestände von Reben verbreitete, als sich bald hier, bald dort in der Umgebung jener Krankheitsherde, ja als sich dann auch an weiter davon entfernt gelegenen Stellen neue sich rasch vergrößernde Herde zeigten, da konnte man der traurigen Ueberzeugung sich nicht mehr verschließen, daß die Krankheitserscheinungen nicht lediglich lokaler Natur seien, daß man vielmehr einer den Weinbau recht wesentlich bedrohenden Gefahr gegenüber stände. Wie groß freilich diese Gefahr war, wie groß das Verderben werden würde, das aus ihr sich entwickeln sollte, davon hatte man leider auch damals noch keine Ahnung.

Die Gefahr selbst, wie gesagt, hatte man erkannt. Aber was half es? Man sah die Seuche mit zunehmender Geschwindigkeit sich über immer größere Flächen ausbreiten und stand ihr rathlos gegenüber, denn die Ursache des Uebels zu ergründen, wollte nicht gelingen.

Das Krankheitsbild, welches die ergriffenen Stellen zeigten, war überall ein gleiches. Die Stöcke begannen zu kränkeln, die Triebe blieben kurz, das Laub fing frühzeitig an zu verdorren, die Ränder einzurollen und abzufallen, die Trauben wurden wässerig und gelangten nicht zur Reife. Während nun diese Erscheinungen an den ergriffenen Stöcken von Jahr zu Jahr sich steigerten und etwa im vierten oder fünften Jahre zum gänzlichen Absterben der Reben führten, begannen zugleich die Nachbarstöcke in derselben Weise zu kränkeln und zurückzugehen, so daß eine allmähliche Ansteckung nicht zu verkennen war. Nach allen Seiten breitete sich das Uebel stetig aus, im Jahre etwa zehn bis fünfzehn Meter fortschreitend. Eine erkrankte Fläche bot also im wesentlichen zuerst das Bild einer uhrglasförmigen Vertiefung in dem Bestande der Reben dar, indem um die mittlere, abgestorbene oder dem Absterben nahe Partie kleinwuchsiger Stöcke sich Zonen von nach außen hin immer mehr dem Normalen in Aussehen und Wachsthum sich nähernden Reben schlossen. Mit dem Wachsen dieser mehr oder weniger kreisförmigen Erkrankungsstellen kam es dann erklärlicherweise zu einem Zusammenfließen und Verschmelzen derselben, wodurch das sonst regelmäßige Bild eine Aenderung erlitt.

Rodete man nun die abgestorbenen Rebstöcke zum Zwecke der Ersetzung durch neue Setzlinge aus, so nahm man leicht wahr, daß die Wurzeln morsch und verfault waren: es lag nahe, die Ursache des Absterbens des Stockes in der Zerstörung der Wurzeln zu suchen, woher aber diese Zerstörung der Wurzeln selbst kam, wußte niemand. Die oben erwähnten Neuanpflanzungen

sah man sich übrigens auch bald gezwungen aufzugeben, denn was das Schlimmste bei der Sache war, auch diese Neuanlagen auf dem verseuchten Gebiete gingen baldigst zu Grunde oder kamen überhaupt nicht auf.

Was war nun die Ursache der Krankheit? Sie zu finden, mußte man angesichts der immer wachsenden Kalamität mit aller Anstrengung bemüht sein, war doch ohne Kenntniß derselben an keine Abhülfe zu denken. So gelang es denn endlich einem Mitgliede einer zur Untersuchung der Krankheitserscheinungen abgeordneten Kommission, der Sache auf den Grund zu kommen. Professor Planchon nämlich ließ zahlreiche Stöcke, darunter auch solche, welche eben zu kränkeln begonnen, ausgraben, und so fand er denn, daß die Wurzeln zum Theil in großer Menge von winzigkleinen, unbekannten Insekten bedeckt waren. Seine Vermuthung, daß eben diese Thiere die Ursache der Wurzelerkrankung wären, bestätigte sich bald. Ueberall, wo er die Wurzeln, vornehmlich der noch nicht völlig abgestorbenen Stöcke, untersuchen ließ, fanden sich auch die verdächtigen Insekten, und es konnte keinem Zweifel mehr unterliegen, daß man die Ursache des sich ausbreitenden Verderbens gefunden hatte. Wie leicht festzustellen war, gehörten die winzigen Insekten den Rindenläusen an, einer Gruppe also, welche den jedem Gartenfreunde wohl bekannten Blattläusen nahe steht. Da man sie nirgends beschrieben fand, wurden sie von Planchon mit dem neuen Speziesnamen der Phylloxera vastatrix benannt. Später freilich gelangte man zu der Erkenntniß, daß auch schon andere Forscher in Amerika sie beobachtet und benannt hatten, dennoch blieb Planchons Bezeichnung für das Thier ausschließlich im Gebrauch.

Halten wir uns nun mit der Naturgeschichte der Reblaus — denn so ward das Thier später im Deutschen benannt — für jetzt nicht länger auf, wir werden später Gelegenheit haben, darauf zurückzukommen; verfolgen wir lieber den Gang der

Ereignisse in Frankreich weiter. Den Feind also kannte man jetzt; warum aber, mußte man sich fragen, hat er erst jetzt begonnen, seine Verheerungen anzurichten? War er etwa nicht immer im Lande? und in diesem Falle, woher war er gekommen? Es waren dies keineswegs müssige Fragen, denn von der Antwort darauf hing ein großer Theil der Hoffnungen der betroffenen Weinbauern ab. War die Reblaus ein in Frankreich einheimisches Thier, so mußten, da sie ja früher sich nicht bemerklich gemacht hatte, zeitliche Einflüsse ihre enorme Entwickelung bedingt haben, und wie diese mit der Zeit zuwege gekommen war, so konnte sie mit der Zeit auch wieder zurückgehen. Anders, wenn die Reblaus ein fremder Eindringling war, dem zu trotzen, wie es schien, die Rebe auf dem Boden Frankreichs nicht imstande war: in diesem Falle mußten sich die Aussichten nur allzu betrübend gestalten. Und leider! die letztere Auffassung blieb im Recht. Es ließ sich nachweisen, daß überall da, wo das furchtbare Insekt zuerst sich gezeigt, Wurzelreben aus Amerika zur Anpflanzung gelangt waren, und zwar wenige Jahre vorher! Nicht mehr zu bezweifeln konnte die Thatsache sein, daß man es mit einem Gegner zu thun hatte, der nicht von der Gunst des Ortes und der Zeit getragen, sondern auf eigener Kraft fußend, einen unerhörten Vernichtungszug gegen die gesammte Weinkultur vorbereitete und leider nicht mehr nur vorbereitete! Denn während man nach seiner Ursache suchte, während man rathlos, vergebens auf Mittel zu seiner Bekämpfung sann, hatte sich das Verderben mit erschreckender Schnelle über weit ausgedehnte Flächen verbreitet. In welcher Weise es aber um sich griff, davon mögen einige Zahlen eine ungefähre Vorstellung geben. In dem um das Jahr 1866 von der Seuche befallenen Departement Vaucluse waren 1869 (also nach ca. drei Jahren!) 6000 ha Weinland abgestorben oder nahe daran, im Jahre 1874 von den 30000 ha

dieses Departements 25000 vollkommen zerstört. Im Jahre 1872 waren in Frankreich bereits 100000 ha, im Jahre 1877 circa 288000 ha zerstört und 365000 ha infizirt. Bis zum 1. Oktober 1882 endlich waren von den 2415986 ha, welche Frankreich überhaupt an Weinland besitzt, nach amtlichen Angaben 763799 ha (also etwa ein Drittel) gänzlich zerstört, angegriffen und theilweise vernichtet aber andere 642978 ha! Der Gesammtverlust, welchen Frankreich durch die furchtbare Rebenfeindin schon bis zu jener Zeit erlitten, wird auf 5 Milliarden Franken berechnet. Und das Verderben steht keineswegs still: ich vermag nicht zahlenmäßig anzugeben, da mir die amtlichen Feststellungen der letzten Jahre nicht zur Hand sind, wie hoch im Augenblicke die Hektarzahl der in Frankreich zerstörten Weinberge sich beläuft, sicher ist, daß sie die Zahlen aus dem Jahre 1882 um ein Bedeutendes übertrifft. Wenn aber die Weinproduktion Frankreichs dennoch nicht in einer diesen ungeheuren Vernichtungsziffern völlig entsprechenden Weise zurückgegangen ist, so liegt dies vornehmlich daran, daß man in den bisher noch verschonten Departements schon seit Jahren zu ausgedehnten Neuanlagen von Weinbergen geschritten ist: ein Mittel, die Weinproduktion zu heben, das freilich nur so lange vorhalten wird, so lange nicht die Reblaus selbst ihr furchtbares Veto an Ort und Stelle einlegt.

Daß man jedoch in Frankreich, während solches Unglück über seine gesegneten Weingaue sich verbreitete, mit Aufbietung aller Kräfte daran arbeitete, auch Mittel zu finden, welche die Reblaus wirklich vertilgten, ist selbstverständlich. Aber alle Versuche erwiesen sich als vergeblich. Vergebens setzte die französische Regierung einen Preis von 300000 Franken für den glücklichen Entdecker solchen Mittels aus, vergebens erhöhte sie ihn in den letzten Jahren auf eine halbe Million! Ueber tausend Bewerbungen gingen ein, aber entweder taugten die Vorschläge überhaupt nichts oder es stellte sich heraus, daß bei Anwendung des

Mittels sammt der Reblaus auch der Stock zu Grunde ging. Zu solchen letzten, verzweifelten Mitteln aber zu greifen — es sind, wie gesagt, zur Stunde die einzigen, die uns gegen die Reblaus zur Verfügung stehen — war es in Frankreich, als man die Größe der Gefahr erkannt, als man die Ursachen derselben entdeckt, als man eben diese erwähnten Mittel selbst gefunden hatte, leider zu spät. Was im Anfang möglich gewesen wäre: die Beschränkung der Seuche auf ihre ersten Ursprungsstellen durch energische Vernichtung aller infizirten Weinpflanzungen, das ließ sich bei der mittlerweile geschehenen Ausbreitung der Krankheit über Tausende von Hektaren ganz abgesehen von den ungeheuren Kosten, mit auch nur einiger Aussicht auf Erfolg nicht mehr bewerkstelligen; man sah sich genöthigt — leider muß man es sagen —, ohnmächtig zuzusehen, wie ein Departement nach dem anderen der Vernichtung seines Rebbestandes durch die Reblaus zum Opfer fiel, denn die wenigen Versuche, die von einigem Erfolg gekrönt waren, fallen gegen die allgemeine Ohnmacht nicht ins Gewicht. Wir werden ihnen später einige Worte widmen.

Aber, höre ich nun fragen, wie ist so etwas, wie das Gesagte, überhaupt möglich? Wie vermag ein so kleiner Organismus, als welcher die Reblaus uns doch anfangs geschildert ward, in so kurzer Zeit solch unerhörte Verheerungen anzurichten? Wie ist es ferner möglich, daß alle Intelligenz, der Aufwand aller Energie nicht sollten imstande gewesen sein, dem Verderben zu wehren? Nun, die Antwort auf diese Frage möge der Leser aus der Darstellung der Lebens- und Wirkungsweise der Reblaus selbst entnehmen.

Die Reblaus, wie schon oben gesagt, den Blattläusen nahe verwandt, also den Schnabelkerfen angehörig und somit eigentlich ein wanzenähnliches Thier, hat einen besonders für den zoologischen Laien höchst auffallenden und merkwürdigen Lebens- und Entwickelungsgang.

Ohne in der alten Streitfrage, wer älter sei, die Henne oder das Ei, irgend Partei zu ergreifen, wollen wir uns aus praktischen Gründen auf den letztern Standpunkt stellen und mit dem Ei beginnen — denn aus einem Ei, wie jedes andere lebende Wesen, leitet auch die Reblaus ihren Ursprung her. Im Herbste nun finden sich unter der abblätternden Rinde des Rebstockes, zuweilen auch in den Schollen des Bodens, kleine, hartschalige, bräunliche, ihrer Farbe und Lage wegen schwer zu entdeckende Eier, welche den Winter überdauern. Schon im Vorfrühjahre schlüpfen aus ihnen kleine, gelbe Läuschen hervor, die sich sofort stammabwärts auf die Reise machen, um, den Verzweigungen der Wurzeln folgend, zuletzt auf die kleineren, zarten, eben hervorknospenden Wurzelsprößchen zu gelangen und hier unter mehrmaligen Häutungen zu den in Fig. 1* abgebildeten, etwa 0,7 bis höchstens 1,1 Millimeter großen Thieren heranzuwachsen. Im Umrisse eiförmig, weist das Thier eine gedrungene, die drei Hauptabschnitte des Insektenkörpers nicht scharf unterscheidenlassende Körpergestalt auf. Bezeichnend für die im Frühjahr hellgelbe, im Sommer mehr und mehr sich bräunende Laus sind die dreigliedrigen, an der Spitze schräg abgestutzten und eine schwache Aushöhlung zeigenden Fühler, ebenso wie die kurzen Beine, welche in eine Kralle endigen und mit (unter dem Mikroskop deutlich wahrnehmbaren) geknopften Borsten versehen sind. Der Hinterleib, der sich noch am besten von dem Bruststück abhebt, während dieses und der Kopf ohne sichtbare Grenze ineinander übergehen, besteht aus sieben Ringen. In unserer Fig. 1, welche uns die Laus von der Unterseite zeigt, sehen wir aber ferner ein in der Mitte gelegenes, längliches Gebilde: es ist der Stech- und Saugrüssel des kleinen Schnabelkerfes. Mit Erwähnung dieses Gebildes kommen wir zugleich auf die Art und Weise zu sprechen, in welcher die Reblaus die

* Fig. 1 und Fig. 3—5 sind frei nach Moritz.

Zerstörung des von ihr angegriffenen Stockes bewerkstelligt. Der viergliedrige, bewegliche Rüssel stellt eine mit einem Längsspalt versehene Röhre dar, in welcher sich vier steife Stechborsten auf und nieder bewegen können. In Fig. 2 ist der ganze Apparat in schematischem Querschnitte zu sehen. Der breite äußere Ring ist die Hauptmasse des Rüssels, von ihm umschlossen erblicken wir die Querschnitte der vier Borsten. Zwei von ihnen liegen, wie man sieht, zu beiden Seiten der mittlern, welche ihrerseits sich durch eine eigenthümliche Einfalzung zu einer geschlossenen Doppelröhre vereinigen. Die obere Röhre steht nun (hier natürlich nicht sichtbar) mit einem Saugapparate, die untere mit einem kleinen spritzenähnlichen Organe (der vom Verfasser a. a. O.* genauer behandelten, allen Schnabelkerfen gemeinsamen „Wanzenspritze") im Kopfe des Thieres in Verbindung.

Wenn nun die junge Reblaus auf die zarten Wurzelsprößchen gelangt ist, so sticht sie die Stechborstenröhre in die weiche Wurzelmasse ein und indem sie durch den Saugapparat vermittelst der oberen Röhre die Nahrungssäfte einsaugt, spritzt sie zugleich durch die unteren ein stark wirkendes saures Sekret** in die Wurzel ein. Die Folgen dieser Injektion machen sich bald bemerkbar, denn statt im normalen Wachsthum zu verharren, schwillt die also injicirte Wurzel zu einem gallenartigen Knötchen auf, um durch den in ihr vermehrten Säftezufluß der saugenden Laus reichlichere Nahrung zu gewähren. Wenn nun schon die Galle selbst, welche man als „Nodosität" zu bezeichnen pflegt, die normale Weiterleitung der durch die Wurzeln aufzusaugenden Nahrungssäfte der Pflanze nach den größern Wurzeln und

* Die Mundtheile der Rhynchoten, Bonn 1883.

** Es sei übrigens hier darauf hingewiesen, daß es sich wohl zuletzt verlohnen könnte, wenn man im Hinblick auf die saure Reaktion des Speichelgiftes der Laus von Versuchen nicht abließe, durch alkalische Durchtränkung des Bodens mit ja in Auswahl dafür zu Gebote stehenden Mitteln die Säure des Giftes zu neutralisiren und dadurch ihrer verderblichen Wirkung zu berauben.

schließlich zum Stocke hin empfindlich gestört wird, so macht sich doch die verderbliche Wirkung des Reblausstiches noch bei weitem mehr im folgenden Spätherbst geltend. Jene galligen Auftreibungen der Wurzelspitzen und auch der größeren Wurzeln, an denen sie später von den Läusen gleichfalls erzeugt werden, fallen nämlich im Herbst und Winter einer fauligen Zerstörung anheim und die infizirten Wurzeltheile gehen somit für die Pflanze verloren. Bedenken wir nun, daß die Reblaus sich binnen kurzer Zeit auf viele Hunderttausende zu vermehren und sich im Laufe des Jahres über das gesammte Wurzelsystem des Stockes auszubreiten imstande ist, so werden wir leicht begreifen, daß die nachtheiligsten Wirkungen auf den befallenen Stock nicht lange ausbleiben können. Denn abgesehen davon, daß tausende der kleinen, das eigentliche Aufsaugungsgeschäft besorgenden Wurzelsprößchen verloren gehen, werden eben, wie schon gesagt, im Laufe des Jahres auch an den stärkeren Wurzeln Anschwellungen (wenn auch von etwas anderer Form und hier „Tuberositäten" genannt) erzeugt, ein Umstand, welcher die die Nahrungssäfte sammelnde Hauptwurzel schließlich einem Flusse ähnlich macht, dessen einzelne Quellchen man verstopft, dessen Nebenflüsse man abgedämmt hat, der dann aber am Ende keinen Fluß mehr, sondern nur noch ein vertrocknetes Flußbett darstellen wird. Fig. 6 zeigt uns das Bild einer reblauskranken Wurzel.

So lange nun wenige Läuse nur die Wurzeln bedecken, ist selbstverständlich von einer schädigenden Wirkung kaum die Rede. Bei den wenigen aber bleibt es leider nicht lange: eine kurze Betrachtung der Vermehrungsweise der Reblaus mag diese Behauptung rechtfertigen. Jene in Fig. 1 abgebildete, an den Wurzeln lebende Laus ist weiblichen Geschlechtes, Männchen aber giebt es zu der Jahreszeit, von welcher wir sprechen, noch nicht und im Boden überhaupt nie oder doch nur ganz ausnahmsweise. Trotzdem vermehrt sich das wurzelbewohnende Weibchen,

ohne Zuthun eines Männchens also, und zwar sehr stark. Diese Vermehrungsweise wird dem Laien überraschend sein, ist aber dem Zoologen unter dem Namen der Parthenogenesis oder jungfräulichen Zeugung auch bei anderen Thieren wohlbekannt. Dreißig bis vierzig Eier legt die Laus auf diese Weise und schon nach wenigen Tagen schlüpfen aus denselben eben so viele junge Läuschen hervor, die sich nun schnell über die Wurzeln verbreiten und an geeigneten Stellen festsaugen. Nach einigen Wochen aber, je nach der Witterung, sind diese Jungen unter mehrmaligen Häutungen erwachsen und legen wiederum in derselben Weise eine gleiche Anzahl Eier. Wenn man nun erfährt, daß im Laufe des Sommers acht bis neun Generationen in der geschilderten Weise aufeinander folgen, so kann man sich leicht die Rechnung machen: die Möglichkeit der Vermehrung geht bis in die Billionen hinein, und wenn auch die Wirklichkeit, wie natürlich, um ein Bedeutendes hinter dieser Möglichkeit zurücksteht, so bleiben doch noch so ungeheure Zahlen übrig, daß die furchtbare Verbreitung des Ungeziefers innerhalb so weniger Jahre über ein so großes Gebiet viel von ihrer anfänglichen Unbegreiflichkeit verliert.

Aber gehen wir weiter. Sobald der Herbst herannaht, sehen wir plötzlich eine Veränderung in der Vermehrungsweise der Reblaus eintreten. Die jüngsten aus den Eiern schlüpfenden Läuschen zeigen nämlich eine etwas abweichende Gestalt. Länglicher als die bisherige Form der Läuse, von grünlichgelber Farbe, haben sie schlankere Beinchen, längere Fühler, besser entwickelte Augen, was die Hauptsache aber ist, an den Seiten zwei stummelartige Fortsätze. Fig. 3 zeigt uns ein solches Thier. Diese Generation nun, die sogenannte „Nymphe", entwickelt sich bereits im Boden (wie von dem in Reblausangelegenheiten rühmlichst thätigen Königlichen Garteninspektor Ritter festgestellt worden ist) oder erst nachdem sie am Stamme empor-

gewandert ist, unter mehrmaligen Häutungen zu einem vollkommener ausgebildeten, mit guten Augen, wohlgesondertem Kopfe, Bruststücke und Hinterleibe versehenen, geflügelten Insekte, dessen Flügel eben in jenen stummelförmigen Fortsätzen vorgebildet wurden. Die Auffindung dieser geflügelten Generation auch in Deutschland (ein Verdienst von Dr. Moritz und Ritter) hat denn auch gewissen Hoffnungen den Boden entzogen, welche aus dem bisherigen Fehlen derselben den Schluß ziehen wollten, daß die Reblaus bei uns in Deutschland nicht zu der verderblichen Bedeutung wie in anderen Ländern gelangen würde.

Die geflügelte Laus, deren Bild uns Fig. 4 vorführt, erhebt sich nun direkt vom Boden oder erst von den Stammestheilen aus selbständig in die Luft, um sich über die nächste Umgebung zu verbreiten, wird aber auch, was bei ihrer Kleinheit und Leichtigkeit nicht Wunder nehmen kann, vom Winde über weite Strecken fortgetragen. Gelingt es ihr, an einem Rebstocke sich niederzulassen, so legt das immer noch parthenogenetisch sich vermehrende Thier, gewöhnlich in den Winkeln der Blattrippen, drei bis vier verschieden große Eier ab, aus denen sich nun die lange vermißte geschlechtliche Generation entwickelt und zwar geben die größeren Eier wahren Weibchen, die kleineren den Männchen den Ursprung. Langes Leben freilich ist diesen Wesen nicht bescheert, weder Darm noch Mundwerkzeuge besitzen sie, Nahrungsaufnahme ist ihnen unmöglich, ihre einzige Funktion besteht in der Paarung, welche zur Auffrischung des Blutes, wie überall, so auch hier nothwendig erscheint, und deren Produkt ein einziges, den ganzen Leib des weiblichen Thieres (welches uns Fig. 5 darstellen soll) erfüllendes Ei ist. Dieses Ei, das unter die abblätternde Rinde des Stammes gelegt wird, das hartschalige, bräunliche, sogenannte Winterei aber entspricht wieder jenem Ei, von dem wir ausgingen: der Lebenscyklus der Reblaus beginnt von neuem. Zwar kompliziren sich die

Verhältnisse bei der Fortpflanzung der Reblaus in Amerika und zum Theil auch in Frankreich noch dadurch, daß ein Theil der aus den Wintereiern hervorgegangenen Läuse statt in den Boden auf die Blätter wandert und in etwas modifizirter Gestalt zur Bildung von Blattgallen Veranlassung giebt. Da aber diese Generationsform in Europa nur verhältnißmäßig selten auftritt, wollen wir sie hier bei Seite lassen.* Jedoch sei noch erwähnt, daß zahlreiche Wurzelläuse von der gewöhnlichen Form an den untersten Wurzeln direkt den Winter überdauern, um im Frühjahr ihr Fortpflanzungsgeschäft fortzusetzen.

Es ist einleuchtend, von welcher eminenten Bedeutung die geflügelte Form für die Verbreitung der Reblaus ist, denn wenn schon die unterirdische Verbreitung des Thieres bei seiner ungeheueren Vermehrungsziffer von Wurzel zu Wurzel, von Stock zu Stock bei der stets wachsenden Peripherie des Erkrankungskreises verderblich genug ist, so ist doch durch die geflügelte Form für die Reblaus die Gelegenheit gegeben, an bisher ganz verschonten, weit von den alten Infektionsgebieten gelegenen Stellen neue, sich rasch ausbreitende Kolonien zu gründen und so die Zerstörung der Weinkultur ins Ungemessene zu steigern.

Leider aber sind auch hiermit die Verbreitungsmöglichkeiten für die Reblaus nicht erschöpft; was die Natur nicht leistet, vollbringt der Mensch. Ohne seine Hülfe hätte die Reblaus nicht den Ozean überschritten, ohne die unselige Versendung des Rebholzes durch zahlreiche Handelsgärtnereien und durch Private wären Europas Länder, wäre Deutschland von dem verderbenbringenden Gaste verschont geblieben. Ueberall, wo Rebholz von einem Orte zum andern versandt wird, ist die Gelegenheit zur Verschleppung der Laus gegeben, genügt doch ein einziges,

* Neuerdings will man sogar gefunden haben, daß die die Blattgallen erzeugenden Läuse überhaupt einer anderen Species, also nicht der Ph. vastatrix angehören.

winziges, an solchem Rebholze haftendes Ei unter Umständen, um unsäglichem Unheil den Ursprung zu geben. Und nicht einmal durch die Versendung von Rebholz allein droht Gefahr, auch an anderen bewurzelten Gewächsen kann die Reblaus vorübergehend sich aufhalten, fand doch Ritter an Brombeerwurzeln in der Nähe infizirter Stöcke die Laus! Die Erde auch, die an den Wurzeln der Gewächse hängt, kann die Trägerin von Keimen sein, wie denn in den infizirten Gebieten selbst die Verschleppung durch an den Geräthschaften oder den Schuhen der Arbeiter haftende Erde nur zu oft vorgekommen ist.

Wohl sind im Anschlusse an die internationale Reblauskonvention von den einzelnen Staaten in der richtigen Würdigung der drohenden Gefahr strenge Bestimmungen über den Verkehr mit Rebholz und anderen bewurzelten Gewächsen erlassen worden, aber die betrübende Frage bleibt immer noch bestehen, ob es nicht zu spät ist, zu spät am Ende auch für Deutschland. Denn daß auch in Deutschland die Reblaus (von anderen Ländern, wie Spanien, Portugal, Oesterreich-Ungarn, der Krim, Italien der Schweiz, u. s. w., wo sie schon in mehr oder minder erschreckender Weise haust, hier ganz zu schweigen) ihren Einzug gehalten hat, ist oben schon angedeutet worden.

Schon im Jahre 1874 wurde das Vorkommen der Reblaus in dem Versuchsgarten der Poppelsdorfer landwirthschaftlichen Akademie auf dem Annaberg bei Bonn konstatirt, wo 1867 aus Washington in Amerika bezogene Reben zur Anpflanzung gelangt waren. Die Auffindungen des verderblichen Thieres in Deutschland mehrten sich nun von Jahr zu Jahr, immer aber waren es nur Handelsgärtnereien oder Rebschulen Privater, in welchen die Reblaus sich vorfand. Leider jedoch gelang es im Kreise Ahrweiler im Jahre 1881, auch in den Weinbergen selbst das Insekt nachzuweisen. Während sich nun dort an der Ahr, trotz der sofort von seiten der Regierung ergriffenen energischen

Gegenmaßregeln, die Zahl der aufgefundenen Reblausherde von Jahr zu Jahr mehrte, brachte das Jahr 1884 die Entdeckung der großen Reblausinfektionen bei Linz im Kreise Neuwied.

Auch hier, wie an der Ahr, war die Anpflanzung einzelner amerikanischer Reben die Ursache der Verschleppung gewesen.

Mit der Auffindung der Linzer Herde war die Reblausfrage für Deutschland in ein neues, ernsteres Stadium getreten, konnte doch kein Zweifel mehr bestehen, daß das gesegnetste Weinbaugebiet unseres Landes, der Rheingau, von seiner unteren Seite her schwer bedroht war. Mit Aufwendung großer Kosten wurde die Untersuchung des gesammten Weinbaugebietes des Rheins, der Mosel und Saar, wurde die Vernichtung der befallenen Rebbestände und die gründlichste Desinfizirung des Bodens angeordnet und durchgeführt. Zwar, was bei der Schwierigkeit solcher Untersuchungen und der Leichtigkeit der Verbreitung der Reblaus nicht zu verwundern war, brachte uns jedes Jahr die Entdeckung neuer, im Vorjahre wegen ihrer geringen Ausdehnung übersehener oder im Herbste desselben Jahres gar erst neu entstandener Herde bei Linz und an der Ahr, die Untersuchungen aber des Rheingaues selbst und des Weinbaugebietes der Mosel und Saar lieferten die günstigsten Resultate: nirgends wurde auch nur irgend etwas Verdächtiges gefunden. Man fing an, sich der Hoffnung hinzugeben, daß das Gebiet vom Kreise Neuwied rheinaufwärts reblausfrei sei. Die Hoffnung hat sich leider nicht erfüllt, der Rheingau ist auch auf seinem anderen Thore bedroht! In Biebrich, in Wiesbaden wurden im Spätsommer dieses Jahres* zahlreiche, wenn auch zum Glücke nur kleinere Reblausherde entdeckt. Und damit nicht genug! Von allen Seiten laufen jetzt, wohl infolge der durch die letzten Entdeckungen am Rhein vermehrten Anstrengungen, die Nachrichten über die Auffindung der Reblaus ein! In Gelnhausen bei Hanau war kurz

* 1887.

vorher die Reblaus gefunden, in Sachsen wurde sie an mehreren Orten zugleich entdeckt, von Lothringen aus droht sie dem Moselgebiete mit Invasion! Wie man sieht, die Gefahr ist groß, es gilt, alle Energie aufzubieten, wenn man des Feindes noch Herr werden, wenn man den herrlichen Weinbau Deutschlands, einen so beträchtlichen Faktor des Nationalwohlstandes, retten will. Deutschland besitzt ca. 150000 ha Rebland; 150000 Hektaren Rebland droht die Reblaus Zerstörung. Daß es aber nicht leere Drohungen sind, das hat die Verderberin bewiesen, da sie, wie wir oben lasen, im Laufe von noch nicht zwei Decennien in Frankreich allein 763799 ha gänzlich zerstört, 642978 ha außerdem aber noch angegriffen hat. Möge die Regierung in ihrem lobenswerthen Eifer für die Unterdrückung des Rebenfeindes nicht erlahmen, aber möge vor allem auch die Bevölkerung der weinbauenden Gegenden, die doch zunächst dabei interessirt ist, endlich aufhören, sich in Sicherheit zu wiegen, wie dies so vielfach leider noch geschieht, oder gar in leichtfertiger Ungläubigkeit mit der Behauptung, daß unser Klima die Ausbreitung der Reblaus und ihre Vermehrung bis zu einer merklichen Schädigung des Weinbaues nicht erlaube, und mit der Forderung, daß man die ganze Sache ihrem natürlichen Laufe überlassen müsse, ein Experiment zu verlangen, das zum mindesten die Möglichkeit in sich schließt, mit der Vernichtung des edelsten Zweiges unserer Landwirthschaft und der Existenzbedingung zahlreicher Menschen zu endigen! Noch ist die Möglichkeit der Rettung aber vorhanden, trotz alledem; zögern wir daher nicht, es wäre unverantwortlich, diese Möglichkeit auszunutzen!

Was wir nun freilich im Interesse dieser Rettung augenblicklich thun können, beschränkt sich auf die sorgfältigste Ueberwachung des Verkehrs mit Rebentheilen, zum Zwecke der Verhütung weiterer Einschleppungen, auf die unermüdliche Untersuchung und Beobachtung der Rebpflanzungen in Rücksicht auf

das Auftreten neuer Infektionen, auf die energische Vernichtung endlich aller solcher Infektionen und auf die durchgreifendste Desinfizirung des Bodens, welche letztere zur Zeit, gewöhnlich und am besten auch, vermittelst Petroleums und Schwefelkohlenstoffes vorgenommen wird. Wohl mag es zuweilen schmerzlich berühren, die noch blühenden Rebgelände, die im Schmucke reifender Trauben prangen, im Feuer aufgehen zu sehen, aber wenn irgendwo, so heiligt hier der Zweck das Mittel! Noch ist Deutschland in der, wenn man so sagen darf, glücklichen Lage, dieses gewaltsame Mittel anwenden zu können, denn noch haben eben die Infektionen eine gewisse Grenze nicht überschritten. Sollte diese Grenze überschritten werden durch unsere Schuld oder trotz aller unserer Bemühungen, so würde der Staat, der jetzt ja noch alle Kosten trägt, sowohl die der Desinfizirung wie die der Entschädigung der Besitzer des vernichteten Bestandes, sich gezwungen sehen, den Besitzern selbst die Sorge für die Rettung ihres Eigenthumes zu überlassen; diese aber würden, der alleroberflächlichsten Berechnung nach, nicht imstande sein, die entstehenden Kosten, ohne noch größeren Schaden, aufzuwenden, der Weinbau würde unrentabel werden, die Sache würde ihren, so oft thörichterweise geforderten natürlichen Verlauf nehmen und mit größter Wahrscheinlichkeit enden wie in Frankreich.

Das einzige Mittel zur gründlichen Vertilgung der Reblaus unter gleichzeitiger Schonung des Stockes, welches man in Frankreich in einzelnen Gegenden mit Erfolg zur Anwendung gebracht hat, ist in Deutschland bei der Lage unserer Weinberge von vornherein unmöglich — es ist das länger dauernde Unterwassersetzen der Rebpflanzungen. Mittel freilich, welche Rebläuse tödten, ohne dem Stocke zu schaden, würden sich leicht finden lassen, leider nur nicht solche, welche alle Rebläuse, die an einem Stocke sitzen, zu vernichten imstande wären, und darauf doch kommt es an. Es handelt sich nämlich darum, ein Mittel

zu finden, welches den ganzen Boden bis in beträchtliche Tiefe, welches alle Risse und Spalten durchdringt, um hier alle Thiere und alle Eier zu tödten. Denn im Boden, in seinen feinen Zerklüftungen befinden sich Läuse in großer Menge, die auf der Wanderung begriffen sind, oft sogar, wie es der Verfasser gesehen, zu Hunderten in ein Klümpchen zusammengedrängt. So wird denn auch der Schwefelkohlenstoff bei den Vernichtungsarbeiten hauptsächlich deshalb angewandt, weil er seines leichten Verdampfens wegen vortrefflich den ganzen Boden durchzieht, leider nur, indem er zugleich mit der Laus auch den Rebstock tödtet!

Daß endlich ein Mittel, welches man gegen die Reblaus mit Vortheil verwenden soll, zugleich einen gewissen Preis nicht überschreiten darf, wird einleuchten, würde es sonst doch darauf hinauslaufen, den Teufel mit Beelzebub auszutreiben.

Wir haben im Eingange der Abhandlung erfahren, daß die Reblaus bei uns ursprünglich nicht einheimisch, vielmehr von Amerika aus nach Europa importirt sei. Amerika also ist das eigentliche Heimathsland des furchtbaren Rebfeindes. Wie kommt es nun, daß wir aus Amerika von einer verderblichen Wirkung des Thieres so gut wie nichts hören? Ist, wie man doch annehmen muß, in Amerika die Rebe unempfindlicher gegen die Stiche der Laus? Und wenn dem so ist, warum?

Daß in Amerika die Rebe der Reblaus allerdings widersteht, wenigstens zumeist und unter normalen Verhältnissen, ist sicher, und nach dem Warum gefragt, könnte man, wenn man sich auf Darwinistische Phantasien einlassen wollte, bequemer Weise antworten, sie habe sich der Reblaus eben „angepaßt". Schade nur, daß bei uns in Europa die „überlebende Varietät" gar nicht anfangen will, sich herauszuvariiren, den schönsten Kampf ums Dasein hätte sie ja, es wäre jedenfalls bald Zeit. Lassen wir aber lieber die „Anpassung" beiseite und beschränken wir

uns auf die allgemeine Naturthatsache, daß jeder Parasit unter normalen Verhältnissen seinen Wirth am Leben lassen muß, wenn er nicht am Ende selber zu Grunde gehen will; fragen wir uns lieber, ob denn nicht in Europa anormale Verhältnisse platzgegriffen haben mögen, ganz abgesehen davon, daß unsere Rebe von der amerikanischen sehr verschieden ist. Da fällt denn ein Umstand sofort in die Augen, der sich möglicherweise als die Ursache des verschiedenen Verhaltens der Rebe hier und dort erweisen könnte.

Es ist eine allgemein bekannte Thatsache — jeder verständige Gärtner wird sie bestätigen —, daß (ganz einheimisches) Ungeziefer an zahlreichen Pflanzen in geringer Menge, ohne Störung zu verursachen, vorhanden ist, plötzlich aber zu einer ungeahnten Vermehrung und schnellsten Verbreitung gelangt, sobald die betroffene Pflanze durch eine andere Ursache, wie Trockenheit, Frost u. s. w., in ihrer Konstitution geschwächt wird, daß aber andererseits Beseitigung jener Ursachen auch wieder einen Rückgang des Ungeziefers zur normalen Menge herbeizuführen imstande ist. Es wirken also (wie auch bei vielen bacillären Erkrankungen) zwei Faktoren mit: Disposition und infizirender Organismus. Hier läge also die Sache so, daß das Ungeziefer ursprünglich in geringer Menge an vielleicht weniger widerstandsfähigen Stellen des Pflanzenleibes, die sich ja immer finden werden, sein ganz normales Dasein fristet, um dann nach einer allgemeineren Erkrankung des Trägers durch Erweiterung seiner Existenzbedingungen eine schnelle Vermehrung zu erfahren und zu vollenden, was jene bedingende Krankheit nur angebahnt hat — die Vernichtung der Pflanze. So also würde es sich mit der Reblaus auf der amerikanischen Rebe verhalten.

Fassen wir nun eine andere Beobachtung ins Auge. Die verderblichen Folgen allzunaher Inzucht bei Menschen und Thieren sind bekannt genug, um es begreiflich erscheinen zu

lassen, wenn zahlreiche Erfahrungen auch von Gärtnern und Pflanzenzüchtern sich dahin vernehmen lassen, daß ebenso im Pflanzenreiche dauernde Inzucht sehr oft zerstörend auf die Resistenzkraft des Organismus gegenüber feindlichen Einflüssen, auf die ganze Konstitution desselben wirke. Für zahlreiche Blumen- und Gemüsesorten ist es in den erwähnten Kreisen längst bekannt, daß sie auf beschränktem Terrain, in geringer Individuenzahl, unter Umständen also gezogen, welche eine stete Befruchtung nächst verwandter Individuen zur Folge haben, verkümmern und verkümmerten Nachkommen den Ursprung geben; daß sie aber von neuem aufleben, sowie sie versetzt und mit fremden Elementen zur Befruchtung gebracht werden. Diesen Beobachtungen scheint nun freilich die Thatsache entgegenzustehen, daß wir vornehmlich im Pflanzenreiche neben der geschlechtlichen auch einer ungeschlechtlichen, also scheinbar den höchsten Grad der Inzucht bedingenden Fortpflanzungsweise begegnen, derjenigen, welche wir durch Sprößlinge in freier Natur, durch Setzlinge aller Art in der Kultur erfolgen sehen. Aber hier gerade ist es, wo meine Gedanken über die möglichen Ursachen der Verbreitung der Reblaus in Europa ihren Anknüpfungspunkt haben. In der Natur nämlich begegnen wir jener Fortpflanzungsart durch Sprößlinge vornehmlich nur als einer sekundären, gleichsam aushülfsweise auftretenden, während die geschlechtliche Fortpflanzung daneben herläuft, ja die Hauptrolle behält. Bei der künstlichen Zucht ist dies vielfach anders: ich brauche nur an die Kartoffel zu erinnern, welche wir ausschließlich durch Setzlinge fortzupflanzen pflegen.

Was aber nun sind die Folgen einer solchen e i n s e i t i g ungeschlechtlichen Fortpflanzungsart, die also offenbar mit der Natur im Widerspruch steht? Zahlreiche Sorten der Kartoffel sind völlig verloren gegangen, obwohl sie zu den schmackhaftesten und gesuchtesten gehörten; sie depravirten und starben aus, den

Beweis dadurch liefernd, daß stetige Inzucht sogar durch schließliches Erlöschen der Varietät sich rächen kann. Neu eintretende geschlechtliche Vermehrung ist aber auch hier imstande, einerseits freilich jene oft erwünschten Einseitigkeiten der Varietät aufzuheben, andererseits aber durch Auffrischung der Säfte neu belebend auf die in ihrer Konstitution geschwächte Pflanze zu wirken.

Die Schlußfolgerungen für unsern Fall liegen nun nahe; Amerika hat erst seit etwa 200 Jahren die Reben zu bauen begonnen, d. h. erst seit dieser Zeit pflanzt man die dort einheimische wilde Rebe durch Stecklinge, also ungeschlechtlich fort, in Europa geschieht dies seit mehr denn 2000 Jahren! So ist die Möglichkeit denn vorhanden, daß hierin die Ursache der andersartigen Disposition der europäischen Rebe liegt, die Reben Europas sind durch die jahrtausende lange Inzucht in irgend welcher Weise „konstitutionsschwach", wenn ich so sagen darf, geworden und also, bei sonst ja recht wohl möglichem und thatsächlich auch vorhandenem kräftigen Aussehen, für die anormale Ausbreitung der Reblaus auf ihnen „disponirt". Vielleicht wäre ja das oft angeführte schwächere Wurzelwachsthum der europäischen Rebe, durch welches sie so viel leichter als jene unterliegt, vielleicht wäre die Neigung der Reblaus auf europäischen Reben viel lieber die verderblicheren Wurzelgallen, als die harmloseren, oben andeutungsweise nur erwähnten Blattgallen zu bilden, die Folge der dauernden Inzucht.

Doch sei dem, wie ihm wolle, sei es ursprüngliche, sei es erst infolge der anderen Fortpflanzungsweise später entstandene Verschiedenheit, die amerikanische Rebe, das steht fest, widersteht der Reblaus auf Amerikas Boden, die europäische auch nicht dort! Alle schon vor Zeiten unternommenen Versuche, die edleren Rebsorten Europas in Amerika anzupflanzen, sind größtentheils mißlungen, eben, wie sich jetzt herausstellt, der Reblaus wegen. So hat man denn die Sache umgekehrt und versucht,

die widerstandsfähigen Reben Amerikas auf europäischem Boden (vornehmlich in Frankreich) anzupflanzen, aber abgesehen von dem unserm Gaumen nicht so recht behagenden Produkte derselben, wie steht es nun? Widersteht die Amerikanerin der Reblaus auch auf dem Boden Europas? Das ist die Frage, und allen unseren obigen Ausführungen zum Trotze darf es nicht verschwiegen werden, daß die Frage noch nicht entschieden ist, ja, daß es in letzter Zeit den Anschein gewinnen will, als ob man sie in verneinendem Sinne beantworten müsse. Fast scheint es, als ob der Boden Europas abschwächend wirke auf die Resistenzkraft auch des amerikanischen Stockes und als ob die Hoffnungen, die man auf die Reben der neuen Welt und die Pfropfungen unserer edleren Sorten auf eben diese Reben gesetzt, wiederum sich als hinfällig erweisen sollten. Somit würde die Reblaus bestimmt sein, dereinst die unumschränkte Herrin der Weinberge Europas zu werden, um, wie ein pessimistischer Sachverständiger erst neulich sich ausgedrückt, nicht eher auszusterben, als mit der letzten Rebe selbst! Aber nein! mit dieser traurigen Aussicht wollen wir unsere Betrachtung der Reblaus und der von ihr drohenden Gefahr nicht schließen, noch sind Deutschlands Reben von der unterirdischen Verderberin unbezwungen, noch ist Deutschland vielleicht das einzige weinbauende Land, welches die Möglichkeit hat, sich ihrer kräftig und mit Erfolg zu erwehren und vielleicht, kraft deutscher Energie und — deutschen Glückes, wenn nirgends mehr im alten Europa weingefüllte Gläser klingen, blinkt noch im Römer, golden wie immer, am fröhlichen Rheine der deutsche Wein!

Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter) in Hamburg.

(318)

Auf der

Sierra Nevada de Mérida.

Von

Franz Engel
in Berlin.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter).
1888.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Fr. v. Holtzendorff in München.

Fern im palmigen Süden stand einst die Wiege des Menschengeschlechts; unter dem wechsellos warmen Himmel nahm es aus der immer offenen Hand der gütigen Natur die ersten Mittel der Existenz und baute auf dieser und aus den empfangenen Eindrücken der Kräfte und Erscheinungen seiner Umgebung die Anfänge seiner Gesittung auf, die es dann mit sich nahm auf allen seinen Wanderungen und in allen seinen Wandelungen; und so weit es auch allgemach aus seiner Wiege herausgewachsen und hinausgewandert sein mag, bis es sich über das ganze Rund der Erde gelagert, sich den verschiedensten Lebensbedingungen angepaßt und sich selbst in scharf entwickelten Eigenarten und Sonderheiten auseinandergeklüftet hat, — das Eine doch blieb zurück an seiner Wiegenstätte: der volle warme Pulsschlag des Lebens, der es selbst erzeugt und der alle Lebensadern nur da durchströmt, wo der unvergänglich warme Odem der Natur, ihre immer offene Hand die Erde berührt.

Wo dieser warme Odem nicht fluthet und die freigebige Hand sich kalt und unwirsch schließt, da existirt der Mensch und schafft sich ein Leben, darin er traumartig eingesponnen die Reihe seiner Tage durchläuft. Mancher glaubt wohl im Traume zu leben, und die in sich eingesponnene Menschen- und Volksseele mag sich in hohen Thaten und Werken ergehen, — aber Traum ist nicht das aus sich selbst herausquirlende und alles durchquirlende Leben selbst, und die gewaltigsten

Kraftäußerungen der Natur, die in Blitz und Donner dem schwarzen Wolkenschoß entfahren, sind in aller Kraft und Gewalt doch nur ein Phänomen, während da unten auf der Erde die unscheinbare Knospe ihre zarten Hüllen sprengt, aber lebt, wirklich ist in ihrer unscheinbaren Gestalt.

Nur da, wo die einflußmächtigen Kräfte und Erscheinungen der Natur das ganze Sinnen- und Seelenleben des Menschen unmittelbar berühren und bestimmen, schlürft dieser das volle, aus sich selbst herausfluthende, aller Haft und Hüllen entkleidete Leben an sich; schleppt er doch andererseits gleichsam unter dem licht- und wärmeleeren Himmel in seinen gedrückten Mienen, seinem freudlosen Blicke, seinem gebeugten Haupte, seinem professionell verrenkten Gliedern, seinem müden Gange und den gezwungenen Bewegungen das Leben mit sich, und nur einer kleinen, den niederen Sorgen und Lasten enthobenen Minderzahl seiner Gattung gelingt es, Rythmus und Plastik der Seele und des Leibes zu bewahren. Wie anders der Mensch im palmigen Süden, wie ihn uns die namhaftesten Reisenden, z. B. aus Central-Afrika schildern! „Aus den großen, strahlenden Augen," — so heißt es dort, — „scheint die Fülle des südlichen Sonnenlichtes wieder zu leuchten, aus den schwellenden Muskeln, den elastischen Gliedern die Vollkraft und ewige Jugend der Natur, ihr sättigender Ueberfluß hervorzustrotzen, durch Gang, Bewegung, Antlitz und Mienen, Wort und Wesen, — alles nur ein Strahlen, ein Leuchten, — ein fluthend Meer von Lebensgefühlen sich zu ergießen!" — Aber auch die Gebilde der Menschenhand tragen einen helleren Schimmer und athmen ein wärmeres Leben wieder, wo der leuchtende Strahl des südlichen Lichtes auf sie fällt; Athen und Rom wären nicht Athen und Rom unter einem Himmel ohne Licht und Wärme, und ständen sie auch da in aller Glorie und unter dem Kunstzenithe der Tage des Perikles.

Zu den Erdenstätten nun, welche die Genußfreudigkeit des Daseins ganz und voll erschließen, gehören ganz besonders auch die Hochlande unter den Tropen, und zwar innerhalb jener Höhengürtel, welche, über das Niveau der heißen Thalsohle emporgehoben und den eisigen Luftschichten untergelagert, den ewigen Frühling oder gemilderten Sommer in sich tragen; da findet der Mensch alle Bedingungen zu einem leiblich und geistig gesunden Bestehen, zum freudigen Vollgenusse des Daseins gedämpft ist des Sommers Gluth und Verschmachtung, abgewehrt des Winters würgende Faust, aber wechsel- und wandellos schlingt der Frühling seine Kränze oder ein milder, heiterer Herbst seine Aehren um die Stirn des beglückten Sterblichen, der sorglos jene Lüfte athmet.

Den Kordilleren des tropischen Amerika wurden diese Vorzüge vielleicht in ganz besonderem Grade zugetheilt; lang hingestreckt dem Laufe der Küste folgend, genießen sie in ihrem ganzen Bereiche den mächtigen, segensreichen Einfluß und den hohen Vorzug der Meeres- und der Küstennähe; ob auch gewaltige Dimensionen einnehmend und bis über die Grenzen des ewigen Schnees aufgethürmt, sind sie doch in allen ihren Theilen zugänglich; kraft ihrer günstigen geographischen Lage empfangen und gewähren sie die größte Lebensmächtigkeit und Lebensmöglichkeit; im Verhältniß zu ihrer ungeheuren Längsstreckung schmal gegliedert, trennen sie nirgends das Hochland absolut vom Tieflande ab und setzen daher keine Region und Lebeschicht, keine klimatische Zone und Lebewelt außer Berührung mit der anderen; weder übermäßig zerklüftet und zerrissen, noch einer mannigfachen Gliederung durch Einsenkungen und Durchbrechungen entbehrend, gewähren sie dem Menschen und Thiere und der Pflanzenwelt überall bewohnbaren Boden und Unterhalt; keine unfruchtbaren steinernen Meere, saftlosen, schroffen Abstürze und spitzen Felsnadeln hier, noch zufluchtlos klaffende Schlünde und Gründe,

starrende Zacken und wildes Felsgetrümmer dort; allmählich ansteigende Gelände, sanfte Abdachungen, ebene oder gewellte Tafelflächen laden in allen Höhenregionen zum Aufbruche der fruchtbaren Ackererde ein; dem Straßenbaue setzen sich keine unüberwindlichen Hindernisse entgegen; stufenweise Uebergänge führen vermittelnd von einer zur anderen übergelagerten Schicht; ein reiches Quellennetz bewässert Thal und Hügel und sammelt seine silbernen Fäden zu Bächen und Flüssen, die weder mit verheerender Gewalt in die Tiefen abstürzen, noch in weitgedehnten, abzuglosen Felsenwüsten versiegen; in ihrer ganzen Höhen- und Massengliederung von allen Lüften umspült, mit ihrer Sohle hier in das Meer, dort in die grüne Laubfluth der heißen Waldniederungen tauchend und deren aufsteigenden, warmfeuchten Dünsten überall aufgethan, von ihren eigenen hoch ansteigenden Wäldern in einen triefenden Dunstmantel eingehüllt, welcher den unersättlichen Sonnenpfeilen und den abschwemmenden Wolkengüssen zugleich Trotz bietet, — so öffnen die Kordilleren unter den Tropen Amerikas, im vielfachen Gegensatze zu dem Gebirgslande anderer Welttheile, dem rastenden Fuße und der säenden Hand des Menschen überall ihre Pforten; da aber, wo die physischen Kräfte aller Zonen sich mischen und vermählen zu einer zeugenden Kraft, alle Blumen blühen, alle Früchte reifen, alle Lüfte zusammenfließen und einen einzigen unvergänglichen Frühlingstag auferwecken, da durchlebt auch der Mensch einen einzigen genußfrohen, sonnigen Lebenstag.

Gar manchen Menschenwohnsitz, bald vereinzelt, bald lockerer oder dichter zusammengebaut, gäbe es dort zu preisen und manchem einladenden Rufe: „hier laßt uns Hütten bauen!“ Folge zu leisten; doch wir halten heute Rast und Einkehr auf einer jener vielen bevorzugten Erdenstätten, in dem schönen Mérida mit seiner majestätischen Sierra Nevāda. Unter dem „schönen“ Mérida soll nicht die Stadt selber verstanden sein mit ihren

stillen, schmucklosen, grasbewachsenen Straßen, die zum Theil noch die Lücken zeigen, welche jenes furchtbare Erdbeben in ihre Gebäude gerissen, das im Jahre 1812 die ganze Andeskette erschütterte, viele Ortschaften in Trümmer legte, namentlich aber die Hauptstadt Carácas fast ganz verschüttete und mehr denn 12000 Menschen unter den Trümmern, meistens unter den Kirchengewölben begrub; jene Bezeichnung gilt vielmehr der herrlichen Lage der Stadt gegenüber dem erhabenen Gebirgsdome, der sich mit seinen weißleuchtenden, ewigen Schneezinnen hoch über Wolken und Winde erhebt. Zu dem großartigen Rundbilde umher gesellen sich das frische, gesunde Klima, der heitere Himmel, leichte Lüfte, klare Wässer, ein ebenso üppiger, wie anmuthiger Pflanzenwuchs, grüne Felder, Weiden und Wälder, der Erde lohnende, fruchtbare Kraft, ein biederes, fleißiges und fröhliches Volk und — schöne Frauen mit Wangen weiß und roth, dunklen, leuchtenden Augen, blutvollen, warmen Lippen, kräftigen, schlanken Gliedern, vollen Büsten und leichtem, elastischem Gange; selbst ein nordisches Blond und Blau spielt hier und da durch die südliche Gluth und streift mit leichtem Hauche Haar und Augen.

Strategischen, gesundheitlichen und kulturfördernden Zwecken gleich entsprechend, konnte Juan Rodrigo Suarez keine glücklichere Wahl zur Anlage seiner Stadt treffen, deren Gründung er im Jahre 1558 unter dem Namen „Santiago de los Caballéros de Mérida" auf der Gebirgskette unternahm, welche der Küstenkette von Venezuela landeinwärts, als Vormauer der ausgedehnten Llanos, parallel läuft. Ringsum von drei Flüssen eingeschlossen, steht die Stadt, die gegenwärtig kurzhin den Namen „Mérida" führt, auf einem abgestumpften Bergkegel, 5249 rh. Fuß oder 1649 Meter — nach Codazzi — über dem Meeresspiegel; keilförmig in die Länge gestreckt, fällt die Hochebene allseitig ziemlich steil ab in die fließenden Wässer, welche ihr Gestein umbranden;

zwischen der Stadt und der Sierra wälzt der wilde Rio Cháma — spr. Tschâma — seine schäumenden Stromwellen durch eine breite, tief aufgerissene Schlucht und stürzt sich weiter ungestüm von Fels zu Fels, bis er, von den herabprallenden Gießbächen der Sierra mehr und mehr gespeist, ruhig durch das ebene, breite Bette fließt, das die schwülen Waldniederungen des Maracaiboseebeckens durchfurcht. Unmittelbar aus seinem Felsenbette steigt jenseit der Stadt jener mächtige Gebirgsstock auf, der auf schroffem Granitscheitel fünf nebeneinandergereihte wandellose Gletscherkronen trägt, die kein Strahl der Sonne mehr zerschmilzt und deren kalter, silberweißer Glanz über alle Gipfel der Berge weit hineinleuchtet in das heiße, am fernen Horizont verschwimmende flache Land.

Von der inselartig aus dem Thalkessel aufragenden Hochebene schweift der Blick nach allen Seiten über nah und fern fortstreichende Bergketten, soweit das Auge die Streichungslinien und Umrisse zu verfolgen vermag; nur der wilde Cháma wühlt sich einen tiefen Durchbruch durch das vulkanische Gestein und trägt seinen brandenden Gischt durch die nahen warmen Thäler von Ejido — spr. Echido —, wo bereits wieder der dunkellaubige Kakaobaum und das lichtgrüne Blatt der Banane im Angesichte des ewigen Schnees — ein eigenartig, mächtig ergreifender Gegensatz — sich im heißen Strahl der Tropensonne baden; und weiter springt der wilde Strom in brausender Jugendlust durch das malerische Alpenland von Bailadóres, durch die anmuthigen Gelände von La Grita und die fruchtbaren, bevölkerten Landsitze von Mucuties. Den ganzen Stromlauf durch das Hochland begleitet eine Kette von Páramos (die hohen Gebirgseinöden, wo der Pflanzenwuchs aufhört und beständig kalte Winde herrschen), denen sich zu Füßen üppige Thalufer anlehnen mit einem reichen Wechsel von Einblicken und Auslugen in bald freundliche, bald ernst erhabene Alpenlandschaften, wo überall

die flüchtige Sohle des Wanderers zur wohligen Rast sich gefesselt fühlt.

Im Nordwesten, an der der Sierra entgegengesetzten Seite der Stadt, steigt — ein anmuthiges Gegenbild zu jener — sanft die Otra Banda auf; hier hat der Ackerbau Méridas besonders festen Fuß gefaßt, und da, wo das Pflanzeisen den Boden nicht berührt, umwebt ihn die Natur mit einem ununterbrochenen freundlichen Blumenkleide voll unvergänglicher Frühlingsfarben. Ziergesträuche, kleine Waldbestände, Palmen- und Baumfarrengruppen ziehen sich im malerischen Wechsel durch den Blumenteppich und die Pflanzenfelder den allmählich ansteigenden Hang hinan, bis endlich die freundlichen Alpengärten unter dem eisigen Hauche der gegenüber liegenden Schneegletscher verkümmern und nur noch einige Gräser und Kräuter trübselig und dürftig an den Páramo Conéjo — Conécho — sich anlehnen.

Innerhalb dieses Ringes anmuthiger und erhabener Naturansichten liegt, von dem abgeplatteten Bergkegel emporgetragen, den brandenden Wellengischt zu Füßen, den glänzenden Gletscherschnee zu Häupten, Mérida, gleich einer Perle in das herrliche Alpenland eingefügt. Wenn der erste Morgenstrahl die Spitzen der Berge röthet, dann lüftet die Sierra allmählich das dunkle Schattentuch, darin die Nacht sie eingehüllt, und wie ein irdisch Morgenglühen leuchtet die rosige Gluth ihres gefrorenen Diadems zur himmlischen Morgenröthe hinan; je höher das flammende Gestirn des Tages zum Zenithe seiner Bahn hinansteigt und mit seinen sengenden Strahlen die leuchtende Farbengluth vom Himmel trinkt, desto intensiver fließt der kalte, blendende Gletscherglanz wieder zurück in den heißen Sonnenglast, der zitternd auf der Erde liegt; und sinkt der feurige Sonnenball hinter den Ringwällen der Berge wieder unter in das Abendroth, das in brennenden Farben den Himmel umlodert, dann zieht, wenn die niedersinkende Nacht alle Gluth ausgelöscht, auch die Sierra wieder ihr Schattentuch

zu und tritt wie eine riesenhohe, schroffe, schwarze Mauer anscheinend unmittelbar an die Stadt heran, während der Schneeglanz blaß und geisterhaft über die schwarze Mauer niederrieselt und die großen nächtlichen Himmelsleuchten über das stumme, weiße Todtenfeld da oben aus unergründlichen dunklen Tiefen auf- und niedersteigen.

Ungestüm strebt der Menschengeist zu jenen geheimnißvollen Höhen hinan, und besonders mächtig macht sich der Zug der Sehnsucht, das emporwallende Verlangen geltend, wenn die Nacht schweigend über der Erde liegt und Mond und Sterne in feierlicher, ergreifender Ruhe und Klarheit niederleuchten auf die stille, schlummernde, von silbernen Schleiern leicht umwallte Schattenwelt!

Doch nicht so leicht gehen Wunsch und Verlangen ihrer Erfüllung entgegen, und das nirgends weniger, als in jenen Tropenländern; jedes Unternehmen, das nicht ausschließlich materiellen, greifbaren Zwecken dient, stößt auf Widerstand und findet kein Verständniß bei Menschen, deren ganzes Denken sich nur im Kreise alltäglicher und persönlicher Interessen bewegt, von Vorurtheilen und kleinlichen Vorstellungen beherrscht wird und welche jeder außergewöhnlichen, geistigen Kraftanstrengung abhold sind, namentlich, wenn nach ihrer Meinung etwas Unsinniges, unnütz Verwegenes oder gar Verrücktes verlangt wird, wie z. B. die Ersteigung eines Schneegebirges, weit noch über den unholden, gefürchteten Páramo hinauf, wo nichts ist — als der eisige Tod.

Glücklicherweise jedoch finden sich überall rühmliche Ausnahmen von der unrühmlichen Regel, und Beharrlichkeit, fester Wille, Geld und gute Worte führen endlich doch meistens zum Ziele. Auch wir finden und gewinnen schließlich den rechten Mann für unser „verwegenes, die Heiligen versuchendes Unternehmen," und mit ihm als Führer und mit dem Leibburschen wird die Besteigung der Sierra Nevada nach vielen fehlgeschlagenen Ver-

suchen endlich zur Ausführung gebracht. Früh am Morgen des anberaumten Tages setzt sich der dreiköpfige Trupp in Bewegung, das Saumthier nimmt das nothwendigste Gepäck auf seinem Rücken, und zunächst auch trabt das kleine muthige Bergpferd noch eine Strecke Weges mit seinem Reiter über den ebenen Plan dahin. Gras und Blumen liegen in Thau gebadet, und die Gipfel der Kordillere schwimmen da oben im rosigen Morgenlichte, die große und kleine gefiederte Welt flattert vielgeschäftig und geschwätzig durch das Gebüsch, das die Ufer des schäumenden Cháma umhegt, aus dem Walde ruft der Tukan seinen melodischen Morgengruß, und durch den hellen jungen Tag leuchtet bald auch die fünfzackige Schneekrone der Sierra in ihrem weißen Glanze weit hinaus über alle Bergesfirsten der morgenfrischen Tropenalp.

Nichts kommt jenem Lust- und Wonnegefühl gleich, als so mit frischen, ausgeruhten Kräften, frei wie der Vogel, in den hellen, fröhlichen Morgen hineinzutreiben! Alles in uns und um uns athmet süße, trunkene Lebensfreude, und um so reiner und voller schöpfen wir den Wonnequell, wenn Manneskraft und frischmuthige That von idealen Zielen und Zwecken getragen sind!

Von den Straßen und Plätzen Méridas aus erscheint die Sierra Nevàda mit einigen Schritten erreichbar zu sein; doch der Schein trügt, wie die meisten Schätzungen dieser Art irre führen; die Entfernung von dem Hauptplatze Meridas bis zum Anstieg jenseits der Chámaschlucht beträgt immerhin noch eine gute Legua.[1] Zunächst fällt der Weg von der Hochebene steil ab in den Chámafluß; am jenseitigen Ufer windet er sich über sanft ansteigende Bodenwellen durch angebaute Felder, Weiden und kleine Baumpflanzungen, zwischen Wald, Gestrüpp und Wasserrinnsale hindurch, bis er endlich in eine dunkle Waldschlucht einmündet und von nun ab in schmalen Schlangenwindungen

unter beträchtlichem Höhenwinkel ansteigt. Etwa auf halber Höhe zwischen der Thalsohle und den Schneelagen bleibt der Hochwald jäh zurück und tritt an seine Stelle der Busch, alsdann die Savanne, darauf der Páramo, bis endlich der ewige Schnee um den nackten Stein seine weißen Decken breitet.

Selten nur dringt ein menschlicher Fuß etwas tiefer in den herrlichen, aber wilden, dunklen Hochwald ein; von engen, dunklen Schluchten, Felsspalten und abstürzenden Gießbächen vielfach durchklüftet, reißen diese Bodenklüftungen doch keine lichten Lücken in das dicht geschlossene Laubdach da oben; reiche Schätze an heilkräftigen Rinden, werthvollen Harzen und Balsamen, Wurzeln, Früchten und anderen nutzbaren Gegenständen birgt der dichte Waldverschluß, an welche die habgierige Hand des Menschen kaum noch gerührt hat. Wolken köstlicher Düfte haucht die Orchisblume in ihrer mannigfachen Gestalt und Pracht durch das dunkle Laubgehänge; Baumfarren wiegen auf schwarzen oder röthlich-braunen, schlanken Stämmen, um welche sich ein Kleid von weichem, wolligem Flaum oder seidenen Fäden spinnt, ihre glockenartig gewölbten Wedelkronen, die mit den zierlich und symmetrisch ausgezackten Blättern bei aller Größe und Umfänglichkeit doch so leicht und luftig-zart herabfließen, wie kein anderes Pflanzengebilde, auch die Palme nicht, einen gleich anmuthigen Kopfputz auf dem Scheitel trägt; prachtvolle blauviolette Blumen schmücken den Melastomenbaum, und seine dunkelrothen Blätter legen sich wie große Blutstropfen auf das saftstrotzende Blattflanzengrün. Höher hinauf, in der kühlen Luftzone, tritt der segensreiche Chinabaum mit röthlichem Blatt- und Rindenschimmer in das Waldgehege ein und schüttet aus seinen hübschen, von einem weichen, schneeweißen oder rosigen Seidenflaum verbrämten Blumen einen Strom würzigen Duftes aus; noch höher hinauf, an den Vorstufen der Tierra fria — des Kaltlandes —, überzieht das graue Bartmoos, Tillandsia

usneoides, die zur Erde gebückten und gekrümmten Stämme und Aeste des allmählich verkümmernden Hochwaldes mit seinen langen, silbergrauen Bartfäden und giebt den gebückten und gekrümmten Baumgestalten ein greisenhaftes Aussehen, um welche dann noch der nasse, graue Nebel seine Trauerflore schlingt.

Auf der letzten gegen den Hochwald vorgeschobenen Pflanzung wird mit freundlicher Erlaubniß des Eigenthümers das Sattelpferd bis zur Rückkehr von der hohen Alp eingestellt, während der kleine graue Lastträger mit kummervollen Mienen und hängenden Ohren seinen Genossen hinter sich läßt und noch weiter hinaufklimmen muß bis zur letzten Sennhütte, wo das Nachtlager und ein mehrtägiger Aufenthalt in Aussicht genommen ist. Wie auf der Schweizer und Tyroler Alp, steigt auch hier der Senner aus dem warmen Unterland zu den grasreichen Savannen des Oberlandes und selbst bis zu den Einöden des Páramo hinan, wo er über weite Strecken rauhen Berglandes seine Herden weidet; nur ist der Senner jener Tropenlande nicht gezwungen, mit seinem Geläute auf- und abzuziehen und seine halbwilden Rinder nach kurzer Sommerfrische wieder in die Winterställe einzutreiben. Ob auch da oben die Páramostürme sein winziges Strohdach herbstlich rauh und kalt zerzausen mögen, so verdrängt doch diesen ewigen Herbst kein Winter, der das Savannengras unter Eis und Schnee vergräbt; das ganze Jahr hindurch haust der Hirte da oben auf der einsamen Sturm- und Nebelhöhe, kümmerlich gebettet, genährt und gekleidet; durch die Fugen und Löcher der dünnen, mit Lehm beworfenen Hüttenwände bläst der eisige Páramowind unbehindert in seine Herdflamme, und kaum wachsen ihm an den geschützten und sonnigen Südhängen seiner Berge einige dürftige Feldfrüchte, die er zu seinem Käse verspeist und als Brod in die Milch oder Mazamorra — (Suppe aus Gerstenmehl) — brockt.

Dennoch fühlt sich der bedürfnißlose, abgehärtete Hirte

wohl und zufrieden da oben in seinem kalten, einsamen Horste; die harte und entbehrungsreiche Lebensweise hat seinen Sinn auf rauhe Einfachheit und einsames Selbstgenüge gekehrt und im Verein mit der gesunden Höhenluft ihn an Leib und Geist abgehärtet gegen Mühsal und Beschwerde und den Muth gestählt durch gesundes Kraftgefühl; und wenn er einmal seinen Horst verlassen, sei es, daß ihm alle Nahrung ausgegangen oder der Sturm das Dach über den Kopf hinweggenommen, oder ein Fest, ein Geschäft ihn abgerufen, so jauchst er, wenn er wieder bergan steigt, seiner Alp entgegen und läßt von seinem Horste oben laute Jauchzer hinunterschallen in das Land, das unten tief im heißen Glast der Sonne liegt.

Um die Mittagsstunde ladet das frische Moospolster am Ufer eines silberklaren Baches im kühlen Waldschatten zur kurzen Frühstücksrast; der Bursche breitet die Vorräthe des Quersackes über ein Gedeck von Farrenblättern aus, deren frischer Wald- und Kräuterduft das einfache Mahl kräftig würzt; der frische, bedächtig geschlürfte Trunk aus dem krystallenen Quellbecken gießt neue Kraft und Frische in die angestrengten, erhitzten Glieder und Sinne; frohe Laune, gesunder Appetit, Wasser-, Luft- und Waldeswürze, die freie, frohe Wanderlust und freudige Erwartung und Spannung auf das lang erstrebte Ziel stimmen die Tafelrunde um das grüne Blattgedecke nicht minder froh und wohlgemuth, als rauschend Festgelag und üppig Prunkgemach.

Nun aber beginnt erst die wirkliche Bergsteigung; der von Menschenhand gebahnte Pfad findet hier ein Ende, seine Weiterführung ist von nun ab der bahnbrechenden Gewalt herabstürzender Regenfluthen allein überlassen; eine zur Zeit trockene oder vielmehr wasserfreie Rinne, kaum eine Elle breit und mehrere Ellen tief, führt im Zickzack weiter bergan. Weder Sonne noch Mond werfen je einen Lichtstrahl in diese hohle Gasse, so daß der schlüpfrige, weiche Lehm- oder Schlammgrund

nur durch den kalten Luftzug, der durch diese Röhrengänge, wie durch einen Schornstein zieht, etwas aufgetrocknet wird. Dennoch flüchtet sich nicht alles organische Leben aus dieser Grubenluft; Moose und Flechten, an den lichteren Stellen auch einige bleichsüchtige Farren umspinnen die Wände mit dünnen, blaßgrünen Fäden, und hin und wieder saugt sich an den nassen Thon auch eine Schnecke fest. Zur Regenzeit, wenn die Wolkenschleusen geöffnet sind, mag der Anstieg durch diese Luftzüge nicht gerade zu den Annehmlichkeiten einer Bergfahrt gehören.

Gleichlaufend mit der Höhensteigung ändert sich das umgebende Pflanzen- und Landschaftsbild; stufenweise treten andere Typen und Formen der Gewächse auf, die Temperatur kühlt sich ab, der Licht- und Farbenton in der Luft wird ein anderer, und wechselt der gesammte Naturcharakter von Stufe zu Stufe bergauf, anfangs minder schroff, dann schroffer und schroffer, je mehr die Erhebung über die Thalsohle zunimmt. So drängt sich unter dem äquatorialen Himmel bei senkrechter Aufsteigung die ganze Horizontalbreite eines halben Erddurchmessers mit ihren physischen Kräften und Erscheinungen in einer kurzen Zeit- und Raumspanne von wenigen Wegestunden zusammen.

Fast unvermittelt geht auf der Sierra Neváda der Hochwald in den Busch- und Staudenwuchs über; dem gleich auch öffnet sich die Umsicht und verbreitert sich die Wegespur, und bald führt der wenig ausgetretene Pfad über sumpfigen Moorboden, durch sparriges Gebüsch und struppiges Büschelgras. In diesen Bergsavannen finden die Herden eine reiche, doch hartblättrige und saftlose Futterweide, der Ackerbau legt das Pflanzeisen nieder und statt seiner nimmt der Hirte Besitz von der unaufgebrochenen Erde. Nur hin und wieder taucht eine einsame Menschenhäusung aus dem einförmigen, meerartig auf- und abfluthenden Graugrün der Grasbüschel auf, darüber Wolken und Nebel ihre phantastisch durcheinander fließenden Segel spannen.

Meilenweit umher zerstreuen sich der breitgestirnten Rinder Herden; nur die Mutterkühe treibt der Vaquéro — der Rinderhirte — zum Melken und zur Aufzucht der Kälber in geschlossene Hürden ein und formt die mit Lab versetzte, geronnene Milch zu kleinen Käsen, welche er auf Korbgeflechten in dem Herdrauche trocknet; auf seinen weiten Streifzügen durch die rauhe Hochalp erlegt er manches Raubzeug, das listig und verwegen seine Herde umschleicht, richtet auch in den Schluchtenwäldern das Feuerrohr auf einen vorwitzigen Affen, den niedrig nistenden Pfau und Fasan, welche Beute er an der Holzruthe über dem Kohlenfeuer zu einem saftigen, schmackhaften Braten röstet. Nur die kleine wollene Carpéta (ein länglichviereckiger Ueberwurf mit einem Schlitz in der Mitte, durch welchen der Kopf hindurch gesteckt wird) oder ein gegerbtes Fell über die nackten Schultern geworfen, die kurzen weiten Beinkleider gleich Schwimmhosen aufgestreift, um den Hals die Pulvertasche aus Tiger- oder Affenfell an einer dünnen Schnur gehängt und darüber die große Steinschloßflinte geschultert, die langgestielte Lanze als Stab in der Hand oder über den Nacken gekreuzt und um den Kopf ein grobes Hutgeflecht oder ein rothgemustertes Tuch geschlungen, — so durchstreift er in Wolken und Nebeln seine einsame Welt da oben, ein Fleisch- und Blutgebild aus Walter Scotts malerischen Gestalten der schottischen Hochlandnebel.

Eine tiefe, reiche Stimmungswelt liegt in dieser einsamen Hochlandnatur! Licht, Farbe, Beleuchtung, Wolken und Nebel fließen in beständigem Wechsel durcheinander; bald vom grellen Sonnenschein umglänzt, bald auf- und wieder zugedeckt von den grauen Wolken- und Nebelschleiern, schimmern die würzigen Blüthen und Früchte des klein- und hartblättrigen Alpengesträuches und der schillernd umsponnenen Staudengewächse in lebhaft leuchtenden Farben durch den einförmigen ernsten Farben-

ton des Savannengrundes; die unbegrenzte Fernsicht über das bergig gewellte Hochland in seinem starren, festen Gusse und doch beständig wechselnden Bilde nimmt Geist und Sinne immer neu und gleich gefangen; hier wölben sich mächtige Kuppen, dort fallen die Gehänge steil zu der unterliegenden Sohle ab, dann wieder rollt sich die weitgestreckte Hochebene in lang gedehnten Hebungen und Senkungen wie ein wellend Meer auf und stürzt in steinernen Fällen zu tief geklüfteten Schluchten ab; unsichtbar von dem feinen, dünnen Luftstrome bewegt, reiben die Farren und Kriechpalmen ihre straffen Blattwedel raschelnd aneinander, während die niedrigen Wolken und Nebel über sie hinkriechen, dicht zu Häuptern aber die ewigen Schneefirnen im blendenden Silberlicht erglänzen; niemals endet, noch ermüdet das bewegliche Wechselspiel der Dunstgebilde, wie sie bald dahin schweifen mit lang hinwallenden schleppenden Gewändern, bald wie trauernde Lemuren zusammengekauert in den Schluchtenspalten liegen oder trübselig über die Heide kriechen, mit grauen Fledermausflügeln auf- und abflattern, hier Meere zaubern, aus welchen sich schwimmende Inseln und aufsteigende Riffe erheben, dort weiche weiße Schneedecken über die Thalschlucht zu breiten scheinen; am Saume eines emporklimmenden Waldes oder hinter dem Vorsprunge eines Berges weidet hier und da ein einsam versprengtes Rind, oder stößt der Stier aus dampfenden Nüstern sein dumpfes Gebrülle durch die rauchenden Halden, und fernhin zieht das klanglose Geläute durch Bergesschweigen und Thalesruh; von seinen kläffenden Rüden umsprungen, gleitet der Hirte, schemen- und schattenhaft von dem Luftdunst getragen, durch das scharfe, nasse Riedgras, seine Herde musternd oder ein Raubthier stellend; aber bis zu den eisigen Höhen hinauf schwebt auf dem Sonnenstrahl das Juwel der Lüfte, der funkelnde Kolibri, und umschwirrt mit blitzschnellem Flügelschlage die würzreichen, leuchtenden Alpenblumen;

an Fels und Gehängen hinab rollt unter Blitz und Donner die schwarze Wolkenmacht, während über der Wetterschlacht der blaue Himmelsdom im tief gesättigten Azur sich wölbt; wenn der Titanenkampf unten sich ausgetobt und die schwarze Nacht sich aufgelöst hat in stürzende Wasserfluth, schwingt sich über die blinkenden Kuppen und Matten von Berg zu Berg und Thal zu Thal der farbige Friedensbogen in wunderbarer Pracht und leuchtender Kraft und haucht auch um den gefrorenen Schneekrystall einen zarten, duftigen Farbenreif; und endlich, wenn die Nacht ihre dunklen Flügel über alles Wechselspiel der Tagerscheinungen breitet, geht schweigend die erhabene Pracht des Sternenhimmels auf, und aus der Berge tiefen Gründen schwimmt die große, glühende Purpurscheibe des Mondes herauf; aber es tobt auch wieder die wilde Wetterjagd des Páramo über die einsame Inselwelt der Bergesfirsten dahin und packt den kleinen, winzigen Menschenbau da oben mit grimmer Faust, daß er in allen Fugen knirscht und bebt. So hineingestellt als das einzige bewußt denkende und fühlende Wesen in diese von allem wahrnehmbaren Pulsschlage der Erde losgelöste, einsame Lebewelt, fühlt sich der Mensch mit seinem natürlichen Herzen und seinen nach innen gekehrten Sinnen dem Herzen der Gottheit wahrlich näher, als da unten in dem Schwall und Schall der lärmenden Menschenwelt!

Leicht hinwandernd über die sanft geneigte Busch- und Staudensavanne, läßt unser wackerer Führer Antonio, ein kraftvoller, aufgeweckter, dunkelbrauner Bursche, von Zeit zu Zeit seine gellenden Jauchzer und Jodler hören; aber lange noch währt es, ehe die Anrufe fernher eine schwache Antwort finden. Endlich wird der Háto — der Viehhof — sichtbar, ein Rudel Hunde springt den Ankömmlingen mit wüthendem Gebelle entgegen, und das Wanderziel des Tages, die Sennhütte, ist erreicht.

Die liebenswürdige Tugend der Gastfreundschaft findet in jenen Tropenländern überall noch eine freie Stätte; im angesehenen Patrizierhause, wie in der bescheidensten Hütte, und gerade hier ohne alle Ausnahme und ungefragt nach Woher und Wohin, wird dem schlichten Wanderer, wie dem reisenden Kavalier zuvorkommende und uneigennützige Aufnahme gewährt. Nachdem die gegenseitige Vorstellung vollzogen, genugsam, wie es die höfliche Sitte vorschreibt, nach dem Befinden und Wohlergehen gefragt, nach Vater, Mutter, Brüdern, Schwestern und allen kleinen und großen Familiengliedern die sorgfältigsten Erkundigungen eingezogen, je nach der Lage der Dinge Glückwünsche oder Beileid ausgetauscht, die gegenseitige angeknüpfte Bekanntschaft in den schmeichelhaftesten Ausdrücken gepriesen und so allen Begrüßungsfeierlichkeiten peinlichst Genüge gethan ist, erfolgt endlich der Aufschluß über Zweck und Ziel der Reise mit der Bitte um Gewährung der Herberge; die Männer geben sich alsbald einem zwanglosen, freimüthigen Verkehre hin, während die Frauen die mitgeführten Lebensmittel in Empfang nehmen und zubereiten, freiwillig aus dem eigenen Bedarfe ergänzend, was an der Mahlzeit fehlt, und wiederum dankbar in Austausch nehmend, was der eigenen Küche abgehen mag.

Jahreszeit und Witterung sind unserer Bergsteigung besonders günstig; während sonst — und in der Regenzeit fast täglich — alsbald nach den ersten heiteren Vormittagstunden schwere Dunst- und Wolkenmassen die Berge zu verhüllen pflegen, begleitet uns ein reiner blauer Himmel unausgesetzt sogar bis zur vorgerückten Tagesstunde. Die durchsichtig-klare Luft erschließt eine herrliche Fernsicht ringsumher, und auch die Stadt Márida liegt unten in der Tiefe offen vor den Augen da, zierlich wie ein in den Fels gemeißeltes Relief. Die Sonne steht mit uns in derselben Horizontale, jedoch die schrägen Strahlen wirken noch warm und kräftig; immer tiefer geht sie

über unseren Scheitel nieder und die immer schräger einfallenden Strahlen treiben ein magisches Spiel mit den leichten Wolken und den zarten, schwebenden Dunstgebilden, sie bald rosig anhauchend, bald in heißes Gold und wieder in mattes Silber tauchend; auch die hell beleuchteten Gipfel und Kuppen des langgestreckten Hochgebirges scheinen die starre Unbeweglichkeit verloren zu haben, bald, von farbigen Wolken getragen, durch die tiefe Himmelsbläue zu schwimmen und bald wieder im festlichen Zuge der scheidenden Königin des Tages nachzuschweben; aus der Tiefe athmet eine glühende Atmosphäre herauf, aber von den Erhebungsspitzen der Erde gleitet das Licht kälter und kälter ab; endlich verdeckt der schwere Rumpf des Gebirges den sinkenden Feuerball und nur ein glimmender Farbenstreif noch flattert auf und ab wie ein Abschied winkend Tuch; noch lange aber nach dem Versinken des Sonnenballes geht ein zauberisches Weben und Duften durch die Abendluft, nimmer endet der anziehende Wechsel, das magische Spiel.

Bald jedoch macht sich ein schnelles Sinken der Temperatur empfindlich bemerkbar, von den Schneegipfeln weht die Luft scharf und kalt herab, und so weit auch die Lungen sich dehnen in dem leichten, flüssigen Luftmeere, und Wohlgefühl alle Organe durchfüllt, so macht doch das Verlangen nach der schweren, wollenen Covija (dem großen wollenen Ueberwurfe von doppelter Tuchlage, außen blau, innen roth), sich gebieterisch geltend; das Thermometer sinkt bald auf 10, 8, 6 und in der Nacht bis auf 5° C. und tiefer; die jährliche Durchschnittswärme innerhalb eines Höhengürtels zwischen 3800 bis 4100 Meter über dem Seespiegel beträgt etwa 5,5° C. Die Abendkälte treibt die kleine Menschengemeinde da oben, in der Zahl von sechs Köpfen, bald unter Dach und Fach, einen kleinen Raum, der kaum fünf bis sechs Ellen im Geviert betragen mag; davon geht noch ein beträchtlicher Theil für das Hausgeräth und die

Feuerstelle ab, welcher letzteren die zweifache Aufgabe: zu erwärmen und zu erhellen, zufällt, während der Rauch sich einen Abzug durch die Wand- und Dachfugen sucht. Ob auch eng, so doch behaglich schließt sich die kleine Runde munter plaudernd um das lodernde, gastlich vereinende Herdfeuer, das Wasser siedet und brodelt im Topfe, ambrosische Düfte entsteigen den bläulich aufwirbelnden Dämpfen, und das belebende Arom des braunen arabischen Nektartrankes treibt das Blut alsbald warm und neu belebt durch die Adern.

Der Trieb der Geselligkeit, der in der Abgeschiedenheit von aller belebten Welt das Menschenherz gar eigenartig berührt, sowie das Gefühl der sicheren Geborgenheit in der einsamen, grimmen Todesnähe der Natur knüpfen die Bande der Menschengemeinschaft fester und stimmen das Gemüth rege und empfänglich für Austausch und Mittheilsamkeit; lässig nur läuft der Reibstein durch die Hand der Mädchen und gespannt und verwundert hängen die großen, dunklen Augen an dem mittheilenden Munde des fremden Mannes, und auch Vater Lukas kann nicht genug hören von der wunderbaren Welt jenseit des großen Wassers; zutraulich richten sich die Fragen auf alle Dinge, welche die erregte Einbildungskraft beschäftigen, und die schlichte Herzenseinfalt kann es nicht verstehen, daß der weiße „delikate" Mann seine Familie, Mütterchen und Schwesterchen verlassen, unter die „dummen Indios" gegangen und seine zarte Sohle auf die wilde Erde gesetzt hat; wie fern liegt ihr die Vorstellung, daß der Mann aus dem gefürsteten weißen Geschlechte der Erde, der sich noch die ursprüngliche, unverzärtelte Frische und Kraft des Gemüthes bewahrt, wohl mehr Gefallen und reinere Freuden an dem „niederen" Volke und an den Blumen der „wilden" Erde, als an so manchen Treibhausblumen „delikater" Familien finden kann. Mit gespanntester Theilnahme wird jede Mittheilung, mit unverhohlener Freude und

Dankbarkeit die leutselige Weise und der Gedankenaustausch des weißen, vornehmen Gastes aufgenommen und mit gleicher Offenheit und Mittheilsamkeit vergolten, so daß die Aufschließung und Hingabe seiner Persönlichkeit an eine solche Herdrunde wahrlich keine schwere Aufgabe, weniger denn noch ein Opfer ist. Später wohl, als gewöhnlich, wird das Nachtlager aufgesucht und das zusammensinkende Feuer wiederholt aufgeschürt, obwohl das Holz zu seiner Unterhaltung sehr mühsam von den tieferen Abhängen heraufgeschleppt werden muß, da unter den Páramostürmen da oben kein Baum noch Strauch mehr wächst, nur hier und da noch in einem geschützten Schlupfwinkel ein kümmerliches Gestrüpp sich erhält; und als nun die Rinderhäute über die Tenne geworfen und die Lagerstätten zugerichtet werden, suchen die freundlich dienenden Vestalinnen an Kissen und Decken zusammen, soviel der kleine Schatz nur hergeben will, und entziehen sich wohl selbst der wärmenden Hüllen, um dem fernen Mütterchen und Schwesterchen zu Trost und Liebe den weißen delikaten Sohn da oben in dem eisigen Arkadien so warm und weich wie möglich zu betten.

Aber trotz Decken und Kissen und aller zärtlichen Fürsorge zittert der Mann aus dem Norden auf der hohen Alp unter der Aequatersonne; der eisig durch Dach und Wände über das Lager streichende Zug, das Sturm- und Regengebrause, das Knirschen und Aechzen der schwankenden Hütte, das Heulen und Winseln der frierenden Hunde, welche unermüdliche und meistens vom Glück gekrönte Anstrengungen machen, sich durch die Spalten der bröckligen Wände hindurchzukratzen und den kalten, nassen Pelz in der Herdasche aufzuwärmen, dazu der Frost in den eigenen Gliedern, — das alles gewährt nur einen kargen und unterbrochenen Schlaf und läßt den Morgen und des Herdes neu erwachende Gluth sehnlichst herbeiwünschen.

Sobald der erste Sonnenstrahl aufblitzt und die Nebel und

Wolken zertheilt, die auf den Bergen lagern, wird zum Aufbruch nach dem Schneegipfel gerüstet, der bergeshoch sich aufs Gebirge thürmt; buchstäblich so, denn unter den „Schneegipfeln" jener Breiten sind nicht nur Decken oder Lagen dauernden Schnees zu verstehen, sondern wirkliche Berge von festem, den höchsten Erhebungsspitzen aufgelagertem Schnee. Vater Lukas setzt zwar in die Möglichkeit des Gelingens den größten Zweifel und hält überhaupt das Unternehmen für ein verwegenes, die Heiligen versuchendes Beginnen; endlich aber siegt die Neugierde über Furcht und Widerwille, er erbietet sich sogar aus freien Stücken zum Führer, soweit er glaubt, seiner Ortskenntniß vertrauen zu können, — nicht aber, ohne zuvor seine Seele seinem besonderen Haus- und Schutzheiligen anempfohlen zu haben. Zur Vermeidung jeder ermüdenden Belastung wird nur das nothwendigste Gepäck, gleichmäßig vertheilt, mitgeführt; dann nimmt der Zug, durch unseren Wirth verstärkt, zunächst einen kleinen Wasserlauf, der aus den unteren, abschmelzenden Schneelagen entspringt, als Wegespur auf.

An dem heutigen Ausgangspunkte, der Sennhütte des Vater Lukas, befinden wir uns in einer Höhe von etwa 3650 Meter über dem Meeresspiegel und 2000 Meter über der Stadt Mérida; tausend und einige hundert Meter etwa hoffen wir zuversichtlich noch weiter aufzusteigen und somit den Fuß auf der Sierra weißen Scheitel zu setzen.

Anfangs zieht sich die Wasserrinne in weiten Bogenwindungen allmählich bergan; bald aber reißt der rieselnde Gletscherquell immer steilere Furchen auf, so daß wir uns gezwungen sehen, einen weniger steilen Aufstieg zu nehmen. Dennoch wird unser Weg schroffer und ungangbarer, lockeres Geröll löst sich unter den Füßen und gefährdet allmählich die Nachsteigenden. Trotz der kalten Luft, in welcher wir athmen, stellt sich dann weiterhin ein peinigender Durst ein, und so

zahlreich auch die Quellen sprudeln und uns ihr eisiges Wasser über die Füße schütten, stillt der wiederholte Trunk aus hohler Hand doch nur auf wenige Augenblicke den Durst; überdies zieht die eisige Kälte des Wassers den Schlund krampfhaft zusammen und hemmt das Schlucken; nur in Absätzen schlürfen wir das kalte Labsal. Die Sonne aber verliert trotz der Kälte der Luft und des Wassers kaum etwas von ihrer Kraft und brennt heiß und blendend auf den beschwerlichen Weg nieder; zu dem ungestillten Durste und den brennenden Sonnenstrahlen gesellt sich bald auch Ermattung und Athembeschwerde; das Bedürfniß, zu ruhen und tief Athem zu holen, sowie die Zunge zu netzen, macht sich immer stärker geltend, ohne daß die Gewährung dessen Erleichterung schafft; die Mattigkeit nimmt zu, es stellt sich Ohrenbrausen ein, dunkelt vor den Augen, der gesteigerte Herzschlag ruft Angst und Beklemmung hervor, die Energie erlahmt, und mit der körperlichen Herabstimmung geht die der seelischen Kräfte Hand in Hand.

Kein Wunder denn, daß in dem kleinen Steigertrupp Muth und Willenskraft bald zu erlahmen beginnen; nur der brave Antonio, der bald wieder die Führung übernommen, wehrt sich bisher noch tapfer gegen alle schwachen Anwandelungen. Telésphoro aber, der Leibbursche, befindet sich bereits in dem Zustande eines flennenden Kindes, das nur aus Furcht vor der Ruthe mühsam das Weinen unterdrückt; von der Natur nicht zum Helden gestempelt, legt er sich wimmernd über den Stab und wendet das Gesicht trübselig hinter sich, gleichwie das Maulthier die Ohren hängen läßt und traurig nach der Ebene hinunterblickt, sobald es unter den Einwirkungen der Höhenluft zu leiden beginnt. Auch Vater Lukas verräth in dem schlaffen Gesichtszügen keine Begeisterung mehr; die seufzenden Töne, welche von Zeit zu Zeit der gepreßten Brust entfliehen, scheinen von Reue und Gewissensbissen zu zeugen und sprechen deutlicher,

als sein längst verstummter Mund, von der Seelenangst, deren Folter er erduldet. Die beiden halbgebrochenen Gestalten lassen Zweifel und Beunruhigung über den glücklichen Fortgang der Sierrabesteigung aufkommen; um eine schlimme Wendung und voreilige Fahnenflucht zu verhüten, werden sie in die Mitte genommen und widerwillig weiter getrieben, ob auch Vater Lukas voll Reue über seine Verwegenheit und Ruchlosigkeit fortseufzt und Telésphoro bei den Gebeinen seines Mütterchens schwört, daß es mit seinem kostbaren Leben schnurstracks zu Ende gehe.

Treu, geduldig und ergeben harrt der Indianer unter den Drangsalen und Entbehrungen einer beschwerdevollen Wanderung aus; aber die Dehnbarkeit seiner leiblichen und geistigen Faser ist scharf begrenzt; sobald diese Grenze der Dehnbarkeit nur um das Geringste überschritten ist, bricht seine Ausdauer und Willenskraft zusammen. So zähe und unverwüstlich er handelnd und leidend unter den schwierigsten und niedrigsten Verrichtungen innerhalb seines Beharrung- und Bewegungvermögens ausdauert, so ist doch seine handelnde und leidende Spannkraft auch ohne alle an sie gestellte Anforderungen wie mit einem Schlage vernichtet, sobald ihm der gewohnte Lebensboden auch nur um eines Haares Breite entschlüpft, gerade wie das Lastthier der Wüste sich nicht durch Schläge und Mißhandlungen bewegen läßt, sich von den Knieen zu erheben, sobald die aufgelegte Last das gewohnte Gewicht und das Maß seiner Kraft nur um ein Weniges übersteigt. Der Indianer besitzt das, was man Nerven nennt; geringfügig wechselnde äußere Einflüsse wirken sofort verstimmend auf ihn, und mehr noch auf die geistige, als auf die leibliche Energie; jedes gestörte Gleichgewicht der täglichen Gewohnheiten und Eindrücke hebt ihn, wie aus seiner physischen Kraftsphäre, so auch aus dem seelischen Gleichgewichte; jedes unbehagliche Gefühl nährt seine abergläubischen Vorstellungen.

So erfüllt, was dauernd oder vorübergehend sein leibliches Wohlgefühl stört, auch seine Seele mit Schwermuth und Grauen, und solch ein Grauen erfaßt ihn auch da oben in jener Region, wo alles Leben erstarrt und der ganze Organismus umgestimmt und aus den gewohnten Verrichtungen gehoben wird. Die natürlichen Kräfte, die da oben walten, werden für ihn zu einer übersinnlichen, gespenstischen Macht; vor diesem stummen, öden, einsamen, blut- und leblosen, unsichtbar-wirksamen Wesen graut ihm und friert's ihn bis ans Herz hinan, so stumm und einsam in sich brütend er selbst auch über die Erde geht; sein Auge verdüstert sich, seine Gestalt kriecht in sich zusammen und Wahngebilde umschatten seinen Geist; stumpfe Verzweiflung erfaßt ihn, er unterliegt willenlos, wenn er nicht mit fortgezogen wird oder eilends flieht aus dem Bereiche der dämonischen Gewalten.

Nach einiger Zeit stehen wir vor dem Eingange einer engen, dunklen Schluchtspalte; der Grund ist theilweise mit Schnee ausgefüllt, welcher von den oberen Schneelagen abgerutscht, in den unteren Spalten und Schluchten oder auf abgeschrägten Flächen liegen bleibt und an solchen, der Sonne unzugänglichen Stellen sich lange gefroren hält; derartige abgerutschte Schneelagen finden sich zuweilen ziemlich tief hinabgerückt und liefern den Köchen und Bäckern in Mérida, welche an den Wochenmarkt- und Festtagen gefrorene Speisen und Näschereien ausbieten, das Eis zum Gefrieren derselben. Wir treten hinter den Felsrand zurück, um der kalten Strömung auszuweichen, während das Frühstück hergerichtet wird, als plötzlich Schreck und Entsetzen unter uns fährt und alle Augen starr auf die Schluchtspalte gerichtet sind. Das unholde, gespenstische Wesen des Páramo scheint plötzlich in die sichtbare Erscheinung getreten zu sein; unter rauschendem, knirschendem Getöse wälzt sich von dem gegenüberliegenden Ende her eine

riesenhafte, schimmernde und flimmernde Gestalt in tausendgliedriger Beweglichkeit, einen langen, schleppenden Mantel nach sich ziehend, mit reißender Geschwindigkeit auf uns zu; man meint, in ein blutloses, geisterbleiches Antlitz mit wilden, fliegenden Haaren und wallendem Schleier zu sehen, dessen Augen gleich gefrorenen Strahlen bald aus sich heraus, bald in sich hinein leuchten und blitzen; hier durchleuchtet, dort durchschattet, jetzt verflüchtigt und nun wieder zu festem Körper verdichtet, -- so rieseln die beweglichen Glieder und Gewandesfalten wie gerinnendes Wasser an uns heran, und endlich schlägt der ganze Spuk, wie eine brandende Welle, unter betäubendem Gerassel und schneidendem Schmerzgefühl über uns zusammen, während die weißen Decken über der Schlucht auseinanderzustäuben scheinen.

Es ist klar, diese unholde Erscheinung, halb Geist, halb Leib, ist ein Gespenst, der Berggeist selber! Ein Bild des Jammers, zu einer Säule erstarrt, steht Vater Lukas da, und als das grimme Gespenst in seiner Mark und Bein erschütternden Fahrt ihn schneidig-eisig streift und sein Blut gerinnen macht, sinkt er, mit beiden Händen das Gesicht bedeckend, unter flehentlicher Anrufung der heiligen Barbara in die Knie, wie ein zusammengeklapptes Taschenmesser. Mit schrillem Angstschrei aber läuft Held Telésphoro unaufhaltsam den Abhang nieder, welchen er eben unter Seufzen und Klagen hinangestiegen, verfolgt von einer Wolke feiner, schneidender Eiskrystalle, in welche der Spuk auseinanderstäubt, und die ihn alsbald unseren Blicken entzogen haben.

Nachdem die erste Bestürzung vorüber und Keinem ein Schade geschehen ist, findet die räthselhafte Erscheinung alsbald ihre Erklärung; eine Wolke losgelösten und von der heftigen Luftströmung durch die Schlucht getriebenen Schneestaubes, in dessen aufgewirbelten, spiegelnden Eiskrystallen Licht und Schatten

ein phantastisches Spiel getrieben, rief dieses Blendwerk, eine großartige Naturerscheinung, hervor, wohl darnach angethan, die Einbildungskraft in hohem Grade zu erregen und abergläubische Gemüther in Schreck und Bestürzung zu setzen.

Ein schneidendes Frost- und Wehgefühl bleibt noch einige Zeit nach dem Schneestaubwirbel — Schneehose könnte man wohl bezeichnend sagen — in den Gliedern zurück; dann aber wird ein herzhaftes Lachen hörbar, und an Stelle der Bestürzung macht sich Freude geltend über das Erlebniß und den Anblick eines seltenen, unvergeßlichen Naturschauspieles. Antonio erklärt sich nach einiger Ueberredung bereit, den Aufstieg weiter fortzusetzen, obschon auch er bereits mit schweren Bedenken zu kämpfen hat; nicht so aber der alte Lukas; eine klägliche, gebrochene Gestalt, schwört er bei allem, was ihm heilig, keinen Schritt weiter zu thun; wir hindern ihn denn auch nicht an seinem Rückzuge, da er in seiner Verfassung nichts nützen, nur beschwerlich fallen kann; überdies scheint es auch gerathen, daß sich Jemand nach dem in blinder Angst davon gelaufenen Flüchtling umthun möge, von welchem nichts mehr zu sehen und zu hören ist.

Nur mit dem Schürf- und Brecheisen, der Machette — dem säbelartigen Schlagmesser, ohne welches Niemand aus dem Hause geht —, den Stricken aus Rinderhaut und einigen wenigen Erfrischungsmitteln bewaffnet, nehmen die beiden Standhafteren den Weg über die steile, mit Schnee bedeckte Böschung ohne Zeitverlust wieder auf. Nach einiger Zeit mühsamen Steigens ebnen sich die schroffen Geschiebe ein wenig, und als der Schnee betreten wird, findet sich seine Decke sehr ungleich aufgeschüttet, nicht über zwei bis drei Fuß dick; es ergiebt sich, daß dieselbe nur ein Abrutsch, auf ihrem Wege liegen geblieben ist, aber hart und fest genug, um ungehindert darüber wegschreiten zu können. Mit dem Gange über den Schnee aber

mehren sich die Beschwerden und Ungemächlichkeiten; mit jedem Schritte aufwärts nimmt die allgemeine Herabstimmung zu; ob auch Frost und Eis ringsum, so wirkt die Tropensonne dennoch mit großer Kraft; ihre Strahlen brennen und blenden zugleich, und der starke Rückprall von der Schneedecke, sowie die gesteigerte Trockenheit der Luft üben einen starken, schmerzhaften Reiz auf die Haut aus; das um den Kopf geschlungene Tuch fällt schattend auch über das Gesicht, um es möglichst, als am meisten ausgesetzt, gegen die Rückstrahlung zu schützen. Alle beschleunigten Athemzüge wollen die Athemnoth nicht mindern, mehr und mehr zieht die Erschöpfung zu Boden, und nach einigen neuen Schritten macht sich das Bedürfniß nach Ruhe schon wieder geltend; der Kopf schmerzt unter dem Blutandrang, zunehmendes Herzklopfen führt Beängstigung herbei, das Denkvermögen wird erschwert, die Willenskraft geschwächt. Der Klang der Stimme, der Schall überhaupt scheint gänzlich zu ersterben, das Wort bleibt unverständlich, auch wenn man sich bemüht, es mit lauter Stimme herauszustoßen, das Sprechen selbst strengt bis zur Erschöpfung an, — so schwach nur trägt die dünne Luft den Schall noch fort und erschwert sie den Gebrauch der Stimme; immer mehr nimmt der Widerwille gegen alle thätigen Verrichtungen zu, nur das eine Verlangen herrscht vor: den Durst zu löschen, auszuruhen, zu schlafen; aber wehe dem Halbbetäubten, der diesem Verlangen nachgiebt! Wirre Träume nehmen alsbald sein Bewußtsein gefangen, er schließt die Augen, — um sie nimmer wieder aufzuthun; lautlos weben die fallenden Flocken sein Todtenhemd. Ein zusammengetragenes Häuflein Steine bezeichnet die Stelle, wo der Páramoschlaf einen müden, bethörten Wanderer in seine würgenden Arme schloß.

Auf schneefreien Berghöhen machen sich alle diese Beschwerden — die Höhenkrankheit — weit weniger, bei Manchen

nur in geringem Grade oder auch gar nicht fühlbar; bekannt aber ist allen kundigen Bergsteigern, daß jene Uebel viel heftiger und beschleunigter auftreten, wenn Schnee auf den Bergen liegt, und um so heftiger, je unbewegter die Luft, je ausgedehnter die Schneefläche und je kraftvoller das Sonnenlicht. Die Andesbewohner nennen die Einwirkungen, welche die Höhenkrankheit hervorrufen, Soroche (Sorotsche), ein Ausdruck, der den Minenarbeitern entnommen ist, welche damit die Einwirkungen der unterirdischen Ausdünstungen auf den Organismus bezeichen wollen, also eine Andeutung, daß beide Leiden verwandte Symptome und vielleicht auch ähnliche Ursachen zeigen. Mehr Berechtigung aber dürfte die Annahme haben, daß der Schnee unter den heißen Sonnenstrahlen bei verdünnter Atmosphäre eine der Athmung nachtheilige Luft entbindet.

Nun aber widersteht die indianische Faser in dem wackeren Antonio nicht länger mehr aller der wachsenden Unbill; ob auch voll strotzender Kraft und Gesundheit, zeigt er sich doch weniger zähe und widerstandsfähig angelegt, als sein weit schwächerer und zarter angelegter weißer Gefährte; mit düsterem, verstörtem Blicke schreitet er mechanisch neben diesem her, der selber nicht frei geblieben von Anfechtungen, doch den Kopf noch nicht hängen läßt. Bis dahin begünstigte ein vollkommen heiterer Himmel die Besteigung, und herrliche Umblicke und erhabene Eindrücke hielten die Sinne rege, so lange sie noch fähig geblieben zur Aufnahme; nun aber rauchen plötzlich schwarze Dunstmassen aus der Tiefe herauf, und alsbald liegt das ganze Gebirge in dichten Nebel gehüllt. Jede Bewegung in dem undurchsichtigen Dunstball ist aufgehoben; schweigend kauern die im Nebel vergrabenen Gesellen auf einen Steinblock nieder; Antonio schließt, von dumpfer Betäubung überwältigt, die Augen. Kaum mag es der Andere über sich gewinnen, seinem treuen Gefährten das Labsal des Schlafes zu rauben;

dann aber ergreift ihn ein namenlos banges Gefühl des Verloren- und Verlassenseins; es ist, als hauche der Odem des Todesengels über diese lautlose, geisterhaft berührende, dem irdischen Leben entrückte Welt da oben. „Antonio, mein Bruder, auf, auf!" ruft der Geängstete dem Betäubten ins Ohr und rüttelt ihn mit aller Kraft aus dem Scheinschlafe auf; denn ein Scheinschlaf ist doch jener Zustand nur, ein bewußtloses Hindämmern mit geschlossenen Augen, aus welchem der Erweckte so schwer und unerquickt, wie zuvor, die Augen öffnet. Der Ruf selbst blieb freilich wirkungslos, aber das Schütteln und Rütteln riß den Hingesunkenen aus seiner verhängnißvollen Lethargie empor, — Gott sei Dank! Und schnell, wie sie sich geschlossen, zerreißt auch die dunkle Hülle, das Grabtuch, wieder, und strahlend, wie die Sonne, kehrt das lichte Antlitz der Errettung zurück.

Lang hingestreckt dehnen sich nun wieder in der klaren, durchsichtigen Ferne die schweren Massen, Hügel und Ketten des mächtigen Gebirges; zarte Licht- und Farbentöne umfließen die Umrisse seines gewaltigen Rumpfes. Unten in fernen, geahnten Tiefen athmen die feurigen Tropenlüfte; der dunkle Hochwaldgürtel saugt ihren heißen Odem auf; blasser gleitet der warme Duft über das Savannengras, um endlich auszurinnen in den kalten, weißen Gletscherglanz. Vom blendenden Sonnenstrahl umflossen, strahlen die weißen Zacken, Bänder, Streifen und Spitzen der wandellosen Eiskrone gleich glitzernden, gefrorenen Gießbächen und Stromfällen über das dunkle Geschiebe aus; geisterhaft rieselt der dünne, leichte Luftstrom, ein Hauch aus überirdischer Welt, über die letzten Erhebungsspitzen des Erdfesten, durch ungemessene Fernen schweift das Auge, endlos dehnt sich der Raum.

Noch sucht das Auge nach einem weiteren Aufgange; doch keine Stufe, keine Sprosse mehr zum Einsetzen von Händen

und Füßen! Vielleicht, daß unter harter Steigungsarbeit mit Eisen und Stricken noch einige Spannen weiteres Feld möchte zu erobern sein; aber die Arme sind nicht da, welche solche Kraft und Arbeit noch aufbieten könnten, und nur noch der halbe Mensch steht vor dem Werke, das einen ganzen, vollen Menschen und die Mitarbeit und gemeinsame Kraftanstrengung vieler geübter und unermüdeter Kletterhände erfordert.

Lange schon trat Antonio aus dem Zirkel seiner physischen und moralischen Spannkraft heraus: er ist nur noch eine willenlose Gliederpuppe; und als er überdies noch, von einem Schwindel- und Ohnmachtsanfalle erfaßt, an allen Gliedern zitternd, zusammenzubrechen droht und gegen den fragend aufwärts gerichteten Blick eine krampfhaft abwehrende Bewegung macht, da ist die Antwort gegeben; sie heißt: — schleunige Umkehr! In kurzer Zeit ist derselbe Weg, der so mühsam und beschwerdevoll hinangestiegen, bergab zurückgelegt. Neugierig und froh von den großen Augen der Wirthstöchterlein angestaunt, treten wir wieder unter das schützende Dach der gastlichen Hütte; wärmer als je pocht das behagliche Gefühl des Geborgenseins an das Herz; eine starke Brustwehr däucht das schwankende Strohdach, eine feste Burg der dürftig umhegte, wärmende Herd; helle Freude leuchtet aus allen Mienen. Auch Held TeléspHoro sitzt wohlbehalten am Herdfeuer; alle Vorwürfe schmelzen dahin unter dem Sonnenschein allgemeinen Frohgefühls; Vater Lukas ersteht ebenfalls mit verbundenem Kopfe von seinem Schmerzenslager und in der warmen Temperatur ringsumher fallen alsbald auch die Hüllen von seinem befreiten Geiste und wiedergenesenem Kopfe. Nach kurzer Ruhe sind auch die Anstrengungen der Bergfahrt überwunden, wenn schon eine empfindliche Reizbarkeit und fieberhafte Erregtheit selbst am anderen Tage noch nicht weichen will; das Gesicht der beiden Steiger gleicht einem Reibeisen, die Lippen sind aufgerissen, Nase und Wangen wie mit Nadeln geritzt.

Mitleidig und vorwurfsvoll zugleich ruhen die großen, leuchtenden Augen des Schwesterpaares auf dem weißen Gaste, der, wie sie meinen, gegen sich und seinen Gott gefrevelt, und bald sieht er sich so fürsorglich gepflegt und gehegt, mit Talg und Oel betupft und unermüdlich bedient, als sei er von Samariterarmen geradenwegs vom Schlachtfelde aufgelesen; und als die Nacht gekommen und die Erzählungen am Herdfeuer schweigen, da weiß die sorgende Hand das Lager nicht weich und warm genug zu bereiten. So entfaltet sich da oben auf der Sierra Neváda das eigenthümliche Bild, daß die Töchter des Südens den Sohn des Nordens mit sorgender Hand gegen Frost und Kälte zu schützen suchen. Als aber Held Teléspforo auch für seine zitternden Glieder das Mitleid wachzurufen sucht, fliegen gar spitze Pfeile des Spottes gegen ihn ab, vor denen er sich ebenfalls nur durch eiligen Rückzug zu decken weiß, wie da oben vor den scharfen Streichen des Berggespenstes.

Noch einige Tage währt der Aufenthalt in der gastlichen Hütte auf der Hochalp der Sierra; kühne, anstrengende und oft waghalsige, doch vielfach belohnte Streifereien sind es, die da täglich nach allen Seiten hin unternommen werden; bald führen die Wege durch versteckte Moorwiesen, bald über schroffe Gefälle und durch wild verwachsene Schluchten, bald wieder über die menschenleere, stimmungvolle Savannenheide. Die feuchten Niederschläge und eiskalten Rinnsale, welche die Erdnarbe durchsickern, erwecken unter dem heißen Strahl der mittäglichen Sonne noch mannigfaltige Pflanzenkeime; in das schwammartig mit Feuchtigkeit durchtränkte Moos-, Flechten- und Farrnkrautpolster, welches die nackten Gesteinwände umkleidet, siedeln sich die Luftwurzler ein, und in den dichten Filz des durcheinandergewirrten grünen Gewebes setzt sich der Humus fest, darüber wuchernde Rhizome- und Knollengebilde ihre Brutlager ausbreiten; hoch in die rauhen Spaltenrisse steil abstürzender, grauer Felsmauern gräbt auch

die „Liebliche der Berge“ — la linda de los cerras —[2] ihre Wurzeln ein und läßt ihre langgebänderte, flaggenartige Orchisblume fröhlich im Wind und Sonnenschein flattern, unzugänglich jedem unbeschwingten, schweren Erdenkörper; jedoch in der festen Schlinge des Lederlazos gleitet Antonio verwegen an der Felswand nieder und entführt, zwischen Himmel und Erde schwebend, die spröde „Liebliche“ ihrem luftigen Felsenhorste. Durch die tieferen Thalmulden spannt der Zwergwaldwuchs ein undurchdringlich wirres Netz von kriechenden Zweigen und Wurzeln, gekrümmten Stämmen und Aesten und zieht mit seinen Schlingruthen, Luftwurzeln, Klettergräsern, schlingenden Farren und dem gesammten auf Stein und Rinden nistenden Pflanzenwuchse jähe Gehänge und tiefe Geklüfte in sein dichtes Wirrsal hinein; nach Weise der Eichhörnchen und Affen geht es hindurch und hinüber von Ast zu Ast, von Seil zu Seil, von einem Schlupfloche zum anderen, ohne mit Fuß und Hand je festen Grund und Boden zu fassen, mit dem Messer im Munde und der festgeschnürten Last auf dem Rücken. Nach gewaltsamem Durchhau thut sich mitten in einem häßlichen Dorn- und Stachelgehege plötzlich ein kleiner Lustgarten auf, welchen die Einbildungskraft mit aufgescheuchten, leise entschlüpfenden Nymphen, Sylphen und Amoretten bevölkern möchte, und wie ein Dornenröschen in seiner neidischen Umwährung zieht uns eine gar anmuthige Erscheinung an, — ein kleiner Melastomenbaum,[3] dessen runde, volle Laubkrone über und über mit entzückend schönen Blüthen überschüttet ist; brauner, weicher Sammt bekleidet die Unterfläche der Laubblätter, und die großen prachtvollen Blumen, deren reicher Flor darüber ausgebreitet liegt, öffnen anfangs einen purpurrothen Kelch und tauchen diesen nach und nach in tief gesättigt dunkelblaue Farben.

An den Rand dieser Schluchtenlabyrinthe lehnt sich wieder, hügelig gewellt, die weithin sich dehnende Savanne an; in reizen-

den Gruppen zieht sich das blühende Gesträuch[4] mit seinen leuchtenden Blumenfarben durch die Hügelwellen, und zu seinen Füßen rollt sich ein vielfarbiger Blumen- und schillernder Blatteppich[5] auf; darüber wölbt sich der kurzstämmige Kugelfarrn,[6] der allein von allen Farren mit baumartigen Stamme solche Höhen ersteigt; in der Mitte seiner dunklen, hartblätterigen Wedelkrone steht ein Schopf pfeilförmig schmaler, gebräunter Blätter, die den mikroskopisch kleinen, dicht zusammengehäuften Samen tragen. Munter rieseln die Quellwasser, klar und durchsichtig wie die ätherreine Luft selber, durch ein vielmaschiges Netz von blinkenden Fäden, rauh und nässelnd treiben die Nebel, vom Sturm gejagt, in wilder Flucht dahin, hinter ihrem phantastischen Fluge wieder blinken die grelläugigen Blumen, die spielenden Sonnenstrahlen, die tiefe Bläue des Himmels auf, — und droben thront über allem Wechsel der Erscheinung und allem Wandel der Zeit in hehrer, fester, majestätischer Ruhe und feierlicher Erhabenheit, — fester als die Götter selbst, welche der flüchtig dahinwehende Mensch träumt und geträumt hat von Geschlecht zu Geschlecht, das von Glanz und Klarheit umflossene Haupt der Sierra Neváda de Mérida.

Unten wieder, auf einer der Vorstufen der Sierra, zu Häupten der Straßen und Dächer der Stadt und des schäumenden Cháma in der Tiefe, läßt Antonio aus voller Brust seine gellenden Jauchzer und Jodler erschallen; aber siehe da, nicht nach unten, nach oben ist sein Antlitz gekehrt, und da liegt sie — findbar für gute Augen — klein wie ein Steinchen auf dem Ameisenhaufen, im blauen Aether schwebend, die Hütte der Sierra-Alp. Antonio aber — wie sonderbar — grüßt seine Heimath da unten nicht; oben haftet sein Auge, wie des Adlers Blick, der sein Junges im hohen Horste zurückgelassen: und

wenige Wochen vergehen, da tritt der braune Geselle lachend über dieselbe Schwelle, über welche er einst die Besteigung der Sierra leitete oder führte, und hält an der Hand die „Liebliche der Berge“ von der Sierra-Alp.

Wie Schmetterling und Kolibri flattert auch die Liebe noch um den Páramuschnee; — und wäre es über alle Berge, Winde und Wolken hinaus und bis an der Welt Ende, der Mensch nimmt seine Qual, aber auch seine Liebe mit.

Anmerkungen.

[1] 15 geographische Meilen gleich 20 Leguas.

[2] Uropedium Lindenii.

[3] Calyptraria brachycera.

[4] Thibaudia, Gaultheria, Manettia, Porteria etc.

[5] Calceolaria, Macleania, Espelletia, Senecio, Castilleya, Viola, Lobelia etc.

[6] Blechnum Magellanicum.

Druck der Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter) in Hamburg.
(354)

Leiden und Thaten der Frauen im Kriege.

Vortrag,
gehalten im Lette-Verein zu Berlin am 4. Januar 1888.

Von

H. Hetzel,
Prediger in Heinersdorf (Kreis Lebus).

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei (vorm. J. F. Richter).
1888.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Fr. v. Holtzendorff in München.

Ein geschichtlicher Ueberblick über die Leiden und Thaten der Frauen im Kriege zeigt uns unwidersprechlich die besonders in der zweiten Hälfte unsers Jahrhunderts so bedeutend fortgeschrittene Humanisirung des Krieges. Bis dahin war das weibliche Geschlecht fast nur den Leiden desselben preisgegeben, und erst neuerdings ist es den Frauen gelungen, in rein menschlichen, opferwilligen Thaten unmittelbar am Kriege theilzunehmen. Der Angriff im Kampfe war fast überall ausschließlich Sache der Männer, — Amazonen, d. h. geschulte weibliche Kriegstruppen hat es nie gegeben, sondern nur einige Soldatinnen —, aber bei der Vertheidigung leisteten die Frauen, besonders im Alterthum, häufig thätige Hülfe, und die Pflege der Verwundeten und Kranken fiel von jeher wenigstens zum Theil dem weiblichen Geschlechte zu.

I.

Im Alterthum waren die Besiegten der Willkür des Siegers völlig preisgegeben. Bei der herrschenden Barbarei hatten die Frauen die brutalsten Mißhandlungen zu erdulden: die jungen und kräftigen wurden in die Sklaverei geschleppt, die alten und schwachen häufig getödtet, in der höchsten Noth auch wohl von den eigenen Landsleuten hingeopfert. Als Dareios das empörte Babylon bestürmte, tödteten die Belagerten, damit die Lebensmittel länger reichten, alle Weiber außer den

Müttern und einer Frau, die in jedem Hause zur Speisebereitung am Leben gelassen ward.

Die Israeliten führten die dreihundertjährige Eroberung von Kanaan mit der höchsten Grausamkeit durch, indem die Ausrottung der Eingeborenen, soweit sie möglich war, zuerst als Kriegssitte, später als göttliches Kriegsgesetz ausgeführt ward. So wurde bei der Erstürmung von Jericho alles Lebendige, Menschen und Thiere, mit der Schärfe des Schwertes verbannt, d. h. umgebracht, und dasselbe widerfuhr bei der Einnahme von Ai 12000 Männern und Weibern. Später sollten nach dem sogenannten zweiten Gesetz die Weiber und Kinder als Beute gelten, und die gefangenen Weiber, erst nachdem sie ihre Angehörigen einen Monat lang betrauert hatten, zu Kebsweibern genommen werden.

Die Perser pflegten die kriegsgefangenen Weiber zu Sklavinnen, die schönsten Mädchen aber zu Nebenfrauen des Herrschers zu machen. Als jedoch das von Xerxes abgefallene Olynthos erobert ward, wurde die gesammte Bevölkerung vor den Thoren niedergestoßen.

In den von den Hellenen meist mit schonungsloser Erbitterung geführten einheimischen Stammeskämpfen sowie in ihren auswärtigen Kriegen wurden die Frauen nebst den Kindern von den Siegern gewöhnlich in die Sklaverei verkauft. So geschah den Troerinnen nach der Eroberung von Ilios, im peloponnesischen Kriege den von Athen abgefallenen Mytilenaiern, und den Plataiern von seiten der Lakedaimonier, weil sie ihnen während des Krieges nicht etwas Gutes erwiesen hätten.

Die großen hellenischen Dichter beklagten vergeblich das harte Loos der kriegsgefangenen Frauen.

Sophokles sang:

> Mich überkam ein banges Mitgefühl
> Zu sehn, wie diese Armen in der Fremde

Verwaiſ't und heimathlos verſchlagen ſind.
Sie ſind gewiß die Töchter freier Männer
Und leben jetzt in Sklaverei.

Euripides rief in den „Troerinnen“ aus:

O ſieh, welch' Fackelleuchten ſtrahlt da drinnen auf?
Brennt man das Zelt an, oder was thun Troja's Frau'n,
Nun aus der Heimath ſie hinführen ſoll ihr Loos
Nach Argos? Selbſt weih'n ſie der Flamme Gluth den Leib,
Um Tod zu finden? — Ja, ein Sinn, der Freiheit liebt,
Beugt unter ſolch' ein Elend ſchwer den Nacken nur.

Aber auch die Barbaren zogen oft den Tod der Knechtſchaft vor. Als die 10000 Hellenen unter Xenophon auf ihrem Rückzuge die Ortſchaften der Kaukaſusvölker erſtürmten, ſtürzten ſich die Einwohner, auch Weiber und Kinder, voll Todesverachtung in die Abgründe.

Der Philoſoph Platon iſt der einzige, der die aktive Betheiligung der Frauen am Kriege im Staatsintereſſe fordert, indem der Vertheidigungskrieg von der Wehrmannſchaft mit Einſchluß ihrer Frauen geführt werden ſoll. Er ſagt in ſeiner idealen „Republik“ wörtlich: „Mögen auch immer die Frauen unſerer Hüter (der Wehrmänner) theilnehmen am Kriege und an der ſonſtigen Obhut über die Stadt! Sie werden gemeinſchaftlich ins Feld ziehen und auch die ſchon heranwachſenden Kinder mit ſich in den Krieg nehmen. Sie würden auch gegen die Feinde am beſten fechten, weil ſie ja einander am wenigſten im Stich laſſen könnten. Denn, wenn auch das weibliche Geſchlecht mit zu Felde zöge, ſei es nun in dasſelbe Glied geſtellt oder hinten, um den Feinden Furcht zu machen, und wenn irgendwo eine ſchleunige Hülfe nöthig wäre, ſo würden ſie durch dies alles unüberwindlich ſein.“ In den „Geſetzen“, wo Platon den Staat und auch das Kriegsweſen in ſeiner erreichbar beſten Geſtalt betrachtet, verlangt er: „Die Frauen ſollen, ſoweit ihre Dienſte zum Kriege nothwendig erachtet werden, dazu verpflichtet ſein

bis zum fünfzigsten Jahr; es soll ihnen aber in diesen Kriegen nichts aufgetragen werden, was über ihre Kräfte oder unpassend für sie wäre." Er fragt: „Sollen die Frauen von den Kriegsübungen gänzlich ausgeschlossen sein, so daß sie, auch wenn es etwa die Noth erforderte, für den Staat und die Kinder zu fechten, nicht imstande wären, weder gleich den Amazonen den Bogen zu gebrauchen, noch ein anderes Geschoß mit Kunst zu werfen, noch auch mit Schild und Speer ihrer Göttin (Minerva) nachzuahmen, und so der Verheerung ihrer Heimath tapfer zu widerstehen, und wenigstens Furcht, wenn nicht Schlimmeres, dem Feinde beizubringen, wenn er sie in guter Ordnung aufziehen sähe? Die Mädchen sollen jede Art von Tanz und Kampf in Waffen lernen, die Frauen in den Schwenkungen und Stellungen geübt werden, wäre es auch nur zu dem Ende, daß, falls etwa die ganze Mannschaft auf einen Feldzug ausrücken müßte, Jemand da wäre, der imstande wäre, die Kinder und die Stadt zu bewachen. Oder wir wollen den umgekehrten Fall setzen, daß uns von außen ein mächtiges feindliches Heer von Hellenen oder Barbaren mit Krieg überzöge und in die Nothwendigkeit versetzte, für unsere Stadt selbst zu kämpfen, — welche Schande wäre es unserer Verfassung, wenn unsere Frauen so schlecht erzogen wären, daß sie nicht einmal wie die Vögel, die sich gegen die allerstärksten Thiere für ihre Jungen zur Gegenwehr setzen, ihr Leben wagen und sich jeder Gefahr aussetzen wollten, und so die menschliche Art in den schmählichen Ruf brächten, daß sie an Muth jedem Thiere nachstände! Also bestimmen wir, daß sich die Frauen des Kriegswesens nicht entmüßigen, sondern die sämmtliche Bürgerschaft, Bürger und Bürgerinnen, dessen befleißigen sollen."

Alexander der Große ließ auf seinen Kriegszügen nur selten großmüthige Regungen walten. Ehrerbietig und freigebig verfuhr er gegen die in der Schlacht bei Issos gefangene

Familie des Dareios, Mutter, Gattin und Kinder, obwohl er das gebotene königliche Lösegeld zurückwies. Den Gesandten des Großkönigs antwortete er nach Curtius: „Mit Gefangenen und Weibern pflege ich nicht Krieg zu führen; bewaffnet muß sein, wen ich hassen soll.“ Dagegen bestrafte er Empörung der einmal Bezwungenen aufs Härteste. Bei der Erstürmung des abgefallenen Theben wurden gnadlos auch Weiber und Kinder hingemordet und die übriggebliebenen auf den Sklavenmarkt gebracht. Und die Weiber und Kinder der wieder unterworfenen Baktrer, Massageten und Saken ließ er unter seine Soldaten vertheilen.

Seine Nachfolger bekämpften einander in blutdürstigen Kriegen. Aber gegen Demetrios den Städteeroberer vertheidigten sich die patriotischen Rhodier erfolgreich, die Frauen trugen Steine herbei und flochten aus ihrem Haar Bogensehnen.

Schonungslos war auch die Kriegführung Hannibals: die Weiber und Kinder in den von ihm zerstörten sizilischen Städten Selinus und Himera ließ er unter die Soldaten vertheilen.

Die Römer prägten die unbarmherzige Kriegssitte zum harten, aber in ihrem Sinne gerechten Kriegsrecht aus, doch in der Behandlung der Frauen trat gar keine Milderung ein: sie wurden aus ihrer unterjochten Heimath auf die Sklavenmärkte gebracht. Dagegen nahmen die römischen Frauen wenigstens in den ersten Zeiten der Republik einen wesentlichen Antheil an der Wiederherstellung der kranken und verwundeten Krieger; diese wurden während des Kampfes in die Lagerzelte gebracht und dann in den Städten, am liebsten in Rom, geheilt. So wurden während der zehnjährigen Belagerung von Veji auch die verwundeten Plebejer in den Häusern der Patrizier aufs Beste verpflegt, obwohl beide Volksklassen in bitterer politischer Feindschaft lebten. In den Kriegen um die Mittelmeerstaaten

und um die Weltherrschaft, 270—31, wurde die römische Kriegführung immer schonungsloser: der gefährliche Feind ward möglichst vernichtet, die Masse der Kriegsgefangenen mit Einschluß der Frauen zum Besten der Staatskasse als Sklaven versteigert. Es wurde z. B. von der Nation der Bojer nichts übrig gelassen, als Greise und Kinder. Fast noch schonungsloser verfuhren die Römer bei der Unterwerfung der außeritalischen Völker. In Epirus wurden an einem Tage die Einwohner von siebenzig Ortschaften, 150000 Menschen, als Sklaven verkauft. Und Scipio schenkte bei der endlichen Eroberung von Karthago zwar 25000 Frauen das nackte Leben — ihre Haare hatten sie bereits zu Stricken verwendet —, aber die Gefangenen wurden meist auf den Sklavenmarkt gebracht. Im zwanzigjährigen spanischen Kriege aber tödteten Kinder ihre Mütter, nur damit diese nicht gefangen würden, und eine Frau ihre Mitgefangenen.

Bald lernten die Römer nun auch die germanischen Frauen kennen. Die auf einem Zuge begriffenen siegreichen Völker der Cimbern und Teutonen hatten sich getheilt, und letztere griffen 102 bei Aquae Sextiae das treffliche Heer des Marius an. Als zuerst die Ambronen zurückgeworfen wurden, stürzten ihre Frauen in den Kampf und suchten den Römern Schild und Schwert zu entreißen. Am zweiten entscheidenden Schlachttage fielen 100—150000 Teutonen; und als Marius den gefangenen Frauen ihre Bitte, sie den Vestalinnen zu schenken, nicht gewährte, zerschmetterten sie ihre Kinder und tödteten darauf sich selbst mit Dolch und Strick. Im folgenden Jahre besiegte Marius in Oberitalien die Cimbern: die in ihre Wagenburg zurückgedrängten Streiter wurden hier von ihren Frauen erschlagen, und als diesen nach der tapfersten Gegenwehr sowohl freier Abzug als auch Aufnahme in den Priesterdienst verweigert ward, tödteten auch sie erst ihre Kinder und dann sich

selbst. Der Geschichtschreiber Florus gestand: „ihr Tod war ebenso schön wie ihr Kampf", und lange blieben sie als „der cimbrische Schrecken" in furchtbarer Erinnerung.

Verschieden war das Loos der Frauen in den siebenjährigen Kriegen Caesar's in Gallien 58—51. Als die Nervier und ihre Bundesgenossen in der Schlacht an der Sabis fast vernichtet waren, gewährte Caesar ihren hinter Sümpfen in Sicherheit gebrachten Weibern, Kindern und Greisen, als sie um Gnade baten, seinen Schutz. Dagegen wurde die ganze Bevölkerung der verrätherischen Aduatuker, 530000 Seelen, in die Sklaverei verkauft. Und in dem schwer erstürmten Avaricum ließ Caesar alles Lebendige niederhauen, so daß von 40000 Menschen kaum 800 sich retteten. Als endlich Vercingetorix, mit fast 100000 Mann in Alesia eingeschlossen, durch Hunger gezwungen, die Frauen, Kinder und Kampfunfähigen auswies, wurden sie von den Römern zurückgetrieben und starben elend zwischen den Befestigungswerken. Auch der griechische Platoniker Onosander, um 40 n. Chr., erklärte: „Wenn der Feldherr die Stadt durch Hunger zur Uebergabe zu zwingen gedenkt, so soll er die gefangenen Weiber, Kinder und Greise zurück in die Stadt schicken."

Als in dem zweiten Bürgerkriege die Pompejaner Illyrien unterwarfen, widerstand nur Salona (49) erfolgreich. Die Frauen machten aus ihrem Haar Bogensehnen; dann kleideten sie sich als Furien, drangen Nachts mit Fackeln in das feindliche Lager, steckten die Belagerungsmaschinen in Brand und verbreiteten einen so panischen Schrecken, daß die ihnen folgenden Männer leicht den Sieg errangen.

Ueber den Antheil der Frauen an den seit Augustus in Germania geführten Kriegen berichten die Geschichtschreiber Folgendes: Die Frauen nebst den Kindern folgten dem Heer nur ausnahmsweise, besonders bei der Landesvertheidigung. Ihr Zuruf war im Kampfe oft von entscheidender Bedeutung.

Während der Schlacht, in welcher nur einzelne von ihnen gerüstet mitkämpften, hatten sie ihren Platz bei der Wagenburg, von wo aus sie den Kämpfenden Speise zutrugen und wo sie die schon während des Kampfes fortgetragenen Verwundeten in Pflege nahmen. Hier fand auch bei einem unglücklichen Ausgange der letzte Verzweiflungskampf statt. Als z. B. in den Feldzügen des Drusus die Frauen einmal in der Wagenburg eingeschlossen wurden, zerschmetterten sie ihre Kinder und schleuderten die Leichen den Feinden ins Gesicht. Auf seinem ersten Rachezuge gegen die Marsen, 14 n. Chr., verschonte Germanicus kein Geschlecht noch Alter, und im Verheerungszuge gegen die Chatten führte er Armin's Gattin Thusnelda zum Triumphe gefangen mit sich, obwohl der Bezwinger des Varus die Germanen zum Manneskampfe aufgerufen hatte, denn „er führe den Krieg nicht mit Verrath und gegen schwangere Weiber, sondern öffentlich gegen Bewaffnete". Tacitus berichtet in seiner Germania: „Damit das Weib sich nicht frei wähne von den Zufällen des Kriegs, wird sie durch die vom Mann ihr geschenkten Ehegaben erinnert, daß sie dasselbige im Frieden und im Kriege zu leiden und zu unternehmen habe", und diese Ehegaben sind ein gezäumtes Roß, Schild, Spieß und Schwert; auch sie selbst bringt dem Manne etwas an Waffen zu. — In dem zweiten deutschen Kriege der Donauvölker kämpften besonders die Frauen der Markomannen mit ihren Männern aufs Tapferste, wenn auch vergeblich gegen die römischen Legionen.

Ihrer Politik gemäß bewältigten die Römer schonungslos den durch die Eiferer entfachten Aufruhr in Judäa, 66—72. In Cäsarea wurden 20000, im Theater von Damaskus 10000 Juden umgebracht. Dann erstürmte Vespasianus eine Stadt nach der andern. Bei der sechswöchentlichen Vertheidigung von Jotapata kamen 40000 Menschen um; in Gamala stürzten sich 5000 in die Abgründe, die Weiber, Kinder und Greise aber

wurden niedergemacht. Am entsetzlichsten war die fünfmonatliche Belagerung von Jerusalem. Alle, die nach der Eroberung der Neustadt der Hunger aus der Tempelstadt trieb, ließ Titus ans Kreuz schlagen, täglich an 500 Menschen; im Juli waren bereits 115880 Einwohner verhungert, und eine Mutter schlachtete und verzehrte sogar ihr eigenes Kind; am 10. August 70 ward der Tempelberg erstürmt, und 6000 Wehrlose kamen in der Vorhalle des niederbrennenden Tempels um; im September erfolgte endlich die Erstürmung der Altstadt: alle Waffenfähigen und alle zu Sklaven Untauglichen wurden niedergestoßen, die Kräftigen und Jungen für die Arena und den Sklavenmarkt fortgeschleppt; im ganzen erlitten in Jerusalem eine Million Juden den Tod und 97000 die Sklaverei. Ebenso ward in den Landstädten Judäas gewüthet: in Joppe z. B. sämmtliche Frauen und Kinder in die Knechtschaft verkauft; in Massada tödteten nach hartnäckigster Vertheidigung Alle sich selbst, 960 Leichen fanden die einziehenden Römer.

Ebenso entsetzlich war die dreijährige Belagerung von Byzanz durch Septimius Severus: die Frauen flochten aus ihren Haaren Seile und halfen Steinblöcke, eherne Bildsäulen und Pferde auf die Stürmenden stürzen; die Einwohner verzehrten zuletzt erweichtes Leder und endlich einander selbst.

Die Gothen wurden auf ihrem Raubzuge in den Donauländern von Claudius 269 bei Naissus völlig geschlagen, und aus der Beute erhielt jeder Soldat auch zwei oder drei Frauen. — Selbst der milde Aurelianus ließ das abgefallene Palmyra 274 ausmorden und zerstören und führte die gefangene Königin Zenobia nebst zehn als Amazonen gekleideten Frauen in seinem Triumphzuge auf. Dagegen wurden die im Perserkriege 298 gefangenen Frauen, Schwestern und Kinder des Großkönigs bis zum Frieden von Galerius ehrerbietig behandelt.

Während der Völkerwanderung konnte bei den steten

Raubzügen von einer Milderung des Looses der Frauen keine Rede sein, nahmen doch die Frauen der germanischen Wanderstämme nach wie vor persönlich Antheil an der Schlacht! — Für humane Behandlung der Frauen im Kriege hatten bereits auch nichtchristliche Schriftsteller gestimmt. So läßt Justinus in der Mitte des zweiten Jahrhunderts den Gryphus sagen: „von keinem seiner Vorfahren sei je unter so vielen häuslichen und auswärtigen Kriegen nach dem Siege gegen die Weiber gewüthet worden, da ja ihr Geschlecht sie sowohl von den Gefahren der Kriege als auch von der Schonungslosigkeit gegen die Besiegten ausnehme nach dem allgemeinen Recht der Kriegführenden." Und ein Jahrhundert später schrieb der griechische Rhetor Ailianos: „Als die Sikyonier Pellene genommen hatten, übten sie an den Frauen und Töchtern derselben Vergeltung. Das ist das Wildeste und nicht einmal bei Barbaren schön nach meiner Meinung."

Das Christenthum hatte zwar begonnen, auch dem weiblichen Geschlecht ein menschenwürdigeres Dasein zu schaffen, allein auf den Krieg, zumal auf die Behandlung der Frauen in demselben hatte es in den vier letzten Jahrhunderten des Alterthums noch keinen wesentlichen Einfluß zu üben vermocht.

II.

Im Mittelalter besserte sich die Lage der Frauen im Kriege wenigstens in der Christenheit: sie wurden hier von den rohen Völkern oft genug noch barbarisch, manchmal aber auch ritterlich behandelt und höchst selten als Sklavinnen verkauft.

Der humane Belisar vermochte zwar in dem Vandalenkriege 533 nach dem Siege bei Trikameron in Nordafrika seine Truppen nicht davon abzuhalten, daß sie die Frauen und Kinder im feindlichen Lager zu Sklaven machten, aber er sicherte doch dem tapfern Könige Gelimer, als er sich ergab, eine ehrenvolle

Behandlung: auf einem vom Kaiser Justinian ihm geschenkten Landgut in Galatien durfte er mit seiner Familie in Frieden leben. —

Die schärfsten Kontraste zeigte der zwanzigjährige Gothenkrieg. Der Gothenkönig Vitiges eroberte 539 das verrätherische Mailand, ließ alle Männer, angeblich 300000, erschlagen, die Frauen in die Knechtschaft führen und die Stadt verbrennen. Trotzdem gewährte Justinian ihm nebst seiner Familie, als sie bald nachher gefangen genommen wurden, eine ehrenvolle Stellung in Asien. Der edle Gothenkönig Totilas eroberte darauf ganz Campanien, entließ jedoch die vornehmen Frauen ungekränkt; einen hochgestellten Gothen, der in Neapel eine Jungfrau entehrt hatte, ließ er sogar hinrichten und sein Eigenthum dem Mädchen überweisen. Und in dem endlich von ihm eroberten Rom durfte weder das Menschenleben noch die Frauenehre angetastet werden. Dafür war er aber ein arianischer Ketzer! —

Dagegen wurde der Franke Chramnus in dem 560 gegen seinen Vater Clothar geführten Kriege gefangen und auf Befehl desselben mit Frau und Töchtern in einer Hütte verbrannt.

Von den Türken gedrängt, hausten die heidnischen Avaren auf ihren Raubzügen um 600 schrecklich vom schwarzen Meer bis zur Elbe und Oder. Die Jungfrauen vertheilten sie unter sich, die Frauen und Kinder schleppten sie in die Sklaverei.

Die Muhammedaner verfuhren auf ihren Eroberungszügen Anfangs den harten Korângeboten gemäß. Die ersten Unmenschlichkeiten begingen Muhammeds Gegner: nach ihrem Siege bei Ohod 625 schnitt seine Hauptfeindin Hind mit ihren Gefährtinnen den Gefallenen Nasen und Ohren ab und trugen sie als Halsketten und Armbänder, ja Hind versuchte das Herz eines Hauptfeindes zu verzehren. Aber auch Muhammed war blutdürstig: nach der vergeblichen Belagerung von Medina ließ er alle 700 Männer eines jüdischen Stammes, die sich ihm

ergeben hatten, hinrichten und ihre Frauen und Kinder in die Sklaverei führen. Unter den Nachfolgern des Propheten wurden die zu Sklaven gemachten Kriegsgefangenen meist milde behandelt, namentlich Mutter und Kind nicht von einander getrennt. Beim Ausmarsch nach Syrien 632 sprach Abû-Bekr: Befleckt eure Waffen nicht mit dem Blute von Frauen, Kindern und Greisen! Unter dem kriegslustigen Omar, der auch den Frauen und Kindern Sold gab, wurden die Muslim in der Schlacht am Jarmuk 634 von dem kaiserlichen Heere dreimal zurückgeschlagen, aber ebenso oft von ihren Frauen wieder in den Kampf getrieben, und erfochten so endlich den Sieg. Bei ihren Eroberungen in Nordafrika und Ostindien zog nur zäher Widerstand harte Behandlung, für die Frauen und Kinder die Sklaverei, nach sich. Bei der Unterwerfung der Westgothen in Spanien, im Anfang des achten Jahrhunderts, ließen die Muslim noch mehr die Milde walten: die Frauen, Kinder, Mönche, Krüppel, Kranken, Bettler und Sklaven waren sogar von der Kopfsteuer befreit. Um so härter wurden die Ungläubigen, unter denen auch die Frauen sich hervorthaten, sodann von den Christen niedergekämpft. Als nach dem Tode des Cid 1099 König Bukar Valencia belagerte, zeichnete sich die Schützenkönigin mit einem Fähnlein weiblicher afrikanischer Krieger so aus, daß sie im Volksliede als Stern der Schützen verherrlicht ward:

Eine Maurin, äußerst tapfer,
Große Meisterin im Schießen
Mit den Pfeilen aus Aljava
Von den Bogen türk'scher Arbeit:
Himmelsstern ward sie genennet,
Weil Geschicklichkeit sie hatte
Im Verwunden ihrer Feinde.

Tortosa ward sogar mit Hülfe der bewaffneten Frauen der Ritter, Krieger und Bürger den Mauren 1148 entrissen, und zur Nacheiferung „der Orden der Damen von der Axt" gestiftet;

ihre Dekoration war eine blutrothe Axt auf Halstuch, Brust- und Rückenbekleidung.

An den Kämpfen und Räubereien der alten Skandinavier hatten auch von jeher die Weiber theilgenommen. Seit 800 verheerten die Normannen über zwei Jahrhunderte lang England, weder Weiber noch Kinder verschonend.

Noch ärger hausten die Dänen daselbst; das 1010 eroberte Canterbury z. B. wurde ausgemordet, die Weiber und Kinder aber in die Sklaverei geschleppt. Und in dem 1084 von den Normannen erstürmten und verbrannten Rom wurden die geschändeten Frauen, die Männer und Kinder öffentlich als Sklaven verkauft. — Die Magyaren vollends wütheten auf ihren Raubzügen unmenschlich und schleppten besonders aus Sachsen und Thüringen lange Züge von Gefangenen, meist Weiber und Kinder, die an den Haaren oder Armen zusammengebunden waren, mit sich fort.

Ueberaus traurig waren aber auch die inneren Kämpfe, besonders in Deutschland. Die herrschende Kriegslust theilte sich hier selbst den Frauen mit, brachte bei diesen aber auch edle Frucht. Als der polnische Lehnsfürst Mieczislaw 1015 Meißen bestürmte, trugen die Frauen den Vertheidigern Steine und Geschosse zu und löschten die Brände aus Wassermangel mit Meth. Und als Weinsberg 1140 sich an Kaiser Konrad III. ergeben mußte, befahl er die Männer zu tödten, erlaubte jedoch den Weibern mit ihrer besten Habe die Stadt zu verlassen; da — so wird erzählt — trug jede auf dem Rücken ihren Mann durch das Thor, der gerührte Kaiser aber begnadigte die Stadt. Die Gottesfriedensgebote, welche unter anderem die Schonung der Frauen, der Mönche und Geistlichen, Pilger und Kaufleute, Pflüger und Schäfer festsetzten, waren bei der herrschenden Kriegslust überall fast völlig vergeblich.

In den zweihundert Jahre dauernden Kreuzzügen herrschte unmenschliche Kriegführung, nur selten von ritterlicher Humanität

unterbrochen. Hochherzig und edelmüthig, besonders gegen die Frauen und Töchter der Gefallenen, bewies sich vor Allen 1187 der in Palästina siegreiche Salah-Eddin, während die Kreuzfahrer bei der Erstürmung Konstantinopels 1204 gerade die weibliche Bevölkerung, selbst in den Klöstern, entsetzlich mißhandelten. —

So greuelvoll wie diese heiligen, waren auch die in den drei letzten Jahrhunderten des Mittelalters geführten weltlichen europäischen Kriege.

In dem zehnjährigen deutschen Königskriege wurden in Thüringen besonders die Nonnenklöster schrecklich heimgesucht. Philipps Söldner bestrichen einmal eine nackte Klosterjungfrau mit Honig, wälzten sie dann in Federn und setzten sie so verkehrt auf ein Pferd; doch ließ Philipp die Missethäter in kochendem Wasser ersäufen.

In Italien wurden die Parteikämpfe mit grausamer Barbarei geführt. Alberich, der Bruder des teuflischen Ezelino, mußte sich 1260 dem Markgrafen von Este ergeben, und dieser ließ sein ganzes Geschlecht, sein Weib, seine sechs Söhne und seine zwei schönen Töchter vor seinen Augen umbringen.

In den hartnäckigen Grenzkriegen der Engländer gegen die Schotten nahmen auch die Frauen der Angegriffenen patriotischen Antheil. So vertheidigten sie sich bei der Belagerung von Dunbar 1336 unter der Gräfin La Marche so tapfer, daß die Engländer endlich abziehen mußten.

Schauderhaft waren insonderheit die hundertjährigen Kämpfe zwischen dem deutschen Orden und den heidnischen Litthauern; bei der Erstürmung von Pillenen z. B. im Jahre 1336 erwürgten und verbrannten die Litthauer ihre Weiber und Kinder und stießen dann sich selbst gegenseitig nieder. Noch schrecklicher fast, auch für das weibliche Geschlecht, war der Krieg zwischen dem Orden und den Polen im fünfzehnten Jahrhundert.

Die Kriege der Husiten wurden dadurch noch blutiger,

daß auch ihre Weiber von den undurchdringlichen Wagenburgen aus mitkämpften. Als aber in der Soester Fehde 1444 der Erzbischof von Köln die böhmischen Mordbrennerbanden der Zebracken zu Hülfe rief, blieb Soest Sieger: die Weiber gossen den Böhmen „siedendes Gebrodel“ auf die Köpfe.

Grausam führte Karl der Kühne, später der Schreckliche genannt, seine unablässigen Kriege. In dem am einem Sonntage 1468 eroberten Lüttich wurden die Frauen und Mädchen in den Häusern und Kirchen entehrt und dann niedergestoßen, die Einwohner überall so massenhaft hingemordet, daß das Blut stromweise floß, Gefangene und Flüchtige schaarenweise in die Maas gestürzt und endlich die Stadt angezündet.

Kriegsrechtlich wurde den Frauen zum erstenmal in der Schweiz durch den sogen. Sempacher Brief vom 10. Juli 1393 Schonung im Kriege zugesichert. Dann wurde von Kaiser Friedrich III. in der sogen. Frankfurter Reformation von 1442 unter andern auch den Wöchnerinnen und Schwerkranken Schutz verheißen; — beides vergeblich. Auch kein Schriftsteller des ganzen Mittelalters erhob erfolgreich seine Stimme zu Gunsten der mißhandelten Frauen.

III.

Die Neuzeit erreichte ebenfalls noch lange keine wirkliche Schonung des weiblichen Geschlechts im Kriege, vielmehr war die erste Periode bis 1648 eine der unmenschlichsten.

Schonungslos führten die Dänen 1500 den sog. Fürstenkrieg gegen die freie Bauernschaft der Dithmarschen; ihre einzige Stadt Meldorf ward von ihnen ausgeplündert und die in ihr zurückgebliebenen Weiber, Kinder und Greise niedergehauen. Dagegen vertheidigte Christine, die Gemahlin des schwedischen Reichsstatthalters Sten Stuve, nach dessen Tode 1520 Stockholm aufs Tapferste gegen Christian II. von Dänemark.

In Maximilians Kriegsgesetzen von 1508 hieß es zwar:

„Die Landsknechte sollen schweeren, die Kindbetterinnen, Wittiben und unerzogene kleine Kinder, die Priester und andere ehrbare Jungfrauen, junge Mägdlein und Hausmütter, unbeleydigt zu lassen, bei Strafe des Lebens." Aber seine eigenen Landsknechte erstickten zwei Jahre darauf durch Rauch in einer Höhle 6000 Bewohner des Paduanischen Gebiets, Männer, Frauen und Kinder. Von neuem nahm „Die deutsche Reuter- und Fußknechtsbestallung" von 1570 in Artikel 149 Wöchnerinnen, Schwangere, Jungfrauen, Alte und Kirchendiener in Schutz, — freilich noch lange ohne sichtliche Wirkung.

Mit bestialischer oder vielmehr mit nur Menschen möglicher Grausamkeit wurde in Amerika gewüthet. Papst Alexander VI. hatte in der Bulle vom 4. Mai 1493 sämmtliche Entdeckungen durch eine Linie schiedsrichterlich zwischen den Königen von Portugal und Spanien getheilt, und Letzterer machte diese Schenkung den Bewohnern in folgender Urkunde bekannt: „Gott hat den Papst zum Herrn des ganzen Menschengeschlechts gemacht. Der eine dieser Oberpriester hat als Herr der Welt die Inseln und das Festland des Ozeans den Königen von Castilien abgetreten. Wenn ihr euch weigert, mir zu gehorchen, so werde ich mit Gottes Hülfe gegen euch den grausamsten Krieg führen; ich werde euch eure Frauen und Kinder nehmen, um sie zu Sklaven zu machen, und werde euch alles Uebel anthun als rebellischen Unterthanen." Und weit entsetzlicher noch als die Drohung war die Ausführung derselben. Der nur von der spanischen Königin Isabella gemißbilligte Raub und Verkauf der Indianer gestaltete sich bald zum empörendsten Sklavenhandel. Mit Gewalt und List, mit Roß und Hund, mit Feuer und Schwert wurden die ohnmächtigen Eingebornen vertilgt. So z. B. ließ Balboa vierzig vornehme Gefangene, die Weiberschürzen trugen, von Bluthunden zerreißen. Die Europäer hätten von den Wilden sogar

eine gute Kriegssitte lernen können. Es durften nämlich bei manchen Indianerstämmen Nordamerikas bejahrte Frauen im Kriege behufs der Vermittelung Waffenstillstand beantragen und hießen deshalb Friedemacher; vermittelnde Männer hätten als Feiglinge gegolten. Und von den „äthiopischen Troglodyten" wird uns sogar schon aus vorchristlicher Zeit berichtet, daß, wenn sie um Weideplätze kämpften, die Weiber dazwischen traten und sie auch durch Bitten von einander trennten.

In Europa waren die Kämpfe nicht minder barbarisch. Die haarsträubendsten Gräuel vollführten die Türken bei ihren Eroberungen unter Suleiman II. seit 1520. Der passauer Offizial Kurz berichtet: „Es ist entsetzlich, barbarisch, teuflisch, wie diese Türkenhunde die armen Leute zerhackt und wie Kohl gesotten, den Weibern den Bauch aufgeschnitten, die Brüste mit Zangen weggerissen und die Köpfe der Kinder an deren Stelle genagelt, die geheimen Theile mit Pulver bestreut und angezündet haben."

Schonungslos führten die Spanier auch in Europa den Krieg. Unter Isabella wurden beim letzten maurischen Aufstande 1500 in Huejar die nicht gefallenen Einwohner in die Sklaverei geführt, und in Lanjaron mehrere Moscheen, in die sich Frauen und Kinder geflüchtet hatten, in die Luft gesprengt. Und als die mißhandelten Morisco's, die christlich gemachten Nachkommen der Mauren in Spanien, sich endlich empörten, ließ das Audienzgericht von Madrid 1570 alle gefangenen Weiber derselben auf dem Sklavenmarkt verkaufen.

In dem fanatischen Religionskriege gegen die abgefallenen Niederlande aber trieben die spanischen Soldtruppen 1576 bei dem Sturme auf Mastricht gefangene Frauen vor sich her, und in dem eroberten Antwerpen hausten sie drei Tage lang gräuelvoll mit Feuer, Raub, Mord und allen Schandthaten, ohne Unterschied des Geschlechts und Alters als „die spanische Furie".

Im höchsten Grade barbarisch war vollends die Krieg-

führung der Russen. Als Iwan der Schreckliche 1552 Kasan eroberte, lagen die Leichen bis zur Höhe der Stadtmauer, und die Einwohner wurden als Sklaven über das ganze Reich vertheilt. Im livländischen Ordensstaat „bezeichneten große Haufen von gräulich verstümmelten Frauen und Kinderleichen ihre Straßen". Die Bauernschaft um Marienburg ward 1560 heerdenweise auf den Sklavenmarkt getrieben, und von den Juden in Polozk 1563 die willfährigen getauft, die widerspänstigen ertränkt.

Alle Gräuel, alle Barbarei, alle Bestialität häufte sich im dreißigjährigen Kriege. In Pforzheim wurden die Weiber von den Kaiserlichen geschändet, dann auf den Kopf gestellt und mit dem Säbel gespalten. Der katholische Gesandte und Minister Khevenhüller berichtete: „Die Soldaten fingen an, sehr wild und tyrannisch zu hausen. Zu Bösbeck (in Freundes Land!) haben etliche Kroaten einem Weibe ihr Kind aus dem Arm reißen wollen, um es lebendig zu braten; weil sie es aber festgehalten, haben sie ihr die Finger abgehauen." Nach Wallensteins Reiterrecht von 1617 sollte strenge Disziplin gehandhabt, auch nur Eheweiber zur Abwartung der Kranken und zu unsträflichen Dingen zugelassen werden." Aber in der Wirklichkeit ließ er aller Zuchtlosigkeit die Zügel schießen. Die von Gustav Adolf selbst verfaßten Kriegsartikel von 1621 dagegen straften an Leib und Leben namentlich jede Gewaltthat gegen Wehrlose, und der Schwedenkönig duldete auch keine liederlichen Weiber in seinem Heer. In dem 1631 erstürmten Magdeburg hauste Tilly entsetzlich mit Raub, Schändung und Mord; Isolani's Kroaten warfen Kinder in die Flammen, Pappenheims Wallonen spießten Säuglinge an die Brust der Mutter. „Der Soldat muß für seine Gefahr und Arbeit etwas haben," erklärte Tilly, als Offiziere ihm Vorstellungen über die Unmenschlichkeiten machten. Und Papst Urban VIII. schrieb glückwünschend in einem Breve vom 28. Juni an den Kaiser: „Die

Tausende und aber Tausende Derer, welche dem schimpflichen Tode verfielen (es waren an 30000), haben den Ketzern gezeigt, ein wie elend Loos es ist, in die Hände Gottes zu fallen. Die Gnade des Allmächtigen wollte den Erdkreis heilen, indem sie seine pestkranken Glieder abschnitt." — Hunger und Elend nahmen aller Orten überhand. Nördlingen ward von seinen Bürgern heldenmuthig vertheidigt; aber als sie einen genommenen Mauerthurm ausbrannten, fielen halbverhungerte Weiber über die halbgebratenen Leichname der Feinde her und trugen Stücke davon für ihre Kinder nach Hause. In einem Schreiben der niedersächsischen Landstände von 1637 wird geschildert: „wie die Kroaten und andere kaiserliche Truppen den Leuten die Zungen, Nasen und Ohren abgeschnitten, die Augen ausgestochen, Nägel in die Köpfe und Füße geschlagen, heiß Pech, Zinn, Blei und allerlei Unflath durch die Ohren, Nase und Mund in den Leib gegossen, das Weibervolk ohne Unterschied des Alters, ehelichen und ledigen Standes, geschändet, die Kinder gespießet und in den Backöfen gebraten haben". Und solche Scheußlichkeiten verübten schließlich alle, auch Franzosen und Schweden.

Ueberall in Europa war damals Schonungslosigkeit gegen Wehrlose im Kriege an der Tagesordnung. Nach der blutigen Unterdrückung des dreijährigen Aufstandes in Irland 1649 ließ selbst Cromwell eine große Zahl von Weibern und Kindern nach Westindien bringen und dort als Sklaven behandeln.

Einige Schriftsteller dieser Zeit wünschten in humanem Interesse platonisirend die Theilnahme der Frauen am Kriege. Der englische Kanzler Thomas Morus schilderte 1516 in seiner Utopia „den Krieg als eine völlig thierische Sache"; die Utopier führen ihn nur nothgedrungen, und zu ihm üben sich auch die Frauen. „Die Frauen, die ihre Männer in den Krieg begleiten wollen, stellen sich gleichfalls in der Schlachtreihe auf, dann umstehen Jeden seine Kinder, Angehörige, Verwandte."

Der Dominikaner Campanella ließ trotz seiner Hoffnung auf eine friedliche Universalmonarchie des Papstes in seinem „Sonnenstaat" von 1623 den Krieg noch fortbestehen: „Den Knaben wird gelehrt, den Feind zu treffen, Schwert, Lanze, Pfeile, Schleudern zu handhaben, durch Kunst dem Feind zuvorzukommen und zu siegen. Auch den Weibern werden diese Künste gelehrt, damit sie den Männern in einem nahen Kriege Hülfe bringen und die Mauern schützen können, wenn einmal ein gewaltiger Einfall plötzlich erfolgen sollte. Die Sonnenbürger führen also in den Krieg eine Schaar von bewaffneten Knaben mit und viele bewaffnete Weiber. Und nach der Schlacht schmeicheln die Weiber und Knaben den Kämpfern, heilen, bedienen und stärken sie."

Der lutherische Theologe Thummius forderte in seiner „Disputation über den Krieg" 1621 Barmherzigkeit gegen die Besiegten und Bittenden, besonders gegen Weiber und Kinder. Jedoch erklärt er: „Wenn Weiber, Mädchen und Knaben die Verrichtungen der Männer gethan haben, so erlaubt nicht nur das Vergeltungsrecht, sondern auch die h. Schrift selbst, bei den Angriffen, so lange sie widerstehen, feindlich mit ihnen zu verfahren. Wenn aber diese Ursachen nicht mehr vorhanden sind, derentwegen Alter und Geschlecht nicht geschont wird, so ist kein Grund, welcher erlaubt, gegen Weiber und Kinder zu wüthen."

Die zweite Periode der Neuzeit, bis zur französischen Revolution, bietet wenigstens hier und da Milderungen des Schicksals der Frauen im Kriege.

Die Türken freilich setzten ihre Eroberungszüge in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts mit der frühern Barbarei fort und riefen dadurch ähnliche Gräuel seitens der christlichen Vertheidiger hervor. Nach amtlichen Ermittelungen hatten sie damals aus Oesterreich und Ungarn 87000 Christen mit sich in die Sklaverei geschleppt, nämlich 6000 Greise, 11215

Weiber, 13888 Mädchen, 204 adlige Fräulein, 56093 Kinder. Der Major v. Bismarck berichtet über die endliche Erstürmung von Ofen 1686: „Alles mußte über die Klinge springen. Unsere Brandenburger waren die Einzigen, so noch auf ihre Offiziers hörten; wir hinderten sie, den alten Ruhm kurbrandenburgischer Waffen durch Gräuel zu beflecken. Am schlimmsten hausten die Völker aus dem Reich; beim Sturm waren sie die Letzten gewesen, bei der Schändung und Ermordung der Weiber waren sie die Ersten."

Gleichzeitig wüthete in Irland der Bürgerkrieg zwischen den katholischen Royalisten und den protestantischen Williamiten. Bei der Belagerung von Londonderry stellten die Jakobiten protestantische Männer, Weiber und Kinder auf die Wälle, um die Belagerten vom Schießen abzuhalten, ohne doch damit ihren Zweck zu erreichen. Zuletzt ward der Aufstand der königlich gesinnten Schotten durch die Niederlage Karl Stuarts bei Culloden 1746 grausam niedergeworfen: Verwundete und Gefangene massenhaft niedergestoßen, Frauen und Mädchen auf den Leichnamen ihrer Angehörigen entehrt und darauf das Land im fünfzigmeiligen Umkreise zur Wüste gemacht.

Im siebenjährigen Kriege erneuerten sich zum Theil die Barbareien des dreißigjährigen. In Westfalen entehrten 1757 die Franzosen die Frauen und Mädchen; in Ostpreußen thaten ihnen die Russen die gleiche Schmach an, verstümmelten sie, mordeten die Kinder vor ihren Augen und schleppten ganze Familien nach Rußland. Friedrich der Große verwandte gern Frauen zu humanen Zwecken im Kriege. So instruirte er im Dezember 1758 eigenhändig den Kommandanten von Cosel, „wie die Bürgerweiber die Blessirten mitwarten sollten". Und in dem zwischen Preußen und der nordamerikanischen Union 1785 geschlossenen Vertrage wurde unter Anderm über die Behandlung der Frauen und Kinder im Kriege festgesetzt: „sie sollen für ihre Person auf keine Art im Kriege gefährdet werden."

Bereits finden wir auch Mädchen und Frauen, die unerkannt und mit Ehren Kriegsdienste thaten. So kämpfte Maximiliane v. Leithorst, eine natürliche Tochter des bayerischen Kurfürsten Max Emanuel, im österreichischen Heere als Kornet gegen die Türken und starb 1747 als Lieutenant in Wien. Ebendaselbst diente Johanna Sophie Kattner 1738—44 als Gemeiner und dann als Korporal, erhielt von Maria Theresia eine Pension und starb 1801.

In den letzten hundert Jahren ist nur ganz allmälig die Lage der Frauen im Kriege eine wahrhaft würdige geworden.

Den polnischen Insurrektionskampf von 1794 beendete Suwarow mit der Erstürmung von Praga, bei welcher 12000 Wehrlose, Kinder, Weiber und Greise, theils erschlagen, theils ertränkt wurden. Und vergeblich vertheidigten bei dem neuen Aufstande 1831 die Einwohner, auch die Frauen und Dienstboten, Warschau.

Besonders waren es die napoleonischen Kriege, die auch die Frauen leidend und handelnd in die Kämpfe verflochten. Ueber die Erstürmung von Jaffa in Syrien 1799 berichtet der Kapitän Malus als Augenzeuge: „Die nach allen Seiten zerstreuten Soldaten ermordeten Männer, Frauen, Kinder, Greise, Christen, Türken; was nur eine menschliche Gestalt hatte, ward ein Opfer ihrer Wuth. Der Lärm des Gemetzels, das Geheul der Frauen, Töchter entehrt auf dem Leichnam der Mutter, das Stöhnen der Verwundeten, das Geschrei der Sieger, welche endlich, von Blut und Gold übersättigt, auf die Leichenhaufen fielen, — das war der Anblick, welchen die unglückliche Stadt bis zur Nacht darbot."

In Tyrol wütheten 1809 die Bayern so, daß ihr eigener General Wrede in einem Tagesbefehl erklärte: „Mit Thränen in den Augen sage ich euch, daß eure Gefühle in Grausamkeit ausgeartet sind. Ich fordere euch auf, von heute an wieder

Soldaten und Menschen zu werden." Sie hatten z. B. bei Rottenburg und Schwatz über hundert unbewaffnete Menschen an Bäumen aufgehenkt, Weiber und Kinder in Stücke gehauen und vierzehn Ortschaften in Asche gelegt. Dagegen ergriffen aber auch nicht selten die Tyrolerinnen den Stutzen gegen die Franzosen und Bayern, und noch 1853 gab es in Fugen eine zum Andenken daran gestiftete Frauen-Schützengesellschaft.

Auch in Spanien ward der Volksrieg fünf Jahre lang gegen die Franzosen mit Erbitterung geführt, und Zaragossa von der ganzen Bevölkerung, selbst den Frauen, Kindern und Greisen, zweimal aufs Tapferste vertheidigt, das erste Mal 1808 behauptet, das zweite Mal 1809 aber von den Franzosen erstürmt, wobei 40000 Menschen umkamen.

Von napoleonischem Thatendrang wurden besonders drei Frauenzimmer ergriffen. Frau Schellingk aus Gent machte als Soldat die Feldzüge in folgenden Ländern mit: 1792—94 in den Niederlanden, 1795 in Holland, 1796, 97 und 1800 in Italien, 1804 an der nordfranzösischen Küste, 1805 in Deutschland, endlich als Lieutenant 1807 in Polen; vielfach verwundet, ward sie 1808 pensionirt, erhielt aus der Hand Napoleons das Kreuz der Ehrenlegion und starb 1840 im Alter von 83 Jahren. Die Mailänderin Franceska Scanagetta trat 1794 anstatt ihres Bruders in die Kriegsakademie zu Wiener-Neustadt, ward 1797 Fähnrich, bei der Blokade von Genua 1800 Lieutenant, 1801 pensionirt, heirathete 1804 und starb 1865 als Majorswittwe. Die Tochter des bayerischen Oberst von Senkeisen endlich, in ihrem vierzehnten Jahre vaterlos, trat alsbald unter ihrem Großvater in das Heer, machte, schnell avancirend, in französischen Diensten die Feldzüge in Deutschland und Spanien mit, ward bei Waterloo schwer verwundet, kämpfte dann 1830 in Algier, ward mit 800 Francs

pensionirt, mit der Helena-Medaille dekorirt und kam 1867 in ein Hospital, wo man erst ihr Geschlecht entdeckte.

Als sich Preußen 1813 gegen seinen Dränger erhob, legten Alle, vor Allen die Frauen und Jungfrauen opferfreudig auf den Altar des Vaterlandes nieder, was sie nur irgend missen konnten an Geld und Gut. Tausende von Trauringen wurden eingeschmolzen und den Spendern Eisenreifen mit der Inschrift: Gold gab ich für Eisen — eingehändigt. Fräulein Ferdinande von Schmettau aus Schlesien gab ihr prachtvolles Haar hin. Eine Anzahl junger Mädchen trat sogar in das Heer ein und mehrere von ihnen dienten unerkannt mit Ehren selbst bei der Kavallerie, z. B. in der Lützow'schen Freischaar Eleonore Prochaska und Anna Lühring als Jäger Renz und Kruse. Zum ersten Mal bildeten sich jetzt Frauenvereine, und in den Lazarethen leisteten bald Frauen und Jungfrauen unschätzbare Dienste; insbesondere waren sie nach der Schlacht bei Leipzig, als Aerzte und Lazarethbedarf fehlten, die unentbehrlichsten und besten Pflegerinnen. So pflegte Frau Magdalena Eckert von 1813—15 in Düsseldorf unermüdlich Freund und Feind, was sowohl Friedrich Wilhelm III. als Ludwig XVIII. durch Orden anerkannten. Wie klein erschien dagegen der französische Patriotismus, als die verbündeten Heere in Frankeindrangen! Der Moniteur vom 10. Februar 1814 forderte jede Französin auf, „Einen Feind" im Kampfe zu tödten.

Unter entsetzlichen Gräueln wurde besonders von den Türken der neunjährige Befreiungskampf in Griechenland geführt. Wie früher spießten und pfählten sie und schleppten die Weiber und Kinder in Sklaverei. Aber auch die Griechen begingen genug Barbareien. In dem während der Unterhandlungen 1821 eroberten Tripolitsa wurde drei Tage lang von ihnen gemordet: so hoch lagen die Leichen, daß Kolokotroni's Pferd von den Mauern bis zu den Palästen

nicht den Boden betrat, und bei dem Abzuge der übriggebliebenen Türken wurden selbst die Weiber und Kinder noch niedergemetzelt. Auf dem Rachezuge der Türken gegen die schuldlose Insel Chios 1822 wurden alle männlichen Einwohner über zwölf, alle Weiber über vierzig, alle Kinder unter zwei Jahren abgeschlachtet, — 23000 Menschen, und 47000 als Sklaven verkauft; nur 5000 entrannen. Gleichzeitig hausten die Türken in Makedonien erbarmungslos: Weiber wurden verbrannt und Schwangere gemartert, Kinder vor den Augen der Eltern geschlachtet und aufgehenkt, so daß Frauen sammt ihren Kindern sich lieber im Schwarzwassersumpf ertränkten; unter vielen andern wurden auch die Frauen zweier Anführer zu Tode gefoltert. Dagegen hieben die Griechen nach der Einnahme von Athen, trotz der Kapitulation, alle abziehenden Türken, auch die Weiber und Kinder nieder. Hinwider ließ der Führer der ägyptischen Truppen auf Kreta 400 oder 500 in die heilige Tropfsteinhöhle Geflüchtete, meist Weiber und Kinder, durch Feuer ersticken, und von 2000 Gefangenen alle Frauen verkaufen, alle Männer theils verbrennen, theils niederhauen.

Schonungslos ward auch die nationale Erhebung der Magyaren 1848 f., zumal von seiten der Slavonier, Kroaten, Grenzer und Serben, bewältigt, vor allem in Siebenbürgen, wo besonders den Frauen und Mädchen von Magyaren und Romanen schmähliche Gewalt angethan ward, Kinder und Greise gespießt und die Männer martervoll gemordet wurden.

Mit der höchsten Erbitterung auf beiden Seiten wurde der siebenjährige erste Karlistenkrieg in Spanien geführt, und besonders waren es die Christinos, die selbst Kinder, Frauen und Greise der Karlisten nicht verschonten. Als der karlistische General Cabrera mehrere Alkalden als Verräther tödten ließ, ließ der christinische General Mina die siebzigjährige Mutter desselben erschießen, wofür wiederum jener an 24 Frauen der

Christinos dasselbe Urtheil vollstrecken ließ. Und das geschah im Jahre 1836! In dem neuen Karlistenkriege 1872—1876 hausten besonders die Banden Don Alfonso's, des Bruders des Prätendenten, und seiner gleichgesinnten Gemahlin Donna Maria, entsetzlich. In dem eroberten Cuenza z. B. verübten sie Schandthaten und Mord auch am weiblichen Geschlecht.

Ebenso wurden im russisch-türkischen Kriege 1877 und 1878 auf beiden Seiten, besonders aber von den türkischen Baschibozuks schmähliche Unthaten und Barbareien an Frauen verübt.

Mit systematischer Schonungslosigkeit verfuhren die Europäer in ihren Kämpfen auch gegen die eingeborene weibliche Bevölkerung in Asien, Afrika, Nordamerika und Australien.

Schonungslos war auch in dem Kriege der Vereinigten Staaten von Nordamerika gegen Mejico 1846 die Belagerung von Vera Cruz: es wurde vornämlich der unvertheidigte, von Frauen und Kindern besetzte Theil der Stadt bombardirt, um durch dies noch immer kriegsgerechte Mittel die Festung zur Uebergabe zu nöthigen.

Und als der Diktator Solano Lopez von Paraguay in dem fünfjährigen Kriege gegen die Nachbarstaaten seine streng-geschulten Guarani-Indianer auf die Vertheidigung beschränkt sah, preßte er seit dem Mai 1868 sogar Tausende von Frauen zu dem leidensvollen und todtbringenden Kriegsdienst.

Wir wenden uns zum Schluß zu den ächten Großthaten der Frauen, durch die sie sich seit einem Menschenalter eine ehrenvolle Stelle auch im Kriege erobert haben.

Bereits im Krimkriege 1854—1856 hatte Miß Nightingale und nach ihr Miß Stanley mit ihren barmherzigen Schwestern, die der Sultan Engel des Friedens nannte, durch die aufopferndste Lazareththätigkeit unendliche Leiden gelindert und die Sterblichkeit der Verbündeten, besonders der Engländer, um ein Drittel vermindert.

Dann bildeten sich besonders in dem furchtbaren vierjährigen Sezessionskriege in Nordamerika großartige Verbindungen der freiwilligen weiblichen Krankenpflege. Zuerst organisirten 1861 in New-York hundert Damen die „Gesundheits-Kommission", deren Thätigkeit sich als Feldhygiene, Hospitalwesen und Hülfsdienst gliederte. Durch sie wurden viele Tausende von Kranken und Verwundeten ohne Unterschied der Partei und der Abstammung gerettet. Während der dreitägigen blutigsten Schlacht von Gettysburg z. B. wurden 13050 Föderirte und 7260 Unionisten von den Aerzten der Privat-Kommission verbunden, und auf das Schlachtfeld sandten die Hülfscomité's aus New-York nicht nur Verbandzeug und Erfrischungen, sondern sogar große Massen von Eis. Später blieben die Verwundeten in keiner Schlacht ohne Hülfe.

Gleichzeitig ward in Europa ein großes internationales Werk der Humanität im Kriege vollbracht: die Genfer Konvention von 1864. Nach der Niederlage der Oesterreicher bei Solferino war vornämlich in Brescia alles in Hospitäler verwandelt und besonders das weibliche Geschlecht bei der Pflege der Verwundeten und Kranken hülfreich. Aber alle freiwillige private Hülfe war, wie der humane Tourist H. Dunant wohl erkannte, aus Mangel an Organisation unzureichend, und so gab er durch sein Buch „Andenken an Solferino" den ersten Anstoß zur Bildung der Genfer Konvention, die immer segensreicher gestaltet ward und bereits von allen europäischen Staaten angenommen ist. Naturgemäß bildeten sich alsbald unter dem rothen Kreuz zunächst in Deutschland auch Frauenvereine, von welchen der in Berlin 1866 gegründete „Verein zur Pflege im Felde verwundeter und erkrankter Krieger" und der aus ihm hervorgegangene „Vaterländische Frauenverein" auf dem Verbandtage zu Dresden 1878 sich zu Einem innigen, segensreichen Frauenbunde zusammenschlossen. Durch die deutsche Militär-

Kriegs-Sanitätsordnung vom 10. Januar 1878 war bereits die freiwillige Krankenpflege der militärischen Krankenpflege im Kriege organisch eingegliedert, und so sind nun auch die Frauen eine unentbehrliche Macht im Kriege geworden, bestimmt, nicht Wunden zu schlagen, sondern Wunden zu heilen.

Schon im österreichisch-deutschen Kriege von 1866 wurden wesentlich durch die Beihülfe der weiblichen Pflege 90 Prozent aller preußischen Verwundeten am Leben erhalten. Beim Ausbruch des gewaltigen deutsch-französischen Krieges hatte der Herzog v. Gramont erklärt: bei der Vernichtung Badens sollten auch die Frauen nicht geschont werden. Dagegen verfuhren die Deutschen in Frankreich mit einer selbst französischerseits anerkannten Rücksicht gegen das weibliche Geschlecht, keiner Französin geschah ein Leid; es wäre auch jede Gewaltthätigkeit mit dem Zuchthause oder dem Tode bestraft worden. Aber auch die als leichtfertig verschrieenen französischen Frauen und Mädchen hielten sich in patriotischer Zugeknöpftheit brav und tapfer. Nur einige Male nahmen sie selbst am Straßenkampfe theil; so während der Schlacht bei Sedan und Bazeilles. Die Hülfsleistungen der deutschen Frauen in der freiwilligen Krankenpflege, sowohl auf dem Kriegsschauplatze, als im Vaterlande, sind über alles Lob erhaben gewesen.

Nur durch solche Friedensarbeit werden die Frauen im Stande sein, das Kriegselend zu mildern und sich selbst immer erfolgreicher aus den Kriegsleiden zu wahrhaft humanen Kriegsthaten zu erheben.


Druck der Verlagsanstalt und Druckerei Aktien-Gesellschaft (vorm. J. F. Richter) in Hamburg.
(384)

Entstehung des Volkes Israel

und seiner

nationalen Organisation.

Von

Carl Heinrich Cornill.
Professor in Königsberg.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter).
1888.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Fr. v. Holtzendorff in München.

Wer über einen Gegenstand aus der Geschichte des Volkes Israel reden will, befindet sich in einer besonders günstigen Lage. Uns allen sind Abraham und Mose, Saul und David, und wie sie alle heißen, liebe alte Bekannte. Es sind mit die ersten Eindrücke, welche das empfängliche Gemüth des Kindes in sich aufnimmt, und der einzigartige Zauber religiöser Poesie, der auf diesen Geschichten ruht, gräbt sich tief und unvergeßlich in die jugendlichen Herzen ein; auch wer es längst verlernt hat, die Bibel mit den Augen des Glaubens zu betrachten, wird nicht im stande sein, diese Jugenderinnerungen gänzlich zu verwischen. Der Redende darf deshalb ein allgemeines Interesse und — wenigstens in den gröbsten Umrissen — eine allgemeine Bekanntschaft mit seinem Gegenstande voraussetzen. Andererseits ist aber diese Bekanntschaft doch auch wieder nicht eine so genaue, daß der Redende nicht hoffen dürfte, die altbekannten Gestalten in neuem Lichte zeigen, die allgemeinen Umrisse durch Ausführung der Einzelheiten und Aufzeigen des großen geschichtlichen Zusammenhanges zu farbensatten, lebenswahren Bildern herausarbeiten zu können. Und welch ein Reichthum und eine Mannigfaltigkeit von einzelnen Stoffen liegt hier vor! Denn die Geschichte des Volkes Israel theilt mit dem vollen Menschenleben die Eigenschaft, interessant zu sein, wo man sie anpackt. Mag man eine mehr der politischen Geschichte angehörende Persönlichkeit, einen Saul, David, Ahab, oder

einen Heroen des Geistes wie Mose, Samuel, Elia; mag man den Untergang des Volkes als politische Nation durch die Babylonier, oder die Auferstehung des Volkes als religiöse Sekte durch Esra und Nehemia; mag man die idealen Heldengestalten der ersten Makkabäer, oder die auch in ihrer Decadence noch anziehenden späteren entarteten Nachkommen derselben; mag man die finstere Größe eines Herodes, oder den furchtbaren Untergang des Volkes unter den römischen Schwertern — vielleicht die erschütterndste Tragödie, welche die Weltgeschichte kennt — betrachten: stets zeigen sich uns Erscheinungen, die uns fesseln, die unser Interesse erregen. Wenn ich aus dieser überreichen Auswahl von Stoffen gerade die Entstehung des Volkes Israel und seiner nationalen Organisation herausgegriffen habe, so geschah dies, einmal weil es überhaupt im Zuge der gegenwärtigen Zeit und ihrer Wissenschaft liegt, gerade dem Entstehen der Organismen — und auch die Völker sind Organismen — nachzugehen und diese geheimsten Vorgänge im Leben und Weben der Natur zu ergründen, dann aber vornehmlich, weil ich hoffen durfte, gerade hier am meisten Neues bieten zu können: denn vielleicht für keinen Theil der Geschichte des Volkes Israel hat seit dem epochemachenden großartigen Werke Heinrich Ewalds die Wissenschaft so viel gethan, als gerade für die Urgeschichte.

Es handelt sich bei unserem Thema populär ausgedrückt um die Zeit von Abraham bis auf David, wie sie uns in den fünf Büchern Moses, Josua, Richter und Samuelis erzählt wird. Die gewöhnliche Darstellung ist, daß Abraham aus Haran nach Kanaan gezogen kam, um sich daselbst anzusiedeln. In der vierten Generation nach ihm wanderten seine Nachkommen nach Aegypten. Dort führten sie lange Zeit ein stilles und friedliches Leben, bis harter Druck der Aegypter sie aus dem Lande trieb. Ihr Führer Mose, ein Hebräer, aber der ganzen ägyptischen

Bildung theilhaftig, führte sie über die Sinaihalbinsel und durch die Wüste nach dem Lande ihrer Väter zurück. Mose eroberte das Land östlich vom Jordan, Josua das Westjordanland, vertilgte bis auf geringe Ausnahmen die kanaanäische Bevölkerung und verlooste das Land als herrenloses Gut an die Israeliten. Hierauf bekleideten zwölf Richter, die sich auf einander folgten, die oberste Gewalt über das Volk, bis schließlich in der Person des Benjaminiten Saul das nationale Königthum erstand, welches in seinem Nachfolger David auf den Stamm Juda überging. Und es läßt sich nicht leugnen, daß diese Vorstellung bereits in der Zeit des babylonischen Exils die herrschende war, wo die geschichtlichen Bücher des Alten Testaments zum ersten Male eine einheitliche Ueberarbeitung erfuhren: die Bücher Richter, Samuelis und Könige liegen uns noch heute im großen und ganzen in dieser Gestalt vor. Aber diese Anschauung ist eine verhältnißmäßig junge, entstanden erst zu einer Zeit, wo die lebendige geschichtliche Ueberlieferung erloschen war, vielfach nur auf Grund theoretischer Voraussetzungen. Die zum Glück nur leise überarbeiteten und wesentlich erhaltenen ältesten Quellenschriften, welche in jenes große Sammelwerk Aufnahme gefunden haben, geben uns ein gänzlich abweichendes Bild von der ältesten Geschichte des Volkes Israel. Und dabei wirft sich die gar nicht zu umgehende Frage auf, ob wir diese ältesten Ueberlieferungen des Volkes Israel überhaupt für Geschichte im strengen Sinne des Wortes halten dürfen.

Es kommt hier alles an auf Charakter und Beschaffenheit unserer Quellen. Von einer Geschichte des Volkes Israel im strengen Sinne kann erst geredet werden mit dem Auszuge aus Aegypten; erst durch dieses Ereigniß wurde Israel zum Volke, erst mit ihm beginnt seine Geschichte. Was vor diesem Zeitpunkte liegt, kann man als Vorgeschichte oder Urgeschichte bezeichnen. Kunde von dieser Vor- oder Urgeschichte bringt uns allein das

erste Buch Moses, die Genesis. Dürften wir selbst Mose für den Verfasser der fünf nach ihm benannten Bücher ansehen, so wäre für diesen Zeitraum, der durch eine Reihe von Jahrhunderten von seiner eigenen Zeit getrennt ist, doch auch Mose angewiesen gewesen auf die mündliche Erinnerung und Ueberlieferung, wenigstens über diese Dinge konnte er unmöglich als Augenzeuge berichten. Aber es darf wohl als allgemein zugestanden betrachtet werden, daß Mose unmöglich der Verfasser dieser nach ihm benannten Bücher sein kann. Dieselben sind vielmehr entstanden aus Zusammenarbeitung einer Reihe von einzelnen Quellenschriften, deren älteste nicht älter sein kann als Salomo, aber auch nicht viel jünger, also etwa zwischen 900 und 850 geschrieben — zwischen ihr und Mose liegen auch noch Jahrhunderte. Nur ganz vereinzelte Abschnitte in Richter und Samuelis und einige dichterische Stücke aus den fünf Büchern Moses können älter sein; ein zusammenhängendes Geschichtswerk früher als 900 läßt sich nicht nachweisen. Die Erinnerung an die Vergangenheit hat sich also wesentlich durch das Medium der mündlichen Ueberlieferung fortgepflanzt: das israelitische Volk selbst ist der Autor dieser Erzählungen, denen der biblische Erzähler mit der schriftlichen Fixirung nur die feinere psychologische Motivirung und den ganzen Zauber seiner unübertroffenen Darstellungskunst geliehen hat. Der materielle Inhalt, das Stoffliche dieser Erzählungen will betrachtet sein vom Gesichtspunkte der volksthümlichen Ueberlieferung, der Sage. Was ist Sage? Ihr Hauptcharakteristikum ist die Volksthümlichkeit. Die Sage ist ein Naturprodukt, ohne Tendenz, eine unbewußte Dichtung. Weiterhin ist der Sage charakteristisch, daß sie nicht ihre Stoffe erdichtet, sondern daß sie die Ueberlieferung dichtend ausschmückt: sie ist der Epheu, der sich um die kahlen Thatsachen schlingt, sie oft verschlingt und überwuchert, aber doch nur an ihnen, von ihnen getragen, gedeihen kann. Sage und

Geschichte sind deshalb keine Gegensätze, sondern gehen in brüderlicher Eintracht neben einander her: die Sage setzt ihrem Wesen nach ein historisches Substrat voraus. Eine Ausnahme hiervon bilden nur Ueberliefungen, die sich an eine bestimmte Oertlichkeit, ein bestimmtes Denkmal, einen bestimmten Namen heften: hier haften sie an der Oertlichkeit, dem Denkmal, dem Namen, die sie erklären wollen — sie haben hier anstatt eines historischen ein materielles Substrat, aber doch eben auch hier wieder ein Substrat: immer steht die Sage mit festen markigen Knochen auf der wohlgegründeten dauernden Erde, nicht unsichrer Sohle die Sterne berührend als ein Spiel der Wellen und Winde. Und deshalb ist es auch meiner Meinung nach durchaus ungerechtfertigt, der Sage mit übertriebener Skepsis gegenüberzutreten. Es verhält sich mit der Sage, wie mit den Jugenderinnerungen des Menschen. Das Kind wird nicht alles behalten, nur einzelne Erlebnisse und vielleicht nicht immer die wichtigsten; aber was es behält, das behält es fest. Und vor allem: das Kind wird sich niemals über den Gesammtcharakter seiner Kindheit täuschen. Ein Mensch, der eine trübe und freudlose Jugend hinter sich hat, wird niemals glauben, ein heiteres frohes Kind gewesen zu sein; ein Mensch, welcher auf dem Dorfe oder im Hochgebirge herangewachsen ist, wird niemals glauben, in einer großen Stadt oder in der Ebene geboren zu sein. Nach diesem Analogon wollen auch die Kindheitserinnerungen der Völker beurtheilt sein. Die fertige, künstlerisch abgeschlossene und abgerundete Gestalt, welche diese Erinnerungen im Munde des Volkes, des größten Dichters, angenommen haben, ist Sage und als solche das Ergebniß absichtsloser Dichtung; das historische Substrat dagegen und der Grundcharakter des Ganzen hat als richtige Ueberlieferung zu gelten. Und so lassen Sie mich denn versuchen, in kurzen Strichen zu skizziren, was wohl das historische Substrat der ältesten Ueberlieferungen des

Volkes Israel ist und wie sich auf Grund desselben der wirkliche Verlauf der Urgeschichte dieses merkwürdigen Volkes ergiebt.

Nach feststehender Ueberlieferung ist das Volk Israel in seiner späteren Heimath nicht eingeboren gewesen, sondern aus Nordosten, von Mesopotamien her, eingewandert: eine Ueberlieferung, um so auffallender, als die Sprache, welche das Volk Israel redet, nur in Kanaan selbst entstanden sein kann. Diese sprachliche Schwierigkeit hat man schon in biblischer Zeit gefühlt, wie der merkwürdige, offenbar einer späteren gelehrten Reflexion entstammende Vers 47 im 31. Kapitel des ersten Buches Mose bezeugt, wo „Laban der Aramäer" den von Jakob hebräisch Gilead* genannten Steinwall korrekt aramäisch Jegar Sehadutha nennt. Die Urheimath des hebräischen Volkes war nach seiner eigenen Ueberlieferung die Gebirgslandschaft zwischen dem linken Tigrisufer und dem Wansee, welche Mesopotamien von Armenien scheidet, von den griechischen Geographen Arrhapachitis genannt. (Arphachsad, Sohn Sems, ist Stammvater des hebräischen Volkes, 1. Mose 10, 22—25; 11, 10). Von dort stieg eine Völkerwanderung (Salah, Arphachsads Sohn, 1. Mose 10, 24; 11, 12 bedeutet „Auswanderung" „Entsendung") herab nach der fruchtbaren mesopotamischen Ebene. Sie überschritten (Eber, Salahs Sohn, 1. Mose 10, 24; 11, 14 ist „Ueberschreitung" „Durchzug") den Tigris und trennten sich dort (Peleg, Ebers Sohn, 1. Mose 10, 24; 11, 16 ist „Trennung" „Spaltung"); die Hauptmasse zog quer durch das Land, um schließlich in und bei Haran, dem Karrhae der Alten, im nordwestlichen Theile Mesopotamiens ansässig zu werden; ein kleinerer Theil, unter ihnen gerade die Vorfahren Israels, schlug den entgegengesetzten Weg nach dem äußersten Südosten ein und versuchte bei Ur in Südbabylonien (1. Moses 11, 28. 31) feste Wohnsitze zu

* Ich gebe alle hebräischen Worte und Namen genau nach der Schreibung der lutherischen Bibel.

erringen; doch zogen sie es schließlich vor, dem Gros ihrer Stammesgenossen nach Haran zu folgen (1. Moses 11, 31). Dort regte sich aufs neue die Wanderlust. Auf der uralten Straße des Weltverkehrs zwischen Aegypten und Babylonien zogen sie nach Südwesten weiter (1. Mose 12, 4. 5). Der Führer dieses Völkerzuges war Abraham. Die sorgfältigste und unparteiischste Abwägung aller Gegengründe und Schwierigkeiten hat mich bis jetzt nicht an der Geschichtlichkeit Abrahams irre machen können; ich halte Abraham für eine geschichtliche Persönlichkeit im vollsten und strengsten Sinne des Wortes, wie Alarich den Westgothenführer oder Rurik den Warägerfürsten. Vielleicht war Aegypten das ursprüngliche Reiseziel dieses abrahamitischen Zuges, Aegypten, welches von jeher eine magische Anziehungskraft auf die Semiten ausgeübt hat, und welches in den Jahrhunderten, in welche wir den Zug Abrahams setzen könnten, schon vielfach semitische Gäste und nicht immer willkommene auf seinem fruchtbaren Boden beherbergt hatte. Indeß ist die Erzählung, welche von einem Zuge Abrahams nach Aegypten zu berichten weiß (1. Mose 12, 10—20) ganz jung und eine fremde Wucherung am Stamm der ursprünglichen Ueberlieferung. Thatsächlich blieb der abrahamitische Zug in Kanaan. Ein Theil desselben, in Lot personifizirt, zog auf das Ostjordanufer (1. Moses 13, 7—12) um sich verhältnißmäßig früh als Moab und Ammon (1. Mose 19, 37—38) national und politisch zu konsolidiren; Abraham selbst siedelte im Westjordanlande, dem eigentlichen Kanaan (1. Mose 13, 12). Er und seine Volksgenossen waren Nomaden, wandernde Hirten, welche friedlich im Lande umherzogen, während die Urbewohner desselben schon der höheren städtischen Kultur theilhaftig waren. Von ihnen nahmen die Einwanderer die Sprache an, aber sie erhielten sich in der primitiven Reinheit ihres Hirtenlebens, und namentlich gegen die Religion der Kanaanäer empörte sich ihr gesunder unver-

dorbener Sinn. Die religiöse Kanaanäerart zeigte sich namentlich in zwei charakteristischen Aeußerungen: der religiösen Unzucht und dem Kinderopfer; von beiden hielt Abraham sich rein. Seine grundsätzliche Ablehnung des Kinderopfers hat die Ueberlieferung in der rührenden und tief poetischen Erzählung von der beabsichtigten Opferung Isaaks, welcher schließlich durch einen Widder ersetzt wurde, zur Darstellung gebracht (1. Mose 22). Auch in dieser Grundfarbe hat die Ueberlieferung das Richtige getroffen, wenn sie Abraham als einen religiösen Heros charakterisirt; das Werk Moses war nicht ein absolut neues, es knüpft an an volksthümliche Anfänge, und wenn die Ueberlieferung Abraham auch in dieser spezifischsten Aeußerung des israelitischen Volksgeistes zum Erzvater gemacht hat, so liegt kein Grund vor, daran zu zweifeln, wenn wir auch natürlich „den Glauben Abrahams" nicht mehr im Einzelnen feststellen und genau angeben können.

Die Nachkommen Abrahams blieben im Westjordanlande, dem Brauche und der Sitte ihrer Väter treu als wandernde Nomaden; da sie jedoch der überlegenen kanaanäischen Macht kein Terrain abringen konnten, wandten sie ihre Blicke nach Süden, wo auf dem Gebirge Seir die Urbewohnerschaft der Horiter an Macht und Kultur tief unter den Kanaanäern stand. Der Hauptheil der Nachkommen Abrahams machte daher einen Vorstoß nach Süden, unterwarf die Horiter und siedelte sich als Edom dauernd auf dem Gebirge Seir an (1. Moses 36, 1; 5. Mose 2, 12—22) und es gelang ihm bald, sich national und politisch zu konsolidiren; er ist im unbestrittenen Besitze dieses Gebietes geblieben. Die im Westjordanland zurückgebliebenen Reste der Nachkommen Abrahams würden vielleicht von den Kanaanäern aufgesogen worden sein, oder hätten mit einem der Brudervölker Fühlung suchen müssen, wenn ihnen nicht ein neuer mächtiger Zuzug aus der gemeinsamen Heimath Haran Hülfe und Verstärkung gebracht hätte. Es ist dies der jakobitische Zug, per-

sonifizirt in der Gestalt Jakobs. In Jakob mit genialem Scharfblick den „Nachschub", den „Nachzügler" erkannt zu haben, ist Ewalds Verdienst. Jakob erscheint als Vater von zwölf Söhnen; dies sind die zwölf Stämme, in welche das Volk Israel in historischer Zeit sich schied. Die zwölf Stämme zerfallen wiederum in vier Gruppen, von der Sage in vier Müttern, zwei Hauptfrauen und zwei Nebenfrauen des Patriarchen, personifizirt: eine Leagruppe, eine Rahelgruppe, eine Bilhagruppe und eine Silpagruppe; Lea und Rahel waren die bedeutenderen, Bilha und Silpa die geringeren. Unter allen ragte hervor durch Zahl und Bedeutung die Leagruppe, an welche sich die Silpagruppe anschloß; doch kaum geringer an Macht und Adel war die Rahelgruppe, mit welcher die Bilhagruppe enger verbunden war. Die Sage läßt Jakob die elf ältesten Söhne aus Haran mitbringen, nur der jüngste, Benjamin, wird in Kanaan geboren. Dürfen wir auch hieraus historische Schlüsse ziehen? Mit der Entstehung und Bildung der Stämme befinden wir uns auf dem dunkelsten Punkte der Vorgeschichte des Volkes Israel, über welchen wir wohl niemals zu völliger Klarheit gelangen werden. Nur insofern hat die Ueberlieferung unbedingt recht, als sie die Anfänge der Stammbildung bereits in die vorägyptische Zeit Israels verlegt: schwerwiegende Gründe bestätigen die Wahrheit dieser Thatsache; ebenso wird es richtig sein, daß der Stamm Benjamin sich erst verhältnißmäßig spät von Joseph abgezweigt hat — Genaueres aber läßt sich nicht sagen. Ewald hat eine geniale Vermuthung ausgesprochen, welche in der That einen hohen Grad von Wahrscheinlichkeit besitzt. Er glaubt nämlich in der Leagruppe die in Kanaan gebliebenen Reste des abrahamitischen Zuges, in der Rahelgruppe den Zuzug aus Haran, also den jakobitischen Zug erkennen zu dürfen — eine höchst ansprechende Erklärung. Auf jeden Fall vereinigte sich der jakobitische Zug mit den in Kanaan gebliebenen Resten des abrahamitischen

Zuges und wird nun der Träger der geschichtlichen Entwickelung. Aber nicht nur äußerlich, auch geistig trat er die Erbschaft Abrahams an; der Glaube Abrahams ging auf Jakob über und pflanzte sich in ihm fort als edelstes Vermächtniß der Väter. Doch bald müssen Uneinigkeiten zwischen den Bruderstämmen entstanden sein. Joseph, von welchem sich damals wohl Benjamin noch nicht abgezweigt hatte, beanspruchte, pochend auf seine Macht und seinen Adel, die Hegemonie, mußte aber einer Koalition der übrigen Stämme weichen und zog nach Aegypten, dessen fruchtbare weidenreiche Grenzstriche nach Asien zu seit alten Zeiten ein Tummelplatz semitischer Nomaden waren. Die hierdurch ihres Rückhaltes beraubten Bilhastämme Dan und Naphtali scheinen die Leastämme in ihre Machtsphäre zu ziehen versucht und namentlich Ruben scheint es auf eine Vergewaltigung derselben abgesehen zu haben (1. Mose 35, 22); doch wußten die beiden kraftvollen und tüchtigen Unterstämme ihre Selbstständigkeit zu wahren, und Ruben ging aus dem Handel so schwer geschädigt hervor, daß er seine „Erstgeburt", seine alte Macht und sein altes Ansehen für immer verlor (1. Moses 49, 4). Später traten Ereignisse ein, welche die gesammten Stämme zur Auswanderung drängten; diese Ereignisse näher zu bestimmen, ist uns freilich gänzlich unmöglich. Nun nahm der Stamm Joseph edle Rache; nicht eingedenk der alten Kränkung, nur eingedenk der alten Verwandtschaft, nahm er die Brüder gastlich in dem von ihm bewohnten Landstriche auf. So waren die Söhne Jakobs in Aegypten ansässig geworden. Anfangs scheint die ägyptische Regierung den Fremdlingen eine wohlwollende Neutralität entgegengebracht zu haben; aber bald wurde die Lage eine völlig veränderte. Der Pharao Ramses II. wurde mit den Völkern und Reichen Vorderasiens in schwere Kämpfe verwickelt, deren Schauplatz zum Theil Palästina war. Diese Kämpfe endeten für Aegypten zwar ohne Niederlage, aber auch ohne Sieg, und das Resultat war

ein Friede, der doch nach keiner Seite hin völlige Sicherheit bot. Jetzt mußte Ramses die stammesfremde Bevölkerung gerade an der Grenze seines Landes gegen Asien mit Mißtrauen betrachten, zugleich brauchte er für seine zahlreichen Bauten Arbeitskräfte; so griff er zu der Maßregel, daß er die an der ägyptischen Grenze auf der Landenge von Sues angesiedelten Semiten zu Staatssklaven preßte und sie unter starker militärischer Aufsicht harte Frohnarbeit thun ließ. Beiläufig bemerkt: ich kenne die Gründe wohl, welche man namentlich in neuester Zeit gegen die Annahme vorgebracht hat, daß Ramses II., der Sesostris der Griechen, der Pharao des Drucks und sein Sohn Merenptah der Pharao des Auszuges sei, und diese Gründe sind der ernstesten Erwägung würdig; trotzdem erscheint mir die angegebene Identifikation immer noch die befriedigendste.

So war Israel aus freien Nomaden ägyptische Frohnarbeiter geworden. So lange Ramses, einer der kriegerischsten aller Pharaonen, mit starker Hand sein ehernes Scepter über Aegypten schwang, scheint man sich nothgedrungen gefügt zu haben; aber Sklavenketten vermochten nicht, den trotzigen Unabhängigkeitssinn dieser stolzen Beduinen zu brechen. Als auf den gewaltigen Ramses ein sehr unähnlicher Sohn folgte, schöpfte man neuen Muth. Es fehlte nur an einem entschlossenen Führer, der die dumpfe Gährung zu einem bestimmten Ziele leitete. Und dieser fand sich. Mose, ein Hebräer aus dem Stamme Levi, hatte durch glückliche Fügung Aufnahme in die herrschenden ägyptischen Kasten gefunden und damit Gelegenheit, die ganze Kultur und Bildung Aegyptens sich anzueignen. Aber der Zug seines Herzens trieb ihn zu seinem Volke; er wollte lieber der Bruder dieser verachteten Knechte sein, als im Genusse ägyptischen Glanzes und ägyptischer Pracht leben. Mit scharfem Blick erkannte er, daß die einzige Möglichkeit, sein Volk aus der eisernen Umklammerung der ägyptischen Festungen und Garnisonen zu retten, ein verzweifelter Weg sei, durch das Meer nach der

Wüste. Er verschaffte sich genaue Kunde von Orten und Verhältnissen, knüpfte Verbindungen mit den stammverwandten Beduinen der arabischen Wüste an; und als furchtbare Plagen und Heimsuchungen die Aegypter schreckten und lähmten, hielt er den Augenblick für gekommen: seine Volksgenossen, denen sich manche stammverwandte Elemente anschlossen (2. Mos. 12, 38; 4. Mos. 11, 4), sammelten sich und brachen auf aus dem Lande der Knechtschaft. Durch geschickte Kreuz- und Querzüge gelang es, die ägyptischen Grenzwachen zu täuschen, und schon lag die Meerenge von Sues vor ihnen, als sie von einem ägyptischen Streifkorps eingeholt wurden. Vor ihnen die brandende See, hinter ihnen die racheschnaubenden Verfolger: ein Moment der höchsten Noth! Aber, wo die Gefahr am größten, da ist Gott am nächsten. Ein gewaltiger Nordostwind legte die seichte Meerenge trocken, und sie zogen hindurch, auf Meeresboden in die Wüste, in die Freiheit. Die verfolgenden Aegypter wurden von der zurückschäumenden Fluth überrascht: Israel war gerettet. Da der ganze Landweg nach Kanaan damals unbestritten ägyptischer Besitz war und da die Aegypter mit den benachbarten Reichen Staatsverträge auf gegenseitige Auslieferung von Ueberläufern geschlossen hatten, führte Mose sein Volk in die Schluchten des Sinai, wohin wohl ein Zug wandernder Nomaden, aber niemals ein größeres Heer vordringen konnte. Eine geraume Zeit verblieb Israel am Sinai, und hierhin, in diese gewaltige Hochgebirgsscenerie, verlegt die Ueberlieferung die Hauptthat Moses, seine religiöse Reorganisation des Volkes. Die gesammte Ueberlieferung ist darin einig, Mose als den Initiator, den Anbahner und Bringer des spezifischen Geistes zu betrachten, der dem Volke Israel eigen war, durch den es sich von den sonst ihm sprach- und stammverwandten Völkern aufs schärfste schied. Dort auf dem Sinai gab er Israel seinen Nationalgott Jahve (dies die ursprüngliche und richtige Aussprache für: Jehova) und

machte dadurch Israel als das Volk Jahves zur Nation. Und in der That scheint der Name Jahve, welcher sich hebräisch nicht erklären läßt, vom Sinai entlehnt zu sein, wie ja auch die israelitische Ueberlieferung dem Mose seinen Schwiegervater Jethro, den Priester vom Sinai, zum Berather und Gehülfen bei seinem Werke giebt (2. Mos. 18). Worin eigentlich das Werk Moses bestanden hat, das bestimmt und positiv anzugeben ist unmöglich, da, so hart es uns auch ankommen mag, nicht einmal die zehn Gebote als authentisch, von Mose selbst formulirt, sich halten lassen: wir haben hier nur den Rückschluß von der Wirkung auf die Ursache. Israel ist das einzige uns bekannte Volk, welches nie eine Mythologie gehabt, welches nicht einmal den so nahe liegenden Schritt gethan hat, dem höchsten göttlichen Wesen zu seiner Ergänzung eine weibliche Gottheit beizugesellen; demnach muß der Gedanke von der Einzigartigkeit Jahves ein mosaischer sein. Jahve allein ist der Gott Israels, und dieser Jahve ist Quell und Hort alles göttlichen und menschlichen Rechtes; das muß ein spezifisch mosaischer Gedanke sein. Eine hohe Vergeistigung des Gottesbegriffes und daraus sich ergebend eine hohe Vergeistigung des Ethos, das haben wir als einen Hauptpunkt des mosaischen Jahveglaubens zu betrachten. Außerdem muß auf Mose zurückgehen die Einrichtung eines allerdings nur einfachen Kultus: denn eine Religion ohne Kultus ist bei Naturvölkern undenkbar. Auch die Ordnung eines Priesterstandes als berufsmäßigen Mittlers zwischen Jahve und Israel wird mosaisch sein; die Ueberlieferung, daß er seinen Bruder Aaron mit diesem Amte betraut habe, findet sich allerdings in den ältesten Quellen noch nicht.

Aber der Sinai war nur eine Station, nicht das Ziel des Zuges. Bald wanderten die Schaaren, gestärkt durch die Rast, weiter und zwar nach Kades Barnea in der Wüste südlich von Kanaan (4. Mos. 13, 27; 20, 1. 14; 5. Mos. 1, 19. 46;

Richt. 11, 16. 17). Dieser Ort, für anspruchslose Hirten zur dauernden Besiedelung genügend, lag außerhalb des Bereiches der ägyptischen Waffen und doch an der Pforte des ersehnten Landes. Hier konnte man zunächst ruhig die Entwickelung der Dinge abwarten. Und nach allen Spuren muß der Aufenthalt in Kades ein ziemlich langer gewesen sein. Vermuthlich starb auch Mose daselbst; daß er nicht persönlich das Land der Verheißung betreten habe, eben so wenig als irgend einer, der aus Aegypten Ausziehenden, ist ein fester Zug der Ueberlieferung, der um so schwerer wiegt, wenn man bedenkt, daß es sich dabei um eine Entfernung handelt, die unter normalen Umständen in einem halben Monat bequem zurückgelegt werden kann. Es war ein äußeres Ereigniß, welches Israel an das Ziel seiner Wünsche brachte. Unter Führung eines Königs Sihon machten die Kanaanäer, hier „Amoriter" genannt, einen Vorstoß auf das Ostjordanufer, verdrängten die Moabiter und Ammoniter aus den fruchtbarsten Theilen ihres Gebietes und gründeten ein neues Amoriterreich mit der Hauptstadt Hesbon (4. Mos. 21, 26). Da erinnerte man sich der Stammverwandten in der Wüste Kades. Vielleicht von Moab und Ammon selbst zu Hülfe gerufen, waren sie auf jeden Fall willkommene Bundesgenossen, und der frischen und unverbrauchten Naturkraft Israels gelang das Werk: das Reich des Sihon von Hesbon wurde zerstört, aber Israel selbst blieb in dem reichgesegneten Lande wohnen und behielt den Preis des Kampfes und Sieges für sich. Doch bald reichten die fruchtbaren Thäler und Gefilde nicht mehr aus für die stets sich mehrenden Menschen und Herden; es zog und trieb sie über den Jordan hinüber. Und die Möglichkeit, sich dort ansässig zu machen, schien gegeben. Die Kanaanäer waren nach allen Nachrichten in zahlreiche einzelne kleine Territorien ohne Zusammenhang und Zusammenhalt zersplittert, dabei im Wohlleben erschlafft und an Tapferkeit den ungestümen Wüstensöhnen

nicht gewachsen. Zuerst unternahm Juda einen Vorstoß (Richt. 1, 1—20; 1. Mos. 38, 1). Es ging über den Jordan und wandte sich nach Süden, wo das später von ihm den Namen tragende Gebirge Juda mit seiner fruchtbaren Niederung die Begehrlichkeit reizte. Es gelang Juda allerdings, hier festen Fuß zu fassen, aber nur unter schweren Verlusten, welche durch Amalgamirung kanaanäischer, edomitischer und arabischer Elemente ersetzt wurden; aber in langem, zähem Ringen wurde schließlich der „Eindringling" (Perez) des „Eingeborenen" (Serah) Herr (1. Mos. 38, 27—30): zur Zeit Davids, wo Juda in das helle Licht der Geschichte tritt, ist der israelitische Theil der Bevölkerung unbestrittener Herr des Landes, welches sich durchaus als ein israelitisches fühlt. Den zweiten gänzlich verunglückten Versuch machten die Stämme Simeon und Levi. Sie bemächtigten sich durch Verrath der kanaanäischen Stadt Sichem, welche das Gebirge Ephraim beherrscht; aber Israel wandte sich schaudernd von der Schandthat der beiden ab, und Simeon und Levi erlagen der Rache der Kanaanäer (1. Mos. 34, 25—30; 49, 5—7). Levi ging als Stamm völlig zu Grunde, um später in einer höchst merkwürdigen Metamorphose als Priesterkaste wieder aufzuleben; die Trümmer Simeons bargen sich bei dem stammverwandten Juda (Richt. 1, 3), in welchem sie aufgingen. Den dritten und erfolgreichsten Zug unternahm das Haus Joseph. Nur Ruben und Gad blieben im Ostjordanland wohnen; die übrigen sieben Stämme vereinigten sich unter Führung des Ephraimiten Josua zu einer gemeinsamen Unternehmung gegen Mittel- und Nordpalästina. In Gilgal jenseits des Jordans faßten sie festen Fuß (Jos. 4 und 5) und es gelang ihnen, von dortaus Jericho (Jos. 6), Ai (Jos. 8) und Bethel (Richt. 1, 22—25) zu erobern. Erst jetzt rafften sich die Kanaanäer zu gemeinsamem Widerstand auf, aber bei Gibeon wurden sie von Josua geschlagen (Jos. 10), und so war Israel Herr von Mittelpalästina. Im

Norden trat ihnen eine neue Koalition der Kanaanäer unter dem Könige Jabin von Hazor entgegen; doch auch diese schlug Josua bei dem See Merom (Jos. 11). Nun dürfen wir uns aber die Sache nicht etwa so denken, als ob hierdurch ganz Palästina mit einem Schlage den Israeliten als unbestrittener Besitz zugefallen sei; im ersten Kapitel des Richterbuches, einem der wichtigsten und werthvollsten geschichtlichen Dokumente, wird uns ein genaues Verzeichniß aller der Kanaanäer gegeben, welche Israel „nicht vertrieb"; hieraus ergiebt sich, daß mit die fruchtbarsten und besten Theile des Landes und vor allem die Mehrzahl der Städte, deren starke Befestigungen für die primitive Kriegskunst der Israeliten unbezwinglich waren, im Besitze der Kanaanäer verblieben; es waren nur die waldigen Gebirgszüge von Mittel- und Nordpalästina, welche in die Gewalt Israels kamen, und es bedurfte noch einer langen und zähen Arbeit, bis die kanaanäische Bevölkerung theils durch Gewalt unterworfen und zinsbar geworden, theils durch friedliche Eroberung von Israel aufgesogen war. Wenn Israel die Kraft hatte, dies jahrhundertelange Ringen siegreich und zielbewußt durchzuführen, so verdankt es dies lediglich Mose und seinem Werk. Mose hatte dem Volke eine Nationalität und damit ein unverlierbares Palladium gegeben, welches, geläutert und gekräftigt durch die Macht der Religion, sich nicht unterdrücken ließ, sondern seinerseits erobernd vor sich ging; ihm ist es zu danken, wenn in Kanaan nicht Israel zu Kanaanäern, sondern umgekehrt die Kanaanäer zu Israel wurden. Und dieser Ausgang des Ringens der beiden Völker und Nationalitäten war nach menschlichem Ermessen keineswegs sicher. In Kanaan ging Israel vom Nomadenleben zum Ackerbau über: eine so totale Veränderung des ganzen Lebens und seiner Bedingungen, wie leicht hätte sie eine Umwandelung des Volkscharakters herbeiführen können? Und ganz abgesehen von der überlegenen Kultur und Anzahl der Kanaanäer,

barg Israel in seinem eigenen Schoße den schlimmsten Feind und einen Keim der Zerrüttung: das war das stolze Unabhängigkeitsgefühl und der stark entwickelte Familiensinn des Nomaden, der mit dem Aufgeben des Nomadenlebens nicht aus dem Volkscharakter verschwand. Nachdem die gemeinschaftliche Anstrengung unter Josua eben nur den Grund gelegt, zersplitterte sich das Volk wieder in Geschlechter und Stämme, die nun jedes für sich, auf eigene Faust, ohne Fühlung mit den Nachbarn, ohne Disziplin, planlos, ziellos einen Ort zur Niederlassung suchten. Einzelne Züge aus dieser Stammes- und Geschlechtsgeschichte werden uns ausdrücklich überliefert. Ein Theil des Stammes Manasse, die Geschlechter Jair und Machir, eroberte die Strecke östlich vom galiläischen Meere (4. Mos. 32, 39—41; 5. Mos. 3, 14—15; Richt. 10, 3—5), eine That von hoher Wichtigkeit, weil hierdurch die Verbindung zwischen dem Westjordanlande und Gilead, wie die Israeliten das Ostjordanland nannten, hergestellt wurde; der Stamm Dan, dem es nicht gelang, gegen die mächtigen und kriegstüchtigen Philister sich in der fruchtbaren Ebene nach dem mittelländischen Meere zu feste Wohnsitze zu erringen, eroberte im äußersten Norden am Abhange des Hermongebirges die Stadt Lais, welche er nach seinem Namen Dan nannte (Richt. 17 und 18, vgl. auch 1, 34). Samir auf dem Gebirge Ephraim wurde von dem Geschlechte Thola des Stammes Isaschar besiedelt (Richt. 10, 1—2), Pireathon ebenda von dem Geschlechte Abdon (Richt. 12, 13—15), Ajalon von einem sebulonitischen Geschlechte Elon (Richt. 12, 11—12). Die Zersplitterung hätte eine unheilbare und heillose werden müssen, wenn sie alle über dem Geschlecht und über dem Stamme nicht ein Gemeinsames gehabt hätten: eben Jahve, den Gott Israels. Er war das einzige Nationale, das einzige Band, welches alle Israeliten umschlang: lediglich als Volk Jahves waren sie eine Nation. Eine Einigung zu erzielen, vermochte nur die äußerste Bedrängniß,

und selbst diese nicht allgemein und nur vorübergehend. Nach Josuas Siegen scheinen die Kanaanäer nur noch einen Versuch gemacht zu haben, durch Anspannung und Zusammenfassung aller Kräfte der Eindringlinge Herr zu werden. Unter der Führung eines Sisera kam eine gewaltige Koalition kanaanäischer Könige zustande, welche den Vernichtungskampf gegen Israel unternahm. Und derselbe schien zu gelingen; schon verkrochen sich die Israeliten in die Schlupfwinkel ihrer Wälder und Berge, bis endlich Jahve Hülfe schaffte. Ein gottbegeistertes Weib, die Prophetin Debora, entflammte die muthlosen Schaaren; unter Anführung eines Barak aus dem Stamme Isaschar sammelten sich aus den Stämmen Ephraim, Manasse, Benjamin, Sebulon, Isaschar und Naphtali 40000 Israeliten, und dem Ungestüm dieser für Jahve kämpfenden Schaaren hielt die Macht der Kanaanäer nicht stand; zu Thaanach am Flusse Kison wurden sie geschlagen und zersprengt, Sisera selbst auf der Flucht von einem Weibe getödtet (Richt. 4 und 5). Seit jener Schlacht hören wir von einem Widerstande der Kanaanäer nichts mehr.

Hatte Israel so vor den Kanaanäern Ruhe bekommen, so drohte jetzt ein anderer Feind. Die Israel stammverwandten Völker sahen mit Neid auf den Erfolg Israels und wollten nun auch einen Theil der kanaanäischen Beute für sich. So drang Moab bis über den Jordan vor und sein König Eglon empfing zu Jericho Huldigung und Tribut des Stammes Benjamin, bis der Benjaminit Ehud ihn erstach und sein Volk von der Fremdherrschaft befreite (Richt. 3, 12—30); so drang Ammon bis an den Jordan vor, und der hartbedrängte Stamm Gad wurde nur durch die Tapferkeit Jephtas gerettet (Richt. 11). Nachdem eben Israel in Kanaan zum Ackerbau übergangen war, hatte es selbst unter der Feindschaft und Plünderung der Wüstensöhne zu leiden: Amalekiter, Midjaniter, Ismaeliter, sie alle suchten sich auf Kosten des israelitischen Bauern zu bereichern

und ihm den Ertrag seines Schweißes zu rauben. Wie wehrlos Israel infolge seiner unseligen Zersplitterung diesen räuberischen Wüstensöhnen gegenüberstand, dafür ist ein sprechender Beweis, daß midjanitische Horden bis an den Berg Tabor, hoch im Norden in der Nähe des galiläischen Meeres im Westjordanlande gelegen, mordend und plündernd vordrangen. Uebrigens war dieser Einbruch der Midjaniter von bedeutsamen Folgen. Aus reinem Uebermuth und Muthwillen hatten sie einige gefangen genommene Angehörige des edlen manassitischen Geschlechtes Abieser am Tabor abgeschlachtet; da griff das Haupt des Geschlechtes, Gideon oder Jerubbaal, zum Schwerte, um Blutrache zu nehmen an den Mördern. Er bot die Angehörigen und Hintersassen seines Geschlechtes auf, zusammen 300 Mann und jagte mit diesen den abgezogenen Midjanitern nach. Weit jenseits des Jordan holte er sie ein; es gelang ihm, die Feinde zu zersprengen und die beiden Könige Sebah und Zalmuna gefangen zu nehmen, welche nun zur Sühne für seine gemordeten Brüder von ihm niedergestoßen wurden. Hierauf züchtigte er die Bewohner von Sukkoth und Pnuel, welche ihm höhnisch Unterstützung auf seinem Rachezuge verweigert hatten (Richt. 8). Der Schluß der Erzählung von Gideon ist leider verstümmelt; er muß berichtet haben, daß Gideon es zum Stammeskönigthum brachte, in seiner Vaterstadt Ophra ein großes goldenes Jahvebild aufrichtete und einen förmlichen Hof mit zahlreichen Frauen hielt. So war der erste Versuch einer politischen Konzentration, die Gründung eines Stammkönigthums, vom Hause Joseph ausgegangen, und vielleicht hätte sich aus diesem Stammeskönigthum ein Volkskönigthum entwickeln können, aber noch war die Zeit nicht gekommen. Gideon ist bei Lebzeiten im unbestrittenen Besitze der Herrschaft über Joseph gewesen; aber nach seinem Tode brachte die Haremswirthschaft, der Fluch aller orientalischen Herrscherhäuser, ihm den Untergang. Abimelech,

der Sohn einer Adeligen aus der damals noch durchaus kanaanäischen Stadt Sichem, riß mit Unterstützung seiner sichemitischen Verwandtschaft die Herrschaft an sich; er überfiel Ophra und tödtete daselbst alle seine Brüder — nach der Sage siebzig — auf einem Stein; nur der jüngste entkam. Das war natürlich nicht die Art, das Königthum im Herzen des israelitischen Volkes Wurzel schlagen zu lassen. Nur drei Jahre erfreute sich Abimelech der angemaßten Herrschaft. Da kam er mit den Sichemiten in Streit. Er kehrte auch Sichem gegenüber den israelitischen König heraus, was die stolzen kanaanäischen Adeligen sich nicht gefallen lassen wollten. Es kam zur offenen Empörung gegen ihn, infolgedessen er Sichem eroberte und von Grund aus zerstörte. Doch vor der kanaanäischen Stadt Thebez, der er ein gleiches Schicksal bereiten wollte, ereilte ihn sein Verhängniß. Als er im Begriff war, Feuer an den Thurm zu legen, in welchen die Bewohner von Thebez sich geflüchtet hatten, warf ein Weib von der Zinne des Thurmes ihm einen Mühlstein auf den Kopf, daß er starb (Richt. 9). So endete in Mord und Brand der erste Versuch eines israelitischen Königthums. Es begann aufs neue die alte Anarchie und die alte Zerfahrenheit, welche das Richterbuch mit den Worten charakterisirt: „Zu der Zeit war kein König in Israel, und ein Jeglicher that, was ihm Recht däuchte" (Richt. 17, 6; 21, 25). Um dies beiläufig zu bemerken: Eine auch nur annähernde chronologische Fixirung und Anordnung der Ereignisse zwischen dem Auszuge aus Aegypten und dem Königthum Sauls ist schlechterdings unmöglich: ist Merenptah der Pharao des Auszuges, so hätten wir für sie den Zeitraum von ca. 1300 bis ca. 1030; das Jahr 1017 als Todesjahr Sauls scheint ziemlich fest zu stehen.

Das Königthum Gideons war zerflackert, wie ein Irrlicht; nach ihm schlägt völliges Dunkel über Israel zusammen. Gelichtet wird dieses Dunkel erst durch die Ereignisse, welche die

feste Gründung des nationalen Königthums herbeiführten. Es war eine absolute Nothwendigkeit. Nur durch Zusammenfassung all der zersplitterten und in ihrer Zersplitterung ohnmächtigen Kräfte in einer starken Hand konnten geordnete Zustände angebahnt, konnte Volksthum und Nationalität erhalten werden. Die Anschauung, als sei die Errichtung eines menschlichen Königthums schwere Sünde, weil Abfall von Jahve, dem alleinigen Könige Israels, ist spätere theologische Schulmeinung, die sich mit Sicherheit erst bei dem Propheten Hosea nachweisen läßt: der alten Zeit ist sie völlig fremd, und die ältesten Quellen erzählen diese Vorgänge mit freudigem, dankerfüllten Herzen; sie sehen in der Entstehung des nationalen Königthums mit Recht einen Beweis der Gnade Jahves, sie ist eine unmittelbare Fügung Jahves zur Errettung seines Volkes. Diesmal kam die Bedrängniß von einer anderen Seite und war schwerer, denn alle früheren. Südwestlich vom Gebirge Ephraim nach dem Mittelmeere zu wohnte das kriegstüchtige und kampfesfrohe Volk der Philister, der Erbfeind Israels. Diese machten sich die Schwäche Israels zu Nutzen und drangen gegen das Gebirge nach der fruchtbaren Ebene Jesreel vor. Der erste Zusammenstoß bei Ebenhaezer verlief unglücklich für Israel. Da holte man, um des Beistandes Jahves sicher zu sein, das alte kriegerische Heiligthum des Hauses Joseph, die Bundeslade, aus dem Tempel zu Silo; aber die zweite Schlacht verlief noch unglücklicher: 30000 Israeliten bedeckten die Wahlstatt, die Bundeslade ward erbeutet, die Kraft Josephs gebrochen (1. Sam. 4). Die Philister schleppten die Bundeslade als Kriegsbeute in ihr Land, verbrannten und zerstörten den Tempel zu Silo und unterwarfen das ganze Land Israel bis an den Jordan; das Volk wurde entwaffnet und durch philistäische Landvögte und Zwingburgen im Zaume gehalten: Dagon hatte über Jahve triumphirt. Aber Jahve hatte sein Volk nicht verlassen; im Feuer dieser äußersten

Noth und Drangsal sollte es zusammengeschweißt werden zu einer einigen, starken Nation. Ein schon betagter Seher, Samuel, hatte in dem Benjaminiten Saul den Mann der Zeit erkannt und den zündenden Funken in dessen Heldenseele geworfen: als nun auch noch die Ammoniter Israel frech verhöhnten und die Stadt Jabes in Gilead bedrohten, da zerstückte Saul seine Rinder, schickte die blutigen Theile durch Israel und ließ sagen: Wer nicht auszieht hinter Saul, deß Rindern gescheh' also! Es sammelte sich eine todesmuthige Schaar um den kühnen Führer, die Feinde wurden überfallen und zersprengt. Froh des ersten Sieges nach langer Knechtschaft und Schmach führte das Volk den glücklichen Feldherrn im Triumph nach der altheiligen Stätte von Gilgal, um ihm dort das königliche Diadem aufs Haupt zu setzen (1. Sam. 9—11). Saul verdankt die Krone dem Schwerte und seine ganze Herrschaft ist ein ununterbrochener Kampf gewesen; denn erst galt es Herr zu werden im eigenen Land und dasselbe zu sichern gegen grimmige Feinde und übermüthige Nachbarn. Sofort machte sich Saul an die schwere und wichtigere Aufgabe, das Joch der Philister abzuschütteln. Sein Sohn Jonathan erschlug den philistäischen Landvogt, welcher zu Gibea Hof hielt, und auf dies Zeichen der Empörung wälzten sich die philistäischen Heeresmassen gegen das aufständische Land heran. Saul konnte nur 600 Mann, die bei ihm ausgeharrt hatten, dem Feinde entgegenstellen: aber das Bewußtsein, für Haus und Herd, für Freiheit und Ehre zu kämpfen, gab den israelitischen Männern Heldenmuth; vor allem Jonathan, des Königs Sohn, that Wunder von Tapferkeit, und der Sieg wurde nach heißem Ringen der todesmuthigen kleinen Schaar (1. Sam. 13—14). Aber dieser Erfolg war nur ein vorübergehender. Saul erkannte es vor allem als seine Aufgabe, die Streitkräfte des Volkes schlagfertig zu machen, und sammelte um sich 3000 der Tapfersten zu einem kleinen stehenden Heere. Hell und leuchtend war der

Stern Sauls aufgegangen, aber bald sollten finstere Wolken ihn verhüllen. Ein böser Geist von Gott verdüsterte das Herz des Königs. Um ihn zu zerstreuen, riefen seine Diener den Judäer David aus Bethlehem, einen Mann von erprobter Tapferkeit und des Saitenspiels kundig, Ritter und Troubadour in einer Person, an den Hof, um durch seine Kunst die Schwermuth des Königs zu bannen. Hiermit betritt der Mann den Schauplatz, welcher nach Mose die größte Persönlichkeit des alten Israels ist; ihm war es vorbehalten, das Werk Moses zu vollenden: was Saul angebahnt, David hat es ausgeführt, er hat Israel nach außen frei und unabhängig gemacht und nach innen geeint; die politische und nationale Konsolidirung des Volkes Israels ist Davids Werk. David war eine jener gottbegnadeten Naturen, denen alle Herzen zufallen, der geborene Herrscher, dem alle gern und willig sich unterwerfen und dienen. Ausgezeichnet durch alle Vorzüge des Geistes und des Körpers, strahlend an Jugend, Schönheit und Kraft, durch bezaubernde Liebenswürdigkeit alle zur Liebe zwingend, so erscheint er vor dem Könige. Anfangs ging alles gut. Auch Saul konnte sich dem Zauber dieser Persönlichkeit nicht entziehen; er machte ihn zu seinem Waffenträger, wir würden uns modern ausdrücken: zu seinem Adjutanten und gab dem durch innige Freundschaft mit dem Sohne Verbundenen die Tochter zum Weibe. Aber nicht lange sollte dies gute Einvernehmen dauern. Wieder brachen die Philister ins Land ein, und in diesem Kriege zeichnete sich David so aus, daß der König sich selbst in den Schatten gestellt sah. Damals war die Lage eine derartige, daß der König nothwendig zugleich auch der Tapferste sein mußte; so begreifen wir es, daß ein finsterer Argwohn sich in das verdüsterte Herz des mißtrauischen Königs fraß. In einem Anfall von Schwermuth schleuderte er den Speer nach dem Schwiegersohn und der entfloh. Damit war der gute Genius Sauls von ihm gewichen

und das Ende seiner Regierung zeigt ein gar trübes Bild von Bürgerkrieg und äußerer Bedrängniß. Trotz der kritischen Lage seines Reiches setzte er dem Flüchtigen mit Waffengewalt nach und drängte ihn schließlich zum Lande hinaus: der Gehetzte mußte bei dem Landesfeinde, den Philistern, eine Zuflucht suchen. Doch nur ein Jahr und vier Monate dauerte es, bis Saul von seinen Geschicke ereilt wurde. Wieder sammelten sich die Philister gegen Israel: am Gebirge Gilboa kam es zur Entscheidungsschlacht, in welcher Israel gänzlich geschlagen wurde; als Saul seine drei Söhne gefallen sah, stürzte er sich verzweifelnd in sein eigenes Schwert. So endete der erste König von Israel. Saul ist eine wahrhaft tragische Gestalt. Eine großartig und edel angelegte Natur, ritterlich und heldenhaft, von feurigem Eifer beseelt, hat er schließlich doch nichts erreicht; bei seinem Tode war die Lage wieder gerade wie bei seinem Regierungsantritt, Israel zu Boden geworfen, die Macht der Philister größer und fester, als je zuvor. Ich sehe den Grund von Sauls Mißerfolgen zunächst in seiner Persönlichkeit. Er war mehr Soldat, als Herrscher. Die dominirende Persönlichkeit, die geborene Herrschernatur Davids fehlte ihm, noch mehr aber fehlte ihm Davids staatsmännische Genialität. Saul that wacker seine Pflicht und schlug, wenn er angegriffen wurde, weidlich drein, aber schöpferisch, organisatorisch war er nicht. Und vor allem fehlte ihm das Sensorium für das wahre Wesen Israels. In diesem Punkte hat die Ueberlieferung sein Bild durchaus richtig gezeichnet. Saul war auf dem besten Wege, Israel in einen weltlichen Militärstaat zu verwandeln und dadurch seinem weltgeschichtlichen Berufe zu entfremden: ein eroberndes Reich dieser Welt hätte vielleicht eine kurze Zeit des Glanzes und der Blüthe gehabt, wäre aber dann eben so spurlos verschwunden, wie Aegypten und Assyrien, Babylonien und Persien, Medien und Lydien. Saul hat Anspruch auf unser tiefstes Mitleid und unsere herzlichste Sympathie,

aber für Israel war der Untergang seiner Herrschaft ein Glück.

Doch nicht ungerochen sollte Sauls Blut auf dem Berge Gilboa fließen; ein Rächer und der wahre Vollender seines Lebenswerkes erstand ihm in dem von ihm verfolgten und bekämpften Judäer. Zunächst allerdings mußte David sich ruhig verhalten. Mit seinen 600 Judäern einen Kampf gegen die Philister zu beginnen, wäre Wahnsinn gewesen; er suchte vor allem zu retten, was zu retten war und ließ sich unter philistäischer Oberhoheit zum Stammkönige von Juda salben, während Abner, Sauls Feldhauptmann, die Trümmer der Macht Sauls auf dem Ostjordanland sammelte, wo er in Mahanaim den einzigen überlebenden Sohn Sauls, den wohl noch unmündigen Isbaal, zum Könige einsetzte. Sieben Jahr saß David zu Hebron und Isbaal zu Mahanaim. Abner unternahm den Versuch, auch David dem Scepter Isbaals zu unterwerfen, ein Versuch, welcher an der Tapferkeit von Davids Judäern scheiterte. Als kurz darauf Abner, die einzige Stütze des Hauses Sauls, ermordet wurde und Isbaal der Blutrache zum Opfer fiel, trugen die nördlichen Stämme David auch die Herrschaft über die Länder Sauls an. Gleich der erste Schritt, den David als König von Gesammtisrael that, zeugt für sein eminentes staatsmännisches Genie. Die Stadt Jebus war noch in der Gewalt der Kanaanäer; sie eroberte David und machte sie zur Residenz des neuen Reiches. Diese Stadt von seltener natürlicher Festigkeit, ziemlich im Mittelpunkte des ganzen Landes gelegen und als keinem der Stämme gehörig über ihnen und ihrer Rivalität stehend, war hierfür geeignet, wie keine: Saul war, in charakteristischem Gegensatze, auch als König ruhig in seinem Geburtsdorfe wohnen geblieben. Die Gründung Jerusalems, diesen Namen gab ihr David, dieser recht eigentlichen „Davidsstadt", ist eine That von weltgeschichtlicher Bedeutung, wenn man erwägt, was Jerusalem

dem Volke Israel und durch das Volk Israel der Menschheit geworden ist. Jetzt gingen auch den Philistern die Augen auf über ihren bisherigen Vasallen und sie versuchten gleich im Beginne das Reich Davids zu ersticken — aber vergeblich: die Aufgabe, an welcher Saul gescheitert war, wurde von David gelöst und zwar gelöst für immer; er hat den Philistern das Wiederkommen auf alle Zeiten verleidet, hat sie aber in ihrem eigenen Lande nicht weiter behelligt: keinen Fuß breit ihres Landes, keinen Stein von ihren Festungen hat er ihnen abgenommen. Und damit beginnt die Reihe der Kriege Davids. David ist der größte Kriegsheld des alten Israel, stets blieb der Sieg ihm treu, er hat alle Nachbarvölker gedemüthigt oder unterworfen — aber es kann nicht nachdrücklich genug wiederholt werden: alle diese glänzenden Kriege hat David nur zur Abwehr muthwilliger Angriffe und zur Vertheidigung der vitalsten Interessen seines Volkes geführt; von keinem seiner Kriege können wir es nachweisen oder nur wahrscheinlich machen, daß er von ihm angefangen ist: ein gewöhnlicher Raufbold und Haudegen ist David nicht gewesen. Und all diese Heldenthaten sind noch nicht das größte; viel wichtiger ist, was er im Innern gethan hat. Vor allem hatte er ein Herz für die isralitische Volksseele; als echter Israelit war er ein treuer Diener und Verehrer Jahves, zu dessen Verherrlichung und mit dessen Hülfe er das Schwert führte. Er erkannte es, daß ein israelitischer König nicht bloß ein tapferer Krieger sein dürfe, daß in einem israelitischen Staate auch für Jahve Platz sein müsse. Und so trachtete er danach, seinem Reiche in dem politischen Centrum auch einen idealen Mittelpunkt zu geben. Während Saul charakteristischerweise das alte Volksheiligthum, die Bundeslade, hatte verkommen lassen, ohne sich um dasselbe zu kümmern, war es eine der ersten Sorgen Davids, es aus dem kleinen judäischen Landstädtchen, in welches es gerathen war, in die neue Haupt-

stadt überzuführen und ihm dort eine würdige Stätte zu bereiten, wie ja auch Gideon sein Stammkönigthum durch Errichtung eines Heiligthums in seiner Stadt Ophra inaugurirt hatte. Keine wichtige Handlung unternahm David, ohne durch den Priester Jahve zu befragen. Wenn auch dem Bilde Davids die menschlichen Züge im schlimmen Sinne nicht fehlen, welche die Bücher Samuelis in unerbittlicher Wahrheitsliebe nicht im geringsten vertuscht oder beschönigt haben, so bleibt es doch dabei, daß er die leuchtendste Gestalt und die genialste Persönlichkeit der israelitischen Geschichte ist, an Größe überragt nur von den Propheten vom Sinai, von Mose „dem Mann Gottes". Was David für Israel gethan hat, kann gar nicht zu hoch angeschlagen werden; Israel als Volk, als Träger politischen Lebens, als eine konkrete Größe in dem weltgeschichtlichen Prozeß, als Nation im vollsten Sinne, ist ausschließlich sein Werk, und wenn das Reich, welches er in den Kämpfen und Mühen eines langen und reichgesegneten Lebens aufgebaut hat, auch bald nachher in Trümmer sank, wenn Israel selbst sich schon ein Menschenalter nach seinem Tode wieder in zwei Hälften spaltete — die ideale Einheit überdauerte doch die reale Trennung; die vergangene davidische Herrlichkeit blieb der Zukunftstraum Israels, und es ist kein Zufall, daß die Sehnsucht und der Trost Israels erscheint in der Gestalt eines wiederkommenden idealen David, der alle Tugenden und Vorzüge des geschichtlichen David in sich vereinigt ohne seine Schwächen.

Mit David hat das Volk Israel seinen Höhepunkt erreicht ein für allemal; seines Gleichen ist nach ihm nicht gekommen. Die Geschichte des Volkes Israel nach David ist eine fortgesetzte Tragödie, recht dazu angethan, uns in anbetender Bewunderung zu beugen vor dem Worte des Apostels Paulus, daß dieses Volkes Schade der Welt Reichthum geworden sei.

Die Perle ist eine Krankheit der Muschel und tödtet ihren Erzeuger. So sollte auch das köstliche Gut, welches Israel der Welt gab, einer Thränensaat entsprießen. Stück für Stück ging die weltliche Herrlichkeit Israels in Trümmer; aber je kleiner nach außen, desto größer nach innen, je ärmer vor der Welt, desto reicher in Gott. Im Untergange Israels triumphirte Jahve, auf den Trümmern Jerusalems verkündigte Jeremia den neuen Bund. Israel starb als politische Nation, um wieder zu erstehen als religiöse Sekte, als Gemeinschaft der Frommen, die allein berufen und allein fähig war, aus ihrer Mitte den Heiland der Welt, den Erlöser der Menschheit hervorzubringen, den Sohn Davids nach dem Fleische und den Erfüller Moses nach dem Geiste, größer als David, größer auch als Mose. Nachdem sie der Welt die einzigartige Perle gegeben, starb die Muschel: Israel hatte seinen Beruf erfüllt.

Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter) in Hamburg.
(414)

Die

Anfänge der Sprache.

Von

Andreas Stengel.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter).
1888.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Fr. v. Holtzendorff in München.

Die Sprache, dieses wunderbare Instrument des Geistes, durch welches der Mensch Andere zwingt, seine Gedanken nachzudenken, durch welches er alle Regungen seiner Brust, die edelsten wie die niedrigsten, Muth, Begeisterung und Liebe ebenso wie Rache, Haß und sinnliches Begehren zu erwecken vermag, die Sprache, diese vollendete Gußform, welche andererseits seinem eigenen Denken Gestalt, Verlauf und Verkettung aufzwingt, die Sprache, die Tochter des Gedankens und zugleich seine Mutter — woher stammt sie? Von jeher hat diese Frage den Menschen beschäftigt. Ist die Sprache doch ein Theil seines eigenen Selbst, und heißt doch ihre Natur und ihren Ursprung erforschen zugleich über seine eigene Natur und seinen eigenen Ursprung Kunde erlangen.

Zwei diametral entgegengesetzte Antworten wurden seit den Tagen Demokrits und Heraklits auf unsere Frage gegeben. Thesis, Satzung, lautet das Feldgeschrei in dem einen Lager, Physis, Natur in dem anderen. Die Wörter, sagen die Einen, bedeuten das, was sie bedeuten, infolge menschlicher Uebereinkunft. Zwischen den Wörtern und ihrer Bedeutung, sagen die Anderen, besteht ein natürlicher Zusammenhang. Für dieselben Vorstellungen existiren in den verschiedenen Sprachen verschiedene Bezeichnungen, daher kann zwischen Wort und Bedeutung kein Naturzusammenhang sein, sagen die Einen. Vor der Sprache war kein hinreichend vollkommenes Mittheilungsmittel vorhanden,

um sich über die Bedeutung der neugeschaffenen Wörter zu verständigen, daher kann die Sprache nicht auf Uebereinkommen beruhen, sagen die Anderen. Und wir fügen bei: Konnte die primitive Menschheit, wenn ein so vollkommenes Verständigungsmittel in ihrem Besitze war, das Bedürfniß nach einem anderen empfinden? Dies zugegeben, konnte sie auf den Gedanken kommen, gerade die Laute der eigenen Brust als solches zu verwenden, ohne die Erfahrung, daß dies Material so etwas überhaupt zu leisten imstande ist? In unserer Zeit freilich mag die künstliche Zusammensetzung eines Volapük nach dem Muster und aus den Bestandtheilen vorhandener Sprachen gelingen, aber in jenen Urzeiten, wo die Sprache erst entstehen sollte, wie da?

Mit der Thesis ist es also nichts. Die entgegengesetzte Ansicht scheint mehr für sich zu haben, besonders wenn der behauptete natürliche Zusammenhang ein solcher ist, daß die Verschiedenheit der menschlichen Sprachen und die Nothwendigkeit des Lernens dabei erklärlich bleibt. Das Vorhandensein von Schallnachahmungen in der Sprache legt den Gedanken nahe, daß alle Wörter ursprünglich Nachahmungen waren, und zwar sowohl wirkliche Nachahmungen des Schalles als auch und vorherrschend symbolische Nachahmungen der sichtbaren Merkmale der Dinge durch den Schall der Stimme, wobei der Klang der Worte auf das Ohr einen Eindruck hervorbringt, ähnlich dem des Gegenstandes auf die Seele. Die Anhänger dieser Theorie legen in den Wörtern Stab, Stamm, starr, stechen, stehen, steigen, Stein, stetig, Stock, Stumpf dem st den Eindruck des Festen, Aufrechten, Harten, dagegen dem w in Wange, wanken, wälzen, weben, wehen, Welle, winden, wirren, Wege, Wolke, Wunsch, den Eindruck des Runden, Weichen, Schwankenden, Bewegten bei. Es ist allerdings eine psychologische Thatsache, daß die Laute einen onomatopoetischen Werth haben, und daß wir diesen Werth heute noch fühlen; allein es wäre ein Irrthum,

wollten wir den onomatopoetischen Werth der Laute für ursprünglich halten. Das Wort und der durch das Wort bezeichnete Begriff verschmelzen in unserem Geiste so eng miteinander, daß das eine unfehlbar das andere in der Erinnerung wachruft. Je öfter in uns durch das gehörte Wort der Begriff wach geworden ist, desto enger wird die Verbindung, desto bezeichnender erscheint uns das Wort, weil wir beim gehörten und gesprochenen Wort all das denken und fühlen gelernt haben, was der Gegenstand selber uns zu denken und zu fühlen nöthigt. Wer empfände daher in Staub, stehlen, stieben, stöhnen, stolpern, straucheln, streichen, Streu, Strom, stülpen, stürzen etwas von dem Festen, Aufrechten und Harten, das in st liegen soll? wer in wachen, wacker, Waffe, wahr, weh, wehren, Wetter, wild, Wolf, würgen etwas von dem Runden, Weichen, Schwankenden, Bewegten des w?

Doch man weiß sich zu helfen. Verloren ist eben das lebhaftere Gefühl für Lautsymbolik, das die Menschheit früher besaß, verloren der Instinkt des Geistes, welcher die Sprache schuf. Instinkt, was ist das? Kein Mensch weiß es. Und so kann es schließlich nicht Wunder nehmen, wenn Renan in reiner Verzweiflung über die Erfolglosigkeit der bisherigen Lösungsversuche den Ausspruch thut: „In der That, wenn man dem Thiere den Schrei als ihm ursprünglich eigenthümlich zuschreibt, warum will man dem Menschen die ursprüngliche Eigenthümlichkeit des Wortes abstreiten?" Da haben wir's: die Sprache gehört von Uranfang so zum Menschen, wie Augen, Ohren und Nase. Heißt das nicht, auf jede Erklärung tapfer Verzicht leisten? Mit Staunen fragt man sich da, wozu der Herr sich die Mühe nahm, ein dickes Buch „De l'Origine du Langage" zu schreiben. So steht also auch die Physis auf schwachen Füßen.

Den beiden besprochenen Ansichten über den Ursprung der Sprache stellt sich seit dem Aufblühen der Sprachwissenschaft

und der modernen Naturwissenschaft eine dritte zur Seite, deren Schlagwort „Entwickelung“ heißt. Diese Theorie betrachtet die menschliche Sprache als das Produkt einer langsamen Entwickelung aus unbedeutenden Anfängen heraus. Sie setzt ein ursprüngliches Stadium der Menschensprache voraus, in welchem dieselbe der Thiersprache wesentlich gleich war und statt aus Worten aus lauter Naturlauten bestand. Sie sieht ihre Aufgabe darin, zu zeigen, welche Brücke von den Naturlauten herüber zu den Urwörtern führt. Tausend fleißige Hände regen, fördern sich in muntern Bund, um diese im Schutt ungezählter Jahrtausende vergrabene Brücke bloszulegen; da und dort wird schon ein Stein, das Stück eines Bogens, eines Pfeilers sichtbar; aber der eigentliche Fahrdamm will sich noch nicht blicken lassen. Lazarus Geiger betrachtet alle Worte als aus einer einzigen Grundform hervorgegangen, einem unscheinbaren Keim, aus dem der ganze Reichthum aller Sprachen allmählich sich entfaltet hat. Er sucht nach dem Objekt, das dem Urlaut seine Bedeutung gab, und glaubt, es in dem menschlichen Antlitz oder einer Bewegung des menschlichen Mundes zu finden. Mit der sichtbaren Miene oder Mundverzerrung kann, ja muß man nach Geiger auch einen thierischen Laut, ein Murren verbunden annehmen, so daß die den Sprachlaut vielleicht erzeugende Nachahmung in gewissem Sinne zugleich Schallnachahmung gewesen wäre. Da auf diese Weise „die Sprache mit ihrem Objekte zusammenfiel, so wurde sie verstanden“. Das ist gewiß geistreich. Allein, daß der ganze Reichthum der Sprache aus einem einzigen Urlaut sich entfaltet habe, daß die Vervielfältigung und Differenzirung von Laut und Bedeutung des ersten Sprachlautes das eigentliche, innerste Heiligthum der Sprache und des Geistes bilden, die Stätte, wo der heilige Funke der Menschenvernunft aus ewigem Dunkel zuerst entsprang (Geiger, Ursprung der Sprache, Stuttgart 1869, S. 167), ist schön und herrlich gesagt, aber denken und vorstellen

läßt sich's nicht. Dadurch, daß Geiger von dem Ersten und Frühesten redet, was irgend eine Menschensprache ausdrückt, dem ersten Objekt sprachlicher Bezeichnung, dem ersten Sprachlaut, dem ersten Sprachschrei, der ersten Sprachbewegung, negirt er einen langsamen und unmerklichen Uebergang, bricht die Entwickelungsreihe gewaltsam ab und setzt sich so mit seinem eigenen Standpunkt in Widerspruch. Trotz der vielen fruchtbaren Gedanken und scharfsinnigen Bemerkungen ist daher sein Lehrgebäude ein in Fundament und Krönung verfehltes.

Max Müller (Vorlesungen über die Wissenschaft der Sprache. Deutsch von Dr. K. Böttger. Leipzig. 2 Bde.) meint den Uebergang von den ersten natürlichen, noch nicht eigentlich menschlichen Sprachäußerungen zu den wirklichen menschlichen Worten durch die von den verschiedenen Stämmen getroffene Auslese sich erklären zu können. Er nimmt also an, daß ursprünglich zur malenden Wiedergabe eines Eindrucks verschiedene Laute und Lautkomplexe zu Gebote standen, und daß von dem Augenblicke an, da einer von ihnen die Oberhand über die anderen gewann, der Anstoß zur Bildung von Wortfamilien und damit zur höheren Entwickelung und Vermenschlichung der Sprache gegeben war. Eine solche Auslese findet wirklich statt, wir sehen im Laufe der Geschichte nicht nur einzelne Wörter, sondern sogar ganze Wortfamilien aussterben. Allein, daß eine solche Auslese zur Veredelung der Sprache nothwendig sei, ist mindestens zweifelhaft. In der indogermanischen Sprachfamilie haben wir für den Begriff sehen außer mehreren anderen Urwörtern oder Wurzeln folgende fünf: skav, spak, ak, vid und var, und jede derselben hat eine größere oder kleinere Wortfamilie erzeugt. Von skav kommt schauen und schön, lateinisch caveo und cautus; — von spak kommt spähen, Specht, Spion, lateinisch spicio, Speculum, specto, griechisch sképtomai ich spähe, skopos der Späher, wovon Teleskop und Mikroskop, — von ak kommt Auge, latei-

nisch oculus, griechisch opsis Gesicht, opsomai sehe, óphthalmos das Auge; — von vid kommt lateinisch video, griechisch idein sehen, idea (Idee), vida ich habe gesehen und ich weiß, deutsch wissen, altindisch vēda das Wissen; — von var kommt gewahr, gewahren, wahrnehmen, (be)wahren, der Wart, die Warte, warten, lateinisch vereor, revereor, wovon Reverenz, griechisch horáo sehe, horāma Anblick. Man wird nicht sagen wollen, daß Griechisch, Lateinisch und Deutsch trotz der vielen Wurzeln für einen und denselben Grundbegriff, nicht doch hochentwickelte Sprachen seien. Wir können also von den Naturlauten zu den Worten durch Auslese nicht gelangen. Uebrigens wird durch Auslese die Zahl der vorhandenen Elemente vermindert; nicht aber um Verminderung, sondern um Vermehrung derselben handelt es sich. Andere Forscher sehen als das treibende Agens in der Entwickelung der Sprache aus ihrem thierischen Zustande heraus unbewußte und unwillkürliche Nachahmung der Mittheilungsweise der Stammeshäupter an. Dreierlei wird durch solche Nachahmung erreicht: erstlich die Einheit der Sprache innerhalb einer Gemeinschaft, zum zweiten die Möglichkeit des Fortschritts, da nicht jede Generation gezwungen ist, immer wieder von vorn anzufangen, endlich die Abstreifung des Leidenschaftlichen, welches ursprünglich im Naturlaut, im Schrei des Schmerzes, des Zorns, der Lust liegt und in Stimmung und Stimme des Nachahmenden, von diesen Affekten nicht selbst Beherrschten, sondern dieselben nur in der Erinnerung Vorstellenden, nothwendig zurücktreten muß. Das ist nun freilich etwas. Allein Nachahmung setzt das Vorhandensein des Nachzuahmenden voraus; woher aber kam dies? Da sich das Wort sowohl dem Lautbestand als der innewohnenden Bedeutung nach vom Naturschrei unterscheidet, so ist die Kardinalfrage die, wie die Erzeugung der neuen Laute zu erklären sei, und welche Ursachen die neue Verbindung bestimmter Laute mit bestimmten Bedeu-

tungen hergestellt haben. Zur Lösung dieser Frage ist der Hinweis auf Nachahmung und Auslese völlig nutzlos; hier kann nur eine eingehende Betrachtung und beiderseitige Vergleichung der Menschen- und Thiersprache zum Ziele führen.

Wir werden zunächst den Entwickelungsgang der Sprache in raschen Schritten soweit rückwärts verfolgen, als dies an der Hand der Sprachwissenschaft möglich ist, und werden den frühesten Zustand der menschlichen Sprache kennen lernen, von dem die Sprachwissenschaft Kunde hat. Haben wir uns so dem Punkte, wo Naturlaut und Wort ineinander übergehen, von der einen Seite genähert, dann wird uns obliegen, von der entgegengesetzten Seite gegen denselben vorzudringen.

Mustern wir den Wortschatz der lebenden deutschen Sprache, so finden wir darin Wörter sehr verschiedenen Alters; neben der großen Zahl solcher, die Jahrhunderte schon in wesentlich gleicher Gestalt kursiren, finden sich auch solche von neuem und allerneuestem Gepräge. Absolut Neues zwar kommt nicht mehr auf. Alle Neubildungen, von Gas und Dampfschiff und Eisenbahn, vom Volksthum des alten ehrenfesten Gutsmuths an bis zu Johannes Scherrs l'empire-c'est-la-paix-Duseligkeit, alle Neubildungen sind Nachbildungen, sind aus lauter vorhandenen Materialien und nach vorhandenen Mustern gebildet. Die Muster selbst sind wieder Nachbildungen älterer Muster u. s. f.; die ersten Muster aber können keine Nachbildungen sein, sie müssen einen anderen Ursprung haben. Welchen? Dies lehren uns Zusammensetzungen, die ihr Dasein nicht dem menschlichen Willen verdanken. Lindenblatt wurde im dreizehnten Jahrhundert noch getrennt: ein linden blat, d. h. ein Blatt einer Linde, gesprochen und geschrieben; mit der Zeit flossen beide Wörter in eins zusammen. Je öfter die Aufeinanderfolge des nämlichen Wortpaares vorkommt, desto mehr tritt in unserem Bewußtsein die Bedeutung jedes einzelnen Wortes in den Hintergrund, beide

erhalten einen einheitlichen Wortton und werden als ein Wort empfunden. Zuweilen macht lautliche Entstellung die Zusammensetzung unkenntlich, wie in Schulz, Schultes aus Schultheiß, in Spessart aus Spechteshart, d. i. Spechtswald. In wieder anderen Fällen verliert nur der eine Theil, im Deutschen stets der zweite — das Grundwort — den Ton und damit seine Selbständigkeit als Wort und sinkt zur blosen Endung herab; wir haben dann nicht Zusammensetzung, sondern Ableitung vor uns. Alle Ableitungssilben waren vor kürzerer oder längerer Zeit Wörter mit eigener Bedeutung: heit war gleichbedeutend mit Stand, Art, weshalb man noch mundartlich lediger Heit in der Bedeutung ledigen Standes hört; lich ist dasselbe Wort wie Leiche, und bedeutete ursprünglich wie dies Leib und Gestalt, abgeleitet davon ist ge-lich, unser gleich. Stand, Würde, Urtheil bedeutete das mit dem griechischen thema verwandte tuom, das zu thum verkürzt wurde. Das in Friedrich, Ulrich, Gänserich, Wütherich erscheinende rich, mit Reich verwandt, bedeutete Herrscher und ist mit lateinisch rex und indisch Rajah identisch.

Wie die Ableitungs-, so führen sich auch die Flexionsendungen auf selbständige Wörter zurück. Unser neuhochdeutsches „wir nährten" lautete im Althochdeutschen zur Zeit Karls des Großen: nerituměs, in der einige Jahrhunderte älteren gothischen Bibel des Ulphilas: nasidêdum. Die gothische Form des Wortes ist im allgemeinen voller als die althochdeutsche, nur die Personalendung mês ist im Althochdeutschen der lateinischen ähnlicher und besser erhalten als im Gothischen, wo sie bis auf m geschwunden ist. Das gothische Wort zerlegt sich in folgende Bildungselemente nas-i-dêdu-m. Davon ist nas die die Bedeutung „genesen" tragende Wurzel, i der Rest der noch nicht aufgeklärten Silbe ja, womit faktitive Verba gebildet wurden, d. h. Verba, welche ein Verursachen oder Bewirken dessen ausdrücken, was das Stammwort besagt, wie tränken so viel wie

trinken machen, ätzen essen machen bedeutet; dêdu ist die doppelt gesetzte Wurzel des Zeitworts thun, doppelt gesetzt zum Ausdruck der Vergangenheit, m endlich der Rest der beiden Fürwörter ma und si, d. h. ich und du.

Wenn nun auch nicht von allen Bildungselementen der Sprache der Ursprung nachweisbar ist, so dürfen wir nicht vergessen, daß sie durch den Verlust des Tones und durch die lautliche Abnützung im Munde vieler Generationen zu sehr entstellt sind. An der Wahrheit dürfen wir nicht zweifeln, daß sie alle ursprünglich selbständige Wörter waren. Abgesehen davon, daß nur so eine den Verstand befriedigende Erklärung möglich ist, giebt es Sprachen, deren Wörter heute noch keine anderen Bestandtheile haben als lauter an und für sich bedeutungsvolle und verständliche, und weder Ableitung noch Flexion, sondern nur Zusammensetzung erfahren. Dies sind die sogenannten agglutinirenden, zu deutsch anleimenden Sprachen. Im Türkischen bedeutet dog schlagen, ur Einen, der eine Thätigkeit ausübt, um ich. Daher heißt dog-ur schlagend oder Schläger, und dog-ur-um ich schlage, wörtlich etwa: schlagen thuend ich. Daß aber die Zusammensetzung anfangs nichts anderes war als die Nebeneinanderstellung von Wörtern, von denen eines den Sinn des andern zu erweitern oder zu verengern, überhaupt zu modifiziren hatte, lehrt die Betrachtung solcher Sprachen, die es nicht einmal bis zur Zusammensetzung gebracht haben, die sogenannten isolirenden oder einsilbigen Sprachen wie die chinesische.

Die chinesischen Wörter sind genau das, was man gewöhnlich Wurzeln nennt. Ein chinesisches Wort kann die Funktion eines Substantivs, Adjektivs oder Verbs versehen, ohne die geringste Veränderung an sich zu erleiden; kao kann hoch, Höhe oder hoch sein, ta kann groß, Größe, groß sein, vergrößern und sehr, hao kann lieben, liebend und Liebe heißen, je nach der Wortstellung; das den Hauptbegriff ausdrückende Wort

steht nämlich nach dem den untergeordneten Begriff ausdrückenden. Kao schan heißt hoher Berg oder hohe Berge, schan kao dagegen berghoch, Berghöhe, der Berg ist hoch oder die Berge sind hoch; ta fu heißt großer Vater, fu ta des Vaters Größe oder der Vater ist groß; mu hao heißt Mutterliebe oder die Mutter liebt, hao mu die liebevolle Mutter.

Wo in einsilbigen Sprachen ein solch strenges Stellungsgesetz wie im Chinesischen nicht waltet, wie z. B. im Siamesischen, Annamesischen und den malaio-polynesischen Sprachen, fallen Attribut und Prädikat gänzlich zusammen und damit fällt die Schranke zwischen Satz und Satztheil (v. d. Gabelentz, Ueber Sprache und Schriftthum der Chinesen. Abgedruckt in: Unsere Zeit 1884, 2, S. 632). Es giebt also Sprachen, die nicht einmal den Satz kennen, sondern nur das Wort in seiner formlosen Erscheinung, die Wurzel. Wie Flexion und Ableitung aus der Zusammensetzung, diese aus der Worfügung entstanden, so ist letztere selbst etwas Gewordenes, erst nach dem Vorhandensein der Urwörter allmählich Platzgreifendes. Alle Sprachen, auch die komplizirtesten und ausgebildetsten, setzen daher einen Urzustand voraus, wo es bildlich gesprochen noch keine Grammatik, sondern nur ein Wörterbuch geben konnte. Dies Wörterbuch können wir uns für den Anfang nicht arm genug vorstellen weder in Bezug auf die lautliche Gestalt der Wörter noch im Bezug auf ihren Inhalt.

Ueber die lautliche Beschaffenheit der Urwörter giebt die Betrachtung lebender Sprachen, besonders der formell tiefstehenden sehr werthvolle Andeutungen. Wohl keine Sprache der Erde besitzt alle Laute, die den menschlichen Sprachorganen zu erzeugen möglich sind; doch giebt es in dieser Beziehung besonders arme Sprachen. Die Indianer von Peru haben kein b, d, f, g, s, die von Port-aux-Français kein b, d, f, p, w und j (nach franz. Aussprache). Den Huronen fehlen alle Lippenlaute, und sie schließen daher den Mund während des Sprechens nicht.

Aber die ärmste Sprache in Bezug auf die Artikulation ist die der Neuseeländer, deren Alphabet folgender 11 Konsonanten entbehrt: b, d, f, g, j, k, l, s, w und der französischen j und z. Selbst im Chinesischen giebt es kein b, d und r; man spricht deshalb Golanki statt Holland, Fulanzu statt France, Tschisukalaiss statt Jesus Christ (nach englischer Aussprache). Für die Unterschiede der Artikulation hat das Chinesische wie manche andere Sprachen wenig Gehör, dagegen das feinste für Tonunterschiede. „Die Betonung, die bei uns nur rhetorischen Zwecken dient, haftet hier dem Silbenwort ein für allemal an." Die Lautgruppe schi z. B. so ausgesprochen, daß die Stimme in gleicher Höhe bleibt, bedeutet Gedicht; ebenso, aber in tieferer Tonlage gesprochen, Zeit. Mit steigendem Tone ausgesprochen heißt diese Silbe Anfang, mit fallendem so, solcher, mit kurz abschnappendem Tone essen, Stein, verfehlen oder zehn (G. von der Gabelentz, Ueber Sprache und Schriftthum der Chinesen.) „Dem chinesischen Ohre macht ein falscher Accent das Wort unverständlicher, als wenn man einen falschen Vokal oder Konsonanten ausspräche. Wird ling oder lin, ning oder nin allein nur mit dem Accent phing ausgesprochen, so versteht es der Chinese, ebenso tschung, schung oder schün, bei gleichem Accent" (Bastian, Die Völker des östlichen Asiens VI, S. 518, Fußnote).

Artikulation und Intonation zusammengenommen reichen jedoch in manchen Sprachen noch nicht aus zur deutlichen Mittheilung; es muß ein drittes dazu kommen: die Gestikulation. Nach Greenhill kann eine Nation östlich vom Cap Palmas (Zahnküste) im Finstern nicht verstanden werden, da die Sprache der Geberden bedarf. Auch die Buschmänner begleiten ihre Worte mit soviel sichtbaren Zeichen, daß sie, wenn sie Nachts sich unterhalten wollen, sich um ihre Feuer versammeln müssen. Die Arapahos Nordamerikas besitzen, nach Burton, ein so

mangelhaftes Vokabular, daß sie einander in der Dunkelheit kaum verstehen können; wenn sie mit einem Fremden sprechen wollten, mußten sie ans Lagerfeuer kommen. Nach Spix und Martius kommen die wilden Stämme Brasiliens der Unzulänglichkeit ihrer Phrasen unaufhörlich mit Gebärden zu Hülfe. Wenn sie sagen wollen, daß sie in den Wald gehen, so sprechen sie nur die Worte ihrer Sprache aus, welche heißen: „Wald gehen", und dazu strecken sie den Mund nach der Richtung hin, welche sie andeuten wollen. — Soweit über die lautliche Beschaffenheit der früheren Sprache.

Welches war die Beschaffenheit der Urwörter in begrifflicher Beziehung?

Die Entdeckung der indo-germanischen Sprachfamilie und das Aufkommen der Sprachwissenschaft haben eine Zeitlang einer irrthümlichen Beantwortung dieser Frage Vorschub geleistet. Nach dem Vorgange der indischen Grammatiker verlegte man den ganzen Reichthum der Bedeutungen, welcher innerhalb einer Wortfamilie steckt, in die Wurzel selbst und glaubte, sie enthalte die abstrakte Grundbedeutung für alle Wörter der Familie.

Hiergegen spricht die Thatsache des Bedeutungswandels, dem in den meisten Fällen Mißverständniß und Verwechselung zu Grunde liegt. Durch Verwechselung des Aehnlichen und eine beständige Wiederholung dieser Verwechselung erlangt ein Wort schließlich eine von seiner ursprünglichen Bedeutung fern abliegende und mit ihr in keinem Zusammenhang stehende neue. Die Wörter schlecht und kindisch haben bei Luther noch einen edleren Sinn, als in unserem Sprachgebrauche. Schalk heißt ursprünglich Knecht, dann knechtisch böser, ungetreuer Mensch, bei Luther Taugenichts, Bösewicht, bei uns neckischer, lustiger Mensch. Marschalk, der Pferdeknecht, wurde in Frankreich zum Hufschmied, in Deutschland schwang er sich nach und nach

durch die Stellung als königlicher Stallmeister zur höchsten Würde im Heere und am Hofe auf. Der englische knight, lautlich identisch mit dem deutschen Knecht, ist zum Vasallen geworden, dann zu ritterlichem Ansehen gelangt. Umgekehrt sank unser unschuldiger Knabe in seiner englischen Form knave zum bösen Buben, zum Schurken herunter. Auch das deutsche Wort Bube hat dieselbe Degradation erlitten. Karl, der Mann ist zum Kerl geworden. Und wer gedenkt nicht der Herabwürdigung eines der edelsten deutschen Wörter, des Wortes Mensch?

Aber auch ohne Vergessen der ersten Bedeutung, sehen wir Wörter gleichsam sprungweise zu neuen Bedeutungen gelangen. Es genügt, wenn das eine oder andere gemeinsame Merkmal den Namen des einen Begriffes auf einen andern zu übertragen ermöglicht. Und wir finden meist, daß das gemeinsame Merkmal ein äußerliches, sinnenfälliges ist. Der Name des Horns trägt sich über auf eine Beule an der Stirn, auf einen spitzen Bergkegel, auf ein metallenes gebogenes Blasinstrument, auf den Stoff, aus dem Horn, Hufe, Klauen, Nägel und Haare bestehen. Von der Bogenform kommt der Name Hornklee, vom tiefen Ton beim Fliegen der Name Hornisse. Nach dem Flügel wird ein Theil des Rockes, der Seitentheil eines Heeres und ein Tasteninstrument benannt. Das bekannte schwarze Angstrohr auf dem Kopfe entlehnt seinen Namen vom Schlot, die Blüthen der Weide, Birke, Eiche, Haselnuß u. s. f. von der Katze, desgleichen der Geldgurt und die neunfache Geißel. „In Tahiti ward der Begriff der Kuh nach dem des Schweines gebildet, bei den Amerikanern der des Pferdes nach dem Ochsen, oder in Westafrika nach der Kuh. Sieht der Australier einen neuen Gegenstand, so benennt er ihn nach der Aehnlichkeit eines bekannten.“ (Bastian, Die Völker des östlichen Asiens V, Vorwort S. XLVII). Als die Australier die Bücher auf- und zumachen sahen, gaben sie ihnen den Namen von der Muschel.

Weit entfernt davon, daß die Wurzeln eine abstrakte Bedeutung gehabt hätten, geht der früheren Sprache vielmehr ein abstrakter und geistiger Gehalt völlig ab. Alle Wörter, auch die, welche jetzt das Geistige bezeichnen, hatten ursprünglich eine sinnliche Bedeutung. Bei fassen, begreifen, einsehen, erwägen, überlegen u. dgl. ist dies ohne weiteres klar; aber es läßt sich auch sonst sehr häufig nachweisen. Fromm heißt in früherer Zeit nur nützlich, brauchbar, tüchtig, und diesen Sinn hat das Wort noch in dem bekannten Spruch: „Jedermann ein Ei, dem frommen Schweppermann zwei!" Im Gegensatz hierzu ist böse soviel wie schadhaft, schädlich, untüchtig. Von König Artus' Hofe heißt es im Iwein: „Dô was ein boeser man von vil swachem werde," wo unter einem bösen Manne einer verstanden ist, der nicht zum Kampfe taugt. Unser deutsches wissen muß wie das lat. videre sehen bedeutet haben. Das franz. savoir (wissen) stammt vom lat. sapere (schmecken, riechen). Im Französischen heißt penser denken, im Lateinischen aber heißt pensare nur wägen, abwägen. Animus, spiritus, pneuma meinen anfänglich den Hauch oder Athem, und erst später daneben auch den Geist. Das deutsche Wort Geist hat eine noch unedlere Herkunft. Es kommt von einem Verbum, welches schlagen, schrecken bedeutete, und bezeichnete ursprünglich ein Schreckbild, ein Gespenst. Verwandt damit sind Geißel und Ger (Wurfspieß). Selbst der Name Gottes, lat. Deus, sanskritisch Dyaus, bezeichnet seinen Träger in der ältesten Zeit nur als den Hellen, den Leuchtenden.

Auch jetzt noch haben manche Sprachen kein Ausdrucksvermögen für das Allgemeine und Geistige. Die rohen Jägerstämme benennen den Biber Wolf und Bär, sie haben aber keinen Namen für Thier. Den Sprachen der Australier fehlen Ausdrücke für Baum, Fisch und Vogel, wohl aber ist an Bezeichnungen der einzelnen Arten kein Mangel. In der Tschocta-

sprache (Nordamerika) giebt es wohl Bezeichnungen für die Weiß-, Roth- und Schwarzeiche, aber keine für die Eichengattung. (Bei O. Peschel, Völkerkunde, Leipzig 1876, S. 116). Die Tasmanier haben keine einfache Bezeichnung für rund, hart und hoch, sie sagen dafür wie ein Ball, oder wie der Mond, wie Stein, mit langen Beinen. Die Grebo in Ostafrika haben keine Worte, um denken, vergessen, zornig, glücklich, gedenken, tadeln, zustimmen, Gatte, Gattin u. s. f. auszudrücken. (Bei Bastian a. a. O. S. XLVI f.) Nach Spix und Martius besitzen die brasilianischen Stämme Bezeichnungen für die verschiedenen Körpertheile, die Thiere und die Pflanzen, aber Worte wie Farbe, Ton, Geschlecht, Art, Geist 2c. fehlen ihnen vollständig. Dr. G. Fritsch berichtet, daß ein Missionär, der den Korana, einem Hottentottenstamm, den fehlenden Begriff „Gewissen" beibringen wollte und deshalb auf das der Sünde folgende schmerzliche Unbehagen im Innern hinwies, als er später seine Katechumenen fragte, was sie sich unter Gewissen vorstellten, die Antwort erhielt: Leibschmerzen. (Die Eingebornen Südafrikas, Breslau 1872). Die Sprachwissenschaft läßt uns einen Blick thun in eine graue Urzeit, wo das Wort noch ohne Bildungs- und Flexionselemente sich uns darstellt, wo noch keine Sätze von bestimmter Form gebildet wurden, wo die Zahl der artikulirten Laute noch eine sehr beschränkte war, wo die Betonung und die begleitende Geberde so wesentlich zum Verständniß des Wortes waren wie die Artikulation, wo noch nichts Geistiges, sondern nur Sinnenfälliges bezeichnet wurde. Welch ein Reihe von Entwickelungen aber muß diesem Zustande vorausgegangen sein? Hier ist der Punkt, wo wir die Frage nach Wesen und Beschaffenheit der Thiersprache aufwerfen müssen.

Was allen menschlichen Sprachen gemeinsam ist, nämlich der Zweck: gegenseitige Mittheilung, und das Mittel: die Laute

der Stimme, eben das hat auch die Sprache der Thiere mit ihnen gemein Je höher ein Thier geistig steht, desto mannigfaltiger und ausdrucksvoller sind im allgemeinen die Aeußerungen seiner Stimme, desto deutlicher tritt die Absicht der Mittheilung hervor. „Der Cebus Azarae in Paraguay giebt, wenn er aufgeregt wird, wenigstens sechs verschiedene Laute von sich, welche bei anderen Affen ähnliche Erregungen veranlassen . . . Bei den domestizierten Hunden haben wir das Bellen des Eifers wie auf der Jagd, das des Aergers, das heulende Bellen der Verzweiflung, z. B. wenn sie eingeschlossen sind, das der Freude, wenn sie z. B. mit ihrem Herrn spazieren gehen sollen, und das sehr bestimmte Bellen des Verlangens oder der Bitte, z. B. wenn sie wünschen, daß eine Thür oder ein Fenster geöffnet werde." (Darwin, Die Abstammung des Menschen und die geschlechtliche Zuchtwahl. Aus dem Englischen von Caras. Stuttgart 1871, I. Band, S. 45.)

Und doch wird von mancher Seite die Berechtigung bestritten, zum Zwecke der Erforschung der menschlichen Sprache die Sprache der Thiere vergleichend heranzuziehen. Die Unterschiede zwischen beiden seien wesentlicher Art, sowohl was den geistigen Gehalt, als was die sinnliche Außenseite anbelangt. Was die Thiere auszudrücken haben, heißt es, sind Empfindungen grob sinnlicher Art, der Mensch dagegen drückt abstrakte Begriffe aus. Dies ist der innere Unterschied. Ferner besitzt das Thier nur unartikulirte Laute, die Laute des Menschen dagegen sind artikulirt. Dies ist der äußerliche Unterschied.

Prüfen wir beide Behauptungen auf ihren Wahrheitsgehalt!

Wie es sich mit dem im Gegensatze zur Thiersprache behaupteten geistigen und abstrakten Inhalt der ursprünglichen Menschensprache verhalte, ist uns bekannt. Wir haben gefunden, daß die Urbedeutung der Wörter stets und überall eine sinnliche

war. Der Vorgang der Abstraktion oder Begriffsbildung läßt sich indeß beobachten.

Ich sah z. B. gestern eine Eiche, heute sehe ich eine Buche, nun wird dieser vor mir stehende aufwärts strebende Stamm und die von ihm ausgehenden Aeste das Gleiche meiner gestrigen Wahrnehmung als Erinnerungsbild wachrufen. Sehe ich später eine Birke, so wiederholt sich das nämliche: die Merkmale, welche der Eiche, Buche und Birke gemeinsam sind, treten, da sie wiederholt gegeben sind, in meinem Bewußtsein mit entschiedener Klarheit hervor, indeß die nur vereinzelt vorkommenden ungleichartigen Merkmale im Bewußtsein um so mehr verdunkelt werden, je mehr die gleichartigen vorherrschen. So entsteht der Begriff „Baum". Der Begriff ist also von der Vorstellung und die Begriffsbildung von der Erinnerung nicht wesentlich verschieden. Wir haben auch durchaus keinen Anhaltspunkt dafür, daß der Mechanismus des Seelenlebens im Thiere ein anderer sei als im Menschen. Was diesen letzteren auf eine höhere Stufe hebt, ist, um mit Lazarus Geiger zu reden (Ursprung S. 185), ein gesteigertes Vermögen der Unterscheidung, gegründet auf ein vielseitigeres Interesse für die Dinge und Vorgänge der Außenwelt, und zwar, setzen wir hinzu, auch für solche, die seinem leiblichen Dasein weder nützlich noch schädlich sind. Dieser letztere Punkt scheint mir der wichtigste. Der ganze Interessenkreis des Thieres läßt sich in die klassischen Worte zusammenfassen: „Hunger und Liebe", und so erschöpft sich der ganze Reichthum der Thiersprache in Lock- und Warnungsrufen. Trotzdem ist der Unterschied zwischen der Sprache des Thieres und der des Menschen, was den geistigen Gehalt betrifft, nur ein gradueller und kein wesentlicher. Denn wofür interessirt sich der Australneger? Und doch ist noch Niemanden eingefallen, deswegen zwischen dem Geiste eines Negers und dem Geiste eines Goethe

einen andern Unterschied als einen Unterschied des Grades zu erblicken.

Die Laute der Thiere sind unartikulirte, die des Menschen artikulirte. Das ist die zweite Behauptung, die wir zu prüfen haben.

Wir werden nicht sagen wollen: artikulirt ist, was man schreiben kann, unartikulirt, was nicht kann geschrieben werden. Denn es giebt unartikulirte Laute, die wir schreiben können — man denke an die Notenschrift, und es giebt artikulirte Laute, die wir mit unseren Buchstaben nicht schreiben können — man denke an die Schnalzlaute der Hottentotten. Wodurch werden die Laute artikulirt? Antwort: durch die Bewegungen der Sprachorgane, der Kiefern, der Lippen, der Zunge u. s. f. Durch diese Bewegungen wird der Weg für die Stimme entweder blos verengt oder völlig verschlossen, und auf diese Art entstehen die verschiedenen Vokale und Konsonanten.

Die Säugethiere besitzen dieselben Artikulationsorgane wie der Mensch; bei den Vögeln tritt an die Stelle der fehlenden Lippen der Schnabelrand. Daß Papageien, Staare, Elstern sprechen lernen, ist bekannt. Aber auch ohne Unterricht machen die Thiere von ihren Artikulationswerkzeugen, wenn auch nur in äußerst geringem Maß, Gebrauch. Deutlich kann man in Menagerien und Thiergärten sehen, daß der Tiger sein langgedehntes au genau so erzeugt, wie der Mensch, nämlich dadurch, daß er die anfangs weit geöffneten Lippen allmählich vorschiebt und so die Oeffnung zurundet. Unsere Wiederkäuer lassen die Stimme bei geschlossenen Lippen anfangen zu tönen und bilden m. Beim Rinde zeigt das geöffnete Maul eine rundliche Form, beim Schaf und der Ziege sind die Lippenwinkel mehr zurückgezogen; dort gleicht der dem m folgende Vokal dem menschlichen u, hier dem ä. Hühner, Enten und Gänse, bei denen sich erst nach Oeffnung des Schnabels die

Zunge vom Gaumen entfernt, erzeugen dadurch einen Gaumenkonsonanten mit nachfolgendem a. Bei Singvögeln bemerkt man während des Gesanges die Bewegungen des Schnabels und der Zunge, durch welche konsonantische, den Gesang in Silben zertheilende Laute, entstehen, und welche diesen Silben einen bald a-ähnlichen, bald i-ähnlichen Klang verleihen.

In all diesen Beispielen, die sich leicht vermehren ließen, ist die Artikulation für die Mittheilung ohne Belang. Die wenigen Artikulationen, über welche ein Thier verfügt, werden bei jeder Gelegenheit, welche das Thier zur Aeußerung der Stimme veranlaßt, ohne Unterschied angewendet. Viel seltener sind die Fälle, wo die Artikulation Einfluß auf die Bedeutung hat. Katzen und Gänse bilden übereinstimmend, wenn sie in Wuth gerathen, bei weit aufgesperrten Kiefern durch den erhobenen hinteren Theil der Zunge eine Enge und lassen ein Geräusch hören, welches dem ch sehr ähnlich ist. Ueber die Natur des Zischens bei den Schlangen kann ich nicht Aufschluß geben. Dieser Laut wurde ursprünglich nicht mit Absicht erzeugt, er war vielmehr Folge theils von zweckmäßigen Bewegungen, theils von Reflexbewegungen: im Zorn riß das Thier die Kiefern zum Angriff auf und stieß den Athem heftig aus. Da es aber durch Erfahrung die abschreckende Wirkung seines Verhaltens auf andere Thiere kennen lernte, so heißt es der geistigen Fähigkeit der Katze nicht zuviel zugetraut, wenn man annimmt, daß sie später absichtlich von dem bewährten Drohungsmittel Gebrauch machte. Auf das dunkle Gebiet der Vererbung will ich mich hier nicht näher einlassen.

Von viel größerer Bedeutung als die Artikulation ist in der Sprache der Thiere die Intonation, eine Folge des größeren oder geringeren Athemaufwandes und der größern oder geringern Spannung der Stimmbänder. Im allgemeinen entspricht der lautere Schrei der heftigeren Erregung und umgekehrt. Welcher

Grad von Deutlichkeit des Ausdrucks durch Anwendung dieser wenigen Ausdrucksmittel erreicht werden kann, sollen nur ein paar Beispiele aus der Sprache der Hühner darthun. Der Warnungsruf ist ein anderer, wenn ein Hund, eine Katze, ein Mensch oder sonst ein auf dem Erdboden wandelnder Feind sich nähert, als wenn ein Raubvogel in der Luft sich zeigt. Im ersteren Falle macht der Hahn oder ein aufmerksam gewordenes Huhn die Entdeckung durch mehrere Silben bekannt, von denen die zweite die am stärksten betonte und höchstklingende ist, und die folgenden immer schwächer und tiefer werden; im zweiten Falle ertönt ein gedehnter krähender, hoch anschlagender Laut, der gegen den Schluß einigermaßen abwärts geschliffen wird. Ohne Zögern suchen auf jeden dieser beiden Rufe hin die Hühner eine dem Fall entsprechende Zuflucht. — Wenn der Hahn Futter gefunden hat, so stößt er kurz nach einander Laute von kurzer Dauer und hoher Tonlage aus und macht dabei die Bewegungen des Aufpickens. Die Hennen verstehen die Einladung und folgen ihr mit überstürzendem Wetteifer. Ich habe öfters gesehen, daß der Hahn seine Hennen nur belog, um sie um sich zu versammeln. Hier ist die Absicht unverkennbar, einen durch die Erfahrung bewährten Laut unter ganz anderen Verhältnissen als Mittel zur Erreichung eines gewünschten Zieles anzuwenden. Die Hennen lassen sich nicht allzuoft täuschen, bald lernen sie unterscheiden, ob der Lockton so zu sagen recht aus aufrichtigem Herzen kommt oder nicht, und scharren im letzteren Falle ruhig weiter.

Die ersten Thierlaute entstehen unfreiwillig. Jede Empfindung hat unwillkürliche Bewegungen verschiedener Muskelpartien zur Folge. Je heftiger die Erregung ist, desto heftiger, ausgebreiteter und anhaltender pflegen diese Bewegungen zu sein. Zusammenziehungen der Muskeln des Brustkorbs und des Kehlkopfes verändern die Athmungsweise und bringen die

Stimme zum Tönen; die Bewegungen der Mundtheile artikuliren den Schall, die Bewegungen der übrigen Körpertheile, die auch theilweise willkürlich sein können, bilden die Gebärde. Alle drei, Ton, Artikulation und Gebärde sind fast in jeder Aeußerung thierischer Empfindung beisammen. Ton und Gebärde sind mannigfaltiger als die Artikulation und in den meisten Fällen für den Ausdruck allein entscheidend.

Unwillkürliche Aeußerung der Empfindung ist noch nicht Sprache; um Sprache zu werden, muß sie von Andern verstanden, muß sie als Zeichen einer bestimmten Empfindung aufgefaßt werden. Aeußerung der Empfindung und Verständniß der Aeußerung zusammen vollenden erst die Mittheilung. Die Aeußerung ist anfänglich unwillkürlich und naturnothwendig; das Verständniß aber ist nicht von der Natur gegeben, sondern wird erst durch Erfahrung erworben. Durch Erfahrung auch lernt das Thier, daß seine Aeußerung verstanden worden ist, und macht dann willkürlich und absichtlich Gebrauch davon. Dies ist der Ursprung der Thiersprache. Ist's zugleich der Ursprung der Menschensprache? Ohne weitere Untersuchung muß man es für sehr wahrscheinlich halten; aber die Wahrscheinlichkeit steigert sich zur Gewißheit wenn man das Kinderlallen, die selbstgeschaffene Sprache der Kinder, beobachtet. Diese Beobachtungen sind nicht leicht, weil es gilt zwei Fehler zu vermeiden. Man muß sich hüten, die Deutung, welche die Mutter den Lauten des Kindes beilegt, ohne weiteres für das zu halten, was ursprünglich in diesen Lauten zum Ausdruck kommt. Zum zweiten muß man den Antheil, welchen die beginnende Nachahmung an der Sprache der Kinder hat, von deren ursprünglichen Bestandtheilen sorgfältig absondern. Alle anderen Aeußerungen, vom ersten Schrei des Neugeborenen an bis zum ersten Versuch, ein Wort der Muttersprache nachzulallen, sind wichtige und willkommene Materialien zur Lösung

unseres schwierigen Problems. Und gerade dieses Feld ist fast unangebaut. So weit ich die einschlägige Literatur kenne, hat einzig Professor Preyer in seinem Buche „Die Seele des Kindes" eine Silbe aufgezeichnet, die im Munde seines Kindes gegen Schluß des ersten Lebensjahres ungefähr soviel wie „Verschwinden" bedeutete, und geäußert wurde, wenn das Licht erlosch oder Jemand aus dem Zimmer ging. Ich selbst habe vier verschiedene bedeutungsvolle Silben meines ältesten Kindes aufzeichnen können, von denen ich sicher bin, daß weder Nachahmung der Muttersprache noch auch nachträgliche Hineindeutung durch Erwachsene im Spiele war. Doch ich will nicht vorgreifen. Zunächst sei erinnert an die Thatsache, daß das Weinen des Kindes nicht immer denselben Klang hat, und nach der Verschiedenheit des Tones von der Mutter und allen Erfahrenen verstanden wird. Im Laufe des zweiten Vierteljahres, zuweilen erst im dritten, kommen die ersten artikulirten Laute zum Vorschein. Wie die Aermchen und Beinchen, so bewegen sich auch die Athmungs-, Stimm- und Sprachorgane des Kindes, anfangs infolge von Reflexreizen, später auch in willkürlichem Spiele. So entstehen die Silben ma, ba, da, na, la, dla u. s. w., bei dem einen Kinde diese, bei andern andere. Diese Silben mischen sich in das Weinen, ohne anfänglich dessen Bedeutung zu verändern. Später wendet das Kind die erworbenen Silben an, wenn es etwas verlangt, einen Interesse einflößenden Gegenstand wahrnimmt oder denselben zeigen will. Dabei sind entweder alle Laute gleichwerthig, oder es wird ein Laut vor den andern bevorzugt, der dann alles mögliche bedeuten und durch begleitende Blicke oder Geberden erst näher bestimmt werden muß.

Bei meinem ersten Kinde hatte anfänglich, wenn es etwas forderte, die Silbe ba den Vorzug. Im Weinen wurde sie durch Verziehung des Mundes und Unmöglichkeit, ihn ganz zu

schließen, zu wawa. Die Silbe ma oder mam konnten wir gegen Ende seines ersten Lebensjahres jedesmal vernehmen, wenn es Nahrung begehrte, oder sein Saugfläschchen sah. Kurz vor Vollendung des ersten Lebensjahres saß der Knabe in seinem Stühlchen mit Spielsachen beschäftigt, als plötzlich ein Stück zerbrach. Sichtlich überrascht rief er kurz abgebrochen ho, hatte in jeder Hand ein Stück und besah bald das eine, bald das andere. Die Interjektion ho drückt bekanntlich im Lateinischen Staunen aus. Jedermann weiß ja, wie beim Erstaunen die Lippen sich runden und vorschieben; erfolgen dabei Zusammenziehungen der Athmungs- und Stimmmuskeln, so kann kein anderer Laut als ho zum Vorschein kommen.

Als der Knabe schon begonnen hatte, einige Worte der Muttersprache nachzuahmen, ertönte eines Tages unter unserer Wohnung Klavierspiel. Da hob er den Zeigefinger und sagte in einem kurz abschnappendem Tone ba! Dieselbe Gebärde und derselbe Laut wiederholten sich noch öfter, wenn er singen oder musiziren hörte.

Die angeführten Silben hatten nur sehr unbestimmte Bedeutung. Nur annähernd könnte man das fordernde ba! mit ich will, oder gieb! jenes mam mit trinken oder Nahrung, ho! mit schau! ba! mit horch! übersetzen.

Die Sprache des einjährigen Kindes liegt mit seinem armen Vokabular noch fast gänzlich in den Banden des Affekts. Diese Sprache ist noch vielmehr Ausdruck des Willens und der Empfindung als der Vorstellung oder gar des Gedankens. Und doch welch ein Unterschied zwischen der Sprache des Thieres und der Sprache eines Kindes, die doch schon Staunen und Neugierde, und damit den Anfang des theoretischen Interesses ausdrückt! Welch eine ganz andere Beweglichkeit der Lippen und der Zunge spricht sich in dem Besitze einer Anzahl von Konsonanten aus!

Für die Verbindung bestimmter Laute mit bestimmten Bedeutungen lernen wir aus der Sprache des Kindes zweierlei. Erstlich, daß im allgemeinen keine bestimmten Ursachen für bestimmte Verbindungen auffindbar sind, ein Mangel, den wir uns gewöhnt haben, mit dem Namen Zufall zu verdecken. Durch Athmen, Blasen, Essen, Trinken, Saugen, durch spielende Bewegungen werden die Sprachorgane geschmeidig und zur Artikulation geschickt gemacht. Macht ein Gegenstand oder Vorgang der Außenwelt Eindruck auf die Seele, so erfolgt Bewegung und Aeußerung der Stimme. Derjenige Laut nun, der dabei hervorgebracht wird, geht in der Erinnerung eine Verbindung mit der Vorstellung des betreffenden Gegenstandes oder Vorganges ein und wird deswegen bei wiederholter Gelegenheit wiederholt hervorgebracht, zuerst unwillkürlich, später wenn die Erfahrung gezeigt hat, daß er von Anderen verstanden wurde, absichtlich.

Fürs zweite finden wir doch daneben durch die Sprache des Kindes einen Gedanken Geigers bestätigt, den dieser geistvolle Forscher nur flüchtig und an untergeordneter Stelle berührt, ohne seine eminente Bedeutung für unser Problem einzusehen. Geiger meint nämlich (Ursprung S. 251, Anm. 101 zu S. 172), daß die Gestikulation der Gesichtsmuskeln von Anfang an von Einfluß auf den Laut gewesen sei, wie denn in Benennung der Sprachorgane und ihrer Verrichtungen ein Konsonant des betreffenden Organs vorkomme, wie z. B. in blasen, Nase, niesen, guttur, Kehle. Ich bin mit Geiger überzeugt, daß die Bewegung des menschlichen Mundes der Ausgangspunkt der Sprachentwickelung ist. Ich kann aber die Ursache hiervon nicht mit ihm in dem Interesse erkennen, mit welchem der Urmensch diese Bewegung an seinesgleichen sah, sondern fühle mich zu der Ansicht genöthigt, daß der Schrei des Bedürfnisses, verbunden mit den ihn modifizirenden Bewegungen des Mundes

und seiner Theile, bei der Nahrungsaufnahme den ersten artikulirten Lauten Ursprung und Bedeutung gab. Ich sehe keinen Zufall, sondern Nothwendigkeit darin, wenn ein Kind mit der Silbe ma oder mam die Mutter und zugleich die Saugflasche bezeichnet.

Jetzt kommt es darauf an, an der wirklichen Sprache die Probe auf das Exempel zu machen. Dabei darf man nicht übersehen, daß die Sprache beständigen Veränderungen in Bezug auf Laut und Bedeutung unterworfen ist. Wenn also auch nur wenige Wurzeln zu Gunsten unserer Anschauung sprechen, und wenn diese wenigen die mannigfachsten Verbindungen und Verschmelzungen mit fremden Bestandtheilen eingegangen haben, so wird man doch gestehen müssen: die Probe stimmt.

Die Nachahmung der Bewegungen bei Aufnahme der Nahrung, also ein abwechselndes Oeffnen und Schließen des Mundes erzeugt bei tönender Stimme die Silben pa und ma. Beides sind indogermanische Wurzeln. Im Sanskrit bedeutet pa nähren, dann schützen. Der Lateiner hat pappa Brei, pasta Teig, panis Brod. Das griechische pálla, und das lat. papilla bezeichnen die nährende Mutterbrust. Von der Aehnlichkeit mit diesem nie versiegenden Quell heißt im Lateinischen die Blatter papula. Von derselben Wurzel stammen griechisch patéomai essen, lat. pascor weiden, pastor der Hirt und das deutsche Wort Futter, ferner lat. potus und potio der Trank, poculum der Becher und bibo trinken, wahrscheinlich auch das griechische pīsos die Wiese als die Bewässerte, mit Bestimmtheit aber der Name des Ernährers griech. patēr, lat. pater, deutsch Vater. Von da ist nicht mehr weit zu griech. pósis Gatte, despótēs Herr, Despot, lat. potis mächtig, posse können, und böhmisch pán Herr.

Die Wurzel ma hat sich noch reicher entfaltet. Von ihr kommt zuallernächst lat. mamma die Mutterbrust, dann griech. maia Amme, Mütterchen und das deutsche Muhme, ferner der

Name der Ernährerin griech. mētēr, lat. mater, deutsch Mutter. Des nämlichen Ursprungs sind die deutschen Wörter: Mund, Maul, Magen, Mops, Mast und Messer, wie die französischen mufle und museau Schnauze, nicht minder franz. met, engl. meat das zum Essen zubereitete Fleisch. Das griech. mastós heißt Mutterbrust und in übertragener Bedeutung Hügel; mastax bezeichnet sowohl die Mundhöhle wie den Bissen. Das griechische máō bedeutet wie die lateinischen mando und mastico kauen, während lat. mordeo beißen heißt. Die Kinnlade als die Kauende bezeichnet der Lateiner mit mala und dessen Deminutiv maxilla. Weiter von der Urbedeutung entfernt, weil nicht mehr die Zähne, sondern die Hand oder ein Werkzeug als das Zermalmende erscheint, haben sich griech. mássō kneten, māza der Teig, das Brot, lat. molo, deutsch mahlen, lat. mollis, deutsch weich, mürbe, morsch, Mörser, Mörtel, Moder, Mark, Moor, Marsch und Meer, lateinisch marcus, marculus, martulus Hammer und — Mars der Zerschmetterer. Durch lat. marceo welken angeknüpft sind morbus Krankheit, morior sterben und deutsch Mord.

Da das Saugen durch Vor- und Rückwärtsbewegen der Zunge geschieht, so findet es seine natürliche Bezeichnung in einer Silbe mit t- oder d-Anlaut, und wirklich ist die betreffende Wurzel dhā. Im Griechischen heißt títthos Mutterbrust, thēlē dasselbe, tēthē Amme und Großmutter, thēlamōn Säugling, thēnōn Milch, thēlys weiblich, tithēnē Amme, Pflegerin, tithēnéomai pflegen, liebkosen, theios Oheim, tēthis Tante. Im Lateinischen tritt für th im Anlaut f ein; felare heißt saugen, femina Weib, filius Sohn (ursprünglich Säugling), filia Tochter. Im Deutschen finden sich Zitze und zullen.

Das Lecken, eine Thätigkeit der aus dem Munde vortretenden Zunge, wird naturgemäß durch eine mit l anlautende Silbe bezeichnet. Wir haben im Deutschen lecken, im Latei-

nischen lingo und lambo, im Griechischen leíchō und láptō. Der griechische Name des Zeigefingers lichanós kennzeichnet diesen als den leckenden. Auch Lippe und Lefze, lat. labrum und labium, und zuletzt Löffel gehören hierher.

Beim Blasen lassen wir entweder die Luft zwischen den einander genäherten Lippen ausströmen, oder wir stoßen sie durch die zuvor verschlossenen Lippen, oder endlich, wie bei Behandlung eines Blasinstruments, an der zuerst an das Zahnfleisch gepreßten und hierauf rasch zurückgezogenen Zungenspitze vorüber heraus. So ergeben sich drei Wurzeln mit der Grundbedeutung blasen. Das deutsche wehen stimmt genau mit dem sanskritischen vā, Wind mit dem lateinischen ventus. Der charakteristische Anlaut kam den griechischen Wörtern abhanden: áō hauchen, aúra Hauch, aér Luft, Nebel, aázō athmen, ásthma schwerer Athem, aulós Flöte, aùlē Halle, Hof, aulón Schlucht.

Der zweiten Wurzel entstammen die griechischen Wörter: physa Wind, Blasebalg, physáō blasen, wehen, schnauben, röcheln, physēma Hauch, Aufgeblasenheit, Stolz, psychō hauchen, blasen, abkühlen, psyché Hauch, Leben, Seele, psychos Kälte, psithyrízō flüstern, pseúdō lügen, täuschen, dann die lateinischen: pustula Bläschen, bulla Wasserblase, bullire sprudeln, kochen, bucca Backe, und die deutschen: Backe, pusten, Bausbacke, Beule, Focke, anfachen, Fächer, fauchen, Fuchs.

Der dritten Wurzel stehen am nächsten das deutsche duten und das slawische duti blasen. Im Griechischen heißt thyō brausen, erregen, rauchen, räuchern, opfern, thyéeis duftig, thymós Leidenschaft, Muth, Gemüth, typhō brennen, typhos Rauch, Dünkel, Betäubung, typhón Wirbelwind. Das Lateinische weist fumus Rauch auf. Die deutschen Ableitungen sind tosen, Qualm (für Twalm), Dampf, dumpf, Dunst, Duft, dunkel, Dusel, dumm, taub, Taumel, tummeln, toll, Thor, thöricht. Wie im Griechischen phu, so hat im Slawischen die

gleichwerthige Wurzel dhu durch die Bedeutung Athem hindurch sich zum Ausdruck des Geistigen im Menschen erhoben; dúma heißt dem Russen Gedanke, dumat(i) denken, duch(u) Geist, duscha Seele.

Welch ein weiter Weg von phu bis psyché, von dhu bis duscha! Welch eine Entwickelungsreihe von den ersten nur in leidenschaftlicher Erregung ausgestoßenen Lauten bis zum Ausdruck ruhigen Interesses für die Dinge und Ereignisse der Außenwelt! Welch ein Fortschritt ferner von da an, wo man bereits vark als Namen eines reißenden Thiers und ka in der Bedeutung tönen hatte, bis dahin, wo man beide Vorstellungen und Worte vereinigend sagte: vark ka der Wolf heult! Welch eine Kluft endlich zwischen dieser Stufe und der Sprache Goethes! Und doch ist diese Kluft von der Sprachwissenschaft als ausgefüllt nachgewiesen; wer dürfte also die vorangehende Entwickelung leugnen? Was bedarf es zu dieser Entwickelung anders als der Zeit und der menschlichen Fähigkeiten? Und beides ist vorhanden. Jahrtausende und aber Jahrtausende standen zu Gebote, um aus der ursprünglich der thierischen Sprache gleichen Menschensprache das zu machen, was der „göttliche Funke der Vernunft" aus ihr gemacht hat.

Mit freudigem Stolze sehen wir uns hoch über alles Lebende auf Erden gestellt aus eigener Kraft durch unseren Geist und unsere Sprache; aber dabei ziemt uns zugleich Demuth und Bescheidenheit, denn auch das Herrlichste, was wir uns erworben, das Mittel, wodurch wir uns auf diese Höhe gehoben haben, unsere Sprache, ist in ihren Anfängen nichts anderes als ein Geschenk der Natur.

Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter) in Hamburg.
(445)

Dr. Johannes Conrad Brunner.

Das Leben eines berühmten Schweizer Arztes
im siebenzehnten Jahrhundert.

Von

Dr. med. Conrad Brunner,
Sekundararzt der chirurgischen Klinik zu Zürich.

Vortrag, gehalten in der Gesellschaft der Aerzte zu Zürich
am 15. Januar 1887.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter).
1888.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Fr. v. Holtzendorff in München.

„Multum egerunt, qui ante nos fuerunt". Mit diesen Worten, meine Herren! beginnt Johannes Conrad Brunner, der Mann, dessen verdienstvolles Leben ich zu schildern mir zur Aufgabe mache, das Vorwort zu einer physiologischen Abhandlung, die, wie wir sehen werden, für die ganze Entwickelung der Arzneikunst von nicht geringer Bedeutung wurde. „Sie haben viel gearbeitet, die vor uns waren." Zu dieser Ueberzeugung gelangt zu Ende des siebenzehnten Jahrhunderts unser Fachgenosse, indem er staunend hinblickt auf die reichen Schätze von Kenntnissen, die aus grauer Vorzeit schon seinem Stande überliefert wurden; pietätvoll aber auch muß an die Wahrheit dieser Worte glauben der Jünger des erleuchteten neunzehnten Jahrhunderts, der die Werke dieses Arztes, die Früchte langjähriger Erfahrung aufmerksam durchblättert hat und dabei zu der Erkenntniß gelangt ist, daß alle Wissenschaft der Gegenwart sich aufbaut auf den Fleiß unserer Vorfahren, auf die geistigen Errungenschaften vergangener Zeiten.

Johannes Conrad Brunner lebte in einer bewegten Zeit, in einer Zeit, deren Geschichte nur eine erfreuliche Seite darbietet, nämlich das glückliche Fortschreiten der Kunst und Wissenschaft. In der Schweiz, dem Vaterlande unseres Gelehrten, entwickelte sich zu seinen Lebzeiten, nachdem durch den Westfälischen Frieden ihr Bund mit dem Deutschen Reiche aufgelöst worden war, die Herrschaft der Aristokratie und des Patriziates. In den Städtekantonen

herrschten die gnädigen Herren über das mit Abgaben schwer belastete Landvolk, und in den Unterthanenländern, so auch im Thurgau walteten und schalteten Landvögte; dabei wurden die Staatskassen erschöpft durch Grenzbesetzungen und Kriegsrüstungen. Alles dies waren Momente, die jenen Kampf der Demokratie gegen die Oligarchie herbeiführten, der sich hinzog bis zum Hereinbrechen der französischen Revolution. Während diese politischen Ereignisse, die in der Heimat sich zutrugen, auf den Lebensgang Brunners keinen bestimmenden Einfluß ausübten, gingen andere welthistorische Begebenheiten nicht spurlos an ihm vorüber. Ihn führte das Schicksal und der Ruhm seiner Kunst in die weite Welt hinaus, von einem Land ins andere in eben jener Zeit, wo Ludwig XIV. in einem fünfzigjährigen Kriege Europa mit seinen Raubzügen verheerte. Brunners Lebensgeschichte ist, wie ich zeigen werde, eng verflochten mit der Geschichte jener Universität, die vor kurzem ihr fünfhundertjähriges Jubiläum glänzend gefeiert hat; sie ist eng verflochten auch mit dem Schicksal jener deutschen Fürsten, unter denen Heidelbergs Hochschule, die, im Wirrsal verheerender Kriege darniederliegend, dem sicheren Untergange geweiht schien, zu neuem Leben sich wieder emporschwang.

Zu Dießenhofen, einem kleinen in fruchtbarer Gegend am Rhein gelegenen Städtchen, woselbst sein Vater Schultheiß war, erblickte Brunner am 16. Januar des Jahres 1653 das Licht der Welt. Er stammte, so schreibt vor jetzt gerade hundert Jahren Dr. med. Melchior Aepli in einer trefflichen Biographie,[1] von gesunden und starken Eltern und erhielt die glückliche Anlage zu einem großen schönen Manne. Als Knabe soll er nur ungern in die Schule gegangen sein, und es widersetzte sich seine Natur jedem Zwang; gleichwohl blieben seine Fähigkeiten den klugen Eltern nicht verborgen. Schon in seinem zehnten Jahre wurde er zu einem wissenschaftlichen Berufe bestimmt und von einem in der

damaligen Zeiten in weiteren Kreisen bekannten Sprachgelehrten, dem Pfarrer Denzler zu Basadingen, unterrichtet, mit welchem er bis zu seinem Tode in vertrautester Freundschaft lebte. Zum Studium der Arzneikunst wurde Brunner vor allem mächtig hingezogen durch das Beispiel des ebenfalls aus Dießenhofen stammenden, berühmten Arztes Johann Jakob Wepfer, der in ihm die Vorliebe für die Zergliederungskunst wachrief und seinem ganzen Studiengang den richtigen Weg zeigte. Mit sechzehn Jahren besuchte er die vorzügliche medizinische Schule zu Straßburg. Er wohnte daselbst im Hause des Professor Albert Sebizius, besuchte Vorlesungen und Spitäler, betheiligte sich öffentlich und privatim an Disputationen und studierte mit unermüdlichem Eifer vier Jahre lang Anatomie, Botanik und Chemie. In einem Examen, welchem er sich in seinem zwanzigsten Jahre unterzog, wurde er von den Professoren Salzmann, Sebizius und Mappo theoretisch über die Verschiedenheiten der Krankheiten (de morbis eorumque differentiis), praktisch über Nasenbluten (de haemorrhagia narium) geprüft; ferner hatte er eine Dissertation über eine zweiköpfige Mißgeburt (de foetu monstroso et bicipite) öffentlich zu vertheidigen, bei welchem Anlasse über folgende interessante Thesen disputirt wurde: „Das Herz ist die Quelle des Lebens. Wo nur ein Herz und zwei Köpfe sind, da ist nur ein Leben und also auch nur eine Seele. Wo zwei Herzen sind, da sind zwei Leben und also zwei Seelen."

Im Jahre 1672 finden wir Brunner in Paris. Hier wurde er mit den größten Gelehrten Frankreichs bekannt. Er besuchte die Spitäler, wohnte den anatomischen und chirurgischen Operationen bei und zog durch seine neuen physiologischen Experimente, die er an Hunden anstellte, die Aufmerksamkeit des hervorragenden Anatomen du Verney auf sich. Dieser erkannte bald das Genie seines Schülers und schloß einen engen

Freundschaftsbund mit ihm. „Tag und Nacht,“ sagt Brunner selbst, „arbeiteten wir in dem Zergliederungssaal, öffneten die Leichname, und meine verschiedenen mühsamen anatomischen neuen Versuche mit Ausspritzungen der Gefäße gefielen ihm sehr wohl.“

Durch Boles, einen reichen englischen Arzt veranlaßt, reist Brunner nach zweijährigem Aufenthalte zu Paris nach London, woselbst er mit den zu jener Zeit berühmten Männern Oldenburg, Willisius und Lower Bekanntschaft machte. Nach kurzem Aufenthalte zu Oxford trat er die Rückreise nach Holland an, besuchte in Leyden die Vorlesungen und lernte zu Amsterdam den Anatomen Ruysch sowie auch Swammerdam kennen. Nachdem er zu Straßburg (1675) den Doktortitel sich erworben hatte, kehrte er zurück nach Dießenhofen und Schaffhausen zu seinem großen Freund und Gönner Wepfer. Er blieb nun für einige Zeit in seinem kleinen Geburtsorte, widmete sich in stiller Zurückgezogenheit den Kranken und versäumte dabei keine Gelegenheit, seine anatomischen Untersuchungen fortzusetzen; so stammen aus dieser Zeit unter anderem seine neuen Versuche über die Funktion des Pankreas (s. S. 23). Mit Wepfer stand er stets in freundschaftlichem und regem wissenschaftlichen Verkehr, und er erwarb sich durch seinen Fleiß und seine Geschicklichkeit den Beifall und die Achtung dieses berühmten Arztes in so hohem Maße, daß er dessen jüngste Tochter zur Gattin erhielt. 49 Jahre lang lebte er mit dieser in glücklichster Ehe; er hielt sie und seine mit ihr erzeugten zehn Kinder für das größte Gut in diesem Leben und bedauerte nur, daß er seine Familie, durch die mit seinem Berufe unvermeidlichen weiten und oft gefährlichen Reisen so oft missen mußte. — Weit und breit schon, unter dem gemeinen Volke, sowie in Klöstern und beim benachbarten Adel hatte sich unterdessen sein Ruf als vorzüglicher Arzt verbreitet, und schon in seinem 27. Lebensjahre fing sein Ruhm an vor den Ohren der Fürsten zu erschallen.

Im Jahre 1680 wurde er von dem damaligen Fürstbischof zu Konstanz zum Leibarzt gewählt; im darauf folgenden Jahre ertheilte er der Fürstin von Schwarzenberg in Wien schriftlich ärztlichen Rath, und am 17. März 1685 wurde er als Nachfolger des großen Wepfer an den Hof Karls, Kurfürsten von der Pfalz, gerufen, der gefährlich krank darniederlag. Er erschien daselbst, als der alte Wepfer noch gegenwärtig war und erwarb sich während der fatalen Krankheit des Kurfürsten durch sorgfältige und geschickte Behandlung viel Ruhm und Lob. Im November desselben Jahres wurde er durch ein eigenhändiges Schreiben der Kurfürstin nach Heidelberg berufen, um ihr gegen die anfangende Wassersucht Beistand zu leisten.

Mit dem Jahre 1686 beginnt Brunner die akademische Laufbahn, indem Kurfürst Philipp Wilhelm ihn als dritten Lehrer der Medizin nach Heidelberg beruft. Er zauderte anfangs dem Rufe Folge zu leisten und machte Bedenklichkeiten wegen des zu befürchtenden Krieges und wegen der in der Pfalz herrschenden Intoleranz, sagte aber schließlich doch zu.

Am 18. Oktober 1686 feierte Heidelberg das dreihundertjährige Jubiläum seiner Universität, und auf diesen Anlaß fand sich der neugewählte Professor ein, um den wichtigen Lehrstuhl der Anatomie und Physiologie zu beziehen.

Um Brunner in seiner akademischen Thätigkeit folgen und seine Verdienste um die Hochschule würdigen zu können, ist es nothwendig, in Kürze einige historische Bemerkungen hier einzuflechten, die uns einen Begriff vom damaligen Stand der Heidelberger Universität geben sollen.

Mit dem Tode Karls (1685), dem Nachfolger Karl Ludwigs, dem letzten Kurfürsten aus dem Hause Simmern, schließt in der Geschichte von Heidelbergs Hochschule eine Periode, während welcher die Anstalt zu hoher Blüthe sich emporgeschwungen hatte. Unter ihren Lehrern zählte sie die größten Berühmtheiten der

damaligen Zeit, und die Zahl der Studenten, die aus allen Ländern herbeiströmten, war eine sehr große. Karl Ludwig hatte nach dem Westfälischen Frieden die Universität neu begründet und durch neue Gesetze geordnet; er führte in ihrer Lehrverfassung den Grundsatz der Toleranz ein und schuf ihr durch weise und sparsame Regierung glänzende Finanzverhältnisse. Unter Karls Regierung noch blieb die Anstalt in diesem blühenden Zustande; bald nach seinem Tode aber ging sie einem raschen Verfall entgegen, und in dieser Periode des Rückganges war es Brunner beschieden, seine Lehrthätigkeit beginnen zu dürfen. Ein dem reformirten Glauben abtrünniges und von Jesuiten erzogenes Fürstengeschlecht — so sagt Kuno Fischer in seiner Festrede zum letzten Jubiläum — die Pfalzgrafen von Neuburg hatten die kurpfälzischen Staaten geerbt, und unter dem siebenzigjährigen Philipp Wilhelm, dem ersten Fürsten aus diesem Hause, feiert die Hochschule ihre dreihundertjährige Jubelfeier. Unter diesen Neuburgern waren die Lehrzustände der Universität zum Theil sehr mißliche; an Stelle der Lehrvorträge traten Diktirstunden, und statt eines geordneten Lehrganges wurden die Fächer planlos durcheinander gelesen, und oft mehrere Semester hindurch ward derselbe Gegenstand diktirt.

Am 2. Oktober 1686 wurde Brunner zugleich mit Professor Lukas (s. S. 11) nach geleistetem Eide in den Senat aufgenommen, und acht Tage nachher hielt er vor zahlreichem Auditorium seine Inaugural-Rede, in welcher er seine Zuhörer über die Pflichten des Lehrers unterhielt. Sein Hauptgrundsatz, dem er sein Leben lang treu blieb, hieß:

„Freund seye mir Hippokrates und Aristoteles und Cartesius und jeder andere; aber die Wahrheit seye mir über Alles, und diese gestattet niemalen, daß wir auf die Sprüche irgend eines Orakels schwören. Wir dürfen auch niemals einem Lehrer so hartnäckig anhängen, daß wir von ihm

glauben, er seye voll Weisheit und es könne ihm nichts Menschliches widerfahren. Aber jede Wahrheit müssen wir ergreifen, sie komme her, woher sie wolle, von den Alten oder den Jungen, von Freund oder Nichtfreund."

Seine erste Bemühung war, den Lehrstuhl der Anatomie und Physiologie, der in elenden Umständen sich befand, zu verbessern und den Zergliederungssaal mit Kadavern zu versehen. In diesem Bestreben wurde er, wie aus der Vorrede zu einer seiner anatomischen Dissertationen hervorgeht, von dem Kurfürsten auf das bereitwilligste unterstützt. „Ich habe mir," schreibt er daselbst,[2] „jeden Stein aus dem Wege geschafft, damit mir nebst häufiger Zergliederung von Thieren auch die Gelegenheit und die Mittel geboten werden, menschliche Leichname inspiziren zu können. Das Glück war meinem Vorhaben günstig. Als nämlich seine Durchlaucht, der Kurfürst, unser allergnädigster Herr in seiner Gerechtigkeit und Fürsorge gewahr wurde, daß andere Länder uns überflügelt haben und sich glücklich schätzen wegen der Freigebigkeit und außerordentlichen Huld, mit welcher Kaiser, Könige und Fürsten der Kunst und Wissenschaft sich annehmen, da wollte er selbst, der weiseste Fürsorger unserer Universität, auch auf diesem Gebiete des Studiums nicht zurückbleiben. Ja sogar, damit die Leichname seiner verstorbenen Soldaten eher zur Rettung der Ueberlebenden dienten, als daß sie den Würmern und der Fäulniß anheim fielen, gestattete er, daß diejenigen, welche im Leben dies nicht gekonnt, so doch nach ihrem Tode zum Schutze des Lebens ihrer Mitmenschen beitrügen."

Es geschah demnächst, fährt Brunner fort, daß zwei Soldaten starben, dahingerafft von Siechthum und langwieriger Krankheit, und diese gaben uns Material zu weitläufigem Vortrage. — Die Leichname dieser Soldaten öffnete Brunner vor seinem Auditorium; dabei stellte er verschiedene Experimente an,

wodurch er großen Ruhm sich erwarb, und diese anatomischen Uebungen setzte er in den folgenden Jahren zum Nutzen und Frommen seiner Schüler mit unermüdlichem Eifer fort.

Mit seiner Thätigkeit im Präparirsaal fing er zugleich in fließendem Latein seine Vorlesungen an. Als ein trefflicher Lehrer nicht nur in den medizinischen Fächern sondern auch in philosophischen Dingen (in rebus philosophicis arteque medica vere nobilis vir), verdrängte er Aristoteles vom Lehrstuhle der Philosophie und erklärte das neue medizinische System nach den Grundsätzen des Cartesius, welche sich aufbauten auf chemische und anatomische Erfahrungen. Dabei ermahnte er seine Schüler, die beiden Hauptstützen der Arzneikunst stets fest zu halten: Die Vernunft und die Erfahrung. „Die Erfahrung an sich," sagte er, „kann nicht trügen", und wenn da ein Betrug vorfällt, so ist es unsere Schuld, entweder weil wir nicht aufmerksam genug waren oder falsch von der Sache geurtheilt haben. Die Vernunft, das edelste Geschenk Gottes, laßt uns frey aber richtig gebrauchen, denn durch sie allein gelangen wir zur Wahrheit."

Auch als vorzüglicher Pflanzenkenner war Brunner an der Hochschule bekannt; Professor Frank, sein Kollege, empfiehlt ihn deshalb seinen Schülern als ein leuchtendes Beispiel in einem Einladungsschreiben, worin er diese auffordert, auf einen bestimmten Tag sich zu versammeln, um eine gemeinsame botanische Exkursion zu unternehmen.[3]

„Unser Führer, den wir, so wie ihm gebührt, die Fackel vorantragen lassen, soll sein der hochberühmte, ausgezeichnete und vielerfahrene Joh. Conrad Brunner, Doktor der Medizin und Professor, unser Gönner, Kollege und längst ersehnter Freund, der nicht nur die umgekehrte Pflanze, wie Plato den Menschen nennt, mit dem anatomischen Messer kunstgerecht zu zergliedern weiß, wie wir dies vor wenigen Tagen in der

Schwüle der Hundstage am Kadaver eines Erhängten zu sehen und zu bewundern Gelegenheit hatten, sondern der auch in genauer Untersuchung der aufrecht stehenden Pflanze äußerst geschickt sich zeigt. So folgen wir denn als thätige Verehrer der Zergliederungskunst unserem getreuesten Führer, begleiten wir den hochberühmten Priester der Ceres und der Flora!"

Brunner war, wie Aepli von ihm sagt, ein edelmüthiger, friedliebender Mann, der mit der Gelehrsamkeit nicht prahlte, nicht den Charlatan spielte und jeder Niederträchtigkeit unfähig war. Mit seinen Kollegen lebte er im besten Einverständniß. An den Senatssitzungen nahmen laut der Protokolle des Jahres 1686 mit ihm theil: an der medizinischen Fakultät die Professoren Frank und Lucas; unter den Theologen nenne ich vor Allen den gelehrten Fabricius, Professor des neuen Testaments, der in treuer Anhänglichkeit sein Leben der Kirche und der Universität der Pfalz widmete. Die juristische Fakultät war vertreten durch die drei berühmten Männer Textor, Spina und Coccejus. Mit Frank und Fabricius war Brunner eng befreundet und er stand mit ihnen nach seinem Weggang von Heidelberg in lebhaftem Briefwechsel.

Von Heidelberg aus besorgte Brunner auf wiederholtes Ansuchen des Hofes in Wien die kaiserliche Militärgarnison zu Philippsburg; dadurch vernachlässigte er seinen Lehrstuhl keineswegs, sondern er behandelte die ihm übertragenen Fächer mit ungewöhnlicher Einsicht und Sachkenntniß, gewöhnte die Studirenden an freies Forschen und genaues Beobachten und übte auf die ganze Schule einen fördernden Einfluß aus, so daß von dieser Zeit an die Arzneikunst zu blühen begann und treffliche Schüler aus seinem Unterrichte hervorgingen.[4]

Doch es blieb Brunner nicht lange vergönnt, seiner segensreichen Wirksamkeit ungestört sich hingeben zu können. Aus seiner wissenschaftlichen Thätigkeit wurde er jäh empor-

geschreckt durch den Lärm des Krieges, der mit dem Jahre 1689 furchtbar verheerend über das arme Heidelberg hereinbrach. Ludwig XIV. forderte für die Gemahlin seines Bruders, des Herzogs von Orléans, der Schwester des ohne männliche Erben verstorbenen Kurfürsten Karl dessen Hinterlassenschaft an Land und beweglicher Habe als Erbtheil und unternahm im sogenannten Orléansschen Krieg seinen dritten Raubzug nach der Pfalz. — Am 2. März 1689 ward Heidelberg ein Raub der Flammen. — Frühzeitig bewahrte Brunner sich und die Seinigen vor dem kommenden Sturm. Er schickte seine Familie nach seiner Vaterstadt Dießenhofen zurück, und er selbst war von dieser Zeit an ein Pilger auf dieser Erde, der bald da, bald dort war und dennoch Professor zu Heidelberg und Garnisonsarzt zu Philippsburg blieb. „So verließ ich denn," sagt er in der Vorrede zu seiner Abhandlung über die Glandulae duodeni. (s. S. 26) „Heidelberg, den lieblichen Hort der Musen, der in ein von Waffen starrendes Lager umgewandelt war, und unstät durchreiste ich nun die Schweiz, Elsaß, das Deutsche Reich, bald in Hessen, Düsseldorf oder Berlin mich aufhaltend, indem ich die verschiedensten Höfe, kranker Fürsten, Grafen oder Könige wegen, besuchte, und damit ich dem Vortheil Anderer dienen konnte, ward ich gezwungen von den Meinigen und den Musen Abschied zu nehmen. Ein Jahr verging, während welchem ich kaum einen Monat mit meiner Familie zusammen sein konnte."

In den Jahren 1689—1691 war die Universität Heidelberg faktisch aufgehoben und ihre Hülfsmittel, sowie die wissenschaftlichen Vertreter waren überallhin zerstreut. Der traurige Zustand, in dem die Hochschule zu dieser Zeit sich befand, geht aus Briefen hervor, welche Brunner von seinen Kollegen erhielt. So wird ihm unter anderem mitgetheilt, daß die feindlichen Truppen auch die Universität mit starken Auflagen belegt und sehr bedroht haben. Alle Gefälle seien eingezogen;

der Fiskus leer und folglich müsse jeder Lehrer aus seinem Beutel beitragen, und diesmal treffe es jeden 36 Gulden. Brunner bezahlte seinen Antheil mit Früchten, die er noch zu Heidelberg liegen hatte. Professor Frank schreibt an ihn nach Dießenhofen in einer drolligen Epistel über die Flucht der Professoren; „Wi isch? Wi gots Herri? By Gott Bluot schlächt! So müssen wir arme Heidelbergische Universitaets Fixsternen nunmehr zu Planeten werden und bey diesem elenden Winter in dem römischen Reich herumrollen.“

Fabrizius, der wegen fernerer Unterhaltung von Kirche und Schulen kaum mehr Rath wußte, da Pfarrer und Schulmeister nicht mehr besoldet werden konnten, schickt im Oktober 1689 folgenden Brief an Brunner:

„Ist noch einige Hofnung übrig, daß Sie die vorigen Wohnungen zu Heidelberg, welche nunmehr mit verwundeten Bayern belegt sind, besehen wollen? Der berühmte Franck hat uns auch verlassen, und ist von dem Churfürsten in Sachsen und der Universität Wittenberg angezogen worden. Von Ihnen sagt man, daß Sie sich dem Landgrafen von Cassel, und der Schule Marburg ergeben hätten. Wir verlieren also alle Lehrer. Mich haben die Hollaender wollen. Aber ich verlasse den Posten nicht, den mir die Vorsehung angewiesen hat, so lange ich etwas nutzen kann. Doch kann ich hier den Winter nicht zubringen; sondern gehe nach Frankfurt, ausgenommen Sie, als für das künftige Jahr zu erwählender Rector magnificus kommen hieher. Schreiben Sie uns, ob wir diesen Trost haben können.“

Für das Jahr 1690 wurde Brunner zum Rektor gewählt; er verbat sich jedoch für diesmal die Ehre, da seine konsultative Praxis ihn zu sehr in Anspruch nahm. Er hielt sich zu dieser Zeit meist am Hofe des Landgrafen zu Kassel auf und begleitete diesen Fürsten zur Armee.

Während im Jahre 1693 Heidelberg abermals durch die

französischen Horden verwüstet und die Universität den Flammen preisgegeben wurde, reiste Brunner von einem deutschen Hofe zum andern. Er besuchte den Kurfürsten zu Düsseldorf, ging nach Wien zum Grafen von Staremberg und kehrte dann wieder zurück nach Dießenhofen, von wo aus er weit und breit seine medizinischen Gutachten hinschickte.

Kurfürst Johann Wilhelm, der Nachfolger Philipp Wilhelms, ernannte ihn im Jahre 1695 zum Geheimen Rath, Leibarzt und zum ersten Professor an der Universität. Die außergewöhnliche Gunst, die ihm von seiten dieses Fürsten zutheil wurde, mißbrauchte Brunner nie zu seinem eigenen Vortheile, sondern in uneigennützigster Weise war er stets darauf bedacht, dieselbe zu verwerthen für das Gedeihen der Hochschule, bei deren Wiederherstellung er seinen Herrn mit Kraft und unermüdlichem Eifer unterstützte. Als er durch den berühmten Theologen Spannheim einen ehrenvollen Ruf als Professor nach Leyden erhielt, nahm er denselben nicht an wegen seiner großen Zuneigung für die Schule zu Heidelberg und seine Glaubensgenossen in der Pfalz. Aus denselben Gründen hatte er früher schon die vom Markgrafen zu Kassel ihm angebotene Stellung als Professor zu Marburg ausgeschlagen. Auf den abschlägigen Brief, den er nach Leyden geschickt, erhielt er durch Schmettau im September 1698 folgende Antwort: „Desselben beliebtes vom 29. Augstm. habe wohl erhalten, und daraus die Ursachen ersehen, warum Mnhr. Rath die zu Leyden offerirte Professionem medicam primariam jetziger Zeit exkusirt. Ich begreife dieselben, und kann Nichts sagen, sowohl gegen das Attachement an einen so gnädigen Herrn, als auch an die Kurpfalz und ex cineribus wieder hervorkommende Heidelbergischen Universität, die solcher Patronen und Vorsprecher der reformirten Religion zugleich mit dem gesammten Kirchenwesen in der Pfalz sehr nöthig hat Gott wolle Minhrn. in so löblichen Vorhaben segnen."

Als im Jahre 1698 eine kleine Zahl der geflüchteten Heidelberger Professoren sich zu Weinheim wieder versammelt hatten, um wenigstens den Namen der Universität fort zu erhalten, da führte Brunner zum ersten Male als Rector magnificus im Senate der wenigen Getreuen den Vorsitz. Zum zweiten Male ward er Rektor im Jahre 1702, als zu Heidelberg wiederum mit vier Lehrern die Hochschule ihre Wirksamkeit begann; zum dritten Male endlich bekleidete er diese Würde von 1704—1705, und zu dieser Zeit, wo die Obhut der Schule in seinen Händen ruhte, stand er, obgleich er meist fern von seinem Lehrstuhl am Krankenbette von Fürsten und Königen verweilen mußte, stets mit klugem Rathe seinen Amtsgenossen im Senate bei. Er sorgte für Zuzug guter Lehrkräfte und berief unter anderen den berühmten Professor Schweizer aus Zürich an die erste Stelle der theologischen Fakultät; auch hatte die Universität ihm zu verdanken, daß die werthvolle Grävianische Bibliothek vom Kurfürsten für sie angekauft wurde. Im Sommer 1699 hielt sich Brunner meist bei der Landgräfin von Hessen zu Kassel auf; im Frühjahr 1700 finden wir ihn bei dem Kurfürsten zu Köln und im Jahre 1705 begab er sich nach Braunschweig, um daselbst im Auftrage der Kaiserin-Mutter und des Kurfürsten eine Prinzessin zu physiognomisiren, die der Kaiser heirathen wollte. Ueber das Resultat dieser Mission giebt er, nachdem er am Hofe zum Souper eingeladen worden und die Prinzessin möglichst genau betrachtet hatte, an den Kurfürsten folgenden Bericht:

„Die gesuchte Princessin ist weiß von Angesicht und Haaren, mit einer leichten, angenehmen Röthe mehr und weniger durchströmt. Die Nase und der Mund wol gestaltet, mit schönen rothen Lippen, hübschen Zähnen; das Angesicht mehr länglicht als rund, ohne Pockennarben; die Augen ohne allen Mangel, und blond; ist wohl gewachsen nach ihrem Alter, mehr mager als fett, die Ohrenläppchen und

Fingerspitzen sind schön roth; sonst aber also gestaltet, daß man sagen kann, sie seye eine schöne Princessin; doch kann aus dem Ansehen ein Physiognomist erkennen, daß sie noch nicht menstruirt seye. Ihre Aufführung ist artig, sittsam; redete mit der Princessin von Zerbst mit Anstand, hernach mit ihrer Hofmeisterin. Sie aß dabey recht; trank Bier, hernach etwas Wein mit Wasser gemischt; und so viel ich urtheilen konnte, ist sie von einer guten Gesundheit — —. Nun werde ich suchen mit dem Arzte zu sprechen, um in eine noch genauere Kenntniß zu kommen, und mich so zu versichern, daß man auf mein Urtheil zählen kann."

Immer höher stieg der Ruhm Brunners, und ich würde, meine Herrn, ihre Geduld allzusehr auf die Probe stellen, wenn ich Ihnen zumuthen würde, diesen gefeierten Arzt auf all' seinen Reisen zu hohen und höchstfürstlichen Herrschaften auch nur mit den Gedanken zu begleiten. — Im Jahre 1708 ließ ihn der Kaiser Joseph I. nach Wien kommen, woselbst er dessen kranke Mutter, die Kaiserin Eleonore, zu behandeln hatte; zugleich wurde ihm aufgetragen, für die Erzherzogin Maria Anna, die zukünftige Königin von Portugal, einen rechtschaffenen und geschickten Leibarzt zu verschaffen. Im folgenden Jahre berief ihn König Friedrich von Preußen zu einer Konsultation nach Berlin. Es litt derselbe an bedenklichen Brustanfällen, behandelte aber seine Gesundheit mit größter Gleichgültigkeit, und kaum durfte Jemand sich getrauen, einige Sorge dafür blicken zu lassen. Er bekam endlich Zutrauen zu dem pfälzichen Leibarzt Brunner und schrieb am 22. April 1709 an den Kurfürsten:

„Euer Churfürstl. Durchlaucht ist ohne Zweifel bekannt, was für beschwerliche Zufälle Ich eine Zeither an meiner Gesundheit gehabt, und daß die dabey gebrauchten Genesungsmittel nicht also, wie es wol zu wünschen gewesen wäre,

anschlagen wollen. Gleichwie mir aber vorgekommen, was für einen erfahrnen, durch viele große Curen überall berühmten Medicum, den Dr. Brunner, Euer Churfürstl. Durchlaucht bey sich haben; so würde mir wol ein sonderbarer Gefallen geschehen, wenn Eu — demselben erlauben wollten, auf eine kurze Zeit zu mir anher zu kommen, meinen Zustand zu sehen, und seinen guten Rath mir mitzutheilen u. s. w.

Cölln an der Spree. Fried. R.

Für die bevorstehende Reise Brunner's nach Berlin wurde von der preußischen Hofkammer aus an alle königlichen Beamten der Befehl ertheilt, bei Tag und bei Nacht acht Vorspannpferde ohne Entgelt und ohne jeden Aufenthalt bei Vermeidung Seiner Königlichen Majestät höchster Ungnade und Ahndung herzugeben und abfolgen zu lassen. Derselbe Befehl wurde bei der Rückreise Brunner's wiederholt, und der König dankte dem Kurfürsten für die große Gefälligkeit, die er ihm durch seinen Leibarzt, der ihm „sonderbare Satisfaktion" geleistet, erwiesen habe.

Auch dem König Georg von England, der an hypochondrischen Zufällen und Fehlern in der Verrichtung des Magens und der Leber litt, sowie dem berühmten Feldherrn Prinz Eugen von Savoyen mußte Brunner mit seinem Rathe Beistand leisten; dem ersteren empfahl er das Wasser von Pyrmont, verordnete genaue Diät und Stahlpillen, wodurch dessen Befinden sich wesentlich besserte. Prinz Eugen schickte an seinen Bevollmächtigten von Mandaggar nach Brüssel eine Beschreibung von der Krankheit des Sohnes seines Intendanten mit dem Befehl, dieselbe dem berühmtesten Arzt in diesen Landen, dem Don Louis, vorzulegen und seinen Rath darüber zu verlangen. Dieser erklärte schriftlich, er könne nichts Weiteres rathen, noch vorschlagen, als den Fall dem Geheim-

rath Brunner zu übersenden, den er für den größten Medicum in der ganzen Welt halte.

Als Brunner auf einer seiner weiten Reisen wieder einmal durch sein Vaterstädtchen Dießenhofen reiste, suchten die Magistraten daselbst ihn zu bereden, er möchte doch bei ihnen sich niederlassen, sie würden ihn zum Schultheißen machen. „Da wäre ich ein ganzer Hans, wenn ich das würde," antwortete er ihnen mit seiner gewöhnlichen, freundlichen Miene. Wie wohlgesinnt er übrigens seinem Geburtsorte blieb und wie wohlthätig er gegen denselben sich zeigte, das beweist ein Legat, welches unter den Dokumenten der Armenlade zu Dießenhofen sich vorfindet, laut welchem er den Armen des Städtchens 1000 Gulden schenkt.

Die Stadt Schaffhausen, welcher er viele wichtige Dienste geleistet, schenkte ihm und seiner ganzen Nachkommenschaft das Bürgerrecht.

Im Jahre 1711 wurde Brunner durch den Kurfürsten Johann Wilhelm, als dieser nach dem Tode des Kaisers Joseph das Reichsvikariat versah, in den Adelstand erhoben und mit der Herrschaft Hammerstein im Bergischen beschenkt; er hieß von dieser Zeit an nicht mehr Brunner, sondern Freiherr von Brunn von Hammerstein.

Nachdem Johann Wilhelm, dem Kunst und Wissenschaft in der Pfalz vieles zu verdanken hatten, gestorben war, folgte ihm in der Regierung Karl Philipp, der mehr für das Kriegshandwerk als für Gelehrsamkeit begeistert war. Dieser neue Kurfürst bestätigte Brunner als ersten Leibarzt und Geheimen Rath und berief ihn zu sich nach Innsbruck, seiner damaligen Residenz. Zu Heidelberg, der alten Residenzstadt, die fast ein Menschenalter verödet gestanden, hielt Karl Philipp im Jahre 1718 seinen Einzug, wobei das Pfälzer Volk ihm freudig entgegenjauchzte. Bei diesem Einzug mußte auch Brunner ihn

begleiten, der in der Folge zu seinem großen Leidwesen erfahren mußte, daß an der Universität unter dem Einflusse der Jesuiten die Cartesische Philosophie, die auf seine Veranlassung eingeführt worden war, durch die Scholastik nach und nach wieder verdrängt wurde, so daß die besten Kräfte auf unfruchtbare und abgeschmackte Untersuchungen verwendet wurden. — Schon am 14. April 1720 verließ der Kurfürst mit seinem ganzen Hofstaate Heidelberg, den Sitz der Rheinischen Pfalzgrafen für immer, um nach Mannheim seine Residenz hin zu verlegen, und zu Mannheim schlug nun auch Brunner für den Rest seines Lebens den Wohnsitz auf.

Am 3. Mai des Jahres 1723 erging von Kopenhagen an Brunner die Nachricht, daß der König und die Königin von Dänemark ihn durchaus mündlich zu sprechen verlangen. Dem Greise von siebzig Jahren konnte nicht wohl zugemuthet werden, die beschwerliche Seereise zu unternehmen, und so entschlossen sich die Majestäten, dem großen Arzte entgegen zu gehen. Zu Aachen erwartete ihn der dänische Hof, und das Verlangen, den alten Mann daselbst zu sehen, war groß. Lange konnte er seine Entlassung nicht erhalten, bis endlich wiederholte Mahnungen des Kurfürsten den König nöthigten, ihn ziehen zu lassen.

Die letzte große Reise unternahm Brunner am Abend seines Lebens, als der Kurfürst Maximilian von Bayern ihn zu sich berief; da legte der 74jährige Mann den beschwerlichen Weg von Mannheim nach München mitten im Winter bei der strengsten Kälte in zwei Tagen und zwei Nächten zurück und beehrte auf seiner Rückreise sein Vaterstädtchen Dießenhofen zum letzten Male mit seiner Gegenwart. Ein anhaltendes Fieber hemmte seinen Lauf; ruhig und gelassen sah er seine letzte Stunde kommen und sein Tod war der heitere Abschied des echten Weisen von dieser Welt; am 2. Oktober 1727 be-

schloß er, betrauert von vielen Tausenden, die ihm Leben und Gesundheit zu verdanken hatten, sein Dasein, das er in rastloser Thätigkeit der leidenden Menschheit und der Wissenschaft geopfert hatte. Sein Leichnam ward begraben in der reformirten Kirche zu Mannheim, woselbst auf einer Pyramide von schwarzem Marmor sein Angedenken durch eine einfache Inschrift geehrt wird, die mit den lateinischen Worten überschrieben ist:

Vivit post funera virtus.

Meine Herren! Ich darf wohl annehmen, daß das Lebensbild, welches ich vor Ihnen entrollt habe, die Ueberzeugung in Ihnen wachgerufen hat, daß wir in Brunner einen hervorragenden Arzt vor uns haben, der als einer der größten Praktiker seiner Zeit sich verdient gemacht hat. Wenn ich im Folgenden es versuche, die Bedeutung dieses Mannes für die medizinische Wissenschaft und seine Thätigkeit als Schriftsteller zu beleuchten, so wird mir dies dadurch erleichtert werden, daß ich in Kürze einen Ueberblick über den Stand der ärztlichen Wissenschaft in der ersten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts vorausschicke.

Die Entwickelung der Heilkunst ist eng gebunden an die Fortschritte der Naturwissenschaften, und der mächtige Aufschwung, den diese letzteren im sechzehnten Jahrhundert genommen hatten, steigerte sich in der uns beschäftigenden Periode zu einer gewaltigen Höhe. Die Astronomie und Physik vor allem wurden durch die epochemachenden Entdeckungen Keplers, Galileis und Newtons umgestaltet; auch die Chemie, gefördert namentlich durch Boyle, machte nicht geringe Fortschritte und fand zu Anfang des Jahrhunderts Aufnahme in den Kreis der akademischen Disziplinen, so daß an den meisten Hochschulen Lehrstühle für dieselbe eingerichtet wurden. Nachhaltigen und mächtigen Einfluß aber auf die ganze Gestaltung der Naturwissenschaften und der Medizin

übte zu dieser Zeit die Philosophie aus, und am meisten erwarb sich die fast allgemeine Zustimmung der Naturforscher jenes für sich vollständig abgeschlossene philosophische System, welches darauf ausging, die Gesetze der Natur und des Denkens selbst darzulegen; ich meine das System des Cartesius, von dessen Grundsätzen, wie wir gesehen, auch unser Brunner durchdrungen war. Cartesius besaß eine umfassende Kenntniß der Naturwissenschaften und zog auch die Anatomie, Physiologie und Pathologie in den Kreis seiner Beobachtungen. Er befestigte die Methode der exakten Forschung und rief durch seine Ideen einen Sturm der Entrüstung unter den Pfaffen hervor, die seine Lehre als Irrlehre verketzerten.

Halten wir Umschau auf dem Gebiete der Anatomie und Physiologie, dem Felde, auf welchem Brunner hauptsächlich sich bethätigte, so hält eine gewaltige Entdeckung vor allem unseren Geist gefangen, die in der medizinischen Wissenschaft eine ungeheure Umwälzung hervorrief. Im Jahre 1628 trat William Harvey mit seiner anatomischen Abhandlung von der Bewegung des Herzens und des Blutes in den Thieren an die Oeffentlichkeit (Exercitatio anatomica de motu cordis et sanguinis in animalibus), und zur Zeit, da Brunner seine anatomischen Studien begann, wurde die Lehre vom Kreislauf, die anfangs belächelt oder verketzert worden war, vom ganzen Europa anerkannt.

An diese große Entdeckung reihten sich bald andere an: Im Jahre 1647 wurde durch den Franzosen Jean Pecquet der ductus thoracicus aufgefunden; der Schwede Olaus Rudbeck entdeckte 1651 die Lymphgefäße, und vier Jahre nach Harveys Tod (1657) beobachtete Malpighi das Schauspiel des kapillären Blutlaufes an der Lunge und der Harnblase des Frosches.

In der nun mit der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts beginnenden Periode, in welcher dank der segensreichen

Entdeckung Harveys ein mächtiger Aufschwung in der ganzen medizinischen Wissenschaft und insbesondere auf dem Gebiete der Anatomie und Physiologie sich geltend machte, thaten sich folgende verdiente Schweizer Aerzte durch gediegene Untersuchungen hervor: Ueber den Verlauf der Carotis und ihrer Aeste wurde die erste richtige Beschreibung durch Johann Jakob Wepfer gegeben in seinem klassischen Werke über den Schlagfluß (Historiae apoplecticorum observationibus et scholiis anatomico medicis illustratae. Scaphus 1658), in welchem auch zuerst die Möglichkeit der Vernarbung apoplektischer Herde nachgewiesen wird. Um die Toxikologie hat derselbe ausgezeichnete Arzt sich verdient gemacht durch eine vorzügliche Schrift über den Wasser-Schierling (Cicutae aquaticae historia et noxae), worin er die Resultate zahlreicher, mit diesem Gifte an Thieren angestellter Experimente zusammenstellt. Wepfer war, wie Albrecht von Haller von ihm sagt, ein fleißiger Anatom, ein äußerst sorgfältiger Experimentator, ein trefflicher Kliniker und eine der schönsten Zierden seines Jahrhunderts. — Durch die Entdeckung und Beschreibung der nach ihm benannten Drüsen im Dünndarm (exercitatio anatomica de glandulis intestinorum) hat ferner Johann Konrad Peyer (1653 bis 1712), derselbe Schaffhauser Arzt, der zuerst in Deutschland die Chinarinde empfahl, in der Geschichte der Medizin sich ein bleibendes Denkmal gesetzt. Peyer war ebenfalls ein Schüler du Verneys und bekleidete in seiner Vaterstadt die Stelle eines professoris eloquentiae, logicae et physicae am dortigen Collegium humanitatis; daneben praktizirte er, so schreibt das Baseler historische Lexikon von ihm, um so viel glücklicher, als er die Kunst, sich bei den Patienten zu insinuiren, als ein Meister verstanden; wie denn auch sein Umgang außer Maßen angenehm und seine zierliche Fertigkeit mit Mund und Feder im Deutschen, Latein und Französischen ausnehmend leicht gewesen.

Mit Peyer stand in intimem, freundschaftlichem und wissenschaftlichem Verkehr J. Jakob Harder, Professor zu Basel, bekannt in der Geschichte der Medizin durch seine Schrift: Thesauri observationum medicorum rariorum. Beide Autoren zusammen zeigten durch gemeinsam ausgeführte Experimente, daß das abgestorbene Herz von frisch getödteten Thieren und Gehängten durch Einblasen von Luft in den ductus thoracicus und den rechten Vorhof von neuem in Bewegung gesetzt werden kann.

Einen ausgezeichneten Chirurgen besaß die Schweiz zu dieser Zeit in Johannes von Muralt, der in den Jahren 1665—1733 als Chorherr, Professor der Physik und Arzt in Zürich wirkte. Es war ein Mann von praktischem Genie und unermüdlicher Thatkraft, der vor allem durch die Einführung eines geordneten anatomischen Unterrichtes sich verdient machte. Von seinen hinterlassenen Schriften haben am meisten Bedeutung sein Collegium anatomicum, sowie seine Experimenta anatomica.

Ein Zeitgenosse aller dieser trefflichen Männer war unser Brunner, auf dessen wissenschaftliche Leistungen im Folgenden etwas genauer einzutreten ich mir erlaube.

Brunner schrieb wenig, aber Ausgezeichnetes, so urtheilt über seine litterarische Thätigkeit Albrecht von Haller, der große Gelehrte des achtzehnten Jahrhunderts, dessen Stern am Firmamente der Wissenschaft zu glänzen begann, als Brunner die letzten Jahre seines Lebens vollendete. Die erste und bedeutendste Schrift, mit welcher im Jahre 1683 Brunner an die Oeffentlichkeit trat, enthält seine, dem großen Wepfer gewidmeten, neuen Untersuchungen über das Pankreas und dessen physiologische Bedeutung. (Experimenta nova circa pankreas, accedit diatribe de lympha et genuino pankreatis usu. Amsterdam 1683.)

In der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts theilte

sich das Heer der Aerzte in zwei große Lager; in solche, die den thierischen Organismus als einen Komplex mechanischer, insbesondere hydraulischer Vorrichtungen betrachteten, die sogenannten Jatrophysiker, und solche, welche die normalen Lebensfunktionen, sowie auch die Entstehung der Krankheiten auf chemischem Wege zu erklären suchten, die Jatrochemiker. Mächtigen Anhang hatte zur Zeit, da Brunner die obige Abhandlung der Gelehrtenwelt unterbreitete, die Chemiatrie gewonnen unter ihrem Begründer, dem Niederländer Franz de le Boe, genannt Sylvius.

Es würde mich zu weit führen, meine Herren, wenn ich Ihnen das medizinische System, das Lehrgebäude dieses verdienstvollen Mannes, das einer großen Popularität sich erfreute, auch nur in seinen nackten Umrissen aufbauen wollte; ich beschränke mich darauf, Ihnen von dessen Ansichten über die Physiologie der Verdauung das Wesentliche, für das Verständniß der Brunner'schen Arbeit Nothwendige zu referiren, mich dabei ganz an die Darstellung, wie Haeser in seiner Geschichte der Medizin sie giebt, haltend.

Nach Sylvius besteht die Verdauung in einer Gährung Die Bildung des Chymus erfolgt durch Fermentation, d. h. durch unmerkliche chemische Umsetzung. Die Umsetzung der Speisen im Magen erfolgt hauptsächlich durch den Mundspeichel. Die Trennung des Chymus in Chylus und Faeces wird durch den für die Verdauung und das Leben äußerst wichtigen succus pankreaticus und durch die Galle bewirkt. Die letztere betrachtet er als eine alkalische Flüssigkeit, während der Pankreassaft sauer reagire. Der Chylus besteht aus Salz, Oel, Spiritus acidus und dem Spiritus volatilis der Nahrungsmittel, und wird durch die peristaltische Bewegung in die Anfänge der Chylusgefäße hineingepreßt.

Als ein gewichtiger Gegner dieser Lehre des Sylvius

tritt nun Brunner auf, indem er durch sorgfältig und gewissenhaft ausgeführte Experimente, deren Resultate in genannter Abhandlung zusammengestellt sind, darthut, daß vom Pankreassaft keineswegs der Werth des Lebens abhänge, daß dieses Organ nicht jene große Wichtigkeit besitze, welche die Sylvianer ihm beilegten. Er exstirpirte die Drüse bei Hunden oder unterband ihren Ausführungsgang und sah dabei, daß die meisten Thiere am Leben blieben. Im Pankreassafte fand er keine Säure; er sah auch, daß der Verdauungsakt nicht mit Gährung einhergehe, sondern daß eine Auflösung durch die Magensäfte dabei die Hauptrolle spiele.

In seinen Elementen der Physiologie (Bd. VII., p. 31) kommt Haller auf diese Versuche zu sprechen, indem er schreibt: „Experimenta difficillima, juvenis tunc quidam, deunde celeberrimus archiater Joh. Conradus Brunnerus sectae Sylvianae opposuit.“

Brunner arbeitete zu der Zeit da er diese Untersuchungen unternahm oft mit Wepfer und Peyer zusammen, und es trafen sich diese drei hervorragenden Aerzte bald zu Dießenhofen, bald zu Schaffhausen. Ich kann es mir nicht versagen, Ihnen, meine Herren, an dieser Stelle folgenden Passus, den Dr. Aepli über diese wissenschaftlichen Zusammenkünfte in seiner Biographie schreibt, wörtlich mitzutheilen: „Wenn unsere Bürger (nämlich die Bürger von Dießenhofen und Schaffhausen) ihre Bacchanalien, ihre Nominalien oder andere Jahrestage feierten, so traten diese Aerzte brüderlich zusammen und zeigeten einander ihre neuen Experimente und Beobachtungen; freilich größtentheils auf Unkosten der unschuldigen Thiere, denn oft mußten sich bei einer solchen Zusammenkunft Hunde, Katzen, Schafe lebendig ihre Leiber aufschneiden, zerstümmeln, oder sich mit Gift oder mit Einblasen der Luft, oder auf andere Art hinrichten lassen. Unsere heutigen Aerzte — sagt er weiter — sind

menschlicher geworden. Sie lassen die Todten ruhen und das unschuldige Vieh in Frieden — aber dafür martern sie sich selbst unter einander mit giftigen Rezensionen, und trösten sich bei dem Tode ihrer Patienten mit der Unheilbarkeit der Krankheit."

Um die Anatomie hat Brunner sich verdient gemacht durch die Auffindung der nach ihm benannten Drüsen im Zwölffingerdarm. Es war die erste akademische Arbeit, betitelt: De glandulis in duodeno intestino hominis detectis, in welcher er im Jahre 1687 diese Entdeckung als Professor zu Heidelberg publizirte. Er legte darin seine Abneigung gegen alles schulmäßige Räsonniren und Philosophiren an den Tag und zeigte, wie nothwendig es sei, sich mit der Natur selbst bekannt zu machen und ihre Geheimnisse nicht nur bei Aristoteles und Galenus, sondern in fleißiger Untersuchung der Leichname zu suchen. Diese Schrift, die von Georg Frank, dem Sohne des früher genannten Professors Frank, öffentlich vertheidigt wurde, fand so rasch unter allen Aerzten Verbreitung, daß bald das letzte Exemplar vergriffen war.

Als Johann Conrad Peyer, zehn Jahre bevor diese Brunner'sche Abhandlung erschien (1677), seine Glandulae agminatae in der früher genannten Arbeit beschrieb, hatte er das Loos aller Schriftsteller zu theilen, die Neues zu produziren sich unterfangen, d. h. er mußte seine Entdeckung gegen neidische Tadler sowohl, wie auch gegen objektive Kritiker vertheidigen. Während die Leute erstgenannter Sorte behaupteten, diese Drüsen seien bereits bekannt, Peschlin habe sie früher schon beschrieben, hielt Johannes von Muralt, der Züricher Chirurge, dafür, daß hier nicht Drüsen, sondern einfach Durchtrittsstellen von Milchgefäßen vorliegen. Ueber die nun von Brunner publizirte Entdeckung machte niemand anders als sein Freund Peyer sich her, der, von Eifersucht getrieben, das

Verdienst seines Kollegen zu schmälern suchte, indem er klarzulegen sich bemühte, daß die vermeintlichen Drüsen nichts anderes als Nervenknötchen seien. Es entspann sich infolgedessen zwischen den beiden Autoren ein heftiger Streit, welcher dann erst beigelegt und zu Gunsten Brunners entschieden wurde, als dem berühmten Malpighi die Streitsache zur Entscheidung vorgelegt ward. Brunner vertheidigte sich gegen Peyers Angriffe später in einer neuen Abhandlung, betitelt: Glandulae duodeni seu pankreas secundarium (1715). Er giebt darin von seinen Drüsen Abbildungen in Kupfertafeln, betont, daß sie sich von den Peyer'schen dadurch unterscheiden, daß sie vereinzelt stehen und bemüht sich durch Versuche ihre Funktion und Bedeutung feststellen zu können.

Von feiner Beobachtungsgabe legt Brunner als pathologischer Anatom in vielen Sektionsberichten Zeugniß ab, die uns von ihm erhalten sind und die uns zeigen, wie musterhaft genau und treffend man damals schon patholgische Zustände zu schildern vermochte.[5] Auch Publikationen chirurgischen Inhaltes hat er, wenn auch in kleiner Zahl, hinterlassen. Sie finden sich aufgezeichnet in Haller's Bibliotheca chirurgica, T. II., p. 494. Ich will nur einer solchen Mittheilung hier erwähnen, die ich vorfand in dem trefflichen Buche Wepfers über „Die äußern und innern Krankheiten des Kopfes". Sie ist daselbst mit dem Titel überschrieben: Capitis vulnus lethale, und wir ersehen daraus, wie rationell auch auf dem Gebiete der Wundbehandlung Brunners therapeutisches Vorgehen war.[6]

Alle Schriften Brunners zeugen von der Gründlichkeit seiner Kenntnisse und von einem großen Reichthum an Erfahrungen. Er war ein ebenso trefflicher Empiriker wie Theoretiker und war der Ansicht, daß es für jede Krankheit ein Specificum gebe. Bei den sogenannten periodischen Krankheiten gab er die Chinarinde, die er wie Peyer so viel als möglich

empfahl und gegen alle Angriffe vertheidigte. Gegen die Ruhr verordnete er Ipecacuanha, gegen Lues Quecksilber. Seine Therapie der Nephritis und des Podagras bespricht er an der Hand seiner eigenen Krankengeschichte in einem interessanten Aufsatze, betitelt: Experimentum circa Podagram cum Nephritide in semet ipso expertus.[7] Die meisten seiner wissenschaftlichen Arbeiten, so auch die zuletzt hier angeführte Abhandlung, theilte er dem berühmtesten medizinischen Publikationsorgan der damaligen Zeit, den Akten der Kaiserlichen Akademie der Naturforscher mit (Acta physico-medica academiae caesareae naturae curiosorum, enthaltend Beobachtungen und Experimente der berühmtesten Männer des In- und Auslandes). Er war ein ebenso berühmtes wie thätiges Mitglied dieser Gesellschaft, von welcher er im Mai 1685 das Diplom erhielt und mit dem Namen „Herophilus" getauft wurde. — „Der bedarf der Lobrede des wortreichsten Redners nicht, den Thaten selbst in der Welt verherrlichen;" so schreibt in eben diesen Akten der Akademie der bekannte Züricher Gelehrte Johann Jakob Scheuchzer in einem warmen Nachruf, den er seinem Landsmann widmet, und auch dieser Schriftsteller, sowie Alle, die von Brunner uns Nachricht überliefern, sie stimmen mit Aepli darin überein, daß dieses Mannes Ruhm nicht auf Tand und Prahlerei, noch auf den Wahn leerer Köpfe sich gründet, sondern auf seltenes Verdienst und auf die Wissenschaft.

Verzeichniß der benutzten Litteratur.

1. Archiv gemeinnütziger physischer und medicinischer Kenntnisse zum Besten des Zürcherischen Seminarium geschickter Landwundärzte herausgegeben von Dr. Joh. Heinrich Rahn, Canonicus, Prof. der Phys. und Mathematik an dem Zürcherischen Carolinum. Bd. I., 2. Abtheilung.

2. Baseler allgemeines historisches Lexikon. 1. Theil.

3. Leonhard Meister. Schweizer Biographien.

4. J. J. Leu Helvetisches Lexikon IX., p. 363—67.

5. Joh. Jakob Scheuchzer, Bibliotheca helvetica. Pars I., p. 154—163.

6. Joecher Gelehrten-Lexikon I. 1424.

7. Hautz, Geschichte der Universität Heidelberg; Häusser, Geschichte der Pfalz.

8. Acta sacrorum secularium cum anno MDCCLXXXVI a die VI. novembris festum seculare quartum pio solemnique ritu celebravit academia Heidelbergensis.

9. Kuno Fischer, Festrede zur fünfhundertjährigen Jubelfeier der Ruprecht-Karls-Hochschule zu Heidelberg, 4. August 1886.

10. Heinze, Heidelberger Universitätsjubiläen. Akademische Rede zum Geburtsfest des höchstseligen Großherzogs Karl Friedrich.

11. Hintzelmann, Almanach der Universität Heidelberg für das Jubiläumsjahr 1886.

12. Albrecht von Haller, Bibliotheca anatomica, Bd. I., 596—98.
Bibliotheca chirurgica, Bd. I.,
Bibliotheca practica, Bd. III.,
Elementa Physiologiae.

13. Manget, Bibliotheca medico-practica.

14. Hermann v. Meyer, Wilhelm Harvey. Virchow und Holzendorff, S. XV. Heft 337.

15. Haeser, Geschichte der Medizin, Bd. II.

16. Ephemerides naturae curiosorum. 1737, Bd. 4.

Anmerkungen.

[1] Rahn, Archiv gemeinnütziger physischer und medizinischer Kenntnisse.

[2] Der lateinische Text lautet: „Omnem movi lapidem, ut praeter dissectiones animalium frequentes, cadavera quoque humana inspiciendi copia mihi fieret atque facultas. Sors annuit vota. Etenim cum Serenissimus Princeps Elector Dominus noster pro sua, qua est aequitate atque prudentia, perspiceret, alias nobis superbire gentes, sibique de Imperatorum, Regum atque Principum Clementia gratulari et singulari, qua erga literas bonasque artes feruntur, gratia, Almae nostrae Instaurator sapientissimus in hoc quoque studii genere nobis deesse noluit; quin ut defunctorum suorum militum cadavera servandorum superstitum usui potius, quam vermium eseae adderent atque putori, gratiosissime concessit, ut qui vivi non poterant, vel post mortem facerent ad tuendam subditorum atque commilitonum vitam. Fuit et, pergit Brunnerus, ut brevi abhinc morerentur duo, quos diuturni morbi et languor oppresserant quique nobis materiam fusius disserendi dederunt copiosam.

[3] S.: Acta sacrorum secularium p. 257. Rede über das Leben und die Verdienste der ordentlichen Professoren der Medizin, die zwischen der dritten und vierten Jubelfeier an der Universität Heidelberg wirkten, gehalten von Daniel Wilhelm Nebel in lateinischer Sprache. Die citirte Stelle lautet im Text:

„Choragus erit, cui hoc vice lampada meritissimo suo tradimus Vir Nobilissimus Excellentissimus atque Experimentissimus Dr. Joh. Conr. Brunnerus M. D. et Prof. Celeberimus. Fautor, Collega et Amicus longe exoptatissimus, qui non solum peringeniosus est in planta inversa (sic Plato hominem vocavit) effebre cultro anatomico dissecanda, quod proxime elapsit abhinc diebus et vidimus et admirati: sumus, in cadavere suspensi, quantum per aestum Caniculae licuit, sed in planta erecta multimoda accurate cognoscenda. Sequimini ergo Artis Paeoniae cultores strenui Ducem fidelissimum! Comitamini Florae Cererisque Daductum clarissimum!“

[4] Unrichtig ist die Bemerkung in Hautz, Geschichte der Universität Heidelberg, Bd. II., p. 230, laut welcher Brunner der erste angestellte katholische Professor unter Philipp Wilhelm war. Brunner gehörte der reformirten Konfession an.

[5] Als Probe hiervon theile ich in deutscher Uebersetzung folgenden Auszug aus einem Sektionsprotokoll mit, welches dem Werke Wepfers:

„De affectibus capitis internis et externis," p. 58 entnommen ist. Es handelt sich in dem betreffenden Falle um ein neugeborenes Kind, welches mit Spina bifida behaftet war und bald nach der Geburt unter den Erscheinungen eines hochgradigen Hydrokephalus zu Grunde ging. Brunner nahm in Abwesenheit Wepfers die Autopsie vor und konstatirte folgenden Befund: „Bei Wegnahme des Schädeldaches zeigte sich, daß Pericranium und dura mater gänzlich verschmolzen waren, während der Schädelknochen zu einem dünnen, membranartigen Gebilde umgewandelt war. Beide Hemisphären waren hügelförmig zugespitzt und die Oberfläche des Gehirns war durchsichtig gleich einer mit Wasser gefüllten Blase. Aus einem am obersten Theil des Gehirns in der dura mater gemachten Einschnitt wurde die Substanz des Gehirnes durch den Druck des Wassers papierdünn vorgewölbt, und nach einem zweiten Einschnitt floß mit Gewalt die krystallhelle Flüssigkeit hervor; nun fielen die beiden Hirnkugeln alsbald zusammen, und so leer erschien jetzt der Inhalt des Schädels, daß man einen Kopf ohne Gehirn vor sich zu haben glaubte. Ich erweiterte nun die Wunde und öffnete die Ventrikel, die mächtig weit waren, platte Wandungen besaßen, die mit Blutgefäßen ausgekleidet waren. Der processus falciformis hatte das Gehirn tief eingefurcht, das corpus callosum war glänzend weiß, zierlich und stark gespannt, doch nirgends war eine Zerreißung von diesen zarten Theilen zu bemerken. Auch der processus transversus, der die beiden Schenkel des verlängerten Markes vereinigt, war durch die Gewalt des Wassers weit auseinander gezogen. Die corpora striata ragten nicht hervor, sondern waren eingedrückt und abgeflacht. Die glandula pinealis war klein und zerfloß wie Schleim unter den Fingern. Thalamus opticus und die protuberantiae orbiculares waren regelrecht geformt. An den plexus chorioides hing ein Knötchen von der Größe eines ovulum, und rings herum befanden sich kleine Wasserbläschen. Die processus mamillares waren schmal; an den n. n. optici, sowie an den a. a. carotides war kein Fehler zu entdecken, außer, daß sie im Wasser schwammen. Das kleine Gehirn war schlapp, der vierte Ventrikel weit, das Rückenmark in seiner Mitte durchbohrt, so daß die Sonde eine Handbreit eindringen konnte.

[6] „Am 19. November 1683, schreibt er, besuchte ich einen Joh. Geiger zu Schlatt am Randen, der am Kopfe schwer verwundet war. Anfangs ging alles gut, da fing der Kranke in der Nacht, bevor ich kam, zu deliriren, an und ich traf denselben stertorös athmend, aphonisch, auf der einen Seite gelähmt, elendiglich zu Bette liegend, als ob eine schwere Apoplexie ihn getroffen hätte. Ich untersuchte die roh behandelte, nicht mit dem einfachsten Pflaster bedeckte Wunde, die auf der Seite des Kopfes sich befand. Die Ränder derselben waren bereits in Verwesung begriffen und rochen stark nach Oleum Juniperi, welches Mittel ein Chirurgus auf die

Wunde geträufelt hatte, der Schädel und die Meningen waren durchlöchert, und leicht war eine schwere Zerquetschung der Gehirnsubstanz zu ersehen. Ich zog hierauf einen spitzen Knochensplitter, der aus Nachlässigkeit zurückgelassen worden, heraus, reinigte die Wunde sorgfältig, füllte sie mit trockener Charpie und bedeckte sie mit einem Pflaster, welches ich gerade bei mir trug. Der Kranke starb bald darauf, und die Obduktion, zu deren Vornahme ich die Erlaubniß hatte, mußte wegen Anhäufung von Geschäften unterbleiben."

[7] Er sagt daselbst: „Ich bin ein siebenzigjähriger Arzt, geboren von einem Vater, der mit dem Podagra und von einer Mutter, die mit Nierenschmerzen geplagt war. Ich habe wenig oder keine Ausschweifungen begangen, bin fleißig dem Studiren obgelegen und von Jugend an gesund gewesen. Ohne Beschwerden vollführte ich meine akademischen Reisen durch Deutschland, Frankreich, England, Holland. In meinem 44. Jahre empfand ich zum ersten Mal Nierenschmerzen, wobei viel gelblichter, anfangs zärterer, hernach gröberer Sand durch den Urin von mir ging, besonders wenn ich gegohrne Getränke genoß. Nach meinem 50. Jahre empfand ich auch Anfälle von Podagra zuerst an der Wurzel der großen Zehe, darauf in den Händen, Ellbogen, Schultern und verschonten keinen Theil an meinem Leibe. Ich habe Verschiedenes versucht und meist ohne Erfolg. Endlich aus Furcht vor einem größeren Uebel kam mir der Sinn an die Milch, als das gemeine Kräftungsmittel der Podagristen, so ihren Mund nicht verzärtelt haben. Nach vielen Schwierigkeiten, die in unserem Jahrhundert unüberwindlich scheinen, überwand endlich die Liebe zu meiner eigenen und meines Nächsten Gesundheit, da ich es für einen Arzt unwürdig hielt, Niemand zu nützen und ein unnützes Erdengewicht zu sein. Ich fing die Milchkur im April 1723 an und setzte sie bis zum 25. Oktober, da ich dies schreibe, ununterbrochen mit einem solchen Erfolge fort, daß ich von dieser Zeit an weder podagrische, noch Nierenschmerzen empfand. Jetzt habe ich Lust zu essen, verdaue ohne Beschwerden und was mich am meisten wundert, sehe ich von dieser Zeit an keine Spur von Sand mehr; ich schlafe wohl, mein geschwinder Puls ist langsamer geworden und voll und stark. Ich nehme an Leib und Kräften zu. Alles dies habe ich nächst Gott der Milch zu verdanken."

Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter) in Hamburg.

(476)

Sitte und Brauch der Siebenbürger Sachsen.

Von

Dr. Heinrich v. Wlislocki
in Mühlbach.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter).
1888.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Fr. v. Holtzendorff in München.

Die Karpathen mit ihren Spitzen voll Schnee, den kein Strahl der Hochsommersonne vom Felsen trennt, mit ihren waldigen Berghalden voll Blättern und Blumen, voll kriechenden und fliegenden Gethiers, mit ihren rauschenden Quellen und Bächen, ihren träumerischen Thälern voll zauberhaften Schattens, umgeben und durchziehen die Heimath eines deutschen Volksstammes, der unter dem Namen der Siebenbürger Sachsen bekannt ist. Ungehemmt und fernhinleuchtend im Glanze des Morgens und des Abends gleiten die Wogen und Wellen des Marosch- und Altflusses nach Osten und Süden, tauchen auf und leuchten herüber aus den Ebenen, um dann in traumhafter Ferne zu verschwinden. Hier fanden die ersten deutschen Einwanderer vor mehr als siebenhundert Jahren ein Stück der alten Heimath wieder und gründeten sich für lange Zeiten einen Sitz des Friedens, der Ruhe, des seligsten Glückes überhaupt. So mancher Sturm zwar brauste zerstörend über diese stillen Sitze deutscher Kultur, die zumeist ferne vom trübseligen Staube ausgetretener Heerstraßen lagen, aber stets kam eine Zeit, wo auch dieser vom deutschen Mutterstamme losgerissene Zweig des Sachsenvolkes den Einfluß eines Wiedererwachens fühlte, wo ein neues Leben, eine neue Energie, eine neue Kultur ihn beseelte. In den Sitten und Gebräuchen dieses Volkes spricht sich nicht nur sein ureigenthümliches deutsches Denken und Fühlen, sein Charakter auf eine eigenthümliche Weise aus, die Natur

selbst, in der dies Volk athmet, spiegelt sich getreu darin ab, der Charakter des Landes, in dem es lebt, die Farbe des Himmels, der auf sein Wirken und Walten, sein Leben, sein Lieben und Leiden herniederschaut, die Beschaffenheit des Klimas, das auf die menschliche Natur stets einen gewissen Einfluß ausübt, der oft genug zur Herrschaft wird; dies alles drückt dem Volksleben der Siebenbürger Sachsen einen eigenthümlichen Stempel auf. Denn die Natur mit ihrer ewigen Wahrheit ist ewig und unverwüstlich, und weil in Sitte und Brauch die wahre Gefühlsweise einer Nation ohne Schminke und Firlefanz, in ihrer echten Natürlichkeit zum Ausdruck gelangt, bleiben sie dem Volke als ein Theil seines Wesens lieb, unveräußerlich und vergehen nicht, das Volk müßte denn selbst spurlos vergehen.

Freilich immer tiefer versinkt die Vergangenheit und ihre Erinnerung auf den Grund des rascher stets und reißender daherfluthenden Stromes der Gegenwart mit seinem täglich immermehr gaukelnden Wellenspiel, — und nur hie und da ragt noch herauf aus dem Wirbel eine Erinnerung des versunkenen Lebens früherer Zeiten und Generationen, — bald ernst und finster, wie wettergrauer Fels, — bald wie ein Eiland mit rauschenden Bäumen und duftigen Blumen. Rasch vorbeigetrieben im Strudel des Lebens blicken die Menschen staunend und neugierig auf diese Reste einer anderen fremden Zeit hin, und nur Wenige treten forschend näher zu diesen Denkmälern der Vergangenheit. Die es aber thun, rastend vom fliegenden Treiben der heutigen Tage, zu denen steigt der Geist der Zeiten herauf aus der Tiefe der Jahrhunderte und spricht zu ihnen von der markig ernsten, starren Kraft der versunkenen Geschlechter und von den lieblich zarten Blüthen reiner Poesie, zeigt ihnen das Leben fröhlich guter Menschen, die ebene, unveränderlich treue Menschennatur, den traulichen Kindersinn jener langverschollenen Zeiten. Doch nicht nur der Reiz eines Spiels

phantastischer Erinnerung sollte uns hinziehen zu solchen Ueberbleibseln aus alten Tagen im Leben und in den Sitten des Volkes, — tiefer und bedeutungsvoller Ernst spricht aus ihnen, und gewiß ist es eine nationale Aufgabe, alle solche Denkmäler in Sitten und Gebräuchen ebenso zu studiren, wie die steinernen Bauten und die alten Pergamente, „denn nur das tiefe, warme und lebendige Verständniß der Vergangenheit läßt die Gegenwart mit voller bewußter Kraft und Klarheit erfassen und mit freier Sicherheit den Blick in die Zukunft richten". Wie die ersten Eindrücke der frühen Kindheit fest und unauslöschlich in der Menschenseele haften, — wie des Kindes Fühlen und Denken immer wieder zum Ausdruck kommt in dem Ringen der männlichen Kraft, so taucht auch im Leben der Nationen immer wieder und wieder hervor, was das Denken und Streben der vergangenen Generationen erfüllte; die Formen zerbrechen und erneuern sich, — aber der Geist der Völker wie der Geist des einzelnen Menschen schreitet vor als ein untheilbares und unzerstörbares Ganzes in zusammenhängender Entwickelung. Und wie der einzelne Mensch die Erinnerung seiner Jugend heilig hält, so sollen auch die Nationen sich versenken in das Verständniß der vor ihnen strebenden und ringenden Generationen, in die Erinnerung an das Wachsen und Werden des Volkslebens, besonders da sie in unseren Tagen herabsinkt auf zerbröckelnden Fundamenten, um bald vielleicht ganz in der Tiefe zu verschwinden.

Auf dem Boden des transsilvanischen Hochlands hat deutsche Sitte und Brauch eine Heimstätte gefunden, wo sie, umfluthet von sprachlich gesonderten Völkern, sich doch jahrhundertelang durch liebevolle Pflege aufrecht erhalten hat, und wenn auch der Zusammenhang der heutigen Gebräuche mit denen des Mutterlandes sich auf wenige Berührungspunkte beschränken mag, so wird man doch, abgesehen von den wichtigeren ethnologischen

Gründen, schon um jenes Zusammenhangs willen, einen kleinen Beitrag zur Kenntniß dieser Sitten und Gebräuche, wie wir ihn hier bieten wollen, vielleicht wünschenswerth finden; gleichen sie doch auch einem wilden Waldstrauß, wie wir ihn, frische Freude, Festtagsgefühle und Wanderlust im Herzen, befreit von der treibhausluftschluckerischen Kultur unserer Städte, draußen im Grünen zu brechen pflegen. Auch das Volk, dessen Gebräuchen und Sitten wir einige Zeilen widmen wollen, das Volk der Siebenbürger Sachsen wohnt nicht an der großen, ausgetretenen Heerstraße, die über Klausenburg nach Hermannstadt und Kronstadt führt, es wohnt nicht an den Eisenbahnen, an diesen lernen wir nur den „Bürger" kennen, — das wohnt droben auf dem Berg, drinnen im weltfernen, einsamen Thal und in den Weingärten, im blühenden Gartenlande des Kokelflusses sowohl, wie da, wo aus dem steinigen Boden der Karpathenabhänge die Feldfrucht nur kümmerlich hervorsprießt. Sei hier das Klima noch so rauh, der Boden noch so unfruchtbar, so ist diese bergige Heimath den Siebenbürger Sachsen lieb und theuer. Ihr wenn auch beschränktes Leben im Elternhause bringt ihnen doch das unschätzbare Glück der Empfindung der Heimathlichkeit, „der trauten Kindertreue recht sicher geworden zu sein", und dieser Herzenszug hält durch ihr ganzes Leben aus. Selten verläßt daher der sächsische Bauer sein Heimathsdorf, um in der Fremde sein Fortkommen zu suchen. Nur, wenn Umstände, die zu ändern nicht in seiner Macht stehen, ihn zwingen, den Wanderstab zu ergreifen, dann verläßt er den heimathlichen Gau, um im benachbarten sein Fortkommen zu suchen. Das Brot in der Fremde ist für ihn stets nur ein bitteres Brod. Sinnig heißt es in einem sächsischen Volksliede:

> Und als ich ging vor des Fremden Thür,
> Da schoben sie bald den Riegel dafür;
> Ich wandte mich um und schaute zurück:
> „Ihr lieben Freunde, theilt mein Geschick!"

Und als ich kam zu der Fremden Herd,
Da war ich den Fremden so gar unwerth;
Ich wandte mich um und schaute zurück:
„Ihr lieben Freunde, theilt mein Geschick!"

Und als ich kam zu der Fremden Tisch,
Da rückten sie das Brot vom Tisch;
Ich wandte mich um und schaute zurück:
„Ihr lieben Freunde, theilt mein Geschick!"[1]

Freude am eigenen Herd, am eigenen Besitz hat der sächsische Bauer von seinen Vorfahren geerbt. Dies drückt er auch in den meisten Inschriften, mit denen er die Giebelwand seines Hauses schmückt, sinnig aus:

Das eigne Haus, der eigne Herd,
Ist mehr als Gold und Silber werth.

Oder:

Eigner Herd
Ist Goldes werth,
Ist er schon arm,
Ist er doch warm.

Dieser Heimathsliebe im engeren Sinne ist es auch zuzuschreiben, daß in früheren Zeiten wenigstens höchst selten ein Sachse eine „Fremde", nicht in seinem Heimathsdorfe geborene Maid als Gattin heimführte. Und in dieser regen Heimathsliebe, die das Andenken an die Jugendzeit, Vater-, Mutter- und Geschwisterliebe, Kameradschaft und Freundestreue selbst in der Fremde nicht verblühen läßt, wurzelt der rege Eifer der Siebenbürger Sachsen, mit welchem sie die Interessen ihrer Nationalität fremden Einflüssen gegenüber vertheidigen und sich jahrhundertelang, zwischen fremde, gar oft feindlich gesinnte Völkerschaften eingekeilt, ohne Schädigung des ihnen eigenen, nationalen Gepräges aufrecht erhalten konnten. Diese Liebe zum eigenen Heim und zur engeren Heimath findet ihren Entstehungsgrund in der Erziehung der Kinder, und bezeichnend wird daher im

Siebenbürgisch-Sächsischen das Heimweh, jene tiefe Sehnsucht nach dem väterlichen Hof und Haus, „Mutterkrankheit“ genannt. Die Frau des Hauses, die liebevolle Mutter der Kinder, ist der Brennpunkt des sächsischen Heimwesens. Es ist die germanische Mutter, die im Haus und Hof waltet und schaltet, die Kinder lehrt und pflegt, für das größte, wie für das kleinste Bedürfniß der Erwachsenen sowohl wie der Kleinen, des Herrn (Wirthen) wie des Gesindes sorgt. Und die Stätte, wo sie gewaltet, ist dem erwachsenen Manne sein Leben lang heilig und lieb, und wenn die Mutterhände, die ihn bei seiner Konfirmation feierlich gesegnet, sich längst schon zum letzten Gebet gefaltet haben, da zieht noch gar oft beim Anblicke der eigenen Kinder die Erinnerung an „sie“ wehmüthig durch die Brust des Sohnes, der mitten in der harten Arbeit des Lebens, doch hier am „Hofe“ seiner Ahnen noch immer ein Stück von dem verlorenen Paradies der Kindheit, vom goldenen Märchenreich der Jugend vor sich sieht. Und wie hangen diese Mütter der Arbeit und des Fleißes an ihren Kleinen! Bevor noch der junge Erdenbürger das Licht der Welt erblickt, wird für ihn gesorgt. Die Mutter darf am Samstag nicht spinnen, sonst wird das Kind vor der Zeit glatzköpfig, sie darf nicht kauend über die Schwelle gehen, sonst wird es an häufigen Zahnschmerzen leiden, sie darf keine Hülsenfrüchte in der Schürze tragen, sonst bekommt das Kind einen unheilbaren Hautausschlag. Treten dann die Geburtswehen ein, so ist es gut, wenn der Ehemann die Deichsel vom Wagen lostrennt, denn dadurch werden die Schmerzen der Gattin gelindert. Sollte die Geburt gar schwer vor sich gehen, so ist es gut, wenn die Kranke mit den Federn einer schwarzen Henne, unter die man auch Schweinsborsten mischt, „geräuchert“ wird. Kommt das Kind auf die Welt, so müssen Thür und Fenster, selbst das Kaminloch geschlossen werden, bis daß der Säugling gebadet worden ist, damit die bösen Hexen (Truden)

ihn nicht „anblasen“ (anhauchen) können. Mit dem Wasser des ersten Bades werden die Brüste der Mutter befeuchtet, damit sie „Milch erhalte“, der Rest aber wird unter einen Baum geschüttet in dem Glauben, daß dadurch der Säugling „erstarke“. An das reichverzierte Häubchen des Kindes wird mitten über der Stirne von der Hebamme („Amtfrau“) schnell eine durchlöcherte Silbermünze oder ein rothes Bändchen mit den Worten genäht:

De bis ougen	Die bösen Augen,
solen senj bedrougen,	Sollen sein betrogen,
Won se det hej fandjen,	Wenn sie dies da finden,
Sole se erblandjen,	Sollen sie erblinden.

In die noch vom Urgroßvater „angestorbene“ (ererbte) Wiege wird ein Messer oder ein hölzerner Löffel gelegt, um den jungen „Erdenbürger“ vor den Belästigungen des Alp zu schützen. In den ersten drei Tagen des Säugens ist es gut, wenn die junge Mutter, bevor sie dem Kinde die Brust giebt, einige Tropfen Milch auf einen Hollunderzweig mit den Worten spritzt:

Dem hontert gan ech et,	Dem Hollunder gönn' ich es,
Dem iwel nedj,	Dem Uebel nicht,
Wat krecht uch flecht,	Was kriecht und fliegt,
Dem gan ech et,	Dem gönn' ich es,
Wat henkt, dem nedj.	Was hinkt (Hexen), dem nicht.

Dieser Hollunderzweig wird am Tage der Taufe verbrannt und die übriggebliebenen Kohlen sammt der Asche in einem Säckchen sorgsam aufbewahrt. Ist nämlich das Kind „berufen“ (beschrieen, bezaubert) durch bewunderndes Anschauen eines Fremden oder durch scharfes Ansehen solcher Menschen, die einen „bösen Blick“ haben, so wird ihm ein Theil der Nabelschnur mit diesen Kohlen vermischt in Gestalt eines Pulverchens eingegeben. Hilft dieses Mittel nicht und giebt das Kind die „Krankheit“ durch unzeitiges Schreien und Weinen kund, so

wird ihm ein sogenanntes „Aescherchen“ auf folgende Weise gemacht: In ein Töpfchen kochenden Wassers, welches nicht gegen, sondern dem Flusse nach geschöpft worden ist, werden gegeben neun Glieder von Strohhalmen, welche beim Abpflücken in umgekehrter Ordnung von neun bis eins gezählt wurden; dann werden aus dem Zimmer, in welchem das Kind gewöhnlich liegt, etliche Stückchen Holz abgeschabt und zwar vom Herd- und Tischfuß, von der Thürschwelle, von der Wiege und jeder Ecke des Fußbodens; diese Stückchen werden ebenfalls in umgekehrter Ordnung gezählt und dann ins siedende Wasser geworfen. Darauf werden neun Messerspitzen voll Asche, welche gleichfalls in umgekehrter Ordnung von neun bis eins zu zählen sind, in das Wasser geworfen. Ist alles dieses aufgekocht, so wird es in eine Schüssel geleert und das heiße Töpfchen darauf gestülpt. Zieht sich das Wasser aus der Schüssel ins Töpfchen hinauf (was nach physikalischen Gesetzen immer der Fall ist), so ist das ein Beweis dafür, daß das Kind berufen war. Mit dem in dieses Wasser getauchten Finger wird die Stirne des Kindes dreimal übers Kreuz bestrichen, wobei die Worte gebraucht werden: Esi wae sich det wáser äuen zecht, esi säl der och det berofän fergón. Äm nume Gottes etc. (So wie sich dies Wasser hineinzieht, so soll dir auch das Berufen vergehen. Im Namen Gottes u. s. w.) Die Formel wird dreimal wiederholt, darauf giebt man dem Kinde neun in verkehrter Ordnung gezählte Tropfen von dem Wasser zu trinken.[2] —

Unter allen Umständen ist es gut, sobald wie nur möglich „das junge Ehezweiglein in das Buch des Lebens einzutragen und aus dem Heiden einen Christen zu machen“. Der Vater begiebt sich daher schon einige Tage nach der Geburt seines „Stammhalters“, „angethan“ in dem vom Vater oder Großvater ererbten Festkleid, dem „Kirchenpelz“ zum hochwürdigen

Herrn Pfarrer und theilt ihm in langer, feierlicher Rede mit, „die Ursach' und Gelegenheit, was sich mit ihm zugetragen hat in seinem heiligen Ehestand; daß ihn Gott gesegnet hat nicht nur mit vergänglichen und zeitlichen Gütern, sondern auch mit Leibeserben, mit lieben Kindern, einem lieben Ehezweiglein; der Herr „Vater" wolle es nun aus einem Heiden in einen Christen machen". Auf dem Heimwege bittet er noch vier Taufzeugen, „das junge Ehezweiglein zur heiligen Taufe befördern zu helfen". In jedem Hause, in dem er „vorgesprochen" (eingekehrt), hat es einen „Ehrentrunk" gegeben und überall muß er ein wenig sitzen, „um den Schlaf nicht mit fort zu tragen". Spät Abends kehrt er heim, angestrengt von den Mühen der vielen „festlichen Reden", die er hat „machen" müssen, und trifft nun Vorkehrungen zur kommenden Taufe seines „Ehezweigleins." [3]

Kaum sind am nächsten Sonntagnachmittag die Vesperglockentöne verklungen, so erscheinen in Festtagskleidern die beiden „Goden" (Taufmütter) im Hause des Täuflings und die Jüngere grüßt das Kind also:

Bedinkt, bedinkt,	„Bedenkt, bedenkt,
Wat gót ás schinkt,	Was Gott uns schenkt,
Et ász än anjel feny,	Es ist ein Engel fein,
Dem soln mer hedy goude seny.	Dem sollen wir heute Goden sein.
En híden nén mer mád,	Einen Heiden nehmen wir mit,
En krásten wáln mer bránjn.	Einen Christen wollen wir bringen,
Bleivt ás gesángd bás dór.	Bleibt uns gesund bis dahin."

Nach vollzogener Taufe kehren die weiblichen Taufzeugen aus der Kirche, wo sie von den männlichen Taufzeugen erwartet wurden, nach Hause zurück, und nun legt die Ältere derselben das Kind zuerst auf den Tisch und spricht:

Hae légen ech dech af den dásch,	Hier lege ich dich auf den Tisch,
Te solt wósse, wae en fásch.	Du sollst wachsen wie ein Fisch.

dann auf den Herd, wobei sie spricht:

Hae légen ech dech af den härd,
Te solt wósse denyem vóter
Och denyer móter wärt.

Hier lege ich dich auf den Herd,
Du sollst wachsen deinem Vater
Und deiner Mutter werth;

dann legt sie es auf das Bett und spricht:

Hae légen ech dech af't bét,
Te solt schwege bäs deny
Móter wéscht och béckt.

Hier lege ich dich auf das Bett,
Du sollst schweigen bis deine
Mutter wäscht und bäckt.

Hierauf rufen beide Goden:

Pátchen liaw, wóss, blej,
Allet ágläck vun dir flej!
Gótes gist, gnód, hìl och ségen
Soj mád dir af alle wégen!

Patchen lieb, wachs' und blüh',
Alles Unglück von dir flieh'!
Gottes Geist, Gnad', Heil und Segen
Sei mit dir auf allen Wegen!

Und nun geht es an den „Kaimes", den Taufschmaus, an welchem die nächsten Anverwandten und Freunde theilnehmen. Unter heiteren Gesprächen, Scherz und Spiel verläuft der Taufschmaus, bei welcher Gelegenheit der sogenannte „Spießtanz" nicht leicht fehlen darf. Zuerst tanzen ihn die Großväter des Täuflings, dann Vater und Taufpathen. Der Tanz wird derart aufgeführt, daß zwei Spieße in Kreuzesform auf den Fußboden gelegt werden, worauf Tänzer und Tänzerin immer aus einem Spießwinkel in den andern springt.[4] Spät in der Nacht hebt der älteste Taufpathe mit einem „Heilsgruß" auf den „neuen Christen" die Tafel auf. Es ist Brauch, daß vor dem Austritt aus dem Hause die Taufzeugen noch einige Geldstücke in den Trog, in welchem das Kind gebadet wird, mit den Worten werfen: „Amtfrau" (Hebamme) gebt Acht, daß ihr unseren Pathen nicht verbrennt!"

Die auf die Geburt folgenden Wochen des „Einsitzens" sind für die arbeitsame Bauernfrau eine lange, bange Zeit, denn sie muß das Zimmer hüten und darf nicht einmal die Thürschwelle überschreiten. Erst nach Ablauf dieser Zeit erlaubt

ihr der Herr „Vater" (Pfarrer) den ersten Kirchgang, den sie, von der eigenen Mutter oder der „Amtfrau" begleitet, thut und eine Wachskerze, einen Groschen und ein Brot auf den Altar legt. Nun ist der Bann von ihr genommen und bald trägt sie ihr Kind hinaus auf das Feld, wo es unter Korngarben den jungen Blick schon auf die „lohngekrönte Arbeit" seines künftigen, mühevollen Lebensberufes richten mag. Draußen auf dem Felde ist an einer Querstange, die auf zwei sich kreuzenden zusammenlegbaren Beinpaaren ruht, eine kleine Hängematte (Schúk) befestigt, die den Kleinen aufnimmt, während die Mutter hülfreiche Hand bei den Feldarbeiten leistet oder ihren „Blasengel" (Blószánjel) mit den Worten in den Schlaf lullt:

Schlóf, Hanzi, schlóf!	Schlaf, Hänschen, schlaf!
De fijel säinjen äm hóf,	Die Vögel singen im Hof,
De kaze spänen af 'm hiert,	Die Katzen spinnen unter'm Herd,
De raze knäspern än der iert,	Die Ratten knuspern in der Erd',
Te bäszt mer tousent gälde wiert,	Du bist mir tausend Gulden werth,
Schlóf, Hanzi, schlóf![5]	Schlaf', Hänschen, schlaf!

Und hört sie den ersten Donner, da legt sie ihren „Engel" auf die Erde, damit er dadurch stark werde. Kehrt dann die friedliche Familie im Dämmerscheine auf den „Hof" zurück, da nimmt das „liebe Ehezweiglein" der Vater aufs Knie und singt ihm, während die Mutter das Abendessen bereitet, allerlei Lieder zur Kurzweil:

Ich lász mer a részken wol beschló,	Ich laß mir ein Rößchen wohl beschlagen,
Ech lász et än der sailgasz gó.	Ich laß es in die Seilgass' gehn.
Dó et kom for't Hanzi sai dir,	Da kam es vor Hänschens Thür,
Dó wór en gälden bräk,	Da war eine goldene Brück',
Dó wór och mai gläck.[6]	Da war auch mein Glück.

oder:

Drá nane' kun äm rúr eraf	Drei Nane (Nornen) kommen aus dem Rohr herfür,
Se bránjen e käinjt gefangen;	Sie bringen ein Kind gefangen,

Se lóchten et än en trigeltchen,	Sie legten es in ein Trögelchen,
Et schléft wä e rêne fijeltchen.	Es schläft wie ein Regenvögelchen.

Dabei denkt sich der geplagte Mann: Ech gäv en gisz dräm, wón't gi ként" (Ich gäbe eine Ziege darum, wenn es gehen könnte).[7] Auch die Zeit trifft bald ein, und der Kleine trappelt in seinen Kutschkern (Filzschuhe) allein in der Stube herum, und „eh' man sich versieht", ist er schon so groß, daß er sich auf der Gasse herumtreibt, und wenn die Eltern ihn mit dem „Bisákesz" schrecken, der die Kinder „von der Gasse wegstiehlt", da zwischert er zur Antwort das Liedchen, das er von seinen Spielgenossen gelernt hat:

Bisákesz	Bisakeß,
Dràch húlz en't bakesz!	Trag' Holz in den Backofen!
Kam zeräck,	Komm' zurück,
Fal af de räk,	Fall' auf den Rücken,
Bräinj mer e stäck	Bring' mir ein Stück
Már híbesz mät!	Weichen Kuchen mit!

Im Winter, da ist der Junge auf die Stube angewiesen und guckt schon um Martini durch die eisüberzogene Straße, ob er nicht vielleicht den „Pelzmartin" erblickt, der um diese Zeit herumgeht und sich die „guten Kinder merkt", denen der „Kräsztmän" (Christmann) zu Weihnachten Geschenke bringen soll. Er hat dies alles von seinen ältern Kameraden gehört und kennt auch schon den Spruch:

Der Mierte gid äm hóf eräm,	Der Martin geht im Hof herum
En hót en weisze kózen äm.	Und hat einen weißen Kotzen um.

Und kommt die „Christwoche", da getraut er sich nicht einmal an die Thüre zu greifen, denn draußen geht dann die eiserne „Adventkräm" (Adventsau) herum, die alle bösen Kinder auffrißt. Endlich rückt auch der langersehnte Weihnachtsabend heran. Die Mutter hat die Kerzchen am schmucklosen Tannenbaum angezündet, und da erscheint der „Kräsztmän" mit

seinen Gaben, die in „goldenen“ Nüssen, Aepfeln und Spielzeug bestehen. An manchen Orten stellt man ihn wirklich dar. Ein alter Backtrog wird umgekehrt, mit vier Füßen und einem Kopf versehen und weiß überzogen, daß er die Gestalt eines Pferdes erhält. Darauf sitzt der „Kräsztmän“, der in seinem Mantel die Gaben zur Vertheilung an die Kinder hat.[8]

Einsam und öde sind die Gassen des Dorfes zur Winterszeit, wenn aber das Eis geschmolzen ist, das den Bach, der mitten durchs Dorf fließt, monatelang bedeckt hat, da sieht man die Knaben auf irgend einem freien Platze mit dem sogenannten Kapra-Spiel beschäftigt. Ein Klotz wird mit drei Füßen versehen und heißt Kapra (rumänisch: Ziege). Darauf werfen dann die Buben mit der Absicht, die Ziege umzuschlagen.[9] Indessen spielen die Mädchen „Branefrá“ (Brunnenfrau). Ein Mädchen sitzt bei diesem Spiel auf dem Boden oder einem Fußschemel; es stellt die Brunnenfrau vor; die andern umwandeln es und singen:

Branefrá, Branefrá,	Brunnenfrau, Brunnenfrau,
Zech mich än de branen!	Zieh' mich in den Brunnen!

Kann nun das Sitzende eines der umwandelnden Kinder erfassen und zu sich ziehen, so muß dieses Brunnenfrau sein. Das Spiel gründet sich auf den Aberglauben, daß die Kinder aus Frau Holda's Brunnen kommen und — nach der heutigen Anschauung wenigstens, wenn sie ungetauft sterben — wieder dahin gehen. — Am ersten Mai pflegen in einigen Ortschaften die Kinder aus ihrem Kreise das „Mémädchen“ zu wählen, welches mit Bändern geschmückt und mit jungem Laube so überkleidet wird, daß es nicht sehen kann und geführt werden muß. Sie führen es bei den Ortsbewohnern herum und erhalten Eier als Geschenk, die sie dann gemeinschaftlich verzehren.[10] Am Himmelfahrtstage erfreut in einigen Ortschaften das „Todaustragen“ die Kinder. Nach dem Vormittagsgottesdienste machen

die Mädchen den „Tod“, der aber als weibliche Person dargestellt wird. Eine ausgedroschene Korngarbe, an welcher der obere Theil zusammengebrochen und unterbunden den Kopf bildet, wird hierzu verwendet. Der Kopf wird mit einer rothen Haube aufgeputzt; die Stelle der Augen vertreten zwei große, schwarzknöpfige Stecknadeln, die Arme bildet ein durch den Strohschaub gesteckter Stecken, Nachmittags beginnt der Umzug. Zwei Mädchen fassen den Tod unter den Armen und schreiten voran; paarweise folgen die andern. Die ausgeschlossenen Knaben begaffen den „schönen Tod“. Ist der Umzug durch die Gassen unter Absingung eines Kirchenliedes vollendet, so begeben sich die Mädchen in ein Haus, entkleiden den Tod und der nackte Strohschaub wird den Knaben beim Fenster hinaus übergeben. Diese stürmen damit zum nächsten Bach und werfen ihn in das Wasser. Mit dem dem „Tode“ entnommenen Schmuck wird nun ein Mädchen als „Königin“ bekleidet und durch alle Gassen geführt. Dann begeben sich Alle in das elterliche Haus der „Königin“, wo zusammengetragene Eßwaaren verschmaust werden.[11] — Der zweite Ostertag vereinigt wieder die Kinder zu allgemeiner Freude. An diesem Tag begießen die Knaben Mädchen und Frauen, wofür sie von diesen rothe Eier zum Geschenk erhalten. Ueberall ist es Brauch, daß die Kinder in dieser Zeit gefärbte Eier gegeneinanderstoßen; wessen Ei dabei unversehrt bleibt, gewinnt das Ei des Gegners . . . .

„Wier nichen käinj huot, wisz net woräm e lieft“ (Wer keine Kinder hat, weiß nicht warum er lebt), sagt das Sprichwort, und so getröstet sieht der Vater seine „Ehezweiglein“, eines nach dem andern heranwachsen; kaum hat eins die Dorfschule „mitgemacht“, so muß er schon daran denken, daß der „Junge“ ein „ordentliches Festgewand“ zur bevorstehenden Konfirmation bekomme. Sie sollen nur „gut gerathen“ sein, dann wird schon Gott „alles gut fügen“, so denkend, läßt er

seinen „Aeltesten" unter die Konfirmanden aufnehmen und freut sich im Herzen, daß er nun auch einen „großen" Sohn habe, der zwar „mehr zur Mutter zieht", aber ihm doch „wie aus dem Bein geschnitten" ähnlich aussieht. Am Konfirmationstage kann er dem hochwürdigen Herrn „Vater" mit gutem Gewissen sagen, daß er seinen Sohn „schön" erzogen habe und gar oft das Sprichwort: „De rát wiert de galjen uof" (Die Ruthe wehrt den Galgen ab) beobachtet habe. —

Wenn der Junge sein fünfzehntes Lebensjahr erreicht hat und konfirmirt worden ist, so muß er in die „Bruderschaft" eintreten, die alle konfirmirten Jünglinge („Knechte") bis zur Verheirathung zu einem Bruderbund vereinigt, „mit genau begrenzter, selbständiger Gerichtsbarkeit unter freigewählten Beamten, dem sogenannten Altknecht, Wortknecht und Schaffner, die das gesammte Leben der Brüder außer dem Hause beaufsichtigen und entweder nach althergebrachtem Gewohnheitsrecht, oder nach bestimmt formulirten Gesetzen (Bruderschafts-Artikeln) an festgesetzten Gerichtstagen („Zugang" genannt) Streite schlichten, Recht sprechen und strafen." Die Aufnahme in die Bruderschaft geschieht an einem „Zugangstag", bei welcher Gelegenheit an Seilen befestigte mächtige Steine, Geschirrstücke, Balken an den Hals der jungen Brüder gehängt werden, bis sie von der Last zu Boden sinken. Die sinnbildliche Bedeutung dieses seltsamen Brauches ist wohl darin zu suchen, daß sich „der neue Bruder in unwandelbarem Gehorsam in die Pflichten und Lasten des neuen Lebenskreises zu fügen habe".[12] — Von der Zeit an, wo der Jüngling in die Bruderschaft aufgenommen worden ist, hat er das Recht, auf dem „Tanzboden" zu erscheinen und an den Lustbarkeiten der Brüder und Schwestern, der konfirmirten Jungfrauen, theilzunehmen. Und an althergebrachten Lustbarkeiten fehlt es nicht. Im Sommer ist es der Tanz, im Winter die Spinnstube, wo sich die Jugend versammelt. Unter Scherz,

Gesang und Spiel vergeht die Zeit in der Spinnstube. Die Mädchen sitzen im enggeschlossenen Kreis, während die Burschen außerhalb des Kreises Platz nehmen und bei Strafe weder in den Spinnkreis treten, noch rauchen, noch aber „die Mädchen beunruhigen“ dürfen. Da ertönen die Lieder von den jugendfrischen Lippen und manche Liebeserklärung findet im Gesang ihren Ausdruck. Wie oft singt in der Spinnstube der Bursche seiner Geliebten vor:

Und alle weißen Blumen,
Die blühn auch weiß, —
Ich hab' ein inniges Schätzchen,
Das ist auch schneeweiß.

Und alle blauen Blumen,
Die blühn auch blau, —
Ich hab' ein inniges Schätzchen,
Das ich gerne schau.

Und alle rothen Blumen,
Die blühn auch roth, —
Ich hab' ein inniges Schätzchen,
Das Liebe mir bot.

Und alle grünen Blumen,
Die blühn auch grün, —
Ich hab' ein inniges Schätzchen
Das lohnt mein Bemühn.

Und alle gelben Blumen,
Müssen gelb auch sein, —
Ich hab' ein inniges Schätzchen,
Das will ich mir frei'n![13]

Und kommt dann gar der sogenannte „Gainzelniúwend“ (Rocken-Abend) heran, so erreicht die Unterhaltung in der Spinnstube ihren Höhepunkt. Am Freitag vor Christtag zerbrechen und verbrennen die Knechte den Mägden vor Mitternacht die mitgebrachten Rocken (Gainzelróken) sammt dem Hanfbund (Kotj). Darum nehmen die Mägde an diesem Abend nur Stecken und schlechtes Werg in die Spinnstube mit. Nach dem Verbrennen der Rocken folgt gemeinsame Unterhaltung bei Trank und Schmaus und Scherz. Es herrscht nämlich der Glaube unter den Sachsen, daß man die drei Tage vor Weihnachten nicht spinnen, noch kauend über die Schwelle gehen darf, sonst bekommt das Vieh Maden, gegen die dann selbst die „erprobte“ Formel:

Gáden morjen, brainaszel!	Guten Morgen, Brennessel!
Onser ká huot muaden;	Unsre Kuh hat Maden;
Sai se wais oder rút.	Seien sie weiß oder roth,
Bäsz morn sen se dút!	Bis morgen seien sie todt;

die man vor einer Brennessel herzusagen hat, nichts hilft. —

In der Christnacht entzündet die Burschenschaft auf einer nahen Anhöhe ein Freudenfeuer, in das die Mädchen des Dorfes ausgedroschene Garben unter Absingung eines Kirchenliedes werfen. Unter Lärm und Jauchzen kehrt dann die Jugend in ein Haus des Dorfes ein, um die Nacht beim brennenden Kräsztgrumpesz (Christholzblock, der ans Feuer gelegt wird) zu „durchmessen" d. h. zu durchwachen, wobei die Mädchen für den nächtlichen Frühgottesdienst des ersten Christtages Sterne, Kreuze oder Kränze aus Wintergrün um die Wachskerzen flechten.

Ist der Winter aus dem Lande gezogen und beginnt das Grün auf den Berghalden scheu hervorzusprießen, da vereinigt bis tief in den Herbst hinein nur noch der Tanz am Sonntagsnachmittag die Dorfjugend nach der Vesper zum Vergnügen. Größere Lustbarkeiten giebt es wohl auch im Sommer, wenn die Bruderschaft gegen die bevorstehenden Feldarbeiten die Feldbrunnen gereinigt und dem Pfarrer und der „Gemeinde" kleinere Dienste erwiesen hat; dann vereinigt zu Ostern und zu Pfingsten der Tanz um den Mast und das Rad wieder die Dorfjugend zu allgemeiner Lustbarkeit. Auf einem freien Platze wird ein hoher Mast aufgestellt, auf dessen Spitze ein Wagenrad nebst einer Weinflasche angebunden ist; an den Speichen des Rades hängen Kränze und Kronen herab, welche die Mägde aus Garten- und Feldblumen gebunden haben. Wer Muth und Geschicklichkeit hat, erklettert den Mast und leert die Flasche, indem er eine reiche Zahl von „Gesundheiten" ausbringt, während die Mägde das Lied singen:

Es flog ein kleines Vögelein,	Es zieht mich zum Geliebten hin,
:,: Nach [Zeiden] flog es aus :,:	:,: Weil ich geneigt ihm bin :,:

Es kam ein loser Bauersknecht,
:,: Von ferne kam er her :,:
Wollt' sich die Rosen brechen
:,: Die längst des Weges steh'n :,:

Laß stehn, laß die Rosen,
:,: Die Rosen, die sind mein :,:
Brich ab dir die Brennesseln,
:,: Bind' dir ein Kränzlein draus :,:

worauf der Chor der Knechte antwortet:

Wir können sie nicht abbrechen,
:,: Sie brennen allzusehr :,:

Gut Essen und gut Trinken
:,: Dazu sind wir bereit :,:[14]

Nach Beendigung des Gesanges werden die Kränze herabgeschüttelt und alles tummelt sich, einen zu erhaschen. Tanz und Schmaus beschließen diese Festlichkeiten.

Doch gar bald nimmt für den Burschen dies Leben „voll Lust und Herrlichkeit“ ein Ende. Er muß sich zur Stellung begeben und wird Soldat, „wird unter das kaiserliche Volk eingereiht“. Da folgt eine dreijährige, gar trübe Zeit für den Jüngling! Von der Bruderschaft begleitet, nimmt er Abschied von Freunden und Bekannten, von der Maid, die sein „Herz gewonnen“, von Vater und Mutter — so wie es im Liede heißt:

Scheiden, ach! Scheiden, wer hat dich erdacht,
Daß du mein Herz hast in Trauer gebracht?
Ich zieh' in die Ferne, Gott gebe euch Glück!
Er weiß es allein, ob ich kehre zurück!

Ich setzte meinem Vater ein Röslein auf den Tisch;
Mein herziger Vater, bleib gesund und frisch!
Ich zieh' in die Ferne u. s. w.

Ich setzte meiner Mutter ein Röslein in Ehren:
O goldige Mutter, wie lang wird es währen?
Ich zieh' in die Ferne u. s. w.

Ich setzte meinem Schätzchen ein Röslein an die Wand:
O du Geliebte, reich' mir die Hand?
Ich zieh' in die Ferne u. s. w. u. s. w.

Ach Scheiden, ach Scheiden, wann thust du nicht weh?
Wann auf dem Birnbaum weiße Rosen ich seh'!
Auf dem Birnbaum blühen wohl Rosen nie;
Im Scheiden und Meiden ich bald verblüh'.[15]

Von den Kameraden und der weinenden Mutter begleitet, begiebt er sich in die nächste Stadt, um „des Kaisers Rock anzuziehen". An der Grenzgemarkung blickt er noch einmal zurück auf das geliebte Thaldorf, das sein ganzes Sinnen und Minnen umschließt, und wehmüthig durchzittert der letzte Abschiedsgesang die herbstlich-rauhe Luft:

Viel sind wir miteinander gegangen,
Ach, inniges Herzchen mein!
Wir sind uns am Halse gehangen, —
Geschieden doch muß es sein!
Ach, inniges Herzchen mein!

Viel sind wir bei einander gesessen,
Ach, inniges Herzchen mein!
Haben gar oft auf den Schlaf vergessen, —
Geschieden doch muß es sein!
Ach, inniges Herzchen mein!

Nun zieh' ich allein meine einsame Straßen,
Ach, inniges Herzchen mein!
Und wirst du mich einmal vergessen, verlassen,
Mag Gott dir ein Helfer sein!
Ach, inniges Herzchen mein! . . .

„De zedj vergít, ám wéch se näst stírt" (Die Zeit vergeht, im Weg sie nichts stört), sagt das Sprichwort, und auch des Burschen Dienstzeit „draußen unter dem kaiserlichen Volk" ist abgelaufen und heim kehrt er nun als strammer „Reservist." Da giebt es nun „Gastereien" und Schmäuse, die im Anfang des „Heimgekehrten" Zeit ganz in Anspruch nehmen. Langsam kehrt er „ins alte Geleise" zurück, arbeitet „auf seines Vaters Hof", bis daß er endlich daran denkt, sich zu verheirathen und einen eigenen Herd zu gründen. Ist ihm seine Jugendgeliebte „in Treuen verblieben", so ist die Wahl gar leicht getroffen, wenn aber nicht, dann geht es ihm schwer und bedächtig neigt er sich bald zur Einen, bald zur Anderen, denn es heißt: „Ousz der wuol, de kwuol" (Aus der Wahl die Qual). Glaubt er

„die Richtige“ gefunden zu haben, dann ist das „Uebrige“ gar bald „bestellt.“ —

Die Hochzeiten werden gewöhnlich nach beendeter Feldarbeit, im Herbste abgehalten. Der erste Schritt dazu wird durch die Werbung oder das „Heischen“, Verlangen gethan.[16] Der Bursche begiebt sich in Begleitung eines nahen Verwandten als Brautwerber („Wortmann“) zu den Eltern seiner Geliebten, bei welchen dieser in feierlicher Rede um die Hand des Mädchens anhält. Gewöhnlich werden in dieser Beziehung wenig Bedenken getragen, denn der Sachse hält sich an sein Sprichwort: „Das Mädchen ist eine Waare, gieb sie hin! je länger man sie hält, desto weniger sie gefällt!“ (Det metchen äs en wór, gäf se dór! ä läinjer em se hält, ä weniger se gefält!) Sind die Eltern des Mädchens mit dem Wunsche des Brautwerbers einverstanden, so besiegelt ein frohes Mahl, das sogenannte „Brautvertrinken“, die Wichtigkeit des Tages, wobei freilich die „Mitgift“ das Hauptgespräch bildet, denn der sächsische Bursche befolgt, wo eben nur möglich, den Rath seiner Altvordern: „Sieh nur mit einem Aug' auf die Maid, mit dem andern auf das, was sie hat!“ (Säch nor mäd énem ûg af't métche, mäd genem af dat, wad et huot).

Vier Wochen nach dem „Vertrinken“ folgt der Ringwechsel, das „Freien“ oder „Eigenmachen“, das im Pfarrhause in Gegenwart der beiden Verlobungszeugen vollzogen wird. Diesen pfarramtlichen Akt beschließt ein Familienfest, an welchem sich nur die zwei neuen „Freundschaften“ (Verwandtschaften) betheiligen. Von nun an gilt die Verbindung der Brautleute für gesichert und werden nun Zurüstungen zur „Hochzeitswoche“ getroffen. Den Sonntag vor der „Hochzeitswoche“ schickt der „Altknecht“ sechs „Brüder“ in jedes Haus des Dorfes, die, die Hausthüre öffnend, den Ruf erschallen lassen: „Bringt Rahm!“ Dieser Ruf enthält eine tiefe Bedeutung, denn er gilt für eine

Aufforderung, ins Hochzeitshaus irgend eine freundliche Gabe zu schicken. Nun beeilt sich auch Jeder, vor dessen Gassenthüre der Ruf erschollen ist, ins Hochzeitshaus Milch, Rahm, Butter, Mehl, Speck, Eier, Fleisch u. dergl., seinen Vermögensverhältnissen angemessen, zu liefern, wofür er sich dann gleichsam das Recht erwirbt, an den Festlichkeiten der Hochzeitswoche theilzunehmen. Den Abend vor der Hochzeit versammeln sich die Anverwandten des Bräutigams im Hause des Bräutigams, die der Braut im Hause der Braut zu einem Mahle, bei welchem ein altsächsisches Gericht, die „Balekächen“ (Gedärmsuppe), die Hauptrolle spielt und dem Vorabend des Hochzeitstages den Namen „Balenowend“ giebt. Nach aufgehobener Tafel geht aus dem Hause des Bräutigams ein Abgesandter ins Haus der Braut, trägt zum Zeichen der beendeten Mahlzeit Knochen und andere Speisereste an einer langen Gabel mit und ladet „die neuen Freunde“ auf einen Trunk Wein und einen Tanz ein.

Bricht endlich der langersehnte Trauungstag („Ehrentag“) heran, so begeben sich die dazu bestimmten beiden Freunde des Bräutigams, die sogenannten „Lader“, im Sonntagsschmuck und versehen mit einem buntbemalten Stock, dem „Laderstöckchen“ zu allen Verwandten des Bräutigams und der Braut, um sie nochmals zum Hochzeitsschmaus einzuladen. Ist die Trauung vollzogen, so gehen beide „Freundschaften“ unter Vorantritt eines guten Sängers und unter Absingung eines Kirchenliedes ins Haus des Bräutigams. Bei diesem Einzug in des Mannes Haus findet die Braut im offenen Thore vor einem umgeschlagenen Bottich, der als Pult dient, eine vermummte Gestalt mit langem, weißem Bart, die ihr und ihrem Gefolge so lange den Eingang zu verwehren sucht, bis nicht die „Köchin“ des Hochzeitsschmauses einen Aschentopf vor den Bottich geworfen hat. Im Hofe beginnt nun Beschenkung des jungen Paares von seiten aller Hochzeitsgäste, das sogenannte „Gaben“, wobei der

Vater der Braut seinem Schwiegersohne einen blanken Pflug als Symbol seines Standes überreicht. Sind die empfangenen Gaben „verordnet“, d. h. an den ihnen bestimmten Ort gebracht, so nimmt das Mahl, der Tanz und die Unterhaltung überhaupt ihren Anfang.

Um kein anderes Fest hat sich so viel des ältesten heidnischen Rechtes, Glaubens und Kultus gelagert, wie um die Hochzeitfeier. „Wie bei allen sächsischen Volksfeierlichkeiten, so fehlt es noch weniger hier, von Anfang bis Ende an allerlei symbolischen Handlungen;“ besonders giebt es vielerlei Mummereien mit stehenden Typen, mimische und dramatische Vorstellungen. Hierbei sind die alten germanischen Ehegottheiten gleichmäßig bedacht; Wodan durch die sogenannte Hochzeitspredigt, das Gänserennen, der Donnergott durch den Rößchentanz, Freia durch das Rockenlied und Hel durch verschiedene andere Darstellungen, lauter Reste heidnischer Festvorstellungen, wie sich glücklicherweise noch bei mehreren nachweisen läßt.

Wir wollen im Folgenden einige dieser auf heidnischer Reminiscenz beruhenden Hochzeitsgebräuche betrachten.

Der Hochzeitsprediger reitet mit langem grauen Barte, in ein langes, weißes Gewand gehüllt, auf den Schultern eines Knechtes unter die Hochzeitsgäste und hält, der äußeren Form nach, eine Predigt, in welcher er, voll komischer Einfälle, die Gegenstände der Mitgift bespricht. „Dieser Hochzeitsprediger mit dem langen Gewande ist kein anderer als Wodan, und der Knecht, auf dem er hereinreitet, stellt das Roß Wodans dar.“ Auch eine andere Hochzeitsfeierlichkeit, das sogenannte Gänserennen, weist auf den alten Wodankultus hin. An zwei aufgerichteten Balken wird nämlich ein Seil quer aufgespannt und daran eine Gans oder eine schwarze Henne an den Füßen aufgehängt, so daß ein in den Steigbügeln aufgerichteter Reiter nur mit Mühe ihren herabhängenden Kopf erreichen und fassen kann. Junge Bursche reiten in wildem Rennen unter dem Seile durch,

erheben sich soweit nur möglich im Sattel und suchen der Gans oder der Henne den Kopf abzureißen, der dann dem Sieger vom Bräutigam ausgelöst werden muß. An manchen Orten wird diese Gans oder schwarze Henne von den „Ladern“ in geheimnißvoll verdecktem Zuber der Braut geschenkt. — Bisweilen wird bei Hochzeiten auch das sogenannte „Königslied“, eine dramatische Darstellung, aufgeführt, die, wenn auch kein eigentlicher Todtentanz, so doch die Bedeutung eines solchen hat und den Triumph des Todes darstellt. Die Personen sind ein Engel, ein König, der Tod, der „auf einem freien Markt dem König thut nachschleichen“ und, da dieser sich trotzig geberdet, ihn mit tödtlichem Pfeil trifft. „Man sieht, der Inhalt des Stückes paßt wenig zur Aufführung bei einer Hochzeit. Aber das Königslied wie die Todtentänze sind aus älteren heidnischen Festspielen allmählich erwachsen und jenes könnte leicht an die Stelle eines solchen heidnischen Spieles getreten sein, das einst zu Ehren der Todesgöttin, die auch die Lebens- und Ehegöttin war, auf Hochzeiten aufgeführt werden mochte.“ [17]

Eine gewiß uralte dramatische Darstellung ist der sogenannte Rößchentanz, in welchem sieben Personen auftreten. An der Spitze steht ein „Oberst“, dem ein „Unteroberst“ gehorcht. Im Gefolge erscheinen zwei Walachen, der eine heißt Szurdule und stellt einen Tauben dar, der andere, der „lustige Kráwák“ genannt, ist der Spaßmacher. Die beiden Walachen führen eine Ziege mit, die durch eine, in ein weißes Leintuch gehüllte Mannsperson dargestellt wird. Der Zweck der Darstellung ist, zwei Rößchen zur Belustigung der Hochzeitsgäste tanzen zu lassen. Diese treten in weißen Strümpfen mit farbigen Tüchern und Bändern behangen auf und tanzen nach einer eigenthümlichen, nach dem 2/4-Takt gemessenen Musik den sogenannten Rößchentanz. Der Inhalt der Handlung ist folgender: Zuerst tritt, vom Obersten geschickt, der lustige Kráwák

ein und bittet in walachischen Reimen um Quartier, da ihn ein großer, großer Herr geschickt habe, bleibt aber dann beim „guten Leben", ohne dem Obersten Antwort zu bringen. Da schickt dieser den Unterobersten hinein. Dieser grüßt die Versammlung und fragt im Namen des Obersten an, ob er mit seinem Gefolge hereinspazieren dürfe; er habe auch zwei schöne, geschickte Pferde,

Schön geziert,
Hoch gemandirt,
Wie es sich auf Hochzeiten gebührt.

Sobald die Erlaubniß zum Eintritt gegeben ist, kommt der Oberst mit dem Tauben, der Ziege und den Rossen herein und spricht: „Laßt euch nicht wundern, daß ich bin hereingekommen mit meinem ganzen Corps:

Ich bin kommen von weitem,
Durch Land und Leute;
Ich bin gekommen mit meinem Corps
Wie ein Rohr.
Doch steht mir kein Feind nicht vor.
Als aber in diesem Ehrenhaus
Beim wohlschmeckenden Hochzeitsschmaus
Meine Rössel die Saiten hörten klingen,
Wollten sie mit Gewalt hereinspringen."

Der Oberst erbietet sich nun

Seine Rössel vorzuführen
Und rechtschaffen zu probiren.

Nachdem hierauf ein Platz zum Tanz für die Rößchen und die Musik zur Verfügung gestellt worden ist, spricht der Oberst zu den Rößchen:

Kommt nur, kommt, ihr lieben Rössel,
Fürcht' euch nicht, ich steh' für euch,
Tretet zu und halt' euch recht,
Wir sind echte Bauernknecht',

Heute sind wir schöne Herrn,
Schöne Mädchen haben wir gern,
Schöne Weiber wollen wir kriegen
Und ihnen auch die Kinder wiegen.
Wir sind kommen in dies Haus,
Müssen aber bald hinaus;
Wir sind kommen in dem Mai,
Unsre Rosse fressen doch kein Heu;
Wir sind kommen über die Gassen,
Unsre Pferde saufen doch kein Wasser;
Wir sind kommen weite Straßen,
Haben Vater und Mutter verlassen;
Wir sind kommen bis hieher,
Unsere Pferde gehn doch nicht schwer;
Wir sind kommen im August,
Unsere Pferde haben doch noch Lust;
Wir sind kommen im Oktober,
Unsere Pferd' fressen doch kein Hower. —
Jetzt wendet euch zu eurem Unterherrn,
Der wird euch was andres lehren.
— — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — —
Morgen, wenn wir haben gessen,
Gehn wir in die Scheune dreschen,
Heute sind wir große Herrn,
Morgen fahren wir um „Därn".
Tret' nur zu und halt' euch fest,
Ihr werdet jetzt gar bald erlöst;
Tretet scharf zu, halt' euch fein,
Als ging't ihr in den Keller hinein
Zu dem alten kühlen Wein,
Da wollen wir dann lustig sein.

Dann wird der Rößchentanz aufgeführt. Während des Tanzes hat der Lustigmacher Gelegenheit, seine Possen anzubringen. Nach einem Zwischenakt possenhafter Natur folgt die eigentliche Handlung. Der Hochzeitsvater will dem Obersten die Ziege abkaufen, verlangt aber als Zugabe entweder den Kráwák oder den Szurdule. Keiner will aus des Obersten Dienst treten und beide preisen ihre Bedeutung und Wichtigkeit für den Obersten.

Zuletzt vereinigen sich beide, die Ziege, nachdem sie mit ihr in die Wette getanzt, todt zu schlagen. Der Oberst wird darüber zornig. Da nehmen die Walachen ihre Knittel und blasen der Ziege damit einen „lebendigen Odem" ein, so daß sie wieder tanzt. Zuletzt wird nochmals ein Rößchentanz aufgeführt.[18] —

Am zweiten Hochzeitstag oder „Jungfrauentag" versammeln sich die Gäste im Hause der Braut, wo Vermummte die junge Braut erwarten und ihrem Gatten stehlen, der sie dann im Kampfe zurückerobern muß. Unter Scherz und Spiel, Schmauserei und Tanz vergeht die Hochzeitswoche, an deren letztem Tage, dem sogenannten „Ausschenktag", sich die Gäste auf das „Uebriggebliebene" versammeln. Am Morgen dieses „Ausschenktages" gehen junge Knechte und Mägde in aller Frühe nach der Wohnung des jungen Ehepaares, wecken dasselbe auf und reichen ihnen einen „Hanklich" (Kuchen), in welchen Kuh- oder Schweinshaare, Federn und Eierschalen eingebacken sind. Die jungen Eheleute müssen vom Gebäck wenigstens einen Bissen verzehren, sonst haben sie in ihrem wirthschaftlichen Leben mit den Hausthieren kein Glück. An manchen Orten müssen die jungen Eheleute eine sogenannte „Heusuppe" — über Heublumen wird heißes Wasser gegossen und sodann abgeseiht — miteinander essen, sonst gedeiht das Vieh nicht. — Abends wird das sogenannte „Rockenlied", ein dramatisches Spiel, aufgeführt. Die Gespielinnen der jungen Frau bringen ins Hochzeitshaus einen Spinnrocken, mit Hanf überzogen, an dem Eierschalen, Blumen, Aepfel und Nüsse hängen. Im Hausflur singen sie das „Rockenlied", das also beginnt:

Mer wäle gón	Wir wollen gehn,
Mer wäle stón,	Wir wollen stehn,
Mer wäle er janger Frá en róken drón.	Wir wollen der jungen Frau einen Rocken tragen.
Ai! wat dró mir är än't housz?	Ei was tragen wir ihr ins Haus?
Fil ir uch gläck u. s. w.	Viel Ehr' und Glück u. s. w.

Nun folgt eine Reihe guter Wünsche und sittlicher Ermahnungen. Mit den Worten des Schlusses:

Nid en! zebrëcht en!	Nehmt ihn! zerbrecht ihn!
Känd er en ned zerbréchen,	Könnt ihr ihn nicht zerbrechen,
Se sterft ij ir jang man	So stirbt euch euer junger Mann
Äm alerirste jór,	Im allerersten Jahr,

fassen alle im Zimmer Anwesenden den Spinnrocken und ziehen daran; die Bringerinnen leisten Widerstand, indem sie den Schluß fortwährend wiederholen. Endlich siegt die Partei im Zimmer, der Rocken wird hineingezogen und der junge Mann zerbricht ihn über dem Knie. Es herrscht dabei der Glaube, daß, wenn der Mann den Rocken nicht sogleich mit eigener Hand zerbrechen kann, er schon im ersten Ehejahr stirbt. Die Eierschalen, Aepfel und Nüsse, womit der Rocken behangen ist, weisen als Symbole des Lebens und der Fruchtbarkeit auf einen alten mythischen Brauch zurück, der seine Alterthümlichkeit bereits stark verloren hat, aber noch immer die ehemalige Bestimmung errathen läßt.

Nach der Trauung scheiden Mann und Frau aus der Bruderschaft und Schwesterschaft und treten in den Verband der „Nachbarschaft" über, einer neuen Gemeinschaft, die alle selbstständigen Hauswirthe der Gemeinde umfaßt und ihnen zur Erreichung bestimmter Zwecke des bürgerlichen und geselligen Lebens Gelegenheit bietet. „Nach dem Grundsatz, daß sich die Nächststehenden (Nachbarn) auch am nächsten und häufigsten berühren, mithin auch am meisten unterstützen und genauesten überwachen können", ist jede sächsische Gemeinde in mehrere, meist vier Abtheilungen (Nachbarschaften) getheilt, denen alle Gassen und Häuser der Gemeinde zugeschlagen sind. Zweck dieser Nachbarschaften, an deren Spitze der freigewählte „Nachbarvater" steht, ist: Hülfeleistung der ganzen Nachbarschaft in Freud' und Leid ihrer Genossen und Emporhaltung der öffentlichen Ordnung und Sicherheit. Als Mitglieder solcher Nachbarschaft, beginnt für das

junge Ehepaar gar bald die schwere, vielbewegte Thätigkeit, die wahrlich im Schweiße des Angesichts das tägliche Brot schafft und ißt. Besonders ist der Winter eine gar schwere Zeit für den siebenbürgischen Landmann. Langsam schleicht in den einsamen, von der Heerstraße weit abseits liegenden Dörfern die lange Winterszeit dahin, wenn die Berghalden ringsum, meist in Halbdunkel gehüllt, unter Schnee und Eis erstarren. Dann sitzen die Leute Abends beisammen, und während die Hausfrau mit Spinnen beschäftigt ist, erzählt der Eine oder der Andere Geschichten aus weitentrückter Vergangenheit oder Märchen von den Fahrten der Hexen (Truden), die in der Thomasnacht ihre Versammlung abhalten, wobei der Erzähler es nie unterläßt, seine Märe mit den Worten: „Arbes än de íren, de Trude selen esz net híren“ (Erbsen in die Ohren, die Truden sollen uns nicht hören) einzuleiten, um sich und seine Zuhörer „vor Schaden“ zu sichern. Zuweilen gehen die jungen Eheleute auch in die „freie“, allgemeine Spinnstube, um an der Unterhaltung der Jugend theilzunehmen; sagt doch das Sprichwort: „Ug e fármán, dier némi plätsche kán, hírt det plätsche gárn“ (Auch ein Fuhrmann, der nicht mehr knallen kann, hört das Knallen gern). Die Arbeit zur Winterszeit nimmt ohnehin einen gar kleinen Theil des Tages in Anspruch. Die Felder sind mit der Winterfrucht schon längst „bestellt“; die Aussaat des Weizens ist vor oder in der Woche nach Sct. Michaelstag geschehen, wobei man den alten Brauch ja nicht vergessen hat, die erste Handvoll Samens rückwärts über den Kopf zu werfen und während des Säens kein Wort zu sprechen, sonst würden die Vögel die Frucht verzehren. Ja, wenn im vergangenen Sommer das Korn nicht recht gediehen ist, so hat man auch Nachts 12 Uhr von einem frischen Grabe Erde geholt und dieselbe auf den Acker gestreut oder kleine Kuchen aus Weizenmehl und der Milch einer Frau, deren Kind vor kurzem gestorben ist, gebacken und

dies Gebäck bei der Aussaat auf den Acker gestreut, damit die nackte Frau, die zur Sommerszeit im Korn sitzt, die Aehren nicht abschneide. Und kommt dann endlich mit dem Sct. Georgstag der langersehnte Lenz heran und steht dann um diese Zeit das Korn so hoch, daß sich der Rabe darin verstecken kann, oder wo der Wolf um Georgi „ins Korn zieht", giebt es gute Ernte. Hat die „Jungfer Sonne" auch den letzten Schnee „verschlungen" — wie es im Kinderräthsel heißt:

Af dem birebum óne bläder	Auf dem Birnbaum ohne Blätter
Sász e fijel óne fadern,	Sitzt ein Vogel ohne Federn,
Kid en jángfer óne mel,	Kommt eine Jungfrau ohne Mund,
Fräszt de fijel óne fädern	Frißt die Vögel ohne Federn
Fun dem birebúm óne bläder,	Von dem Birnbaum ohne Blätter,

da hängt an allen Bäumen und Büschen Lust und Liebe, und da singt es und klingt es alsbald auf der Au und im Walde jubelnd in die weite Welt hinein. Draußen auf dem Felde und daheim auf dem Hofe herrscht frischfreudiges Zugreifen. In der frischen Lenzluft, am Rande des tausendjährigen Hochwaldes mit seinem Blätterrauschen, Quellengemurmel und Vogelgesang arbeitet die ganze Familie von früh Morgens bis spät Abends voll Lust und Freude und in der Hoffnung auf „gesegnetes Gedeihen" der Arbeit. Hat ja doch die Familie des alten Brauches nicht vergessen, beim ersten Austreiben des Viehes im Frühjahr, beim ersten Ausfahren zur Feldarbeit eine Pflugschar oder ein Messer in das Gassenthor zu legen, so daß das Vieh darüber schreiten muß, wodurch es von vielen Krankheiten geschützt bleibt und der „Erntesegen" die Scheuern füllen wird. Gegen den Vogelfraß und das „Verwehen" (durch den Wind) der Körner haben die Frauen des Hauses mit herabhängenden Haaren den Feldzauber gesprochen:

Ech biden dech Satan, te wilt mer gien,	Ich bitte dich, Satan, du wollest mir geben,
Dat des hemels reiw uofspräinj;	Daß des Himmels Reif aufspringe;

Die wäl ij afhiewen
Und iwer me lánt schiden,
Dat ale härzkegder des . . . hatterts

Mir zákun af me lánt,
Unt me lánt iwerfläszich sá.

Den will ich aufheben
Und über mein Land schütten,
Daß alle Herz- (Keim) körner des . . .
Hatterts
Mir zukommen auf mein Land
Und mein Land überfließend werde.

Ist das „Jahr" gut und das Korn gereift, da ziehen schon im Morgengrauen die Familien hinaus auf das Feld; die Männer tragen die Sicheln, die Frauen und Mägde ein Körbchen am Arm und Körbe, mit Mundvorräthen gefüllt, auf dem Kopfe. Bis die Sonne den Horizont übersteigt, liegen schon viele tausend thaufeuchte Aehren, von der flinken Sichel der Schnitterinnen gefällt, am Boden, während die Männer in fröhlichem Gespräch begriffen, die schwerfälligen Wagen mit dem „Gottessegen" beladen. Singend und schwatzend, ganz der Freude hingegeben nach der mühseligen Arbeit des Tages, ziehen die größeren und kleineren Trupps im Dämmern in die Dörfer zurück. Dies sind die sonnigen Tage der Wonne, wo das Herz des armen Volkes voll und ganz in Lust und Fröhlichkeit austönt, „wo es auf den Adlerflügeln der Poesie durch die staubige Wüste des Lebens", hoch über Hunger und Kummer hinweg, nach den sonnigen Höhen seines Daseins getragen wird, umrankt vom Immergrün der Hoffnung, nimmersatt von einer bessern Zukunft träumt. Und fällt dann auch der letzte Garbenbund unter der Sichel, so werden die schönsten Aehren zu einem Kranze gebunden, welchen eine junge Schnitterin bei der Heimkehr dem Hausherrn oder Grundbesitzer mit einem Spruch übergiebt. Wer ihr begegnet und Wasser bei der Hand hat, eilt herbei, sie zu begießen, sonst müssen im folgenden Jahr die Früchte an Dürre zu Grunde gehen.

Während der Arbeit draußen im Felde sitzen die „alten Eltern" des Gutsherrn daheim und bewachen den Hof und die kleinen Kinder, die an den Arbeiten der Erwachsenen noch keinen Antheil nehmen können. Sie haben das Hinterstübchen des

Hauses bezogen, während im vordern die „Jungen" schalten und walten und die Betreibung der Wirthschaft in ihre Hände genommen haben. Das fällt dem alten Sachsen im Anfang gar schwer; aber er tröstet sich gar bald mit dem Sprichwort: „De jängen äm schwísz, de álden de häinjd äm schísz" (Die Jungen im Schweiß, die Alten die Hände im Schoß) oder „De álden häinjderm íwen, d'jángen häinjderm plách" (Die Alten hinterm Ofen, die Jungen hinterm Pflug); es soll nur die „Wirthschaft" gedeihen und das „Elend draußen auf der Straße bleiben", dann hat er schon auch seine stillen Freuden am Gedeihen der Kinder und Enkel, besonders wenn keine verfehlte Ehe unter ihnen herrscht, sondern das Sprichwort sich auch an ihnen bewahrheitet, daß „ístánd äsz krín mat huench" (Ehestand ist Kren mit Honig). Und hält endlich der unerbittliche Tod seinen Einzug ins friedliche Haus, um „den Alten abzuführen dahin, woher Niemand mehr heimkehrt", da stirbt er in dem Bewußtsein, daß er von seinen Nachkommen „in Ehre und Sitte" begraben wird, daß er selbst oben auf der Berglehne, wo sich „der Garten des Friedens" ausdehnt und die blanken Grabsteine seiner Ahnen herab ins stille Thaldorf schimmern, noch immer zur geliebten „Gemeinde" gehört, nachdem er ja in der Heimath, nicht aber wie ein Eingewanderter („Hergelaufener") in fremder Erde, seine letzte Ruhstatt gefunden.

In zäher, ernster Arbeit hat er sein Leben zugebracht, wirthschaftlich und sparsam, im ganzen sehr mäßig gelebt; kein Wunder also, daß er noch mit siebzig Jahren manchmal als „Aushülfe" hinter dem Pflug geschritten ist und noch auf der Hochzeit der Enkelbraut munter getanzt hat. Aber unversehens kamen die Tage der „Gebrechlichkeit!" Da flogen die Raben krächzend über dem Hause hinweg und vor dem Thore hatte sich ein Pferd im Staube gewälzt. Nun wußten es die Nachbarn, daß der Alte „andjern häg" (unter den Hag, Hecke) komme. In einer

herbstlich-trüben Nacht heulte noch obendrein ein schwarzer Hund vor dem Hause. Die Hausleute suchten ihn zu beschwichtigen, indem sie ihm Speck hinauswarfen, der an den Füßen des Kranken gerieben wurde; aber der Hund verschmähte den fetten Bissen, und als die Sonne über die zackigen Felskanten der nahen Berghalden stieg, hatte der Alte das „Zeitliche gesegnet". Man hatte ihm ein Polster mit Erbsenstroh unter den Kopf gelegt und so seinen „letzten Kampf" erleichtert. Die Fenster der Stube sind geöffnet, damit die Seele hinausfliegen könne, und da liegt nun der Greis, angethan im Bräutigamshemd, das seine Gattin zu diesem Zwecke viele, viele Jahre lang aufbewahrt hat; sie haben ihm den neuen Brustpelz und auch den Ledergürtel angelegt, die blauen „Sonntagshosen" und die neuen, langröhrigen Stiefel angezogen. So liegt er im einfachen Sarg, sein bleiches Gesicht umspielt von den neugierigen Strahlen der Sonne, die durch die Löcher des Fenstervorhangs hereinguckt; Friede und Ergebung schwebt um die stramme, reckenhafte Gestalt des biedern „Alten". Draußen im Hausflur, in Küche und Keller herrscht indessen reges Leben. Der Nachbarvater hat beim Pfarrer die „Leiche bestellt" und die Hausgenossen treffen Vorkehrungen zum morgigen „Todtenmahl".

Kaum ertönen am nächsten Tage die dumpfen Töne des „Seelenpulses" (Todtenglocken) vom schlanken Thurme herab, da begleitet schon das ganze Dorf den Sarg, den sechs Männer der Nachbarschaft tragen, — hinauf auf den Bergfriedhof, um ihn „ehrenvoll unter den Rasen zu schaffen". Nach dem einfachen Leichenbegängniß versammelt sich die „Freundschaft" (Verwandtchaft) zur „Leichencoquin" (Todtenmahl), wobei die Gäste „zum Andenken des Seligen" mit reichen Gaben von Trank und Speise „geehrt" werden. Der nächste Tag nimmt schon wieder die „Wirthschaft" mit ihren Mühen und Plagen, das ganze Sinnen und Treiben der „Hinterbliebenen" in An-

spruch, und während auf dem Grabe des Verstorbenen Gräser und Feldblumen sprießen, blühen und vergehen, wandelt das Volk dort unten im einsamen Thaldorfe denselben Weg in seinem Thun und Lassen, den seine „Altvordern" in Ehren bereits zurückgelegt haben.

Dies wäre denn in flüchtiger Skizze dargestellt das Leben und Treiben, die Anschauungen, die Sitten und Gebräuche der Siebenbürger Sachsen, dieses gutmüthigen, biedern Volksstammes, der jahrhundertelang an der äußersten Grenze westeuropäischer Kultur eine „hohe Warte" für deutsches Wesen, Sinnen und Streben geblieben ist. Wenn auch das Einzelne in Sitte und Brauch dieses Volkes im Laufe der Jahrhunderte Verwandlungen erlitten hat: die subjektive Wirklichkeit, auf die es allein ankommt, ist in den Grundzügen sicher erhalten, und es wird sich vielmehr Jeder, der für die Kultur eines Volkes überhaupt Interesse hat, bemühen, mit ihrer Hülfe den innersten Kern zu erfassen, die erste Ursache derselben zu ergründen und auszuforschen, und es wird sich ihm sicher als Entgelt für seine Mühe ein Körnlein goldener Weisheit offenbaren. Sind doch die Ansichten und Gebräuche eines jeden Volkes für den Kulturhistoriker von höchstem Interesse, besonders wenn sie als Wegweiser zu ihren älteren Vorgängern dienen und uns helfen in das Leben und Denken, Fühlen und Streben längstentschwundener Geschlechter einzudringen, uns das Verständniß derselben zu erschließen. Ureigenes deutsches Denken und Fühlen offenbart sich in Sitte und Brauch der Siebenbürger Sachsen; freilich Dampfmaschinen und Eisenbahnschienen vertreiben auch in Siebenbürgen gar bald die Waldeinsamkeit, die Einfachheit und das treuherzige Festhalten an althergebrachten Sitten und Gebräuchen; was Wunder, wenn auch diese im allgemeinen Amalgamirungsprozeß sich auflösen, zu Grunde gehen. Dieser Richtung läßt sich nichts anhaben. Unaufhaltsam geht das Rad vorwärts, und das Einzige, was wir thun können, ist, daß wir

so viel wie möglich von den schwimmenden Blüthen aus dem eilenden Strome zu retten suchen, bevor das zermalmende Rad sie vernichtet. Sinnigkeit und Poesie, mögen sie aber weben und schweben fort und fort um den Herd unseres Volkes wie gute Lichtgeister und uns helfen, die Drangsale des Lebens zu überstehen, ja dieselben zu verschönern.

Anmerkungen.

[1] Originaltext in Haltrich-Wolff's trefflichem Werke: „Zur Volkskunde der Siebenbürger Sachsen", Wien 1885. S. 239.

[2] Haltrich-Wolff a. a. O. S. 261.

[3] Vgl. Fr. Fr. Fronius, Bilder aus dem sächsischen Bauernleben in Siebenbürgen, Wien 1879. S. 16 ff.

[4] S. Fr. W. Schuster, Deutsche Mythen aus siebenbürgisch-sächsischen Quellen (im Archiv des Vereines für siebenbürgische Geschichte Bd. IX und X. Kronstadt 1870). S. 276.

[5] Fr. W. Schuster, Siebenbürgisch-sächsische Volkslieder. Hermannstadt 1865. S. 322.

[6] Vgl. E. L. Rachholz, Alemanisches Kinderlied und Kinderspiel, Leipzig 1857. S. 139 ff. („Die drei Mareien").

[7] Die mythische Deutung dieser Redensart s. bei Schuster a. a. O. S. 430.

[8] Vgl. Schuster, Deutsche Mythen S. 248.

[9] Die Deutung dieses Spieles bei Schuster, Deutsche Mythen S. 413.

[10] Schuster a. a. O. S. 467. Das Mémädchen hat seinen Namen von mé, womit das junge Laub des Waldes bezeichnet wird.

[11] Schuster a. a. O. S. 468.

[12] Fronius a. a. O. S. 54.

[13] Den Originaltext s. bei Schuster a. a. O. S. 104.

[14] Den Originaltext s. bei Schuster a. a. O. S. 92.

[15] Den Originaltext s. bei Schuster a. a. O. S. 29.

[16] S. Fronius a. a. O. S. 72 ff.

[17] S. Schuster, Deutsche Mythen u. s. w. S. 311.

[18] S. die mystische Deutung bei Schuster, Deutsche Mythen S. 413, Fronius a. a. O. S. 87 und Joh. Maetz. Die siebenbürgisch-sächsische Bauernhochzeit (Schäßburger Gymnasialprogramm pro 1859/60) S. 85.

Druck der Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter) in Hamburg.
(512)

Cavour.

Von

M. Bernardi
in San Remo.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter)
1888.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Fr. v. Holtzendorff in München.

Die Biographen großer Künstler und Dichter beschäftigen sich gemeinhin eingehender mit der Persönlichkeit ihres Helden, als die Biographen der Staatsmänner, in deren Laufbahn die Thätigkeit und ihre Erfolge den Mittelpunkt bilden.

Ueber Cavours Gemüthsart, seine Neigungen und Schwächen als Privatmann finden wir die treuesten Mittheilungen in dem Buche seines Vetters, Wilhelm de la Rive: Le Comte Cavour, Récits et souvenirs, und in einer neuerdings in Turin erschienenen Sammlung biographischer Skizzen, welche Cavours intimer Freund, der Abgeordnete im italienischen Parlamente, Rechtsanwalt Michelangelo Castelli der Nachwelt hinterlassen hat.

Camillo von Cavour, Sohn des Marquis Michel Benso von Cavour, wurde am 10. August 1810 in Turin geboren. Seine Mutter, Adele Susanne de Sellon d'Allamann, war die zweite Tochter einer nach dem Widerruf des Edikts von Nantes nach der Schweiz ausgewanderten Adelsfamilie. Von mütterlicher wie väterlicher Seite entstammte er jener alten, echten, starken Aristokratie, welche, obgleich fern von Servilismus, das Königthum höher stellte, als alle bestehenden Institutionen der Gesellschaft und sich am Schlusse des verflossenen Jahrhunderts um die in ihren Grundfesten erschütterten Throne schaarte, um sie zu stützen. Ein Kind jener hohen Klasse war er, in welcher ritterlicher Sinn, Edelmuth, Hochherzigkeit und

Frömmigkeit sich paarten mit Resten mittelalterlich-feudalistischer Gesinnungen und unwürdiger Verachtung der Volksklassen.

Selbstverständlich wurde der Knabe streng aristokratischen Prinzipien gemäß erzogen und mit allen seiner Kaste anhaftenden Vorurtheilen getränkt. Nichtsdestoweniger tritt schon in frühester Kindheit der Drang nach Freiheit und Unabhängigkeit in ihm zutage, der ihn sein ganzes Leben hindurch beherrschte und so mächtig war, daß er ihm auch bei Andern, sogar bei seinen Gegnern, Rechnung trug. Trotz der feinsten weltmännischen Sitten, war er ein Feind der Förmlichkeiten und steifen Etikette und scheute jeden Zwang. In späteren Jahren, wenn die Last der politischen Geschäfte und Sorgen ihn zu erdrücken drohte, er der Erholung bedurfte, zog er dem Aufenthalte auf dem herrlichen Familienschlosse Santena denjenigen in Leri vor, einem in unschöner Gegend, zwischen Reisfeldern und Bauernhütten gelegenen Gehöft, wo er in ungenirter Junggesellenwirthschaft lebte. Dort, in dem schmucklosen Wohnhause, beruhigte sich sein Unmuth über die Kleinlichkeit der Menschen, die durch Unvernunft, Neid und Verleumdung seinem erhabenen Streben Hindernisse in den Weg legten; dort erfrischte er seinen Geist im Verkehr mit den einfachen aber verständigen Bauern, die, wie jeder, der in seiner unmittelbaren Nähe lebte, mit größter Liebe und Verehrung an ihm hingen, und oft versicherte er, der Anblick einer grünsaftigen Wiese, eines wogenden Kornfeldes, das er, so zu sagen, selbst gepflügt und besäet, das Spiel der vor seinen Augen geborenen Kälber und Lämmer, gewähre ihm größere Freude, als der von Mißgunst und Haß begleitete Beifall im Parlament. Handelte es sich aber darum einen großen Schmerz zu überwinden, einen unvorhergesehenen, seine Pläne kreuzenden Zwischenfall, dann trieb es ihn hinaus in die Schweiz, in die Alpen, dort „suchte und fand er Trost und vergaß die Erbärmlichkeit der Menschen am Anblick der Natur".

Es ist begreiflich, mit wie starkem Widerwillen dieses unter jedem Zwang leidende Kind den Willen seines Vaters Folge leistete, der ihn aus Ehrgeiz und auch der großen Vortheile halber, welche der Pagendienst bei der künftigen Militärcarrière sicherte, im Alter von vierzehn Jahren als Pagen in den Hofstaat des Prinzen Carignano eintreten ließ. Obgleich der aufgeweckte, frische Knabe bald ein Liebling der Hofgesellschaft wurde, blieb diese Periode eine wunde Stelle seines Lebens. Als einmal dreißig Jahre später, in einem Freundeskreise die Rede davon war und einer der Anwesenden ihn fragte, wie er denn als Page gekleidet gewesen sei, antwortete er unmuthig: „Wie wollen Sie, daß wir gekleidet waren: wie Lakaien, die wir auch waren; ich erröthe noch heute, wenn ich daran denke".

Servilismus, kriechende Heuchelei waren vielleicht die Schwächen, welche Cavour in seinem Nebenmenschen am meisten verachtete und am schonungslosesten verurtheilte, während er sich gegen Dünkel und Ueberhebung gern des Spottes als Waffe bediente.

Ein anderer Charakterzug, der sich gleichfalls in früher Kindheit kundgab und gleichsam die Richtschnur seiner politischen Laufbahn wie seines Privatlebens bildete, war ein bis auf die Spitze getriebenes Rechtlichkeitsgefühl. In seinem sechsten Jahre nahmen ihn die Eltern auf einer Reise nach Genf mit, wo sie Verwandte, die Familie de la Rive, besuchten. Kaum hatte man sich bewillkommnet, erzählt der kleine Camillo in großer Aufregung, der Postmeister der letzten Station habe ihnen ganz entsetzliche Pferde gegeben, und verlangt von seinem Onkel, er solle ihn deshalb seines Amtes entsetzen. Auf die Versicherung des Onkels, daß er nicht befugt sei, den Postmeister abzusetzen, ruft der kleine Starrkopf erzürnt: „Ich will es aber! Dann muß ich beim Obersyndikus vorgelassen werden." Spaßes halber schickte man ihn wirklich am nächsten Tage zum Ober-

syndikus, mit dem die Familie befreundet war. Der kleine Cavour wird mit aller Ceremonie empfangen, macht drei tiefe Verbeugungen und trägt unerschrocken sein Anliegen vor. Nach Hause zurückgekehrt, ruft er seinem Onkel schon von weitem entgegen: „Siehst du Onkel, er wird abgesetzt!"

Im Jahre 1860 erwiderte er einer ihm befreundeten Engländerin in Neapel auf ihre Bitte um Begünstigung eines neapolitanischen Offiziers:

„Geehrte Lady!

Wenn die Konstitution in Gefahr steht, weil ich mit einem jungen Manne, der seinen Abschied fordert und zu Hause bleibt, während seine Kameraden kämpfen, keine Ausnahme machen und ihn nicht in die Marine aufnehmen will, dann freilich steht die Konstitution auf schwachen Füßen und wird kaum drei Monate dauern. Wissen Sie, weshalb Neapel so tief gesunken ist? Weil, wenn es sich um einen Gransignore, um einen Günstling des Königs, der Prinzen, um deren Schmeichler und Anhänger handelt, die Gesetze und Verordnungen unbeobachtet bleiben ...... Ich für meine Person halte es für meine Pflicht, streng zu sein und die Nachsicht meinen Unterbeamten zu überlassen."

Neben dieser Strenge besaß Cavour ein warmes, leicht erregbares, empfängliches Herz, das sich indeß nicht durch oberflächliche Gutmüthigkeit kundgab. Geldunterstützungen gewährte er nur da, wo die äußerste Noth sie erheischte oder segensreiche Erfolge voraussichtlich waren; ebenso verhinderte er aus allen Kräften jede unverdiente, durch Intriguen und Kamorra errungene Begünstigung. Von den vielen Bitten und Anliegen, die ihm bei seiner hohen Stellung zugingen, blieb keines unerwidert. Handelte es sich um talentvolle, strebsame Männer, denen die Mittel fehlten, verschaffte er ihnen dieselben oder gab sie häufig selbst, und hierbei begünstigte er industrielle Unter-

nehmungen und Erfindungen. Politisch Verfolgten stand er mit Rath und That zur Seite und scheute nicht die Weitläufigkeiten und Schreibereien, die ihm oft dadurch veranlaßt wurden.

Fern von jeder religiösen Schwärmerei oder Bigotterie, war er bis zum äußersten Grade tolerant, achtete jede Konfession und jede persönliche Ansicht und räumte selbst dem Aberglauben der Massen gewisse Rechte ein. Seinem maßvollen Vorgehen bei Erörterung der Gesetze für Abschaffung der Privilegien des Klerus lag nicht nur politische Klugheit zu Grunde und die Vorsicht, in einem Momente großer Umgestaltungen den religiösen Volkssinn nicht zu verletzen oder gar zu schwächen, sondern auch seine Achtung vor der Religion und deren Dienern. Philosophisches Grübeln und Sentimentalität lagen ihm fern. Er war ein klarer, praktischer, ja nüchterner Kopf, in dem die Methaphysik keinen Raum fand. Wandelte er am Arm eines Freundes auf einsamen Spaziergängen, führte er gern hin und wieder religiös-philosophische Gespräche, doch immer endeten sie mit einem: Que sais je! — Sein Gedankengang war geordnet und logisch, und dieses kaltblütige Erwägen der Thatsachen und ihrer Folgen bei völligem Absehen von seiner persönlichen Ansicht oder Empfindung bildete seine Größe und einen seltsamen Kontrast zu seinem hitzigen, leicht empfänglichen Wesen. Die Erzählung einer edlen That begeisterte ihn und in seinen Augen glänzten Thränen, und eben so leicht übermannte ihn Zorn und Entrüstung bei Entdeckung einer Ungerechtigkeit, deren Folgen einen Schuldlosen trafen.

Cavour war in hohem Grade Physiognomiker, doch gab er viel auf den ersten Eindruck und war durch offenes freundliches Entgegenkommen leicht zu gewinnen, deshalb war sein Urtheil nicht immer zuverlässig. Entgegenkommend und ungezwungen, verlangte er auch im Verkehr mit Anderen jene Höflichkeit, Rücksicht und Freundlichkeit, welche ihm ohnunterschiedlich

Hohen und Niedrigen gegenüber eigen war, jene Herzensbildung, die er höher schätzte als Wissen und korrekte Formen.

Die Familienbande waren ihm heilig, und noch in späteren Jahren erinnerte er sich gern seiner Kindheit, der Zärtlichkeit der weiblichen Verwandten und seiner Liebe zu seiner Tante, der Herzogin Clermont Tonnerre, die viel in seinem Elternhause lebte, ihn innig liebte, und, wie er selbst sagte, den Samen zu allem Guten und Edlen in sein Herz gestreut hatte. Nicht minder segensreich wirkte seine sanfte, tieffühlende fromme Mutter auf das empfindsame Kinderherz. Jeder Todesfall in seiner weitausgedehnten, aber in herzlichem Verkehr stehenden Verwandtschaft ergriff ihn auf das schmerzlichste.

Im Jahre 1831 verlor er fast gleichzeitig seinen hochverehrten Großonkel, Uberto Benso di Cavour, und einen anderen Onkel, den Grafen d'Auzers. Nach Beisetzung der Leichen in der Familiengruft von Santena schrieb er seiner Tante, der Gräfin Sellon in Genf: „.... Solchen Särgen gegenüber fühlt man sich von der Nichtigkeit, von der Eitelkeit dieser Welt durchdrungen. Bei mir bedurfte es dessen nicht mehr; aber ich versichere Sie, daß mich das noch mehr dahin geführt hat, jedem Verlangen nach Ruhm und Ehre entschieden zu entsagen." Derartige Betrachtungen im Munde eines einundzwanzigjährigen Jünglings lassen ihn frühreif erscheinen; gleichzeitig dienen sie als Beweis, daß Cavour schon im Alter, in dem die meisten jungen Leute ihren Vergnügungen nachgehen, politische Pläne in seinem Kopfe verarbeitete und der Hang nach Ruhm und Ehre sich frühzeitig in ihm regte.

Daß zwischen Cavour und seinem Vater ein wahrhaftes Freundschaftsband bestanden, jene Verehrung, wie er sie für seine Onkel, den Herzog von Tonnerre, den Grafen von Sellon empfand, ist nicht anzunehmen, denn der Marquis Cavour huldigte, seiner Gesinnung wie seiner Stellung gemäß, Prinzipien, welche

denen des feurigen Freiheitsenthusiasten durchaus entgegen waren. Einstiger Kammerherr des Prinzen Borghese, später Gouverneur von Piemont, wurde er im Jahre 1835 zum Vikar von Turin ernannt, d. h. zum Chef der Stadtpolizei, womit weiteingreifende politische Funktionen verbunden waren, und dem es, außer der Aufsicht über die öffentliche Ruhe und Ordnung auch oblag, alle als liberal gesinnt Verdächtigen zu überwachen, wie das Publikum es nannte: zu spioniren. Wie sehr dieses Amt in einem absolutistischen Staate zur Zeit politischer Verfolgungen dazu geeignet war sich Feinde zu machen, liegt auf der Hand. Der Vikar besaß bei Ausübung seines Amtes unbeschränkte Macht und referirte unmittelbar dem König. Es hieß im Publikum, Cavours Vater mißbrauche diese Macht und seinen Einfluß am Hofe, nicht allein um seinen Sympathien und Antipathien freien Lauf zu lassen, sondern auch um sich zu bereichern. Es ist unnütz, hier diese auf Haß und Rache begründeten Verleumdungen näher zu erörtern; Thatsache bleibt, daß der gute Name von Cavours Vater im Auge aller Ehrenmänner Piemonts makellos blieb; eine andere Thatsache allerdings ist, daß sein wenig einehmendes Wesen ihn im Publikum, selbst in höchsten Kreisen, wenig beliebt machte.

Die Unpopularität des Vaters wirkte sehr erschwerend auf die Laufbahn des Sohnes. Auch hier trat Cvaours ritterlicher Sinn zu Tage: griff man ihn selbst in irgend einer Zeitung an, schwieg er oder erwiderte durch Ironie; handelte es sich um seinen Vater, trat er selbst in die Schranken.

Auch zwischen ihm und seinem ältern Bruder Gustav, welcher der klerikalen Partei angehörte und seinen feudalistisch-aristokratischen Gesinnungen treu geblieben war, scheint kein inniges Band bestanden zu haben.

Man bestimmte den jungen Camillo für die Militärcarrière und schickte ihn mit zehn Jahren in die königliche Kriegsschule

zu Turin, wo er sich durch außerordentliche Begabung für die Mathematik auszeichnete und die er mit sechzehn Jahren als Genieoffizier verließ. Seine erste Garnison war Ventimiglia an der Riviera, die zweite Genua, wo ihm das sonnige Klima, die Regsamkeit und vielleicht auch ein gewisser Freiheitswind, der Genua stets vor allen andern italienischen Städten auszeichnete, ungemein zusagten.

Mittlerer Größe, hochblond, rothwangig und im höchsten Grade bon enfant, machte er den Eindruck eines gutmüthigen, offenherzigen Burschen. Die kleinen grauen Augen sprühten Feuer und die Lippen umspielte stets ein freundliches Lächeln, das selbst in den schwersten Zeiten nur für kurze Momente verschwand. Heiteren Gemüthes, liebte er Scherz und Witz und zu jener Epoche, vielleicht der glücklichsten seines ganzen Lebens, auch wohl manchen tollen Streich. Bald gewann er sich die Herzen seiner Kameraden und wurde ein Liebling in den aristokratischen Salons, denen er indeß den intimen freundlichen Verkehr mit einer Schweizer Familie, de la Rue, vorzog. In jugendlichem Uebermuth ließ er seiner Zunge oft freien Lauf, und einmal entschlüpfte ihm eine humoristische mokante Bemerkung über das Hofleben. Einer seiner Vorgesetzten, der in dem jungen sprudelnden Offizier einen gefährlichen Brausekopf ahnte, hinterbrachte seine Worte mit verleumderischer Entstellung dem Prinzen Carignano, der, in der offenkundigen Absicht ihn zu strafen, ihn sofort nach seiner Thronbesteigung nach dem öden einsamen Fort Bard im Aoste-Thale versetzen ließ. Die Einsamkeit, Unthätigkeit, Widerwille gegen die militärische Disziplin, die ihm in dem heiteren Genua weniger drückend erschienen war, vor allen Dingen aber Unmuth über das absolutistische Verfahren, versetzten ihn in einen Trübsinn, den zu bemeistern er sich nicht stark genug fühlte, und der damit endete, daß er von seinem Vater die Erlaubniß den Abschied zu fordern

verlangte und erhielt. Er lebte hierauf im Elternhause, theils in der Stadt, mehr auf den Gütern, und machte häufige Ausflüge nach Genf. Sicherlich regte sich in ihm schon damals, ja schon früher, tiefes Mitleid mit den Leiden Italiens und lebhafte Neigung zur politischen Thätigkeit, welche nicht frei war von Trachten nach Ruhm und Größe. Briefe aus jener Zeit, welche gleichzeitig darlegen, wie sehr er seinen Jahren voraus war, verrathen es. 1829 schrieb er an einen englischen Freund: „...... Beklagen Sie Diejenigen, die sich an den edlen Prinzipien moderner Civilisation genährt haben und nun zusehen müssen, wie ihr Vaterland von den österreichischen Bajonetten verwüstet wird!" Und in einem Briefe vom 2. Oktober 1832, an die Marquise Julia Faletti di Barolo, bekennt er ganz offenherzig seine bereits überwundenen Illusionen der Eitelkeit, seine Träume von Ruhm, Größe und Macht.

„Ich will offen gestehen — schreibt er —, daß es eine Zeit gab, wo ich dachte, es gäbe nichts, das über meine Kräfte ginge, wo ich es für ganz natürlich hielt, eines schönen Morgens als leitender Minister des Königreichs Italien zu erwachen."

In Turin verkehrte er viel mit vornehmen französischen Emigranten, vorzugsweise mit der eben genannten Marquise, deren Umgang ihn ihres scharfen Verstandes und treffenden Urtheils halber ungemein fesselte, ungeachtet der Altersverschiedenheit und der entgegengesetzten politischen Ansichten: die Dame war feurige Legitimistin, der junge Graf Verehrer Royer Collard's und Casemir Perrier's. Ein häufiger Gast war er im Hause des Herrn von Barant, eines eben so feinen Weltmannes wie klugen Staatsmannes, der in ihm richtiges Verständniß und Sympathie für die französische Nation erweckte. Sein Umgang mit dem Attaché der französischen Gesandtschaft, Grafen Haussenville, lenkte zuerst die Augen der österreichischen Polizei auf ihn.

Als im Jahre 1832 der österreichische Gesandte in Turin erfuhr, daß der junge Graf Cavour einen Paß nach der Lombardei verlangt, warnte er die dortige Polizei durch folgendes Schreiben:

„Dieser junge Mann gehört einer der angesehensten Familien in Piemont an, und sein allgemein geschätzter Vater ist über die Aufführung seines jüngsten Sohnes aufs tiefste betrübt. Alle Bemühungen, ihn auf den richtigen Weg zurückzuführen, sind vergeblich. Er bedarf einer fortgesetzten Aufsicht, denn ich halte ihn für einen höchst gefährlichen Menschen."

Cavour erhielt den Paß nach der Lombardei erst 1836 und machte seine Reise mit warnenden Vorläufern, die ihm von Ort zu Ort voran gingen.

Während jener Jahre beschäftigte er sich vorzugsweise mit volkswirthschaftlichen und geschichtlichen Studien und studirte eifrig moderne Sprachen und Literatur. Mit großer Sehnsucht trieb es ihn immer wieder nach Genf. 1829 schrieb er an seine Tante, die Gräfin Sellon: „Ich fühle, daß mir die Genfer Atmosphäre eine wahre Wohlthat sein wird." Doch erst im Jahre 1835, nach Veröffentlichung einer, ihm von der sardinischen Regierung aufgetragenen statistischen Arbeit über das englische Armen-Verwaltungswesen begab er sich auf längere Zeit dorthin.

Durch die Familie seiner Mutter und deren ausgedehnte Freundeskreise war er in Genf einheimischer als in Turin und führte dort ein seiner Natur zusagenderes gemüthlicheres Leben, während seinem freien, wissensdurstigen Geiste reiche Nahrung geboten wurde. Er wohnte sehr bescheiden und lebte im intimsten Verkehr mit dem Grafen Sellon und dem Herzog Clermont Tonnerre und deren Familie. Auch andere Verwandte und Kreise einer anderen geistigen Richtung fesselten ihn dort, besonders das Haus des hochgelehrten Professors der Physik,

Augusts de la Rive, Korrespondenten des Institute de France, dessen Sohn, bedeutender Publizist und Mitarbeiter der Bibliothèque universelle de Genève, uns an seinem Buche über Cavour einen wahren Schatz hinterlassen hat. In diesen Gelehrtenkreisen, wo täglich bis in die Nacht hinein politisirt und debattirt wurde, fand sein nach Kenntnissen strebender Geist reichen Boden, und im Ideenaustausch mit Fachmännern befestigte sich sein Urtheil und erweiterte sich seine Anschauungsweise. In demselben Jahre reiste er zum erstenmale nach Frankreich und England, und hier trat er in eine neue Welt. In England erstaunten ihn die in allen Schichten der Gesellschaft herrschenden aufrichtig royalistischen Gesinnungen, gepaart mit freiheitlichen Institutionen, wie selbst die freie Schweiz sie nicht besaß. Die Selbständigkeit des Verwaltungswesens, die gänzliche Abwesenheit des in Piemont so drückenden Bevormundungssystemes in Handel und Industrie, die Freiheit in Wort und Schrift, welche niemals in politischer Beziehung gemißbraucht wurde, den gesunden Sinn des Volkes, das eine Meinung, eine Stimme zu haben berechtigt war, bewunderte er, vor allem aber erfüllte ihn das Nationalbewußtsein des Engländers mit Sympathie und Hochachtung für dieses Land, dessen staatliche wie Privateinrichtungen ihm fortan als Vorbild dienten, und zwar in so hohem Grade, daß man ihm später seine Anglomanie vorwarf. Dort — so sagte er selbst — wurde ihm der Begriff der persönlichen Menschenwürde auch außerhalb der Hochgeborenen und Hochgelehrten klar, und mit diesem der Begriff der Menschenrechte — des Völkerrechts. Mit andern Worten, dort durchstrahlte ihn zum erstenmale das Licht wahrhaftiger Freiheit, jener Freiheit, die nichts mit Revolutionen, Republikanern und Sozialdemokraten gemein hat; dort gingen ihm Dinge auf, sammelte er Kenntnisse und Erfahrungen, die er durch kein Studium erlernt und erfaßt haben

würde, dort lernte er vergleichen und urtheilen und wurde, wie er später an Herrn Naville in Genf schrieb, Centrumsmann und Gemäßigter.

Nicht geringere Aufmerksamkeit widmete er dem hohen industriellen Aufschwung Englands. Er weilte stundenlang in Fabriken und Maschinenbauanstalten und ließ sich die Handhabung besonders der neuen Ackerbaumaschinen bis ins kleinste Detail auseinandersetzen. Auch bei großen Gutsbesitzern wußte er sich Zutritt zu verschaffen und sammelte Notizen über den englischen Feldbau. Der Aufenthalt in Paris war nicht weniger nutzreich und genußreich für ihn. Ein Einblick in seine Briefe aus jener Zeit erregt unser Erstaunen über die Geistesklarheit und Urtheilsreife, mit welcher er die komplizirtesten sozialen und politischen Fragen erörtert und lange, Zeitungsartikeln ähnliche Briefe verfaßt, welche nicht aus der Feder eines fünfundzwanzigjährigen Lebemannes, sondern aus der eines in politischer Thätigkeit herangereiften Mannes zu fließen scheinen.

In beiden Ländern öffnete sein Name ihm die Pforten der höchsten gesellschaftlichen Schichten, doch besuchte er vorzugsweise diplomatische Kreise. Allen Staatsmännern, Politikern und hervorragenden Journalisten näherte er sich und knüpfte Verbindungen an, was vielleicht schon damals nicht ganz absichtslos geschah. Sein Frohsinn und Geselligkeitsbedürfniß wurden dadurch nicht geschwächt; im Gegentheil: er kostete auch die Freuden der leichtlebigen Pariser Gesellschaft und erklärte den Pariser Salon, dessen Seele geistreiche Frauen waren, wo Fürsten, Grafen und Diplomaten Maler, Sänger und Dichter zur Seite saßen und man in freier, ungezwungener Weise über Politik, Wissenschaft und Kunst diskutirte für „einen Genuß, der mit nichts anderem zu vergleichen sei". Erst nach dem Aufenthalte in der Fremde — erklärte er offenherzig — habe er seine lächerliche Ueberhebung erkannt, wenn er sich durch

seine Herkunft, durch den unmittelbaren Verkehr seines Vaters mit dem Könige und Prinzen, für ein über andere Menschenklassen erhabenes Geschöpf gehalten hatte.

Wir gestatten uns hier die Bemerkung, daß trotz dieses Enthusiasmus, trotz der warmen Freiheits- und Gleichheitsgefühle, von denen in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts die Luft ganz Europas geschwängert war, Cavour doch nur die Hülle des Aristokraten, das heißt die enggeistigen Kastenvorurtheile abwarf. Sein Geist und seine Seele blieben aristokratisch im edelsten Sinne des Wortes. Sein Stolz sträubte sich gegen spätere niedrige Verleumdungen in so hohem Grade, daß er sie selten der Erwiderung würdigte, und der Verkehr mit Niedriggesinnten war ihm peinlich, widerwärtig.

In Paris erneuerte er die Bekanntschaft einer Dame, welche einen der hervorragendsten Salons hielt, der ebenso geistreichen wie hochgebildeten und tieffühlenden Gräfin Anastasia Circourt-Klustine, Russin von Geburt und an einen französischen Edelmann verheirathet, die er in Genf kennen gelernt hatte und mit der er bis an sein Lebensende ein reines, edles Freundschaftsband erhielt. Die an diese Dame gerichteten Briefe, in denen der feine scharfsichtige Diplomat und der edle warmherzige Mensch ineinander verschmelzen, bilden die Perle der Cavour'schen Briefsammlung.

In Frankreich und England regte der Patriotismus in dem künftigen Gründer des italienischen Reiches seine Schwingen mächtiger als jemals; nicht der schwärmerisch-enthusiastische, achtzehnjährige Patriotismus, nicht der kleinliche dünkelhafte, der auf dem bekannten „Chez nous“ beruht, wohl aber ein tiefempfundener, schmerzlicher, aus Stolz und Eifersucht gebildeter Patriotismus, der zur Erkenntniß der Mängel und Gebrechen des eigenen Vaterlandes führt. Immer lebhafter drängt sich ihm der Gedanke auf, daß auch sein, in jeder Hinsicht so reich

ausgestattetes Land — und damit meinte er schon damals ganz Italien — auf gleichem Höhepunkt der Civilisation und des materiellen Gedeihens stehen könnte, wäre es nicht durch jahrhundertlange Tyrannei, durch Fremdherrschaft und Priesterwirthschaft unterjocht und geistig verkommen. Hatte doch auch England vielhundertjährige Kämpfe überstanden — waren doch Frankreichs Ströme mit Blut gefärbt, um Menschenrechte zu erringen!

Bei seiner Rückkehr nach Piemont erschienen ihm Menschen und Dinge, politische und soziale Zustände in einem noch düstereren Lichte als zuvor, und es war ein wirkliches Opfer seinerseits, daß er den Vorstellungen seiner Freundin, der Gräfin Circourt, und der vielen italienischen Verbannten, die auf ihn eindrangen in Paris zu bleiben, nicht Gehör lieh, sondern in der „drückenden piemontesischen Luft" besserer Zeiten harrte. Die Anregung, die er im Auslande erhalten, die Lage seines Landes und der unstillbare Thätigkeitsdurst drängten ihn gewaltig zum Handeln, und schon damals brannte er danach, in die Arena des politischen Lebens zu treten. Er kannte seine Kraft, doch auch die für den Moment unüberwindlichen Hindernisse. Piemont besaß viele bedeutende Männer reifen Alters, und alle wurden von den Staatsgeschäften ferngehalten, wofern sie auch nur im Verdacht freiheitlicher Gesinnungen standen. Wie viel mehr mußte dies bei dem mit modernen Fortschrittsideen getränkten jungen Cavour der Fall sein, der ohnehin kein Günstling des Königs war. Die Bewegungen in den übrigen italienischen Staaten gingen von dem „jungen Italien" aus, und in den Köpfen fanatischer Volksmassen und rasender Parteiführer, deren Endpunkt Umsturz war, verwirrten sich die Begriffe Freiheit und Unabhängigkeit mit Anarchie und Vernichtung und waren untrennbar von Republikanismus und Demagogenthum. Sich diesen Bewegungen anzuschließen war seinen unerschütterlich monarchi-

stischen Prinzipien entgegen, und selbst, hätte er es gethan, wer würde an die Aufrichtigkeit eines Aristokraten, eines Höflingssohnes geglaubt haben?

Cavour mußte sich bezwingen und warten. Er ging auf den Vorschlag seines Vaters ein und übernahm die Verwaltung der Familiengüter. In kurzer Zeit gewann er den Ackerbau und das Landleben so lieb, daß er ernstlich die Absicht hatte, sich ihm ganz zu widmen. Die übernommenen Funktionen genügten ihm nicht, und er machte auf eigene Rechnung allerlei Experimente und Spekulationen, um sich zu bereichern, die indeß keinen sehr glänzenden Erfolg hatten. Gleichzeitig verfolgte er auf das genaueste die politischen Ereignisse und mischte sich indirekterweise hinein, wo immer sich eine Gelegenheit dazu bot. Zu jener Zeit ersuchte ihn Professor August de la Rive, vielleicht um seine reichen Geistesgaben nicht schlummern zu lassen, um einige Aufsätze für die Bibliotèque universelle de Genève. Das Anerbieten schmeichelte ihm und gab ihm Gelegenheit, seine Studien zu verwenden, doch er besaß wenig Selbstvertrauen bezüglich seiner klassischen und literarischen Bildung, deren Vernachlässigung, wie er es nannte, er oft laut bedauerte, und stellte die Bedingung, daß man niemals Arbeiten von ihm verlange, bei denen die Phantasie im Spiele sei.

Im Jahre 1836 bereiste er die Lombardei und 1837 und 1843 weilte er wieder längere Zeit in London und Paris. Während dieser letzten Reisen entwickelte er eine Thätigkeit, bei welcher er sich kaum den nöthigen Schlaf gönnte. Er wohnte den Kammerverhandlungen und politischen Versammlungen bei, betrieb industrielle Geschäfte, sammelte Notizen, pflegte eine ausgedehnte Korrespondenz, besuchte Klubs, Theater, Konzerte, Salons. Abgespannt weilte er bei der Rückreise längere Zeit bei seinen Freunden de la Rive in Presinge bei Genf, und erholte sich an der Ruhe des Landlebens und am Studium

vorzugsweise englischer Geschichte und Volkswirthschaft. Wir entlehnen den Mittheilungen seines Vetters de la Rive folgende Einzelheiten über seine Gewohnheiten, welche seine Persönlichkeit charakterisiren.

„... Cavour nahm gleich von Anfang seine privaten Lebensgewohnheiten in sein öffentliches Leben mit hinüber. Er stand sehr früh auf: um vier, spätestens um fünf Uhr. Die frühen Morgenstunden widmete er seiner amtlichen oder Privatkorrespondenz, der Geschäftsführung seiner Güter, dem Studium von Fragen, die ihm zu schaffen machten, gern auch dem Empfange von Bittstellern, der Ertheilung von Audienzen; und da spielte wohl manchmal etwas Bosheit mit herein.

Er arbeitete leicht, hatte eine wundersame Fähigkeit, von einem Gegenstand zum anderen überzuspringen, sein Denken ohne Vorbereitung der nächsten Angelegenheit anzupassen, angefangene Arbeiten, abgebrochene Gedankenreihen genau an demselben Punkte, wo er sie gelassen hatte, wieder aufzunehmen. Oft unterbrach, aber niemals störte man ihm. Mit Ausnahme längerer Depeschen, Cirkulare und für die Oeffentlichkeit bestimmter Schriftstücke, die er gewöhnlich diktirte, schrieb er seine sämmtlichen Briefe eigenhändig. Er schrieb nicht schnell, aber sicher, ohne einen Augenblick zu schwanken, zu suchen, in nüchternem Stil, ein treues Abbild des Gedankens, keinen Strich mehr, aber auch kein Wort weniger als nöthig war. Sofort nach Empfang eines Briefes beantwortete er ihn, und nicht eine seiner Antworten wäre ungenügend oder ungenau gewesen; er gab jede geforderte Auskunft, löste jede gestellte Frage und erledigte jedes Gesuch umgehend mit Ja oder Nein. „Der Geschäftsgang," schrieb er 1844 an Naville, „ist bei uns unerträglich schleppend, besonders seit eine und dieselbe Person die Ministerien des Innern und der Finanzen zugleich leitet. Die Rückstände sind grauenhaft, und man wird nur über sie Herr

werden können, wenn man die beiden Ministerien trennt.“ Zehn Jahre später war das sicherste Mittel sich der Rückstände zu entledigen nicht das, die Ministerien zu trennen, sondern sie in Cavours Hände zu vereinigen.

Also ehe er sich auf sein oder besser auf seine Büreaus begab, nahm Cavour seiner Gewohnheit gemäß gegen neun oder zehn Uhr ein leichtes Frühstück, bestehend in zwei Eiern und einer Tasse Thee. Dann hatte er bereits einen Theil der Geschäfte persönlich, ohne einen schläfrigen oder unverständigen Mittelsmann, abgethan. Wer jemals bei Verwaltungsstellen hat Spießruthen laufen müssen, von Kanzlei zu Kanzlei, von Aktenstoß zu Aktenstoß, zwanzigmal der Laune eines Beamten preisgegeben, der wird begreifen, welche Wohlthat für das Publikum Cavours Rührigkeit war, und daß man sich ihm so leicht nähern konnte, dazu die Promptheit, die Klarheit und zugleich, kraft seiner offiziellen Stellung, die Gewichtigkeit seiner Antworten. Und für ihn selbst waren diese Vortheile nicht geringer als für das Publikum. Die Verwaltungssorgen vom Halse und sein Pensum hinter sich zu einer Tageszeit, wo die meisten das ihrige erst anfangen, konnte er sich mit freiem Geist und Gemüth den Konferenzen mit den fremden Gesandten, dem Ministerrathe, den Kammerdebatten hingeben; konnte sich seinen eigenen Gedanken überlassen, über seine Reden nachsinnen; konnte Unterhaltungen mit seinen Kollegen, gemüthliche Plaudereien mit Freunden und Bekannten, mit seinen Gegnern, mit dem ersten Besten pflegen, kurz, er konnte sich der großen und kleinen Politik hingeben wie der Muße, die ihm seine nationale Arbeit übrig ließ. Freilich kam eine Zeit, wo ihm die Gewohnheit, alles, auch das Kleinste, selbst zu besorgen, alles selbst zu expediren, zu einer schweren Last wurde, mit der er sich nur abfinden konnte, wenn er bis in die Nacht hinein arbeitete, nachdem er mit Tagesanbruch begonnen. Aber in den

ersten Jahren waren die Arbeiten weniger zahlreich und weniger sorgenschwer.

Nach dem Frühstück begab er sich ins Ministerium, zu Fuß, muntern Schrittes, rechts und links, oft mit einem Scherzworte, guten Morgen wünschend. Alle grüßten ihn und viele sprachen ihn an, wenn nicht sein eiliger Schritt oder seine umwölkte Stirn auch die Zudringlichsten verscheuchte. Im Ministerium las er die Depeschen, durchflog die Zeitungen, ging durch alle Büreaus, trieb die Beamten an und ertheilte Audienzen. Von da begab er sich zum Könige, in den Kabinetsrath, in den Senat oder in die Kammer. Endlich ging er nach Hause und ruhte sich auf dem Wege einen Augenblick bei seiner Nichte, der Gräfin Alfieri, aus, in deren vertrautem Umgang er gern den Minister vergaß. Um sechs Uhr speiste er mit seinem Bruder. Darauf zog er sich in sein Kabinet zurück, suchte sich zwischen Haufen von Zeitungen, Büchern, Broschüren, Manuskripten, Telegrammen, zerrissenen Couverts, alten und neuen Briefen einen leeren Lehnstuhl, steckte eine Cigarette an und schlummerte ein Weilchen. Dann setzte er sich wieder an die Arbeit. In Gesellschaft ging er nur, wenn seine Gegenwart durchaus geboten war. Dagegen verbrachte er gern ein Stündchen oder zwei im Theater. Kurz, abgesehen von außergewöhnlichen Fällen, die freilich am Ende alltägliche wurden, legte er sich zeitig, vor Mitternacht, zu Bette.

Wer die materielle, äußere Ordnung mit der Ordnung im Denken verwechselt, wird erstaunt sein, wenn er von dem Durcheinander und Uebereinander in Cavours Studirzimmer hört, einer Unordnung, die so arg war, daß ich einst meinen Hut, den ich auf ein Möbel gestellt, nicht wiederfinden konnte, während Cavour selbst einmal einen Zettel, der unter die zerstreuten Papiere gerathen war, seit drei Tagen suchte."

Nach Turin zurückgekehrt, schien ihm der moralische Hori-

zont Piemonts „von einem abscheulichen Unterdrückungssystem verdunkelt“. So schrieb er an de la Rive: „..... Ja, mein Lieber, jetzt sind es zwei Monate, daß ich eine von Unwissenheit und Vorurtheilen geschwängerte Luft einathme, daß ich in einer Stadt lebe, wo man sich verstecken muß, um einige Ideen auszutauschen, die aus der politischen und moralischen Enge, in welche die Regierung die Geister einpferchen will, heraustreten .....“

Gleichzeitig bietet er ihm einen Artikel über Irland an und eine Kritik eines landwirthschaftlichen Studienwerkes von Chateauvieux, und erwartet die Antwort „die Hände im Schoß“. Er weilte einige Zeit in Leri, förderte Kanalbauten im Innern und Eisenbahnprojekte zwischen der Schweiz und Frankreich. Im Herbst desselben Jahres gründete er in Turin eine Whistgesellschaft nach dem Vorbilde der Klubs von London und Paris, was in Betracht des Landes und der Zeit als eine wirkliche Errungenschaft zu betrachten war. Bald darauf betheiligte er sich lebhaft bei Gründung einer Ackerbaugesellschaft, welche die freisinnigsten Elemente in sich schloß und deren Hauptzweck war, Gelegenheit zu politischen Besprechungen zu geben. Hader und Zwietracht traten ihm in den Weg. Die sich stets steigernde Unpopularität seines Vaters erschwerte ihm alle Unternehmungen; man haßte ihn nicht, doch man unterschob, hier aus Neid, dort aus Vorurtheil gegen den Sohn des Höflings, seinen Handlungen falsche schlechte Gründe. Seine in Genf und Paris erschienenen und rühmlichst anerkannten Arbeiten, über Pauperismus, Eisenbahnen, englische Handelsreformen, in denen seine Verehrung für Robert Peel hervortrat, waren in Piemont nicht allgemein bekannt, und Cavour war nicht der Mann, Propaganda für sich zu machen. Einige Mitglieder der erwähnten Gesellschaft wurden aus von ihr unabhängigen Gründen polizeilich verfolgt und des Landes verwiesen. Es hieß,

Cavours Vater habe diese Verfolgungen veranlaßt. Als man im Jahre 1847 in einer zahlreichen Versammlung verschiedene dem Könige Karl Albert vorzulegende Reformen erörterte, trat Cavour, der nie etwas Halbes that, hervor und machte den Vorschlag, man solle statt dessen frei und frank die Verfassung fordern. Diese Kühnheit erregte allgemeines Erstaunen, doch bald folgte Murren und man verwarf den Antrag, weil er in der festen Voraussicht gemacht worden sei, der König werde die Verfassung nicht geben, sondern, gereizt, alle Reformen verweigern. Cavour kündigte bald darauf seinen Austritt an, doch ohne Rachegefühl noch Zorn, Empfindungen, die ihm überhaupt fern lagen. „Il n'y a rien de plus ridicule que la rancune en politique," pflegte er zu sagen.

Im Jahre 1847 gründete er im Verein mit Cäsar Balbo eine Zeitung in Turin, „Il Risorgimento", und 1849 nahm er den Titel des Direktors und verantwortlichen Redacteurs des Blattes an. Damit trat er in die Oeffentlichkeit und stand auch sofort zwischen zwei Feuern. Hier die Angriffe der Rückschrittler, dort die Feindseligkeiten der Umsturzpartei. Weit entfernt davon, sich entmuthigen zu lassen, waren ihm diese Kämpfe gewissermaßen ein Stimulant. „Wahrhaftig — schreibt er im Januar 1849 an seinen Freund und Mitarbeiter Castelli —, wenn ich meinem Humor freien Lauf ließe, würden mich die Vorgänge über alle Maßen amüsiren, denn die Komödie, die sich vor unseren Augen abspielt, ist unbezahlbar, besonders in der Provinz. Der kleinste Apotheker, der erbärmlichste Dorfpfaffe maßt sich, mit seiner Gazetta del popolo bewaffnet, das Recht an, uns, ich meine Sie und mich und Alle, die für das Blatt arbeiten, als bornirte Dummköpfe zu kritisiren. In Cigliano wagten meine Freunde gar nicht meinen Namen zu nennen bei den letzten Wahlen, so unbeliebt bin ich bei der Dorfpolitik geworden. Dieses nicht sehr schmeichelhafte Resultat ist aber durchaus nicht imstande,

mir das politische Leben zu verleiden; ich betrachte es als eine unvermeidliche Episode, die man ohne Zorn und ohne zurückzuschrecken hinnehmen muß ...."

Zuweilen überkam ihn nach solchen Kämpfen eine mehr physische als geistige Abspannung; dann zog er sich auf einige Zeit nach Leri zurück, bewirthschaftete mit erneuertem Eifer sein Gut und schaffte sich eine Thätigkeit, die im Sommer wie im Winter um fünf Uhr Morgens begann. Er führte Neuerungen ein, Drainage, künstlichen Dünger, Rassenzucht, veranlaßte seine Pächter und Nachbarn ein gleiches zu thun, schrieb Artikel zur Hebung des Bauernstandes durch gesunde Wohnungen und Schulen und förderte aus allen Kräften die Gründung von Ackerbau-Vorschußbanken, um den kleinen Grundbesitzern und Pächtern, deren Lage eine höchst drückende war, zu Hülfe zu kommen. Infolgedessen schrieb man in den Zeitungen: der Graf Cavour werfe sich in Spekulationen, und als in einem Jahre seine Güter eine überaus reiche Kornernte gaben, hieß es, die Brüder Cavour ahmten die Kornjuden nach und speicherten Getreide auf, um es im Moment der Hungersnoth zu vierfachen Preisen zu verkaufen. Im Jahre 1853, als er bereits Finanzminister war, nahm man an diesen Gerüchten Veranlassung zu einer feindseligen Demonstration.

Am Abend des 18. Oktobers versammelte sich an der Porta Palazzo eine Rotte Menschen und begab sich unter stetem Anwachsen nach Cavours Palast, um ihn zu stürmen. Carabiniere und einige Offiziere der Nationalgarde vertrieben die Unsinnigen, als sie bereits die Hausthüre gestürmt und auf die Treppen eingedrungen waren. Cavour befand sich im Ministerium, wo man ihn benachrichtigte. Von mehreren Deputirten begleitet, begab er sich nach der Polizei und verhehlte nicht sein Erstaunen, daß die Polizei, die von dem Minister des Innern, St. Martino, dem die beabsichtigte Demonstration hinterbracht worden war

und der Befehl ertheilt, sie zu unterdrücken, nichts dagegen gethan hatte. Noch am folgenden Tage, als er sich in Begleitung La Marmoras und Castellis nach dem Ministerium begab, ertönte auf seinem Wege feindseliges Pfeifen.

Im Jahre 1848 betrat Cavour zum erstenmale den parlamentarischen Kampfplatz; bei den Wahlen für das erste Subalpinen-Parlament lies er sich auf die Wahlliste von Vercelli eintragen und wurde von seinen Anhängern für mehrere andere Wahlbezirke vorgeschlagen. Er hoffte auf keinen Erfolg und fiel auch wirklich durch. Er war entmuthigt, doch zu stolz, um es durchfühlen zu lassen und zu gerecht, um erzürnt zu sein. Von Leri, wohin er sich während der Wahlen zurückgezogen hatte, schrieb er an den Rechtsanwalt Castelli:

„. . . Ihre Freundschaft für mich macht Sie zu strenge gegen unsere Mitbürger, die doch gewiß zu entschuldigen sind, wenn sie mich nicht zum Deputirten wählen wollen. Viele hegen antiaristokratische Vorurtheile, die kein persönliches Verdienst bekämpfen kann. Ich habe zu viel von der Voreingenommenheit des Kastengeistes gesehen, zu viel von den Prätensionen der Betitelten zu leiden gehabt (und noch zu leiden), als daß ich jetzt über die entgegengesetzten Prätensionen der Volksklassen erzürnt sein sollte . . ."

Es war eine Ueberraschung für ihn, als er bei den Ergänzungswahlen für vier Bezirke gewählt wurde: Turin, Iglesias, Monteforte, Cigliano.

Für einen Mann wie Cavour genügte es, sich auf das Streitroß geschwungen zu haben, um die Zügel für immer zu halten und fest im Sattel zu bleiben.

Cavours Freiheitsbestrebungen unterschieden sich wesentlich von denen der meisten Freiheitskämpfer; sie umfaßten einen weiteren Horizont als nur die Erlösung vom Drucke tyrannischer Despoten. Der Jugendtraum von Größe und Macht war er-

loschen und die Politik diente ihm nicht — wie so Vielen — als Mittel zur Erreichung ehrgeiziger persönlicher Zwecke, noch zur Ruhmerhebung seines Königshauses. Der Endzweck, nach dem er strebte, dem er einem Missionär gleich sein Leben weihte, war Civilisation und sittlich moralische Erhebung, das materielle Gedeihen einer Nation, welche ihrer Naturanlage nach in höchstem Grade dazu berechtigt war, den anderen europäischen Völkern gleich zu stehen.

Cavour war ein entschiedener Feind aller Zersplitterungen, aller Einmischungen und Eindringlinge. Man erinnere sich seiner feinen Politik, als bei den Vorbereitungen der Annektirung Toskanas, der Prinz Napoleon als eifriger Fürsprecher bei Napoleon III. auftrat und heimlich mit Toskana liebäugelte, wie eine Kokette mit den Kindern eines Wittwers, deren Stiefmutter sie werden möchte. Von diesem Gesichtspunkte der Einheit und Unabhängigkeit sprach er das große Wort: Freie Kirche im freien Staate, erklärte er gleich zu Anfang seiner politischen Thätigkeit die Nothwendigkeit, Rom müsse die Hauptstadt Italiens sein, erklärte die weltliche Macht des Papstes für eine gegen den Zeitgeist strömende Institution. Fern von jeder religiösen Freigeisterei, lag es niemals in seiner Gesinnung, das Papstthum als solches zu schwächen, wie er auch niemals den Klerus als Klerus angriff, sondern nur ihn in seine Grenzen wies, wenn er machthaberisch aus seiner ecclesiastischen Wirksamkeit heraustrat und ihm, durch Mißbrauch seiner Privilegien, Hindernisse in den Weg legte. Von demselben Gesichtspunkte war er Royalist. Nicht nur die anerzogenen Prinzipien und seine persönliche Hingebung an das Haus Savoyen machten ihn dazu: er war Monarchist, weil er die erblich konstitutionelle Monarchie für die sicherste und beständigste Regierungsform hielt. Oft verzweifelte er fast an der Erreichung seines Zieles: war doch das italienische Volk, mit Ausnahme Piemonts und vielleicht Toskanas, durch die Qualen,

welche es durch die österreichische, die päpstliche und bourbonische Regierung gelitten, geradezu verwildert. Wenn diese von Knechtschaft und Hunger gereizten Massen ihre Fesseln in einem unrichtigen Augenblick sprengten, würde sein ganzes Gebäude zusammenstürzen, und bei den bedeutenden, aber maßlosen Kräften, welche die Republikaner an einem Mazzini, Garibaldi und Anderen besaßen, stand das stets zu befürchten.

Piemont besaß, durch die vorgeschrittene Civilisation, den ernsten, nüchternen Volksschlag und die Ehrenhaftigkeit seiner, wenn auch absolutistischen Herrscher ein gewisses Uebergewicht über die anderen italienischen Staaten. Ein großer Schritt war gethan, als Cavour zur Macht gelangte: die Verfassung war ertheilt, das Parlament organisirt und damit das dringendste Begehren der Bevölkerung befriedigt. Doch diese Umwälzung brachte unbeschreibliche Komplikationen mit sich, und Cavour oblag es, das verworrene Garn zu entwirren, ehe er sich an den Webstuhl setzen konnte. Glücklicherweise standen ihm viele vortreffliche Männer zur Seite, wie sie selten ein Land gleichzeitig aufzuweisen hat. Wir nennen einen Gioberti, Balbo, Salmour, d'Azeglio, Santa Rosa, La Marmora, Depretis und viele Andere, alle von demselben Streben beseelt. Ein anderer günstiger Umstand war die fast unerwartete Thronbesteigung Viktor Emanuels und die Persönlichkeit dieses hochherzigen, verständigen, einsichtsvollen Fürsten. Viktor Emanuel besaß große Menschenkenntniß und verstand es vielleicht besser, seine persönlichen Antipathien zu überwinden, als seinen Sympathien Schweigen zu gebieten. Er war langsam und unentschlossen bei Besetzung eines wichtigen Amtes, doch hatte er sich einmal von der Richtigkeit seiner Wahl, von der Leistungsfähigkeit der Männer, denen er ein Amt übergeben, überzeugt, schenkte er ihnen auch volles Vertrauen und legte ihnen niemals durch kleinlichen Despotismus Hindernisse in den Weg.

Die Beziehungen zwischen Cavour und dem Könige waren eigener Art. Viktor Emanuel liebte ihn in der ersten Zeit nicht, doch er anerkannte die immensen staatsmännischen Fähigkeiten und die geistige Ueberlegenheit seines Ministers und unterstützte alle seine großen Pläne und Handlungen, selbst da, wo sie gegen seine persönliche Ansicht waren oder gar sein Gewissen drückten, wie das z. B., bei der großen Frömmigkeit des Königs und seiner Familie, bei Beschränkung der Priestermacht der Fall war. Oft freilich gab es stürmische Scenen, bei denen doch aber immer Cavour recht behielt. Es heißt, bei jenem hitzigen tête-à-tête während der Friedenspräliminarien von Villafranca sei Cavour so aufgebracht gewesen, daß der König ihm gesagt: „Ruhig, ruhig, vergessen Sie nicht, daß ich der König bin," worauf Cavour, außer sich, gerufen hätte: „Vorderhand bin ich König, und das wissen die Italiener." Und Viktor Emanuel ebenso heftig: „Was soll das heißen, Sie sind König?" ... Dann hätte er ihm den Rücken gekehrt und das Zimmer verlassen. Doch Viktor Emanuel war ein zu gerechter Mann, als daß er die begründete Entrüstung Cavours nicht hätte einsehen sollen; und ließ er sich auch durch momentanen Groll soweit hinreißen, daß der geschmeidige Rattazzi auf eine für Cavour fast kränkende Weise in seiner Gunst stieg, hegte er darum doch aufrichtiges Wohlwollen für ihn. Die Thränen, die an Cavours Todtenbette seine Augen füllten, beweisen es.

Während der ersten Jahre seiner Thätigkeit gehörte Cavour der gemäßigt-liberalen Partei an. Im Jahre 1850 erhielt er im Ministerium d'Azeglio das erste Portefeuille, das der Landwirthschaft und des Handels, dem später das der Marine zugefügt wurde.

Das Erscheinen auf den Ministerbänken des „Direktors des Risorgimentos" wurde von seinen Gegnern in den Zeitungen mit Spott und Hohn begrüßt, dem nicht Zweifel an seinen

Fähigkeiten, sondern kleinlicher Neid zu Grunde lag und der von gar keiner Tragweite war. Wichtiger war das Verhalten einer Partei, welche, wenn auch numerisch klein, durch ihren gewandten Führer im Parlament hervortrat, nämlich des linken Centrums, das sich in der dritten Legislatur im Jahre 1849 unter Rattazzi gebildet hatte. Rattazzi betrachtete Cavours Eintritt in das Ministerium als einen ersten Schritt zu einer Reform der Majorität. Er hatte keine persönlichen Beziehungen zu dem neuen Minister und suchte sich ihm durch beifällige Artikel in einem Organ seiner Partei zu nähern, für welche Cavour wahrscheinlich taub geblieben wäre, hätte es nicht in seiner Absicht gelegen, sich der Linken zu nähern, in der er, ungeachtet der Meinungsverschiedenheit in Politik und Finanzwesen, stets eine Stütze fand, wenn es sich um Handels- und Klerusfragen handelte. Die Umstände beschleunigten seinen Plan. Als die Abgeordneten der Rechten, bei den Wahl- und Preßgesetzen hartnäckig rückwärts schritten, sagte er sich von dieser Partei los und schloß sich dem linken Centrum an, in der Absicht mit Hülfe Rattazzis durch Verschmelzung in das rechte Centrum eine neue liberal-konservative Partei zu bilden. Diese Phase der Geschichte des italienischen Parlamentes ist unter dem Namen das Connubio bekannt. Es wäre zu weitläufig, Cavour stufenweise bis zum Höhepunkt zu folgen und die Ministerportefeuilles aufzureihen, die ihm nach und nach fast alle, oft mehrere zugleich anvertraut wurden. Anstaunungswerth ist seine Kühnheit, Energie und Festigkeit, gepaart mit Mäßigung und kluger Nachgiebigkeit, wenn es galt, mit tiefeingreifenden Reformen durchzudringen bei denen er oft das ganze Land wider sich hatte, wie z. B. bei Einführung des Freihandels, Abschaffung der Gerichtsbarkeit der Geistlichkeit, Aufhebung der Klosterorden, wobei er riskirte, seine so schwer erworbene Popularität einzubüßen. Dort schaarten sich die persönlich Interessirten zusammen zu einer Liga und

warfen ihm vor, er gehe mit Riesenschritten vorwärts, denen das Land nicht folgen könne, führe Industrie und Handel dem Untergange zu; hier eiferten ein Brofferio und Valerio, Führer der extremen Partei, in schwungvollen Deklamationen, welche die Massen bestachen, er halte zum Klerus, und beantragten nicht nur die Abschaffung der priesterlchen Privilegien, sondern womöglich Abschaffung der Priester und der Kirche selbst. Zu den inneren Wirren gesellte sich die verzweifelte Lage Süditaliens und der Kirchenstaaten mit Aufständen, Verschwörungen, Massenhinrichtungen, und schließlich die in jener Zeit höchst komplizirte äußere Politik, bei welcher das kleine unbedeutende Königreich Sardinien noch gar kein Recht hatte mitzureden, wohl aber auf den Rückschlag der äußeren Begebenheiten gefaßt sein mußte. Die Reibungen zwischen Oesterreich und Piemont steigerten sich, über kurz oder lang mußte es zum Kriege kommen; wer würde der Verbündete sein des schwachen Reiches gegen den ansehnlichen Feind?

Dem Lande dem übrigen Europa gegenüber den richtigen Standpunkt zu geben, war Cavours nächste Sorge, und deshalb strebte er so eifrig danach, es als Verbündeten Frankreichs und Englands am Krimkriege theilnehmen zu lassen.

Dieser Gedanke war gleich nach Bekanntmachung der französisch-englischen Allianz gegen Rußland im Kopfe des kühnen Ministers Farini entstanden und sicherlich im Vertrauen mit Cavour erwogen worden, doch wollte dieser mit seiner gewohnten Vorsicht vorgehen. Von der Aufrichtigkeit der napoleonischen Sympathien war er damals noch nicht durchdrungen, dagegen war er des Wohlwollens Englands gewiß, das heißt, als kluger Diplomat wußte er, daß die Erhebung des sardinischen Reiches der englischen Politik nicht entgegen war. Den ersten Schritt zu thun war er zu stolz und zu klug; er bediente sich der Vermittlung seines Freundes Castelli, der mit dem englischen

Botschafter in Turin, Sir Hudson, befreundet war. Während eines Besuches bei diesem führte Castelli die Unterhaltung auf die Allianz und auf die englischen Anwerbungen, und Sir Hudson bemerkte halb scherzend, es wäre gar nicht so übel, wenn Piemont ein kleines Hülfstruppencorps nach der Krim schicken wolle. Castelli begriff, daß dieser Gedanke nicht da zur Stelle, bei einer Tasse schwarzen Kaffee entstanden sei, und erwiderte, der Graf Cavour werde diesem Vorschlag vielleicht gern Gehör geben, es sei indeß zu bezweifeln, daß das Parlament die Kosten bewillige. Der englische Botschafter sprach die Ueberzeugung aus, seine Regierung werde die Ausrüstungskosten übernehmen und Piemont bei späterer Abrechnung sehr milde behandelt werden. Cavour hörte den Bericht dieser Unterredung stillschweigend und gespannt an, doch als Castelli auf diesen letzten Punkt kam, rief er unwillig: „Das fehlte noch! uns verschachern lassen! nie und nimmer! wir werden eine Anleihe in England machen und zwar auf einer Basis, bei welcher unsere Intervention berücksichtigt werden muß. Nun bitte ich Sie, kehren Sie zu Hudson zurück und bitten Sie ihn, mich morgen früh zu besuchen; will er nicht zu mir kommen, werde ich gern zu ihm gehen." In Cavours Geiste stand nunmehr das Bündniß wie abgeschlossen da, er triumphirte, ungeachtet der Schwierigkeiten, die ihm das Land und die Kammer in den Weg legen würden. Der Zustimmung des Königs, seines kriegerischen Königs, war er sicher.

Fast alle Zeitungen bekämpften den Plan, ein Expeditionscorps nach der Krim zu schicken. Man habe genug im Lande zu thun, hieß es. — Piemontesische Truppen sollten keiner andern Sache dienen, als der Sache Italiens — das Land habe kein Geld zu so extravaganten abenteuerlichen Expeditionen. — Als Cavour den Antrag Englands im Ministerrath vortrug und seine zustimmende Ansicht aussprach, hatte er nur einen

der Anwesenden für sich: den König, dessen Scharfblick sofort die ganze Tragweite der Cavour'schen Politik durchschaute. Die Minister La Marmora, Dabormida, Pallocapo und die große Majorität der Kammer waren dagegen. Ratazzi schwankte, trat aber später auf die Seite Cavours. Die öffentliche Meinung wurde durch die ersten glänzenden Erfolge zum Schweigen gebracht.

Die außerordentliche Tapferkeit der sardinischen Truppen, die vorzügliche Haltung ihrer Führer, zog Piemont hohes, Lob und Anerkennung zu. Damit hatte es die Berechtigung errungen, sich den Großmächten an die Seite zu stellen; damit hatte Cavour einen ersten, gewaltigen Schritt gethan, den Grundstein zu einem künftigen Italien gelegt. Der Krimkrieg erhob die italienische Frage zu einer europäischen Frage, öffnete ihr die Pforten zum Pariser Kongreß, gewann ihr die Sympathie und thatsächliche Beihülfe Frankreichs, führte zum Kriege von 1859.

Der nächste Erfolg war die Aufforderung, am Pariser Kongreß theilzunehmen.

Cavour wußte, daß die öffentliche Stimme ihm die Vertretung Piemonts auferlegen würde, und noch ehe etwas Entschiedenes darüber beschlossen ward, machte er die Kabinetsmitglieder und seine Freunde mit dem Entschluß bekannt, daß er die Mission nicht übernehmen werde. Vielleicht fürchtete er, als Vertreter des kleinen Reiches eine untergeordnete Rolle unter den Großmächten zu spielen, was seinen Stolz verletzt und der Sache Italiens geschadet haben würde. Wahrscheinlich auch ist, daß ihn das Schwanken des Königs zwischen ihm und d'Azeglio verletzte. In der That, Massimo d'Azeglio wurde gewählt. Auch dieser zeigte sich wenig geneigt den überaus schwierigen Auftrag zu übernehmen, und erklärte freimüthig, er werde sich nur dazu verstehen, wenn er zuvor klaren Aufschluß

darüber erhalten könne, welche Stellung Sardinien den Großmächten gegenüber einzunehmen berufen sei. Das Publikum unterließ nicht, seinen Mißmuth über die Wahl des Bevollmächtigten kundzugeben; es urtheilte richtig, wenn es, ungeachtet der allgemein anerkannten Verdienste d'Azeglios ihn, mit seinem reservirten Wesen, mehr das eines Gelehrten als eines Diplomaten, für wenig geeignet hielt, auf dem Kongresse, wo der Streiter für die Rechte Italiens seine Stimme werde laut erheben müssen, um vernommen zu werden, kühn hervorzutreten. Cavour hatte die Betheiligung am Krimkriege veranlaßt, das Land nur unwillig die Opfer an Geld und Blut gebracht, Cavour oblag es, das begonnene Werk weiter zu führen. Dazu gesellten sich seine persönlichen Eigenschaften, seine Energie, die Verbindungen mit den französischen Diplomaten, seine weltmännischen Manieren. Gereizt über die offenkundige Bevorzugung, welche das Publikum für Cavour an den Tag legte, lehnte d'Azeglio das Mandat unwiderruflich ab, und Cavour, von der Gerechtigkeit der an ihn gestellten Anforderung durchdrungen, trat an seine Stelle.

Die Vorgänge auf dem Pariser Kongreß sind allgemein bekannt, und jedermann wird der öffentlichen Meinung recht geben, wenn sie Cavour unter den vielen bedeutenden Diplomaten Piemonts für den geeignetsten hielt, für Italien in die Schranken zu treten. Ungeachtet des kleinen Reiches, das er vertrat, war der sardinische Bevollmächtigte dort die hervorragendste Persönlichkeit.

Die Klugheit, mit der er hier die schlaue, oft recht feige Politik Napoleons vermied, dort ihr die Stirne bot; die Kühnheit, mit der er, obgleich er den größten Werth auf die Freund schaft Frankreichs legte, eine Frage zu Sprache brachte, welche die wunde Stelle des Kaisers war, durch die er sich aber das Wohlwollen Englands sicherte und Rußland sicherlich nicht ver-

stimmte, die Römische Frage, lenkte die Aufmerksamkeit ganz Europas auf ihn, gab Kunde von seinen eminenten staatsmännischen Talenten und bildete die Grundlage seines Ruhmes. Nach Piemont zurückgekehrt, wurde ihm vom Könige, vom Staatsrath wie von der Bevölkerung laute Anerkennung zu theil. Die italienischen Länder vereinigten sich und sprachen ihm durch Ueberreichung einer Ehrenmedaille ihre Dankbarkeit für seine Bestrebungen auf dem Kongresse aus.

Während seines Aufenthaltes in Paris hatte Cavour mehrere Privatunterredungen mit Napoleon gehabt und sich von seiner Sympathie, von seiner Hülfsbereitwilligkeit für das unglückliche Italien überzeugt, als kluger Staatsmann aber auch eingesehen, daß der Kaiser, bei der aktuellen Lage Europas, nicht als Beschützer auftreten konnte, sondern man einen geeigneten Moment abwarten müsse; ferner, daß sein Bündniß mit einem Reiche, welches als Vorkämpfer für ein in offener Rebellion stehendes Land hervortritt, wo fanatische Sektirer gemeinen Mördern gleich handelten, dem Kaiserreiche eine kompromittirende Stellung den anderen Mächten gegenüber geben müßte. Hatte doch der päpstliche Nuntius in Paris nach dem Attentat Orsinis zum Kaiser gesagt: „Das sind die Früchte der von Cavour begünstigten revolutionären Wühlereien.“

Dem Kaiser diesen Skrupel zu nehmen und öffentlich darzulegen, daß die sardinischen Bestrebungen nichts gemein hatten mit dem aufwieglerischen Treiben der Revolutionäre, war Cavours nächste Sorge, und dazu bot sich ihm eine unerwartete Gelegenheit.

Nach dem Attentat Orsinis debattirte man in der Kammer über ein Strafgesetz der Attentate und Verschwörungen gegen das Leben fremder Fürsten. Cavour hielt eine Rede, in der er die Sektirer und vorzugsweise die Mazzinianer und ihren Führer schonungslos verurtheilte; ja er ging so weit zu sagen,

die letzten Aufstände in Genua hätten ein Attentat auf den König in ihr Programm geschlossen. Diese Parlamentsrede, ein Meisterwerk von Klarheit und Wahrheit (Cavours Briefe B. II., S. 236), veranlaßten Mazzini ein langes in auffallender Redeweise gehaltenes Schreiben an Cavour zu richten, aus dem wir beispielsweise folgende Aphorismen anführen.

„Wenn ich Sie früher schon nicht liebte, so verachte ich Sie jetzt; bis jetzt waren Sie nur mein Feind, jetzt sind Sie mir ein unwürdiger, niedriger Feind. Sie sind ärger als einfältig und verleumderisch. Einfältig und verleumderisch waren Sie sicherlich schon, als Sie der leichtgläubigen Kammer erklärten, nur um ein schimpfliches Zustimmungsvotum zu erlangen, das Leben Viktor Emanuels sei durch uns bedroht. Wäre das Leben Ihres Königs wirklich bedroht, würden Ihre Gesetze es nicht schützen ..... Italien soll richten zwischen Ihnen und uns, mein Herr! .... ich denke, Sie hätten ein Italien machen können, wenn sie gewollt, doch die Politik eines Azeglio und die Ihrige, werden es nur dahin bringen, Piemont zu vernichten ...."

Dieses Schreiben durchlief alle Blätter, und gab es in irgend einem Winkel Europas noch Leute, die aus Parteiwuth oder aus Irrthum Cavours Politik mißdeuteten, genügte dieses Schriftstück, um ihn von jedem Verdacht eines Kontaktes mit der Umsturzpartei reinzuwaschen.

Es scheint, daß Cavour, der jeden und jedes zu benutzen wußte, an diesen Vorgängen Anlaß nahm, einen Druck auf Napoleon auszuüben. In Unterhaltungen, von denen er voraussetzen konnte, daß sie dem Kaiser hinterbracht wurden, sprach er die Ueberzeugung aus, die Revolutionäre bürdeten ihm, dem Kaiser, von dem sie Hülfe hofften, alle Verantwortlichkeit für die Leiden Italiens auf, und es werde trotz aller Wachsamkeit schwerlich möglich sein, Attentate zu verhüten. Ob Napoleon

wirklich durch diese Befürchtungen einzuschüchtern war, bleibt zweifelhaft; am englischen, belgischen und preußischen Hofe herrschte diese Meinung, in einem Schreiben des Prinzen Albert an den König von Belgien wird sie offen ausgesprochen, und auch der damalige Prinzregent von Preußen schließt ein Schreiben an den letztgenannten Fürsten mit den Worten: „La guerre ou le poignard, pas le poignard français, mais le poignard italien. Est-ce là cependant un motif suffisant pour faire la guerre? Malheureusement le poignard italien semble être devenu une idée fixe chez Napoléon." Thatsache bleibt, daß Napoleon sich im Frühjahr 1858 zum Handeln entschloß und einen Vertrauten, den Dr. Connau nach Turin schickte, um mit Cavour eine Zusammenkunft zu verabreden, welche eine durchaus anti-diplomatische Form haben sollte. Plombière wurde gewählt, wohin der Kaiser sich zur Kur begab. Wie häufig, reiste Cavour im Juli nach Genf zu seinen Verwandten de la Rive; dort wartete er eine persönliche Einladung des Kaisers ab, die ihm auch durch ein Schreiben des kaiserlichen Adjutanten Béville zuging. In den Augen des Publikums erschien der Besuch des sardinischen Ministers als ein leicht begreiflicher Beweis von Ehrerbietung gegen den Kaiser der Franzosen; in Piemont kannten nur der König, La Marmora und wenige Vertraute den höchst wichtigen Zweck der Zusammenkunft.

Cavour war in Plombière in einem Hotel abgestiegen, doch kaum hatte der Kaiser seine Ankunft erfahren, schickte er einen Boten und ließ ihn bitten sein Gast zu sein. Er behandelte ihn wie einen Freund, führte ihn Abends in einem kleinen Wagen, den er selbst lenkte und ohne Diener, spazieren und entfaltete seine ganze, so sehr gerühmte Liebenswürdigkeit.

Napoleon begann die Erörterungen. Die größte Schwierigkeit lag im Auffinden einer annehmbaren Kriegsursache. Cavour schlug gewisse Uebertretungen der Handelsverträge als

Grund vor. Napoleon erklärte ihn für ungenügend. Auch die ungesetzliche Ausdehnung der Macht Oesterreichs auf italienischem Boden, die fortdauernde Okkupation der Romagna und der Legationen verwarf er. Nach verschiedenen Vorschlägen verfiel man auf den Herzog von Modena; die grausam unterjochte Bevölkerung von Massa Carrara sollte veranlaßt werden, den König von Sardinien um Schutz, ja um Annektirung anzugehen; diese sollte Viktor Emanuel ablehnen, wohl aber als Beschützer der Unterdrückten auftreten und dem Herzog von Modena eine herausfordernde Note schicken, welche dieser, auf Oesterreich gestützt, ohne Zweifel in trotzigem Tone erwidern würde. Durch Hineinziehen dieses allgemein verachteten und gehaßten Despoten werde der Krieg in Europa populär, die Neutralität der Großmächte gesichert sein. Auch schuldete der Kaiser diesem Regenten keinerlei Rücksicht, weil er seit 1830 keinen der französischen Regierenden anerkannt hatte. Großes Bedenken hegte er dagegen bezüglich des Papstes und des Königs von Neapel. Jenen müsse er schonen seines katholischen Volkes halber, diesen, weil er Schützling Rußlands sei. Ein Cavour wußte sogar einem Napoleon III. zu Munde zu reden: die französischen Truppen in Rom seien Bürge für des Kaisers katholische Gesinnungen; der König von Neapel solle neutral und ruhig bleiben und Niemand würde ihm nahe treten. Nach Erörterung aller Einzelheiten, unter denen auch die etwaige Abtretung Nizzas und Savoyens erwähnt wurde, und nach achtstündiger Unterredung war man über alle Punkte einig, bis auf einen, den heikelsten, den Napoleon fallen ließ, um ihn bei einer Spazierfahrt in freundschaftlichem Tone wieder aufzunehmen, und der Cavours warmes Herz in schweren Konflikt brachte mit seiner staatsmännischen Pflicht: die Heirath der jüngsten Tochter Viktor Emanuels, Prinzessin Klotilde,*

* Mutter der seit September 1888 mit dem Prinzen Amadeus vermählten Prinzessin Litizia.

mit dem Prinzen Napoleon. Der Kaiser legte großes Gewicht auf diese Verbindung, und ohne ihn zu beleidigen, was den Umsturz all seiner Pläne zur Folge gehabt hätte, konnte Cavour seine Vermittelung bei Viktor Emanuel nicht versagen. Er kannte des Königs Liebe für seine Familie und besonders für dieses jüngste Kind, und er kannte den Prinzen Napoleon — —.

Wie tief ihm diese Abtretung der jüngsten savoyischen Prinzessin zu Herzen ging, geht aus seiner erkünstelten Ueberredungsmacht hervor, die er in einem sofort nach der Abreise von Plombière „auf der Tischecke in einer Gaststube" in Baden-Baden verfaßten vierzig Seiten langen Briefe an Viktor Emanuel anwendet. Wir wüßten wenig geschichtliche Schriftstücke anzuführen, welche diesem Schreiben Cavours an den König an die Seite zu stellen wären und in dem der berechnende Staatsmann sich mit dem tieffühlenden Menschen vereinigen. Mußte er doch seinem Könige zwei schwere Opfer abringen, den Verlust zweier herrlicher Provinzen, des Stammsitzes seiner Ahnen, und denjenigen seines liebsten Kindes. Diesen letzten Punkt nahm der König nur unter der Bedingung an, daß seine Tochter ohne jeden Druck, völlig freiwillig auf die Verbindung eingehe. Die Prinzessin Klotilde hatte auf den Antrag einfach geantwortet: „Wenn diese Heirath der Wunsch meines Vaters und für das Wohl meines Landes nothwendig ist, füge ich mich darin." Als man Cavour diese Antwort mittheilte, füllten sich seine Augen mit Thränen.

La Marmora, damaliger Kriegs- und Marineminister war ganz besonders in Cavours Pläne eingeweiht. Von Genf, gleich nach Empfang der Einladung Napoleons, schrieb er ihm: „Das Drama nähert sich seiner Entwickelung. Möchte der Himmel mich erleuchten, damit ich in diesem verhängnißvollen Augenblicke keine Dummheiten begehe. Trotz meines gewohnten Selbstvertrauens bin ich nicht ohne schwere Unruhe." Am 24.,

gleich nach Beförderung des Briefes an den König, schreibt er ihm wieder und theilt die mit Napoleon verabredeten Stipulationen mit. Sie lauteten: Zweck des Krieges: Vertreibung der Oesterreicher; Bildung des Reiches von Oberitalien, welches das Pothal, die Marken und Legationen einschließen soll; Abtretung Savoyens, die des Herzogthums Nizza in Schwebe gelassen. In diesem Briefe heißt es: „Ich habe das feste Vertrauen, ja die Ueberzeugung, willigt der König in die Heirath, hältst du in zwei Jahren deinen Einzug in Wien, an der Spitze unserer siegreichen Truppen."

Cavour verließ Plombière in der glücklichsten Stimmung, und da er gerne zwei Fliegen mit einer Klappe schlug, machte er einen Abstecher nach Baden-Baden, wo Könige, Minister, Diplomaten aller Länder weilten, und er das Terrain sondiren konnte, um sich davon zu überzeugen, wie weit die Hoffnungen des Kaisers auf die wahrscheinliche Neutralität der Großmächte bei einem etwaigen Kriege mit Oesterreich begründet seien. In einem Tage hatte er den König von Württemberg, den Prinzen von Preußen, Manteuffel, die Großfürstin Helene und mehrere Diplomaten gesprochen und die Ueberzeugung gewonnen, „daß Oesterreich — Gott sei Dank! — durch seine Unredlichkeit den ganzen Kontinent gegen sich aufgereizt hatte."

Am 1. August sehen wir ihn wieder in Turin, durch die Hoffnung auf einen baldigen Krieg mit Oesterreich unter Beihülfe Frankreichs um zehn Jahre verjüngt. Nichtsdestoweniger scheint ihn oft arge Entmuthigung übermannt zu haben. An Napoleons Aufrichtigkeit zweifelte er nicht, andere Bedenken regten sich in ihm: Würde das französische Heer für eine ihm so fernliegende Sache die gewünschte Kampfeslust an den Tag legen? Würden die Großmächte wirklich eine so wohlwollende Neutralität bewahren, wie Napoleon es hoffte?

Am 25. August schrieb er an den Minister des öffentlichen

Unterrichts, Lanza: „Ich thue mein Möglichstes, inmitten so vieler Bedrängniß heiteren Sinnes zu bleiben, aber ich versichere Sie, ich bin auch etwas entmuthigt und wünsche sehr, Sie kämen zurück und brächten eine Lösung dieser Wirren . . .“ Und am 30. Dezember an den sardinischen Gesandten in Paris, Villamarina: „Der Horizont verdunkelt sich, die Stürme toben. Hoffen wir, daß Rußlands Einfluß am Hofe von Berlin über Englands Intriguen, Preußen für eine Allianz mit Oesterreich zu gewinnen, den Sieg davon trage . . .“

Wie ganz und gar er in diesem einen Gedanken aufging, beweist sein plötzlicher Wechsel von Bangen und Hoffen. Schon am nächsten Tage, am 1. Januar, spricht er in einem Glückwunschschreiben an den sardinischen Gesandten in Florenz, Boncompagni, die bestimmte Hoffnung aus, im Laufe des Monats werde alles zur Entscheidung kommen, nicht etwa der Krieg werde sofort ausbrechen, wohl aber alle Präliminarien festgestellt werden. An demselben Tage wurden ihm die allgemein bekannten scharfen Worten telegraphisch berichtet, welche der französische Kaiser beim offiziellen Neujahrsempfang dem österreichischen Gesandten ins Gesicht sagte, und die ganz Europa als einen hingeworfenen Handschuh betrachtete. Zehn Tage später hielt Viktor Emanuel jene hochherzige Thronrede mit dem berühmten „Schmerzensschrei Italiens“, den Cavour ihm in den Mund gelegt, und die in so hohem Grade die Mißbilligung des englischen Kabinettes erregte. Die englische Rüge sorgte ihn im Augenblick sehr wenig; hatte doch der Kaiser durch jene Worte die Allianz gegen Oesterreich gewissermaßen besiegelt, und die Thronrede des Königs erweckte im Herzen des ganzen italienischen Volkes einen Widerhall, welcher eine große Schwächung der republikanischen Partei zur Folge hatte: die besten Kräfte, die sich aus Verzweiflung den Agitatoren angeschlossen hatten, lösten sich los, um sich aufrichtig dem Hause Savoyen anzu-

schließen. Auch die Geldfrage, eine der schwierigsten, die Cavour so große Sorge gemacht, löste sich glücklich. Napoleons Bemühungen, die sardinische Anleihe in Paris zu erleichtern, waren erfolglos geblieben, weil, wie schon gesagt, Frankreich die Allianz ungern sah; und nicht ohne Spott schrieb der Prinz-Gemahl in jenen Tagen an Lord Malmesbury, er wisse aus dem Munde Lafitts, daß Cavour nichts erreicht und bankerott und verzweifelt sei. Wenige Wochen später schrieb der „verzweifelte" Cavour an den sardinischen Gesandten in London: „Unsere Anleihe hat nach der Weigerung aller großen Bankiers in Europa den glänzendsten Erfolg gehabt. Es war ein schönes Schauspiel zu sehen, wie die kleinen Kapitalisten hinzueilten, der Regierung ihr bescheidenes Vermögen darzubringen. Diese Thatsache im Verein mit der wachsenden Zuströmung der jungen Lombarden, die sich für unsere Fahne anwerben lassen, kann beweisen, denke ich, daß das Nationalgefühl der Italiener nicht blos eine Erfindung des Cerveau pelé des Grafen Cavour ist."

Alles schien dem Unternehmen günstig. Oesterreich verstärkte seine Truppenmacht auf italienischem Gebiete; die Reibungen zwischen den arroganten österreichischen Offizieren und den Bürgern in der Lombardei steigerten sich täglich und hatten oft die unangenehmsten Folgen. Alle diese Provokationen berechtigten Piemont zu einer Kriegserklärung, doch der französische Kaiser hatte die Bedingung gestellt, der Angriff solle von Oesterreich ausgehen, damit Frankreich in der Form der Hülfeleistung hinzutrete. Auch hierzu fand sich Gelegenheit. Hunderte und Hunderte von Konskribirten kamen sich um das Banner Viktor Emanuels zu schaaren, und unter ihnen viele Lombarden und Venetianer, selbst Söhne des hohen Adels und hoher Beamten. Unmöglich konnte Oesterreich diese offenkundige Beleidigung, die Annahme österreichischer Deserteure in die Reihen

des sardinischen Heeres, stillschweigend hinnehmen. Die Zustände waren dermaßen zugespitzt, daß man täglich auf eine Kriegserklärung „hoffte". Da trat die unglückselige Intervention Englands und Preußens dazwischen, welche, in Befürchtung, die italienische Frage könne Anlaß zu einem europäischen Kriege geben, Abrüstung der streitenden Mächte verlangten und vorschlugen, die Frage einem europäischen Kongresse vorzulegen, von dem Sardinien ausgeschlossen bleiben sollte.

Der stete Wechsel von Napoleons Plänen und Beschlüssen während der Vorläufer des Krieges von 1859 sind zu bekannt, als daß wir hier näher darauf eingehen sollten. Cavour hielt eine Unterredung mit dem Kaiser für unumgänglich nothwendig, und da man sie ihm nicht verweigern konnte, wurde er Ende März nach Paris berufen.

Ehe er den Kaiser selbst sprach, hatte er eine Unterredung mit dem Minister Walewski, der, entschieden gegen die Allianz, alle nur erdenklichen Kunstgriffe und Kniffe anwendete, um sie zu hintertreiben. Er versicherte Cavour, angesichts der Wendung, welche die Angelegenheit den europäischen Mächten gegenüber genommen, sei der Kaiser entschlossen, bei der italienischen Frage nur als Vermittler zu handeln, und das in der Ueberzeugung, sie werde auf friedlichem Wege zu schlichten sein. Cavour erwiderte, er könne diese Meinung des Ministers nur seiner Unkenntniß der Sachlage zuschreiben, denn er halte Dokumente in Händen, welche den Kaiser als wortbrüchig hinstellen würden, wollte er sich von der italienischen Sache zurückziehen. Am folgenden Tage war der Kaiser unpäßlich und hütete das Bett.

Entrüstet wollte Cavour Paris verlassen, ohne ihn zu sehen, und nur mit Mühe gelang es seinen Freunden, ihn zurückzuhalten. Er sagte: Nach der Sprache, die er im Parlament geführt, nach der nationalen Bewegung, die er ins Leben gerufen, und den ungeheuren Ausgaben, die er veranlaßt, hätte er, wenn

Frankreich ihn so schmachvoll verlassen, nicht mehr den Muth, seinen Mitbürgern vor die Augen zu treten. Darum wollte er schleunigst nach Turin zurückkehren und seinen Abschied fordern, dem die Abdankung des Königs nachfolgen müsse. Später wollte er nach Amerika gehen und dort die Dokumente, die er besaß, veröffentlichen, woraus die ganze Welt ersehen sollte, daß er die berechtigtsten Gründe hatte, dem Kaiser zu trauen und auf Frankreichs Hülfe bei einem Kriege mit Oesterreich zu bauen.

Am dritten Tage fand die Unterredung mit dem Kaiser statt, der in der That alles versuchte, um ihn zur Abrüstung zu bestimmen. Cavour blieb unerschütterlich und erklärte, er und sein Souverän wären verloren, nähmen sie diese demüthigende Bedingung an und fügten sich dem Beschlusse eines Kongresses, zu dem Sardinien nicht zugelassen würde. Eine ähnliche Sprache führte er dem englischen Botschafter gegenüber und fügte hinzu: Sardinien sei nicht nur entschlossen die Abrüstung zu verweigern, sondern auch die Provokationen Oesterreichs zu erwidern und den Krieg zu erklären, gleichviel ob Frankreich Gefallen daran habe oder nicht. Enttäuscht und beängstigt verließ er Paris. Er wußte nun, selbst wenn der Krieg früher oder später stattfände, würde Napoleon nur an den Haaren herbeigezogen sein gegebenes Wort lösen. Am Tage vor seiner Abreise von Paris schrieb er an La Marmora:

„Infolge von Fehlern und unglücklichen Umständen ist es mit der italienischen Frage so traurig bestellt, wie nur irgend möglich!"

In Piemont wünschte nächst Cavour Niemand den Krieg so dringend, als Viktor Emanuel. Ein in brutalster Ausdrucksweise gehaltener Tagesbefehl des österreichischen Generals Gyulay, der anfangs April den Soldaten in den Kasernen vorgelesen wurde, veranlaßte den König zu folgendem Billetchen an seinen Premierminister:

„Mein lieber Cavour!

Der Tagesbefehl ist eine wahre Kriegserklärung. Ich denke, nun wird's fertig sein mit den Konferenzen; ich bin ganz in Schweiß vor Wuth. Ich bitte Sie, in meinem Namen folgende Depesche in Chiffern an den Prinzen Napoleon zu schicken:

„Je t'envoye l'ordre du jour donné à l'armée par l'empereur; fais les reflexions que tu crois.“

Lieber Cavour! Schreiben Sie mir etwas; ich möchte schon heute Abend die Kanonen losfeuern lassen.

Ihr wohlgewogener

Viktor Emanuel.“

Trotz dieser Kampfeslust mußte man mit großer Vorsicht darauf bedacht sein, England nicht zu verletzen, das sich als Göttin der Versöhnung auf ein hohes Piedestal postirte, Frieden predigte und die Diplomaten durcheinander hetzte. Mitte April schickte der König Massimo d'Azeglio nach London, in der Hoffnung, ihm, mit seinem dort so hochgeachteten Namen werde es gelingen, das englische Kainet davon zu überzeugen, daß die italienische Frage nicht länger in der Schwebe bleiben könne, da die im höchsten Grade aufgeregten Gemüther der ganzen Bevölkerung mit Spannung der endlichen Lösung entgegen sähen. Lord Malmersbury fand den außerordentlichen sardinischen Botschafter dem Wunsche der Königin Viktoria, die italienische Sache auf dem Wege der Diplamatie beigelegt zu sehen, in hohem Grade geneigt, ja gewiß geneigter, als Cavour und der König es vorausgesehen hatten. Thatsache ist, daß Lord Malmersbury das Ergebniß der Unterredung mit Azeglio, ohne weiteren Notenwechsel mit dem sardinischen Kabinette, durch seinen Gesandten in Paris dem französischen Kabinette offiziell mittheilen ließ, worauf der Graf Walewski unverzüglich den französischen Gesandten in Turin, Fürsten Latour d'Auvergne, be-

auftragte, die Uebereinkunft Frankreichs und Englands bezüglich der Abrüstung dem Grafen Cavour mitzutheilen und seine sofortige Einwilligung zu verlangen.

Die unheilvolle Depesche traf spät in der Nacht vom 18. bis 19. April in Turin ein, und gegen halb zwei Uhr begab sich der französische Gesandtschaftssekretär Aymé d'Aquin nach Cavours Palais, wo tiefe Ruhe herrschte. Bei der Meldung des französischen Diplomaten wußte Cavour, daß es sich um etwas Hochwichtiges handle. Er empfing ihn im Schlafzimmer und aufrecht im Bette sitzend durchflog er die Note. Mit weitgeöffneten Augen starrte er auf das Papier, schlug sich mit der Faust vor die Stirne und sagte: „Il ne me reste plus maintenant qu'a me donner un coup de pistolet et me faire sauter la tête.“ Er wußte, daß sein so mühsam errichtetes Gebäude zusammenbrach und daß man in Paris seinen Sturz vorbereitete. Am Morgen gegen sechs Uhr begab sich der Fürst Latour d'Auvergne selbst zu ihm. Er fand ihn gefaßt, doch tief zerknirscht und fest entschlossen seinen Abschied zu fordern, da er seinem Könige nicht rathen könne, von der bisherigen Politik abzuweichen. Eine Stunde später brachte der Telegraph folgende Note nach Paris: „Da sich Frankreich mit England verbindet, von Piemont vorherige Entwaffnung zu verlangen, erklärt sich die Regierung des Königs bereit, der Forderung Folge zu leisten, wenngleich sie voraussieht, daß diese Maßregel beklagenswerthe Folgen für die Ruhe Italiens haben dürfte.“

Die folgenden vierundzwanzig Stunden brachte Cavour wechselnd in trostloser Niedergeschlagenheit und höchster Aufregung zu, so daß seine Freunde fürchteten, er werde sich ein Leids anthun. Ueberlassen wir hier seinem Freunde, dem treuen Castelli das Wort, der ihm in dem vielleicht schmerzlichsten Momente seines Lebens zur Seite stand:

„Gegen vier Uhr (20.) — schreibt er — befand ich mich

im Archiv des Ministeriums, als Minghetti, Andinal und Farini hastig eintraten und mir in großer Aufregung sagten: Eile zu Cavour; wir kommen von ihm, er läßt Niemand vor, es giebt ein Unglück, sieh, daß Du zu ihm dringen kannst. Ich lief nach seinem Hause und fand seinen alten Kammerdiener Martin Tosko, der mir mit Thränen in den Augen sagte: Der Graf ist in seinem Kabinett, ganz allein; er hat eine Masse Papiere verbrannt und verboten Jemanden einzulassen. Versuchen Sie es — um Gotteswillen gehen Sie hinein!

Ich trat ohne zu klopfen in sein Zimmer und fand ihn zwischen Haufen unordentlich durcheinander geworfener Papiere sitzen. Im Kamin knisterten Briefe und zerrissene Schriften. Er starrte mich groß an, ohne ein Wort zu sagen. Ich weiß, daß Niemand hier eindringen soll, sagte ich, anscheinend ruhig, doch mit beängstigtem Herzen, denn sein Anblick ließ alles fürchten. Soll ich glauben, daß ein Cavour das Feld vor der Schlacht räumen und uns alle im Stich lassen wird? Ich konnte nicht weiter sprechen, sondern brach in Thränen aus. Cavour stand auf und umarmte mich stürmisch. Er ging eine Weile wie ein Rasender im Zimmer hin und her, dann plötzlich vor mir stehen bleibend, sagte er ganz langsam: Beruhigen Sie sich, Castelli, wir werden allem die Stirne bieten und immer gemeinsam. — Ich eilte die Freunde zu beruhigen. Niemals hat Cavour, auch nur annährend diese schreckliche Scene erwähnt."

Wir unterlassen die Schilderung der Aengste, welche Cavour in den folgenden zwei Tagen ausstand, des Notenwechsels zwischen den anderen Kabinetten und all der Vorgänge, deren Endresultat das Ultimatum Oesterreichs war, und citiren noch einmal die Worte Castellis:

„Vormittags am 23. — berichtet er — stieg ich die Treppe des Ministeriums hinab, als der Dr. Casseus, Arzt der Oberitalienischen Eisenbahngesellschaft, mit einem Papier in der

Hand auf mich zueilte. Es war eine Depesche von einem Kollegen aus Novarra, welche mittheilte, er habe den Grafen Kellersberg und Grafen Ceschi, Ueberbringer des Ultimatums, in einem Waggon auf dem Wege nach Turin gesehen. Ich hatte noch nicht zu Ende gelesen, als Cavour die Treppe hinaufstieg. An meinem strahlenden Gesicht merkte er, daß etwas Außerordentliches vorlag; ohne ein Wort riß er mir das Papier aus der Hand, durchflog es und rannte die Treppe hinab, um seinen Freunden in der Kammer die frohe Botschaft mitzutheilen."

Gegen Abend erwartete man den österreichischen Botschafter. Um 12 Uhr rief Cavour die Kammer zu einer außerordentlichen Sitzung zusammen. Wir bedauern darauf verzichten zu müssen, diese Kammerrede wiederzugeben.

Während von den Galerien stürmischer Beifall erscholl und die Deputirten mit erhobener Hand riefen: Viva il Re, viva l'Italia! wurde Cavour ein Billetchen zugesteckt mit den Worten: Sie sind da!

Es kam von einem Freunde, der auf dem Bahnhof die Ankunft der österreichischen Offiziere abgewartet hatte. Unbemerkt schlüpfte er aus der Kammer und jenem Freunde im Vorsaal die Hand drückend, sagte er: „Jetzt gehe ich aus der letzten sardinischen Kammersitzung hinaus; die nächste wird die des Königreiches Italien sein. Einen Abgeordneten, den er unten traf, redete er an, und sagte: „Ich habe mehrere Nächte kein Auge zugethan, stets bin ich in meinem Zimmer auf- und abgegangen. Hätte Oesterreich uns nicht den Krieg erklärt oder Napoleon nicht Wort gehalten, blieb mir nichts übrig, als mich in den Po zu stürzen."

Von nun an war seine Aktivität eine so ununterbrochene, daß man in der That nicht begreift, wie die physischen Kräfte ihm nicht den Dienst versagten und sein Kopf klar blieb. Sein langjähriger Geheimsekretär J. Artom schreibt in seinem Buche über Cavour (S. XXXIII):

„Wer ihm in den Monaten April, Mai und Juni nicht zur Seite war, kann sich kaum einen Begriff von seiner Thätigkeit machen. Er war gleichzeitig Ministerpräsident, Minister des Auswärtigen, Minister des Innern, des Krieges und der Marine. Er hatte sich im Kriegsministerium ein Bett aufschlagen lassen und lief Nachts im Schlafrock von einem Ministerium zum andern, militärische Befehle, diplomatische Noten, Aufträge für die Polizei austheilend . . . .“

Es ist nicht unsere Absicht, eine Geschichte des Krieges von 1859 zu schreiben und die glänzenden Siege der Bundestruppen einzeln zu schildern. Bleiben wir bei Cavour.

Am 8. Juli hielten der Kaiser und der König ihren Siegeseinzug in Mailand und am 9 traf Cavour, von Viktor Emanuel berufen, dort ein. Den Enthusiasmus zu schildern, mit dem man ihn empfing, wäre unmöglich. Er war der Held des Tages und sein mit Lorbeer umkränztes Bild prangte an allen Fenstern. Als er eines Morgens aus der Villa Bonaparte heraustrat, näherten sich ihm zwei Damen aus bester Gesellschaft und umarmten ihn auf offener Straße. Er wäre von den Volksmassen auf der Straße erdrückt worden, hätte sein Sekretär (Nigra) nicht den glücklichen Gedanken gehabt zu rufen: „Macht dem Grafen Cavour Platz, er will mit einer wichtigen Botschaft zum Könige.“

Es ist allgemein bekannt, wie dieser siegreiche Krieg endete, wie Napoleon III. ihn plötzlich abbrach unter dem trügerischen Vorwande, eine friedliche Intervention der Großmächte stehe bevor, wie der sardinische Premierminister den Beschluß des Waffenstillstandes erst erfuhr, als die Konferenz zwischen den beiden Kaisern bereits stattgefunden und die Friedenspräliminarien sozusagen hinter dem Rücken Viktor Emanuels eingeleitet waren, wie Cavour bei diesem unglaublichen Gerüchte verzweifelt nach dem Lager reiste, um — bei Napoleon, dessen

Nerven erschüttert waren, nicht vorgelassen zu werden — den Prinzen Napoleon nicht anwesend zu finden und nach einer stürmischen Unterredung mit Viktor Emanuel, in der er seinem Könige geradezu ins Gesicht gesagt, sein Land sei verrathen worden, er solle abdanken — wieder nach Turin zurückzureisen.

Cavours Kummer, seine Entrüstung gegen Napoleon, kannten keine Grenzen. Arton schreibt: „Ich sah ihn nach seiner Rückkehr von Villafranca, bleich und in drei Tagen um eben so viele Jahre gealtert. Und Farini beschreibt ihn in einen so tiefen Schmerz versunken, daß er Mitleid einflößte.

Am Tage nach seiner Rückkehr empfing Cavour Kossuth in Begleitung des Franzosen Pietri. Das war eine günstige Gelegenheit, sich Luft zu schaffen. Pietri machte einige Phrasen über das bereits verbreitete Gerücht von Cavours Austritt und das Bedauern, welches der Kaiser darüber empfinden werde. „Was wollen Sie," entgegnete Cavour; „in der Politik nimmt man es oft nicht so genau mit der Wahl des Zeitpunkts und der Handlungsweise, zuweilen sogar nicht mit Prinzipien, aber es giebt etwas, womit ein Mann, der ein Herz in der Brust hat, es stets genau nimmt, das ist die Ehre. Ihr Kaiser hat mich entehrt, ja mein Herr, entehrt, entehrt hat er mich. Mein Gott! er hat mir sein Wort gegeben, versprochen nicht anzuhalten, ehe die Oesterreicher aus ganz Italien vertrieben wären; als Belohnung hat er sich Nizza und Savoyen ausbedungen. Ich überredete meinen König anzunehmen, dieses Opfer zu bringen. Mein König, mein guter ehrlicher König traute meinen Worten und ging darauf ein, und nun steckt Ihr Kaiser die Belohnung ein und uns läßt er laufen. Noch dazu will er meinen König und die andern italienischen Fürsten zu einer Konföderation mit Oesterreich heranziehen unter Vorsitz des Papstes — das fehlte noch gerade! — Ich bin entehrt vor meinem König! . . . doch aus diesem Frieden wird nichts. Ich

werde im Nothfalle Solaro della Margherita* die eine Hand reichen und Mazzini die andere; Verschwörungen werde ich veranstalten (sich auf die Brust schlagend), zum Revolutionär werde ich werden, aber der Vertrag soll nicht ausgeführt werden, nein und tausendmal nein!"

Mit diesem glühenden Zorn im Herzen mußte er sich mit seinen Kollegen auf den Bahnhof begeben, zum Empfang der beiden Souveräne. Napoleon drückte ihm die Hand. Am nächsten Tage ließ er ihm sagen, er werde ihn gerne empfangen, wofern er sich jeden Vorwurfes enthalten könne. In der Audienz versprach der Kaiser sich der Sache Italiens bei dem Kongresse vor den Großmächten auf das wärmste anzunehmen; auch hatte er zu Viktor Emanuel geäußert, die Regulirung der Angelegenheiten Mittelitaliens sei jetzt die nächste Sorge und die Abtretungsfrage Savoyens solle völlig in den Hintergrund treten. (um sie drei Monate später, als der Minister Dabormida mit einer außerordentlichen Mission nach Paris geschickt wurde, sammt der Nizzaer Frage recht eindringlich wieder aufzunehmen).

Cavour traute den Worten des französischen Kaisers nicht mehr, und als am 19. Juli Rattazzi im Auftrage des Königs das neue Kabinett unter La Marmora gebildet hatte, zog er sich nach Leri zurück. Doch lange hielt es ihn nicht in der Einsamkeit; es trieb ihn hinaus in das „Hospital der politisch Verwundeten", wo er schon so oft Trost und Beruhigung gefunden. Ende Juli reiste er nach der Schweiz und wanderte theils zu Fuß, theils auf kleinen Landwägelchen nach Presinge zu seinem Freunde de la Rive. Sein Schmerz war noch nicht gestillt und ohne Rückhalt ließ er seiner Erbitterung freien Lauf. Dennoch verhinderte ihn sein gutes Herz, das so ungern an das Schlechte glaubte, dem Kaiser interessirte Gründe und geheime

* Führer der Rechten.

Intriguen unterzulegen; er habe sein Ohr schlechten Einflüsterungen geöffnet, sagte er; denen der Kaiserin, Walewskis, der Vielen, welche Lust hatten zurückzukehren und den Kaiser bei seiner Sentimentalität faßten, ihm die Leiden seiner Soldaten vorstellten. Cavour sei nicht mehr niedergedrückt gewesen, versichert de la Rive, sondern finster, brütend wälzte er in seinem Kopfe die zerstörten Pläne und Hoffnungen hin und her. Sein Aeußeres verrieth das innere Fieber. „Nicht rückwärts, sondern vorwärts schauen müssen wir jetzt," sagte er. „Die Bahn, die wir verfolgten, ist uns abgeschnitten, suchen wir eine andere. Wir werden zwanzig Jahre brauchen, zu schaffen, was in wenigen Monaten hätte erreicht werden können. Wir können nichts dafür. Uebrigens hat England noch nichts für Italien gethan; jetzt kommt die Reihe an England. Ich werde mich mit Neapel beschäftigen. Man wird sagen, ich sei ein Revolutionär geworden, gleichviel, vorwärts müssen wir kommen." Allmählich gewann sein klarer Geist die Oberhand, und neue Pläne, neue Hoffnungen, eine neue Politik bildeten sich in seinem Tag und Nacht arbeitenden Gehirne.

Wenn wir so lange bei dieser Periode, der thatenreichsten und schmerzensreichsten seines Lebens verweilen, geschieht es, weil sie dem großen Staatsmann, dem edlen hochstrebenden Patrioten die Krone der Unsterblichkeit auf das Haupt drückt, und auch weil sie — vielleicht — den Grundstein legte zu seinem Grabgewölbe, das ihn, so kurze Zeit darauf, plötzlich, inmitten der herrlichsten Manneskraft und blühendsten Gesundheit zur ewigen Ruhe aufnahm. —

Nach Piemont zurückgekehrt wurden ihm Beweise der Theilnahme, Huldigungen und Ermuthigung von den Besten seines Landes und von den Besten Frankreichs zu theil. Allmählich gewann er die Ueberzeugung, daß die Lage der Sache durchaus nicht eine so unglückliche war, wie es ihm beim Frieden von

Villafranca geschienen, daß man den glücklichen Fortgang der Annektirung mehr oder weniger Napoleon zu danken habe und es unredlich seinerseits wäre, wollte er dem Vaterlande in diesen hochwichtigen Augenbicke seinen Arm entziehen. Er blieb in Leri, nahm indeß wieder Antheil an den Begebenheiten und unterstützte das Ministerium, dessen Schwäche und Unhaltbarkeit er von Anfang an erkannt, mit seinem klugen Rathe. Mitte November reiste er nach Turin, um an der Berathung über die toskanische Regentschaft des Prinzen Carignano theilzunehmen, kehrte aber an demselben Tage wieder nach Leri zurück und zwar sehr verstimmt: ein Kongreß stand in Aussicht; man hatte schon im Oktober bei Cavour angefragt, ob er die Vertretung Sardiniens übernehmen wolle, und er bejahend geantwortet. Seitdem war keine Rede mehr davon gewesen und das verletzte ihn. Am 14. November schrieb er an Farini: „Angesichts einer solchen Hinzieherei, welche die Würde des Landes beeinträchtigt, für mich beleidigend und für die Mission, welche Sardinien zu erfüllen hat, nachtheilig ist, fühle ich mich schon hundertmal versucht mit diesem, ich weiß nicht ob mehr unfähigen als zaghaften Ministerium zu brechen. Nur der Gedanke, daß ein Skandal unserer Sache schaden müsse, hält mich davon ab, und so bringe ich Opfer auf Opfer und ertrage die mir auferlegte Demüthigung mit stiller Wuth."

Er hatte Unrecht. Sofort nachdem am 22. November Walewski auf Gebot des Kaisers den offiziellen Vorschlag zu einem Kongreß machte, wiederholten die Kabinetsmitglieder ihre Anfrage, allerdings noch nicht auf offiziellem Wege, weil man bange war, der Kaiser werde die Wahl nicht gern sehen. Doch ganz das Gegentheil war der Fall. Der Kaiser war nicht nur damit einverstanden, sondern hatte auch Viktor Emanuel, der seine Abneigung, sich Cavour nach seinem stürmischen Gebahren in Villafranca wieder zu bedienen, gar nicht verhehlte,

dahin beeinflußt, seine Wahl zu bestätigen. Die Folge war eine lebhafte Polemik zwischen den Anhängern Rattazzis und denen Cavours. Er wurde von jenen hart angegriffen, und das war sicherlich nicht der Weg, das ohnehin schon unbeliebte Ministerium in der Gunst des Publikums zu heben. Es verbreitete sich das Gerücht, das Ministerium, und besonders Rattazzi, hintertreibe Cavours Ernennung zum Kongresse, und das beschleunigte seinen Sturz. Der Wunsch, Cavour wieder an der Spitze der Staatsgeschäfte zu sehen, war ein so allgemeiner, daß das Ministerium im Gefühle seiner Ohnmacht am 16. Januar seine Entlassung einreichte und dem Könige vorschlug, Cavour mit der Bildung eines neuen Kabinettes zu beauftragen.

So sehen wir ihn sechs Monate nach seinem Austritt wieder am Ruder, und das in einem Momente, wo die Schwierigkeiten und Komplikationen sich nach allen Seiten häuften.

Am 31. Dezember richtete der französische Kaiser jenen allbekannten Brief an den Papst, in dem er ihm, bei aller der Kirche und ihrem Oberhaupte schuldigen Ehrfurcht, die Not h wendigkeit vorstellt, die Kirchenstaaten freizugeben. Walewski, der unaufhörliche Intriguen schmiedete, wurde entlassen und durch den Grafen Thuvenell, französischen Botschafter in Konstantinopel, ersetzt, dessen Sympathieen für Italien bekannt waren. Die Politik des Kaisers bezüglich Italiens trat in eine neue Phase. Er hatte den Kongreß aufgegeben und beschlossen, sich mit England zu vereinigen, um Italien aufzurichten, und zu diesem Zwecke wünschte er Cavours Anwesenheit in Paris, der, wie der Prinz Napoleon in einem Privatbriefe sich äußerte, „im Grunde doch große Gewalt über den Kaiser habe".

Was lag nun alles vor ihm im Jahre 1860! Angelegenheiten von unberechenbarer Tragweite für die äußere wie für die innere Politik. Die Aufhebung der Klöster in Umbrien, die Organisirung der annektirten Länder, die Abtretung Savoyens

und Nizzas. Tag und Nacht arbeitete sein Kopf, sein Geist, seine Feder, um die unzähligen Fäden, die seine Hände hielten, nicht in Verwirrung gerathen zu lassen und richtig zu verflechten.

Während man noch vollauf mit der Annektirung Mittelitaliens zu thun hatte, traf Garibaldi Vorbereitungen zu seiner fabelhaften Expedition nach Sizilien, über die wir hinweggehen, weil sie bekannt ist, wie ein volksthümliches Märchen. Cavour befand sich in einer Lage, wie sie sich in der Laufbahn eines Ministers schwerlich wiederfindet.

Den Mächten gegenüber mußte er scheinbar die Bewegung im Süden unterdrücken; hier mußte er den König decken, ja gewissermaßen beaufsichtigen, der seine Gluth für die Befreiung Siziliens und Neapels bei jeder Gelegenheit verrieth; dort mußte er Garibaldi, „der imstande war, durch irgend eine seiner Verrücktheiten alles zu verderben", buchstäblich den Mund stopfen, wenn er seine überschwänglichen Proklamationen hinausschickte. Dazu gesellte sich der momentane Groll Garibaldis, der in seinem Patriotenfanatismus in der Abtretung Nizzas, seines Geburtslandes, eine persönliche Kränkung sah und die Massen, die ihm anhingen, schürte.

Der Raum gestattet hier nicht, all die Kämpfe, welche Cavour in dieser denkwürdigen Epoche seines Wirkens durchmachte, einzeln zu schildern; wir finden sie im IV. Bande der Briefsammlung genau berichtet.

Nun wehte die italienische Fahne von den Alpen bis zum Aetna, wie Cavour es vor Jahren vorausgesagt, doch zwei Punkte warfen immer noch einen dunklen Schatten auf das einige Reich, zwei Punkte, welche den trait d'union bildeten zwischen zwei Männern, die, an Größe gleich, doch in ihrer Wesenheit von einander verschieden wie der Mond von der Sonne, die größten Faktoren der italienischen Unabhängigkeit

waren: Cavour und Garibaldi. Die Punkte aber waren Rom und Venedig, nach dessen Befreiung Garibaldi mit dem Feuer seiner unverwüstlichen Jünglingsseele strebte, Cavour mit der Ruhe des reifen Verstandesmenschen. Während der letzten sechs Monate seines Lebens beschäftigte ihn die römische Frage vor allen andern, und er schrieb an den Grafen Dabormida: „Die Garibaldikrisis hat meine Sorge um die römische Frage, die täglich an Wichtigkeit zunimmt, nicht vermindert.“

Seine Klugheit und Mäßigung bei den Unterhandlungen mit dem heiligen Stuhle tritt am klarsten in seinen Briefen an einen vertrauten, einflußreichen Vermitler hervor, den hochgelehrten freisinnigen Dr. Pantaleone in Rom, der seine Freundschaft und Verehrung für den piemontesischen Freiheitskämpfer durch Verbannung abbüßte, und an den auch Cavours letzter Federstrich gerichtet war, vom 29. Mai 1861, dem Tage vor seiner Erkrankung.

Viel ist über den Tod des großen Mannes gesprochen und geschrieben worden, und die verschiedensten Gerüchte waren im Umlauf, die wir mit Stillschweigen übergehen. Sein Tod war ein Donnerschlag aus heiterem Himmel.

Cavour war kräftig und gesund und hatte niemals schwere Krankheiten durchgemacht, welche das eine oder das andere Organ geschwächt hätten. Hin und wieder litt er an leichter Darmentzündung, welche Kongestionen nach dem Kopfe zur Folge hatte, aber nach einem Aderlaß und leichten Medikamenten schnell vorüber ging. Die Krankheit, welche ihn hinraffte, trat mit ähnlichen Symptomen auf. Er hatte zu Hause mit seinem Bruder gespeist und nach Tische einen Besuch bei Freunden gemacht, wo er sich ungewohnter Weise schlechten Humors gezeigt und sehr früh zurückgezogen hatte. Er begab sich nach Hause, legte sich nieder, ließ indeß erst am nächsten Tage den Arzt, Nachfolger seines früheren verstorbenen, rufen, und verlangte

einen Aderlaß. Am dritten Tage steigerten sich die Kongestionen, starker Schwindel trat ein und seine Gedanken waren nicht immer klar, besonders Nachts sprach er laut über politische Fragen. Da er an Schlaflosigkeit litt und Nachts oft stundenlang umherging und politische Pläne in seinem Kopfe herumwälzte, von denen er oft selbst sagte, sie verwirrten sich oft dergestalt, daß er nicht imstande sei, klar zu denken, hegte Niemand ernstliche Besorgniß, nur sein alter Kammerdiener und seine Nichte, die Marquise Alfieri, die ihn innig liebte und kaum eine Stunde von seinem Lager wich, waren beängstigt und baten ihn, keine Besuche anzunehmen und besonders nicht zu arbeiten, denn am dritten Tage hatte er mit seinem Sekretär die politischen Tagesbegebenheiten erörtert und Befehle ertheilt. Am vierten Tage steigerte sich der Blutandrang nach dem Kopfe und wieder fand eine Blutentziehung statt, die fünfte. Es schien, als sei das Uebel bekämpft; er war völlig klaren Geistes und versammelte Nachmittags den Ministerrath in seinem Zimmer zu einer zweistündigen Berathung. Abends trat heftiges Fieber ein und während der Nacht phantasirte er ununterbrochen. Am fünften Tage verließ ihn das Fieber, um gänzlicher Erschlaffung Platz zu machen, die man einem nochmaligen Aderlaß zuschrieb. Die hinzugerufenen Aerzte, Riberi und Maffori, erklärten die Krankheit für das perniciöse Fieber, seinen Zustand für hoffnungslos.

Sein Bruder, der Marquis, und die Marquise Alfieri, Castelli, Farini, Nigra weilten abwechselnd an seinem Lager, während die Minister, die auswärtigen Diplomaten und Notabilitäten aller Stände in den anderen Gemächern aus- und eingingen. Die Straße, der Platz vor dem Hause, die Treppen waren bis an die Vorzimmer von Menschen angefüllt, die in unheimlicher Stille zusammengepreßt dastanden. Von Zeit zu Zeit trat Dieser oder Jener in das Vorzimmer und ver-

langte von den Dienern Nachricht; ein Anderer fragte, ob er in keiner Weise behülflich sein könne; wieder ein Anderer bat um Erlaubniß, an einen berühmten ausländischen Arzt telegraphiren zu dürfen. Ueberlassen wir zum letzten Male das Wort dem Freunde Castelli:

„In der Nacht vom 4. zum 5. hatte ich mit Farini bis drei Uhr bei ihm gewacht, dann mich nach Hause begeben, um einen Augenblick zu ruhen. Um sechs Uhr kam ein Diener, mich zu Cavour zu rufen, der nach mir verlangte. Im Vorsaal sagten mir die Anwesenden, er wolle mit mir allein bleiben. Kaum war ich an sein Bett getreten (er erkannte merkwürdigerweise jeden Neuhinzutretenden), rief er: Oh Castelli, Castelli! — — dann schwieg er. Voraussetzend, daß er mich erkenne, sprach ich ihm Muth zu. Er starrte mich groß an, und rief laut: Der König muß aber wissen — — — — Dann folgten unzusammenhängende Phrasen und seine Gedanken sprangen von einem Gegenstande zum andern. Plötzlich erhob er sich und wollte aus dem Bette springen. Ich hielt ihn zurück. Er lehnte das Haupt an meine Schulter und spielte mit dem Zwicker, der mir am Halse herab hing, und machte ihn auf und zu. Zwei Stunden hielt ich ihn und benetzte seine Stirne mit Eis. Ich konnte die Thränen nicht zurückhalten beim Anblick dieses Hauptes mit der hochgewölbten Stirne, des rosigen Antlitzes; nur die Augen waren tief eingesunken, doch um die Lippen spielte sein gutmüthiges liebenswüdiges Lächeln."

Gegen Mittag versammelten sich die Aerzte und erklärten ihn für verloren. Mit Windesschnelle hatte sich die Unglücksbotschaft in der Stadt verbreitet, die Menschenmasse vor dem Hause war undurchdringlich. Es hatte sich das Gerücht verbreitet, die Priester verweigerten ihm die Sakramente. Ein Herr aus der Volksmenge ließ Castelli herausrufen und sagte ihm, wenn die Priester Cavour die Sakramente verweigerten,

sei ein Aufstand gegen die Geistlichen unvermeidlich. Man rief den Pfarrer der Kirche Madonna degli angeli, einen aufgeklärten vortrefflichen Mann, der mit Cavour persönliche Beziehungen gehabt hatte und für sein echt christliches Verhalten am Todtenbette des größten Mannes seiner Nation durch Amtsentsetzung und dauernde Verfolgung seitens Roms büßen mußte. Die Marquise Alfieri führte ihn zu dem Sterbenden. Nach wenigen Minuten kehrte er zurück und sich zu Castelli wendend, sagte er leise: „Sie wissen wie gut ich ihn kenne; ein Händedruck genügte."

Um neun Uhr Abends stellte sich der König ein, der, um die Massen zu vermeiden, durch ein Seitenthor auf einer Nebentreppe hinaufstieg.

„Wie geht es, Cavour," sagte er, herzlich seine Hand fassend; „ich wollte doch selbst kommen." Cavour richtete sich auf, sah ihn an und rief: „O Majestät!" Dann fiel er zurück. Viktor Emanuel sprach ihm Muth ein, doch er kannte ihn schon nicht mehr und rief mit gellender Stimme: „Mit diesen Neapolitanern muß man aufräumen. — Morgen früh um fünf soll Arton zu mir kommen — — wir dürfen keinen Augenblick verlieren. — — —"

Viktor Emanuel betrachtete ihn eine lange Weile und Thränen füllten seine Augen; dann verließ er auf den Fußspitzen gehend das Gemach. Er wollte einige Worte an die Marquise d'Alfieri richten, doch die Stimme versagte ihm. Im Vorsaal bat er Farini und Castelli, daß einer von Beiden ihm um vier Uhr Nachricht bringe.

Cavours Bruder, Farini, Nigra, Castelli weilten im Vorzimmer, während seine Nichte, ihr Gatte und der alte Diener nicht vom Todtenbette wichen. Um drei Uhr Morgens ertönte seine helle klare Stimme so deutlich, daß man seine Worte in den Nebenzimmern vernahm. Er diskutirte, sprach von Rom

und Napoleon und starb im eigentlichen Sinne des Wortes mit Italien auf den Lippen. Bald nach vier Uhr wurde seine Stimme tonlos und der Todeskampf begann. Castelli begab sich zum König, der bereits seit einer Stunde aufgestanden war und ihn erwartete.

„Ist er todt?“ rief Viktor Emanuel, den Eintretenden beim Arm fassend. „Nein Majestät,“ antwortete Castelli, „ich wäre auch nicht imstande gewesen Ihnen diese Nachricht zu bringen.“ — „Ich weiß, armer Castelli,“ sagte der König ohne seinen Schmerz zu verbergen, „ich weiß, wie sehr Sie ihn liebten.“

Auf dem Rückwege begegnete Castelli dem Dr. Maffori — Cavour lebte nicht mehr.

Turin lag in tiefer Trauer. Die Börse, die Theater, die großen Geschäftslokale wie die kleinsten Läden blieben geschlossen.

Das Volk stand gruppenweise auf der Straße, Schmerz und Trauer auf dem Antlitz. Die Stadt gewährte den Anblick, als sei die Nachricht einer verlorenen Schlacht eingelaufen. Nein! keine Niederlage beweinte man, Italien stand siegreich da nach langem Kampfe, doch sein tapferster Kämpfer, der edelste, hochherzigste Mann der Nation, das größte staatsmännische Genie seiner Zeit, hatte, einem Reformator gleich, sein Leben dafür hingegeben, und ohne, daß es ihm vergönnt war, sein Werk gänzlich vollendet zu sehen.

Druck der Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter) in Hamburg.
(570)

Die Fortschritte der Keilschriftforschung in neuester Zeit.

Von

Carl Bezold
in London.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter).
1889.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Fr. v. Holtzendorff in München.

Die Wissenschaft der Keilschriftforschung — die Assyriologie — nimmt, wie ich an dieser Stelle vor mehreren Jahren erwähnt habe,[1] unter der Reihe der philologischen Disziplinen eine nicht unbedeutende, aber sehr junge Stelle ein. Man hat ihren Geburtstag wohl mit Recht auf den 30. März 1843, den Tag, an welchem die Ausgrabungen zu Chorsabad ihren Anfang nahmen, angesetzt. Seit dieser Zeit ist in Europa, vor allem in England, dann aber auch in Frankreich und in jüngster Zeit auch in unserem deutschen Vaterlande mit regen Kräften an dem Ausbau dieser Wissenschaft gearbeitet worden. In England hat in erster Linie Sir Henry Rawlinson, einer der „Trustees" des großen britischen Nationalmuseums, sich aufs eifrigste der Assyriologie angenommen. Nicht nur die eigentliche Entzifferung der vielen babylonischen und assyrischen Inschriften, die mit krausen, keilförmigen Charakteren theils auf Felswänden, Statuen oder Backsteinen, theils auf Thonprismen und Thoncylindern, oder auf unzähligen kleineren und größeren Thonstückchen eingegraben oder eingeschrieben sind, geht auf ihn (und auf seine gelehrten Mitforscher Hincks und Oppert) zurück, sondern auch die hauptsächlichsten Inschriftenpublikationen des Londoner Museums, von denen jetzt in fünf Bänden ungefähr 1200 Inschriften der gelehrten Welt zugänglich gemacht sind,[2] knüpfen sich an den Namen des noch jetzt rüstig schaffenden, hochverdienten greisen Gelehrten.

In Frankreich hat Jules Oppert, von Geburt ein Deutscher, eine eigene assyriologische Schule gegründet, nachdem er, als Philologe der wissenschaftlichen Expedition nach Mesopotamien 1851—54 zugesellt, das Werk der Entzifferung durch seine genialen Kombinationen zu seinem Höhepunkt geführt und in seiner grundlegenden „Expédition scientifique“ zu einem gewissen Abschluß gebracht hatte.

Als der Altmeister der Assyriologie in Deutschland ist Prof. Eberhard Schrader in weitesten Kreisen bekannt, der dem in unserem Vaterlande herrschenden Vorurtheile gegen die junge, aufblühende Disziplin seit 1869 durch ausführliche Auseinandersetzungen über die gesunde Basis und Methode der Entzifferung die Spitze gebrochen und die Resultate derselben der Geschichtsforschung und insbesondere der alttestamentlichen Exegese dienlich gemacht hat. Auf seinen Schultern fußen eine Reihe von Schülern und Schülern von Schülern, die theils in Deutschland, theils in England und Amerika die Assyriologie zu erweitern und zu vertiefen bestrebt sind.

Fragt man nach dem Gesammtresultate der auf solche Weise durch drei Stufen dreier Nationalitäten schon jetzt zu einem stattlichen Bau erhobenen Wissenschaft, so ergiebt sich, daß dieselbe eine Literatur[3] zu Tage gefördert hat, die an Alter alle übrigen semitischen Literaturen, d. h. die hebräische (alttestamentliche), arabische, syrisch-aramäische und äthiopische, weit übertrifft. Dieselbe ist ihrer Entwickelung nach, obwohl mehrmals geraume Zeit unterbrochen, schon jetzt ziemlich übersichtlich und giebt uns zunächst die Geschichte der Babylonier und Assyrer in authentischer Weise zurück, welche durch ihre enge Berührung mit der Geschichte Palästinas und seiner Nachbarländer allgemeines Interesse in Anspruch nehmen muß. Die biblische Geschichte und die Geographie Westasiens wurden dadurch um eine Quelle bereichert, die gar häufig weit reiner

und voller fließt als die bisher vorliegenden Nachrichten aus dem klassischen und orientalischen Alterthum. Auch die Chronologie erhält neuen Zuwachs an Material, durch Listen, welche den römischen Konsullisten oder den Canones des Eusebius an Werth nicht nachstehen. Und obenan wird die semitische vergleichende Sprachforschung durch eine Schwestersprache des Hebräischen, Aramäischen, Arabischen und Abessinischen gefördert, die durch Durchsichtigkeit der Formen, großen Vokalreichthum und eine Reihe von Lauteigenthümlichkeiten des Konsonantenbestandes und -Wandels sich auszeichnet und wohl dazu geeignet ist, werthvolles Material zu einer vergleichenden Grammatik der semitischen Sprachen zu liefern.

Es ist heute nicht unsere Aufgabe, die Gesammtentwickelung dieser jungen Wissenschaft von ihren ersten, tastenden Anfängen bis zu ihrer gegenwärtigen Höhe darzulegen. Viele Kreuz- und Irrwege, die sie einzuschlagen hatte, viele vermeintliche Resultate, die gar bald nach ihrem Bekanntwerden als unbegründet von der Kritik wieder verworfen werden mußten, können heutzutage ein allgemeineres Interesse kaum mehr in Anspruch nehmen. Auch der oft übertriebenen Skepsis, die in bisweilen unbegreiflicher Verblendung der Keilschriftforschung seitens der semitischen und der klassischen Philologie, und dies zumal an den deutschen Hochschulen, entgegengesetzt wurde, ist jetzt so gut wie ausschließlich nur ein historischer Werth beizumessen. Wir geben ja gerne zu, daß es verfehlt war, sensationssüchtig die neue Fackel, die das Dunkel der Vorzeit erhellen sollte, qualmend in die weite Welt zu tragen,[4] fanden es aber stets ebenso unvernünftig, bis hinab in die Schulen zu predigen, in der Assyriologie sei „noch alles unsicher", und den Umgang Moses' und der Propheten oder Vater Herodots mit den neuen Zeugen alter Geschichte als unerlaubt und verderblich zu bezeichnen.

Mit der letzten umfang- und wie uns scheint recht erfolg-

reichen Bekämpfung derartiger gegnerischer Ansichten, die im Jahre 1878 veröffentlicht wurde, demselben Jahre, in welchem Hormuzd Rassam und Ernest de Sarzec die ersten größeren Ausgrabungen auf dem jungfräulichen Boden Mesopotamiens vornahmen,[5] beginnt der Zeitraum, in welchem mit den vereinten Kräften Englands, Frankreichs und Deutschlands ein Fortschritt auf dem Gebiete der Keilschriftforschung erzielt worden ist, der sich dem jeder anderen philologischen oder archäologischen Disziplin kühn zur Seite stellen kann; diesem möge im Folgenden eine etwas eingehendere Betrachtung gewidmet werden.

Als die ältesten schriftlichen Aufzeichnungen hatte man bisher die Aegyptens, als die ältesten Denkmäler menschlicher Kunst, die Kolossalbauten des Nilthales betrachtet. Ueber das Alter der großartigen Funde in Kleinasien, die sich an den Namen Schliemanns knüpfen, ist ein abschließendes Urtheil bis jetzt nicht gefällt worden. Man wußte nur, daß erst geraume Zeit später die Kultur- und Kunstentwickelung am ägäischen Meere begann.

Anders heutzutage. Auf dreierlei Wegen ist für die älteste Periode des am Tigris-Euphrat-Gebiet sich entwickelnden Kulturstaates und damit, wie wir sehen werden, für die bis jetzt erreichbar ältesten Nachrichten von der Geschichte der Menschheit überhaupt Erkenntniß zu uns gekommen, deren Umfang und Grenzen nachgehends näher bestimmt werden sollen.

Es war längst bekannt, daß die alten Babylonier- und Assyrer-Könige streng darauf hielten, daß ihre Denkmäler und die Inschriften, die sie auf denselben hatten aufzeichnen lassen, der Nachwelt erhalten blieben, daß nicht ein pietätsloser Nachfolger mit frevelhafter Hand die Großthaten, die dort beschrieben, vom Stein und damit vom Gedächtniß kommender Generationen auslösche. So sagt schon einer der ältesten assyrischen Herrscher, der um das Ende des fünfzehnten Jahrhunderts vor unserer

Zeitrechnung regierende König Rimmonnirar, am Schlusse der Inschrift auf einer Steintafel:[6] „Dies für alle Zeiten: Wenn einst diese Stätte alt und baufällig wird, da möge der Herrscher, der mir nachfolgt, sie restauriren; die Tafel mit meinem Namenszug soll er wieder an ihrem richtigen Ort aufstellen: dann wird der Gott Assur sein Gebet erhören. Wer aber meinen Namenszug auslöscht und seinen Namen dahin schreibt . . . . ., dessen Namen und Nachkommen sollen die Götter verfluchen, seine Familie umbringen und den Ertrag seines Landes verderben" ꝛc. Und ganz ähnliche Segens- und Fluchesworte spricht noch König Sardanapal in einer zu Abuhabba gefundenen Inschrift aus, und ähnliches findet sich hinab bis zu den jüngsten babylonischen Herrschern. Im Zusammenhang mit diesen Worten steht nun die Thatsache, daß von den größeren Staatsdokumenten, vor allem von den Thonprismen und Thoncylindern nicht nur etwa ein, sondern gewöhnlich vier Originale von den königlichen Schreibern angefertigt und sodann in jeder Ecke des Königspalastes eines derselben aufgestellt wurde. Dieser weisen Vorsichtsmaßregel ist es denn zu danken, daß wir trotz der Zerstörung gar mancher dieser Stücke noch jetzt imstande sind, aus den verschiedenen mehr oder minder beschädigten Exemplaren einer und derselben Inschrift den Text derselben in leidlicher Sicherheit und Vollständigkeit wiederherzustellen. So gelang es Rassam im Frühjahr 1878, auf Grund seiner Nachforschungen in den einzelnen Flügeln des Palastes Sardanapals, das „vierte" Exemplar der Annalen dieses Königs aufzufinden, das, besser und vollständiger als alle bisher bekannten erhalten, eine lückenlose Reproduktion dieses Textes ermöglichte. Wenige Jahre später kamen auf dieselbe Weise die verschiedenen Urkunden des Königs Nabopolassar — des Vaters des aus der Bibel bekannten Nebukadnezar — und des letzten Königs von Babylon, nämlich des Nabonid, ans Tageslicht.

Freilich gaben uns die letzteren nicht, wie erwartet wurde, einen Bericht über die politischen Unternehmungen des Herrschers, über seine Regierungsmaßnahmen und Feldzüge; von den Annalen seiner Zeit ist bis jetzt nur ein ziemlich fragmentarisches Stück gefunden, und es scheint die Annahme berechtigt, daß während der neubabylonischen Periode „nur Werke der Frömmigkeit, bestimmt, die Götter zu verherrlichen, ihre Wohnungen zu verschönern, ihre heilige Stadt gegen feindliche Angriffe zu sichern, in den Augen der Herrscher würdig waren, in Tempelinschriften verewigt zu werden!"[7] Und doch ist gerade aus Nabonids Inschriften die historische Wißbegierde in ungeahnter Weise befriedigt worden. Dieselben erzählen uns nämlich vorzugsweise von der Wiederherstellung und Ausschmückung verfallener Tempel. Besonders einer dieser heiligen Stätten, dem Tempel des Sonnengottes zu Sippar, dem Sepharwajjim der heiligen Schrift, den man in den Ruinen des schon vorhingenannten Abuhabba wiedergefunden hat, hat der babylonische König seine spezielle Aufmerksamkeit zugewandt: er erzählt uns, wie er und seine Vorgänger sich lange vergeblich bemüht hätten, den ältesten Grundstein des Tempels, der nach der Angabe der Thonchroniken in seiner Bibliothek von einem uralten Könige Naramsin, Sohne des Sargon, gelegt war, wiederaufzufinden, wie er aber endlich seine Gelehrten zusammenberufen und mit der Aufsuchung und Durchforschung des ganzen Tempelgebietes beauftragt habe; wie sich diesen bei näherem Zusehen herausgestellt, daß die früheren Könige an einer falschen Stelle hatten nach dem berühmten Grundstein nachgraben lassen. „Ich suchte nun den alten Grundstein," fährt Nabonid in seinem Berichte fort; „18 Ellen Terrain ließ ich austiefen, und die Gründungsurkunde des Naramsin, Sohnes des Sargon, die 3200 Jahre lang keiner meiner Vorgänger gefunden hatte, ließ nun mich der Sonnengott, der große Herr dieses Tempels, da seines Herzens Freude wohnt, schauen."

„Im Thamuz, im Monat des Heils, an einem günstigen Tage, hat dann der König, wie es ihn die Götter in einem Traumgesicht geheißen, den Tempel von neuem und genau auf der alten, dem Sonnengotte heiligen Stätte auferbaut, die alte Inschrift mit Oel gesalbt und sammt seiner eigenen unter Opferspenden in das Fundament eingelassen, und dann das Gottesbild „in Freude und Jubel“ in den neuen „Wohnsitz der Herzensfreude“ geleitet.[8]

Warum mißt man diesen inschriftlichen Angaben, die vor ungefähr vier Jahren bekannt gegeben wurden, so hohen historischen Werth bei?

Deshalb, weil sie aus einem Dokumente stammen, das auch sonst mancherlei kurze historische Notizen enthält, die für uns durch andere zeitgenössische Aufzeichnugen kontrolirbar sind und sich als äußerst korrekt und glaubwürdig erwiesen haben. Wenn auch immerhin der Fall eingetreten sein könnte, daß die Gelehrten Nabonids zwar alle ihre übrigen Zeitangaben über die Erbauung oder Restaurirung von Tempeln richtig, gerade dieses älteste und wichtigste Datum aber falsch aus ihren Archiven berechnet hätten, so ist doch diese letztere Annahme historisch keineswegs wahrscheinlich. Wir gelangen somit im Besitz des oben skizzirten Textes, wenn wir die Zeitdauer von 3200 Jahren zu der Zeit der Abfassung dieser Inschrift, d. i. etwa 550 v. Chr., hinzurechnen, zu der enormen Zahl 3750 für Naramsin, oder rund 3800 für dessen Vater, den ältesten Sargon, ein vorerst hypothetischer Ansatz, der schon am Anfange des vierten Jahrtausends vor unserer Zeitrechnung eine gewisse, und zwar nicht geringe Kulturentwickelung in Mesopotamien darthun würde.

Dieses ist der erste Weg, auf dem in neuester Zeit überraschende Entdeckungen unsere Kenntniß von dem hohen Alter der altchaldäischen Kultur erweitert und vertieft haben. Er blieb aber nicht vereinzelt.

Hand in Hand mit dem Bestreben der babylonischen und assyrischen Herrscher, ihre auf Thonprismen und Thoncylindern abgefaßten offiziellen Annalen und ihre in den Palästen auf Alabasterplatten eingeschriebenen Prunkinschriften und ihre Genealogie, selbst auf den zum Bau der Paläste und Tempel verwandten Ziegeln und Backsteinen der Nachwelt zu überliefern und zu erhalten, geht eine andere, für uns nicht minder wichtige Erscheinung, wir meinen die babylonisch-assyrischen **Bibliotheken**. Es hat deren im Zweistromland des Euphrat und Tigris gewiß mehrere gegeben. Aber nur eine derselben, nämlich die, welche König Sardanapal im siebenten Jahrhundert v. Chr. von seinen Schreibern zusammenstellen, ordnen und vervollständigen ließ, ist bis jetzt in ihren Thontrümmern näher bekannt geworden. Sie steht in einer vergleichenden Literaturgeschichte einzig da. Auf Thontafeln von bis zu 2 cm Dicke und bis zu etwa 900 qcm Flächeninhalt sind, meist in tadellos schöner und oft in minutiös kleiner und zierlicher Schrift die Hauptliteraturdenkmäler des assyrischen Schriftthums niedergelegt. Wir finden da die Fragmente eines großen Nationalepos, die sogenannten Gischdubar-Legenden,[9] die wahrscheinlich einem Sonnenmythus ihren Ursprung verdanken und deshalb das besondere Interesse der modernen Welt in Anspruch genommen haben, weil sie eine sich mit der der Bibel nahe berührende Sintflutherzählung enthalten.[10] Wir werden weiter bekannt mit einer Erzählung von der sogenannten „Höllenfahrt der Ischtar", einer an die „Ceres-Sage" und die damit verwandten anklingende Mythe, der gewiß ein poetischer Werth nicht abzusprechen ist.[11] Eine Reihe von Gebeten und sogenannten Psalmen und Hymnen geben uns einen Einblick in die religiösen Vorstellungen der Babylonier-Assyrer, lehren uns ihr Pantheon, die einzelnen Erscheinungsformen ihrer Hauptgötter und deren Lokalkulte kennen. Wieder andere Tafeln enthalten Zauber- und Be-

schwörungsformeln zur Abwehr von bösen Geistern, zur Heilung von Krankheit und Siechthum des Leibes und des Geistes. Daran knüpft sich eine fernere Doppelgattung von Inschriften, die unter sich inhaltlich eng verwandt, und in Sardanapals Bibliothek in ungeheurer Menge vertreten sind, die astrologisch-astronomischen Tafeln einerseits, und andrerseits die sogenannten Omina, Vorzeichen, Vorbedeutungen aller Art, die in der „Weisheit der Chaldäer“ sicher eine hervorragende Stelle eingenommen haben.

Soweit sich bis jetzt die einzelnen Theile dieser reichhaltigen und mannigfaltigen Sammlung von Literaturdenkmälern übersehen lassen, zeigt sich, daß dieselben in größter Ordnung in der königl. Bibliothek aufgestellt waren. Die Gelehrten, die damals sicher zugleich die Priester des Königs waren, hatten sie offenbar unter Benutzung uralter Originale, die oft von anderen Bibliotheken aus anderen Städten, sei es geliehen, sei es käuflich oder als Beute erworben waren, nach einem ganz bestimmten, allerwahrscheinlichst mit einer Art von Liturgie im Zusammenhang stehenden Anordnungsprinzip geordnet, hatten dann wohl fehlende Stücke nach eigenem Gutdünken aus ihrer eigenen Weisheit ergänzend hinzugefügt und dann Tafel für Tafel, mit einer mehr oder weniger genauen Unterschrift, sowie einem offiziellen königl. Bibliotheksvermerk, der eingestempelt wurde, versehen, in den Bibliotheksräumen aufgestellt. Interessant ist, daß, um die Fortsetzung des Textes von einer Tafel auf einer andern leicht zu finden, in der „Unterschrift“ nicht nur genau die Nummer und Serie des betreffenden Schriftstückes verzeichnet, sondern zugleich auch die Anfangszeile der nächstfolgenden Tafel, gerade wie unser „Kustos“, zur Erleichterung des Zusammenfindens der einzelnen Stücke einer und derselben Serie beigefügt wurde.

Diese Ordnungsliebe der alten babylonisch-assyrischen Ge-

lehrten ist für uns noch jetzt von unschätzbarem Werthe. Denn die Serien- und Tafelnummern zusammen mit den erwähnten Anfangszeilen setzen uns in stand, selbst in dem fragmentarischen Chaos dieser Literaturgattung uns nach und nach zurecht zu finden. So hat sich schon jetzt herausgestellt, daß die Beschwörungsformeln eingetheilt waren, entweder auf Grund der bösen Geister, gegen die sie gerichtet, oder der Krankheiten, zu deren Heilung sie über den Kranken gesprochen wurden. Die Gebete waren geordnet nach den verschiedenen Gottheiten, zu denen sie einst emporgestiegen sind. Es besteht deshalb die Aussicht, gerade dadurch die Lokalkulte von der Staatsreligion nach und nach scheiden zu können und die allgemeinen religiösen Vorstellungen von denen besonderer Verehrungsformen zu trennen. So hat sich erst vor kurzem gefunden, daß in Assyrien ein Kult von mehreren Sternen oder Gestirnen, nicht nur von Sonne, Mond und Venus, existirt haben muß; aber freilich ist unsere Kenntniß gerade hier noch völlig in ihren Anfängen.

Die astrologischen Tafeln waren in der Bibliothek Sardanapals hauptsächlich nach Monaten und Tagen angeordnet. In einem großen astrologischen Werk von mehr als 70 Tafeln, dessen Entstehung von der Legende bis auf die Zeit des oben genannten Naramsin und seines Vaters Sargon zurückgeführt wird, ist für alle Tage aller Monate des ganzen Jahres verzeichnet, was bei der und der Konstellation verschiedener Himmelskörper eintreten werde. Von einfachen Voraussagungen allgemeinster Art, wie z. B., daß bei einer Mondsfinsterniß am 12., 13. oder 14. des und des Monats ein Krieg, eine Hungersnoth, eine Ueberschwemmung stattfinden werde, läßt sich die Specialisirung dieser Ereignisse auf bestimmte Länder, die von dem Unglück betroffen werden, oder bestimmte Völker, gegen die in die Schlacht gezogen werden soll, als eine Weiterbildung auffassen. Eine andere Fortbildung dieser Chaldäerkunst liegt darin, daß Vorschriften an

diese Vorbedeutungen angeknüpft werden, daß für bestimmte Tage verboten wird, Fisch oder Fleisch von Vierfüßlern oder von Vögeln zu genießen, oder Wasser oder Wein zu sich zu nehmen, oder daß schwarze oder weiße Kleidung oder Unterlassung gewisser Handlungen angeordnet wird.

Nächstverwandt mit diesen astrologischen Tafeln sind die zahlreichen Texte, welche Omina enthalten. Verschiedene abenteuerliche Träume, eine große Anzahl der wunderlichsten Mißgeburten und Beobachtung von Thieren aller Art, von Hunden, Pferden, Schweinen, von Eulen und anderen Vögeln, von Heuschrecken und Würmern u. s. w. wurden, wie es scheint, vornehmlich als Vorwurf für derartige Aufzeichnungen genommen, die das ganze Mittelalter hindurch fortgewirkt haben müssen.

Außer den großen liturgischen, astrologischen und Omensammlungen der Bibliothek, die schon durch ihre Form als Theile eines großen Ganzen erkenntlich sind und sich durch ihre sorgfältige Ausarbeitung und Schrift auszeichnen, hat es aber offenbar noch viele Auszüge aus diesen Sammlungen gegeben, die wahrscheinlich Gelegenheitsschriften waren. Die reicheren Familien des Landes, die einem Schreiber oder Oberschreiber seine Mühe lohnen konnten, werden in schweren Krankheitsfällen, bei Geburten oder im Falle schreckenerregender Zeichen, die man nicht anders denn als Omina deuten konnte, sich bei den Weisen an der königl. Bibliothek Auskunft und Rath erholt haben und dann von diesen mit irgend einem mehr oder weniger auf ihre Fälle passenden Extrakt aus jenen umfangreichen Thon-Zauberbüchern beglückt worden sein. Daß jedoch in erster Linie der König selbst oder seine Großen, die Statthalter der Provinzen und die Befehlshaber der Armee davon Gebrauch gemacht haben, schließt man wohl mit Recht aus den mancherlei historischen oder politischen Andeutungen, die die Schriftstücke enthalten.[12]

Wir würden eine soweit ausgebildete, schriftstellernde Nation, wie die der Assyrer zur Zeit Sardanapals, unrichtig beurtheilen, wollten wir nicht annehmen, daß es damals in Mesopotamien Schulen gegeben habe — Priester- und Gelehrtenschulen.

Die erste Veranlassung zur Entstehung derselben gaben gewiß religiöse Aufzeichungen. Die Gebete und Gesänge, die seit uralten Zeiten als heilig galten, wurden von den Priestern in einer, aus irgend welchen Gründen, die wir das letzte Mal an dieser Stelle näher auszuführen versuchten,[13] ungeheuer komplizirten Schriftart auf Thon fixirt. Die Jünger, die berufen waren, des Volkes Seelsorger zu werden, hatten die gewiß nicht leichte Aufgabe, die große Menge der Keilschriftzeichen, die theils zum Ausdruck von Silben, theils zur Wiedergabe ganzer Worte dienten, zu lernen; sie mußten die Gebete lesen und verstehen, und da deren Worte und Schriftzeichen zum Theil mehrdeutig waren, so schufen sie nach und nach Hülfsmittel zum Verständniß ihrer altheiligen Poesie. Auf diese Weise entstanden eine Reihe von Syllabaren, d. h. Listen, welche die Wortzeichen der Gebete der Reihe nach erklärten und schwierigere Absätze der Gesänge geradezu kommentirten. Als mit derartigen grammatischen und lexikographischen Studien ein Anfang gemacht worden war, ist es nicht wunderbar, von da aus allmählich eine ganze Reihe der verschiedenartigsten Aufzeichnungen, Listen von Thieren, Pflanzen und Steinen, von Pflanzenprodukten, Arzneien und Zaubermitteln, von Berufs- und Beamten- und von geographischen Namen entstehen zu sehen. Speziell kultischen Zwecken werden die Sammlungen von Götternamen und ihren Attributen gedient haben, die gleichfalls in großer Menge gefunden wurden. Und der Verkehr mit Völkern fremder Zunge, mit den Phönikiern im Westen und den Kassitern und Elamiten im Osten führte dazu, auch schon in früher Zeit einzelne Namen von diesen Sprachen schriftlich zu fixiren und zu erklären. Hand

in Hand mit der Abfassung der oben erwähnten astrologischen Tafeln ging die Ausarbeitung von Glossen zum Verständniß dieser Texte; und neben den Beschwörungsformeln gegen Krankheiten finden sich auch Rezepte für die Bereitung von Arzneien zur Heilung derselben. Das letzte Abstrakt aller dieser Listen und grammatischen Erklärungen darf man in einer großen Mustersammlung erblicken, die rein didaktische Zwecke verfolgt zu haben scheint: lange Tafeln, auf denen in großen, sorgfältig geschriebenen Kolumnen die verschiedenen Wort- und Silbenwerthe jedes einzelnen Keilschriftzeichens nebst dem Namen desselben verzeichnet sind; andere, auf denen die graphischen Verschiedenheiten der Zeichen veranschaulicht werden, die im Laufe der Jahrhunderte natürlich eine ähnliche Entwickelung wie die jeder anderen Schrift erlebt haben; wieder andere, auf denen einzelne Zeit- oder Hauptwörter nach irgend einem Anordnungsprinzip, vielleicht zum Memoriren, zusammengestellt sind; und endlich auch solche, die kurze oder längere Sätze, Musterbeispiele für das Studium der jungen Gelehrten enthielten.

Eines der wichtigsten Resultate dieses schulmäßig tradirten und weitentwickelten Schriftthums ist die Pflege der Historiographie und Chronographie. Es fanden sich nämlich in Sardanapals Bibliothek eine nach Hunderten zählende Menge von Briefen, sei es nun von Originalen oder von Abschriften, Dokumenten, welche Befehle seitens der Könige an die Statthalter der einzelnen Provinzen oder wiederum von diesen oder von den Befehlshabern des Heeres an den königlichen Hof enthalten. Ihr Inhalt ist großentheils politischer Natur. Schon die wenigen, die bis jetzt und meist erst in den letzten Jahren veröffentlicht wurden,[14] lassen erkennen, daß man in Niniveh zweifellos Sorge getragen hat, alle während eines Feldzugs oder einer anderen politischen Expedition zwischen der Residenz und dem Heerlager gewechselten Depeschen zu sammeln und für

spätere historische Aufzeichnungen nutzbar zu machen. Auch von den letzteren selbst sind schon jetzt nicht wenige Stücke gefunden. Neuere Untersuchungen lassen es als sehr wahrscheinlich erscheinen, daß die offiziellen Geschichtsschreiber des Königs die Sammlungen der Bibliothek auf ganz ähnliche Weise benutzten wie wir heutzutage etwa die eines Archivs, und daraus ihre Berichte über die glorreichen Feldzüge und mächtigen Bauten der Herrscher zusammenstellten. Aus diesen auf Thontafeln mit feiner Schrift aufgezeichneten „Konzepten" sind dann offenbar kleinere oder größere Theile dem Steinmetzen zur Anfertigung der Prunkinschriften an den Wänden der Paläste als Vorlage mitgetheilt oder vielleicht geradezu in den Meißel diktirt worden. Auch die Abfassung der erwähnten Thoncylinder und Thonprismen wird auf ähnliche Weise zu erklären sein. Von der Aufzeichnung der Begebenheiten der Gegenwart zu der der vergangenen Geschichte war dann nur ein Schritt: die auch in Babylonien und Assyrien häufig genug dokumentirte Vorliebe der Regenten, ihr Geschlecht von alten mächtigen Königsfamilien herzuleiten, mag dazu die nächste Veranlassung gegeben haben. Von den ältesten Statuen, von kleinen, sogenannten „Nagelcylindern" oder „Terracotta-Kegeln", von Siegelringen und Siegelwalzen, von Steatite- und Alabaster-Steinen, insbesondere aber von den mit Stempeln bedruckten Backsteinen, den gleichfalls beschriebenen Stützsteinen für die Thorangeln und den mit einer Gründungsurkunde versehenen Grundsteinen der Tempel und Paläste trugen die „Reichs- und Hof-Historiographen" zusammen, was immer sich an historischen Daten und Thatsachen für die alte und älteste Geschichte Mesopotamiens finden ließ.

In dieser Hinsicht sind in neuester Zeit besonders werthvolle Entdeckungen gemacht worden.

Wie in Griechenland nach den Archonten, in Rom nach den Konsuln, so war auch in Assyrien, nachweisbar seit dem

vierzehnten Jahrhundert v. Chr., das Jahr nach den höchsten Staatswürdenträgern benannt. Während der Regierung eines Königs übernahmen gewöhnlich zuerst er selbst, und dann der Reihe nach seine ersten Beamten die Würde des Eponymats. Die babylonisch-assyrischen Chronographen haben uns nun von ca. 890 bis herab zu Sardanapals Zeit Verzeichnisse dieser Eponymen hinterlassen, die in mehreren fragmentarischen Exemplaren und Gattungen 'aufgefunden und neuerdings in einer zuverlässigen Ausgabe veröffentlicht worden sind.[15] In der einen Gattung dieser Inschriften, den sogenannten Eponymen-Canones im engeren Sinne, sind einfach in fortlaufender Reihenfolge die Namen Derjenigen verzeichnet, nach denen das betreffende Jahr benannt wurde. Nur finden sich hier und da noch Theilstriche angebracht zur Unterscheidung der Regierungsdauer der einzelnen assyrischen Herrscher. In einer zweiten Gattung, den Bruchstücken der sogenannten „Verwaltungsliste" sind die Namen der Eponyme noch von deren Amtstiteln und sogar noch von ganz kurzen historischen Notizen über wichtige Ereignisse, die in das betreffende Jahr fielen, begleitet. Hauptsächlich auf Grund der Angabe einer Sonnenfinsterniß in einem Stück der zweiten Gattung, welche durch astronomische Berechnungen mit derjenigen, für Ninive sichtbaren, nahezu totalen Verfinsterung identifizirt worden ist, deren Mitte man am 15. Juni 763 v. Chr., Vormittags um 10 Uhr 5 Minuten anzunehmen hat, ist dieser Canon auf unsere Aera berechnet und die Resultate mit denen aus den Angaben des längst als glaubwürdig bekannten, in griechischer Sprache abgefaßten sogenannten „babylonischen Regentencanons" des Mathematikers Claudius Ptolemäus verglichen worden. Es stellte sich heraus, daß beide Literaturdenkmäler in trefflichem Einklang stehen, und man konnte von hier aus weitere Schlüsse wagen.

Dazu brachten die letzten Jahre ziemlich reiches und er-

giebiges Material. Eine sogenannte „synchronistische Tafel", freilich wiederum nur in Bruchstücken auf Thonfragmenten erhalten, belehrte uns, in knappem Chronikenstil, über die Beziehungen zwischen Assyrien und Babylonien bis hinauf zum Anfang des fünfzehnten vorchristlichen Jahrhunderts. Und eine 180 Zeilen lange, zur Zeit des persischen Königs Darius angefertigte Abschrift einer förmlichen babylonischen Chronik, die erst vor fünf Jahren aufgefunden und im Sommer 1887 zum ersten Male herausgegeben wurde,[16] giebt über die Ereignisse von Nabonassar bis Saosduchin in Babylonien und von Tiglathpilesar III. bis Sardanapal in Assyrien, d. h. rund von 750—650 v. Chr., ziemlich genaue und, wie es scheint, auch zuverlässige historische Aufschlüsse.

Das bedeutendste derartige Schriftstück aber für die gesammte und besonders für die älteste Geschichte Babyloniens und Assyriens ist ein babylonisches Königsnamenverzeichniß auf einem Fragmente von ungebranntem Thon, das auf 76 theilweise verstümmelten Zeilen die Namen babylonischer Könige und die Zahlen ihrer Regierungsjahre, sowie durch Theilstriche davon getrennt, die Namen, Dauer und Regentenanzahl der einzelnen Dynastien verzeichnet und im Jahre 1884 an die Oeffentlichkeit gebracht worden ist.[17]

Dieses Verzeichniß enthält in seinem letzteren Theil eine ganze Reihe von Königsnamen, die schon anderweitig, zumal aus den vorhandenen Königsinschriften, aus den Eponymenlisten und aus der babylonischen Chronik bekannt, und deren Regierungsdauer fixirt worden war. Man ersah aus der Vergleichung dieser mit der neuen historischen Quelle, daß man es wiederum mit einem im ganzen und großen glaubwürdigen, zuverlässigen Dokument zu thun habe, und ward dadurch instandgesetzt, mit bekannten Zahlen die Regierungszeit der früheren, bis dahin unbekannten Könige zu bestimmen. Auf solche Weise

ist es gelungen, die babylonisch-assyrische Chronologie bis ungefähr in die Mitte des dritten Jahrtausends vor unserer Zeitrechnung zurückzuführen. Freilich hatte man es dabei gar oft mit Schemen zu thun, und nur sehr wenige Namen der neugewonnenen alten Regenten tauchten auch sonst vereinzelt auf Backstein- oder Kegel-Legenden oder in den Genealogieen späterer Könige auf. Immerhin ward aber damit ein zweiter, wenn auch dornenvoller und mühsamer, so doch sicher leitender Weg betreten, der an die Grenzen der ältesten Aufzeichnungen der bis jetzt bekannten Geschichte der Menschheit führt.

Unwillkürlich drängt sich uns im Besitze dieser Nachrichten die Frage auf, ob denn die Erwähnung alter und uralter Könige auf den Thoncylindern der späteren, wie eines Nabonid, und in den chronographischen Aufzeichnungen der Gelehrtenschulen zur Zeit Sardanapals das einzige ist, was uns von den ersten Beherrschern des Zweistromlandes am Euphrat und Tigris erhalten blieb. Auch die knappe Erwähnung wesenloser Namen, die in so alte Zeit hinaufreichen, sodann die kurzen Kegellegenden und die Stempel auf den Backsteinen, vor allem aber die Mittheilung, daß diese Fürsten in den Grundsteinen ihrer Tempel und Paläste Urkunden niedergelegt haben, machen die Annahme wahrscheinlich, daß schon sie und ihr Volk sich einer gewissen Kultur- und Kunstentwickelung erfreut haben müssen. Ihre Kulturstufe muß den späteren Bewohnern und Beherrschern Mesopotamiens keineswegs verächtlich erschienen sein, und das, was noch in spätassyrischer Zeit von ihren Denkmälern vorhanden war, gab den Chronographen vielleicht Quellenmaterial zur Herstellung einer fast ununterbrochenen Königsreihe, die hinaufreicht bis zu mehr denn 2000 Jahren selbst vor ihrer Zeit. Wo sind die Bau- und Kunstdenkmäler der Alten selbst? Sollte es uns nicht mehr gelingen, auch von ihnen Ueberreste auszugraben? Ist ihre Kultur für unsere Geschichte für immer verloren?

Es blieb den Entdeckungen der neuesten Zeit vorbehalten, auch auf diese Fragen eine befriedigende Antwort zu geben. Auf dem im Jahre 1881 zu Berlin abgehaltenen fünften internationalen Orientalistenkongresse gab Prof. Oppert zum ersten Male bekannt, daß seitens der französischen Regierung seit drei Jahren in Babylonien, genauer am Ruinenhügel von Tello, an der Ostseite des Schatt el Hai, 15 Stunden nördlich von Mugheir und 12 Stunden östlich von Erech, Ausgrabungen vorgenommen worden seien, die glänzende Resultate im Gefolge gehabt hätten, und deren Fundgegenstände jetzt eine Zierde des Louvre zu Paris bilden. Eine Reihe von Königspalästen wurde dort bloßgelegt; Terracotta-Kegel und große Thoncylinder, darunter einer mit mehr denn 2000 Zeilen Inschrift, und eine Reihe kleinerer Tafeln von schwarzem Stein und Figürchen, sowie anderer Kunstgegenstände fesselten die Aufmerksamkeit. Das wichtigste an diesen Fundstücken, deren Alter man vorerst noch nicht näher zu bestimmen vermochte, war eine Reihe von lebensgroßen oder fast lebensgroßen Statuen, geformt aus einem äußerst harten, grünlichen Stein, Diorit oder Dolerit, welche eine ungeahnte künstlerische Vollendung erkennen ließen.[18] Diese Statuen, meist sitzend und die Hände auf den Schoß gelegt, auf dem in zwei Fällen ein Bauplan und ein Maßstab zu liegen scheinen, sind leider kopflos gefunden worden, repräsentiren aber, wie man jetzt allgemein annimmt, den königlichen Bauherrn, dem jene Paläste ihre Entstehung verdankten. Zudem wurden an derselben Stelle noch zwei gut erhaltene, trefflich gearbeitete Köpfe aus demselben Stein gefunden, die uns Schlüsse auf die Rasse, zu der die Bewohner des Landes, die Schöpfer und Pfleger dieser Kultur, gehörten, ziehen lassen. Die Inschriften auf den Terracotta-Kegeln und den Cylindern fanden eine ganz wesentliche Bereicherung dadurch, daß man gar bald entdeckte, daß auch auf den Statuen selbst am Rücken und am

Saume der Gewandung oder auf dem Thronsessel, auf dem die Figuren sitzen, lange Inschriften in verschiedenen Kolumnen außerordentlich sorgfältig eingegraben waren. Die Keilschrift, mit der die Denkmäler bedeckt sind, variirt bedeutend von der der bisher bekannten babylonischen und assyrischen Königsinschriften und derer aus Sardanapals Bibliothek. Sie ähnelt noch am meisten den Zeichen auf den wenigen im britischen Museum befindlichen kleinen Thonkegeln und Backsteinstempeln, die, wie wir schon vorhin sahen, in das höchste Alter hinaufgewiesen worden waren. Nicht einmal die Richtung der Schriftzeilen ist dieselbe: während die späteren Bewohner Mesopotamiens, wir wir, von der Linken zur Rechten schrieben, zeigen die alten Statuten im Louvre eine Schreibart in Zeilen von oben nach unten, wie die der Chinesen, Japanesen, Mongolen u. s. w.

Schwer und mühevoll war das Werk der Entzifferung dieser Denkmäler, um die sich nächst Prof. Oppert ganz besonders Arthur Amiaud bleibende Verdienste erworben hat. Aus seinen Arbeiten ist ersichtlich, daß der Text auf den Statuen meist Weihinschriften enthält, mit welchen alte Könige oder Fürsten den oder jenen Tempel einem Gotte oder einer Göttin unter feierlichen Opferspenden zueigneten. So beginnt eine der Statuenlegenden wie folgt: „An Ningirsu, den mächtigen Krieger von Ellilla, seinen Herrn (wendet sich) Gudea, der Fürst von Sirpulla (d. i. vielleicht von Tello), der den Tempel „Eninnu" von Ningirsu erbaut hat. Ningirsu, seinem Herrn, hat er den Tempel „Echud", die Stufenpyramide, auf deren Spitze sich alles erhebt (?), erbaut. Ningirsu möge ihm ein glückliches Loos bescheeren! Außer den Opferspenden, die er in der Freude seines Herzens dem Ningirsu und dessen vielgeliebter Gattin Bau, der Tochter des Anna, darbrachte, hat er auch solche für seinen Gott Ningischzida bereitet. Gudea,

der Fürst von Sirpulla, hat Frieden verkündet von Girsu bis nach Uruazag. Im selbigen Jahre hat er von den Bergen des Landes Magan einen seltenen großen Stein geholt, den hat er für seine Statue behauen lassen. Am Neujahrstage, dem Festtage der Bau, hat er der Bau folgende Opfer im alten Tempel gebracht" (folgt die Aufzählung der als Opfer gebrachten Thiere, Feldfrüchte und Prachtgewänder); u. s. f. [19]

Das Hauptaugenmerk der Entzifferer dieser Schriften war natürlich von vornherein darauf gerichtet, zu bestimmen, in welche Zeit die Abfassung derselben zu setzen sei, wann die Erbauer dieser Tempel, die königlichen durch die Statuen repräsentirten Architekten gelebt haben. Eine genaue, etwa bis auf einzelne Jahre fixirte Zeitangabe ist hier bis jetzt noch unmöglich. So viel aber hat man zu bestimmen vermocht, daß alle die Könige und Fürsten von Sirpulla und von den anderen in diesen Inschriften genannten Orten noch vor der Zeit von 2200 v. Chr. gelebt haben müssen. Die Anfänge der altbabylonischen Geschichte versetzen uns nämlich, soweit aus den Funden ersichtlich ist, nicht in eine Monarchie, sondern in einen Feudalstaat. Eine ganze Reihe von „Stadtkönigen", die offenbar zugleich auch die oberste priesterliche Würde begleiteten, unter denen die der Städte von Sirpulla, von Nisin, Uruk, Larsam, Ur, Eridu, Nippur und Borsippa namentlich bekannt sind, haben nach- oder nebeneinander in Mesopotamien regiert. Es gelang einzelnen von ihnen, wie aus den ihnen beigelegten Titeln hervorgeht, besonders den Fürsten von Larsam und von Nisin, allmählich ihr Herrschergebiet auf Kosten der Nachbarstämme zu erweitern. Und erst im zweiundzwanzigsten oder einundzwanzigsten Jahrhundert v. Chr. vermochte Chammurabi, einer der mächtigsten dieser Fürsten, die Herrschaft über ganz Babylonien an sich zu reißen, die er mit starker Hand und lange Zeit, vielleicht über ein halbes Jahrhundert, geführt haben wird. Die Funde von Tello

weisen auf die allerfrühesten Anfänge dieses Feudalwesens zurück, und darf man den Schlüssen trauen, die eine Vergleichung der Schriftformen jener Inschriften mit denen der späteren Herrscher, etwa des Chammurabi selbst, an die Hand giebt, so wird es wahrscheinlich, daß die aus den Statuen bekannten Könige und Fürsten schon am Anfang des vierten vorchristlichen Jahrtausends gelebt haben.

Eine Erweiterung unserer Kenntnisse über die ältesten Bewohner der Gegend zwischen Tigris, Euphrat und Schatt el Hai hat eine im September 1886 zum erstenmal von Deutschland, seitens der Königl. preußischen Museen zu Berlin nach Mesopotamien entsandte Expedition gebracht, die sich hauptsächlich mit der Untersuchung der beiden Trümmerstätten Surghul und El Hibba befaßte. Aus den verschiedensten Gründen läßt sich mit großer Wahrscheinlichkeit schließen, daß diese beiden Orte und die dort gemachten Funde denen von Tello an Alter nicht nachstehen. Man hat freilich nur sehr wenige Inschriften entdeckt; hingegen wurde man hier mit einer weiten, ausgedehnten und offenbar vor langer, langer Zeit sorgfältig gepflegten Ruhestatt für die Todten, mit einer bis jetzt ganz vereinzelt dastehenden Anlage von Feuernekropolen bekannt. Ueber die Gebräuche bei der Leichenverbrennung dieser alten Völker, die Art der Bestattung der Asche, die Gegenstände, die mit dem Todten verbrannt oder wohl nach dem frommen Glauben der Hinterbliebenen ihm in eine andere Welt mitgegeben wurden, Schmuck, sein Siegel, Nahrungsmittel und, was besonders merkwürdig, Wasser, das in eigens dazu und zwar für jeden Verstorbenen einzeln angelegten Brunnen, oder für ein Doppelgrab bestimmt, Doppelbrunnen konservirt wurde, endlich über die Anlage der Bauten und Todtenhäuser selbst sind durch die preußischen Ausgrabungen neue und ungeahnte Aufschlüsse gebracht worden.[20]

So ist denn auch auf einem dritten, dem direktesten Weg

die orientalische Alterthumskunde zu Zeugen einer menschlichen Kultur gelangt, die diejenigen Aegyptens an Alter noch weit übertreffen. Nicht nur die Sprachengeschichte und die alte Geographie, die Kultur- und Religionsgeschichte sieht sich damit vor eine Reihe lohnender Aufgaben gestellt, und für den Historiker sind neue Räthsel zu den alten zu lösen, sondern besonders auch der Kunstgeschichte ist ein weites Feld des Studiums eröffnet; sie kann die Reise von Griechenland bis hinauf zu den ersten Anfängen menschlicher Kunst fortsetzen, wo sie, soweit bis jetzt die Grenzen hinaufgerückt sind, vor einer schon weit entwickelten Periode staunend Halt macht. Die Untersuchung des Baumaterials, von Ziegeln, Holz und Metall, die Bestimmung der einzelnen Formen der Baukunst, des Tempel- und Profanbaues mit der doppelartigen Terrassenform, die Beschreibung der ältesten Spiralenkapitäle, die sich von Chaldäa in den cyprophönikischen und den protojonischen Formen fortgesetzt zu haben scheinen, die Beachtung des Dekorationssystems der Architektur, und vor allem die Behandlung der Plastik in der Thonbildnerei, Stempelschnitt, Bronceguß und Monumentalplastik, die ihren Höhepunkt in dem vorhin genannten statuarischen Arbeiten, „den höchsten plastischen Leistungen Asiens vor dem griechischen Aufschwung",[21] erreicht — all dies wird jetzt ein neues Kapitel der alten Kunstgeschichte bilden müssen.

Man hat seit dem Bekanntwerden dieser Funde in Mesopotamien schon öfter den naheliegenden Versuch gemacht, Parallelen zwischen der protobabylonischen Kunst und der der Aegypter zu ziehen und eine von der anderen abzuleiten. Diese Versuche sind jedoch gescheitert. Sie scheinen uns bis jetzt noch ebenso verfrüht, als die neuerdings auftauchende, freilich schon an sich viel unwahrscheinlichere Hypothese, es hätte, um der Richtung der Zeilen und um der Art der Schrift auf den in Tello

gefundenen Statuen willen, ein uralter Verkehr der Bewohner Mesopotamiens mit den Chinesen stattgefunden. In der Annahme derartiger Wechselbeziehungen zweier Völker, zumal in alter und ältester Zeit und ohne gutbeglaubigte historische Tradition, kann man nicht vorsichtig genug sein. Der Charakter der Kunstdenkmäler Aegyptens und der Assyriens wird demnach auch fortan noch gesondert erklärt, ihre Entwickelung einzeln verfolgt und ihre beiderseitigen Beziehungen zur griechischen Kunst für jedes der beiden Länder eigens einer Betrachtung unterstellt werden müssen.

Und doch können wir heute einen bis in das verflossene Jahr kaum geahnten, jetzt aber durch eine Reihe von unumstößlichen Thatsachen völlig bewiesenen frühzeitigen Verkehr der Mesopotamier mit den Bewohnern des Nillandes aufweisen, die Korrespondenz der beiden Völker im fünfzehnten vorchristlichen Jahrhundert.

Von Berlin aus verbreitete sich zuerst die Nachricht,[22] daß in Aegypten, speziell in Tell el Amarna, halbwegs zwischen Memphis und Theben, eine Reihe zum Theil prächtig erhaltener, mit Keilschrift bedeckter Thontafeln gefunden worden seien, deren einige an Größe alle bis dahin bekannten derartigen Dokumente übertreffen. Diese Tafeln, von denen gegenwärtig ungefähr 160 im Museum zu Berlin, ungefähr 80 im britischen Museum zu London[23] und ungefähr 60 im Museum zu Bulaq[24] aufbewahrt werden, enthalten nichts anderes als Briefe von mesopotamischen Königen und deren Beamten an den Hof zu Aegypten, besonders an die beiden Pharaonen der 18. Dynastie Amenophis III. und Amenophis IV. Als einer der Briefsteller erscheint der Kassiterkönig Burnaburiasch, und durch diese Angaben konnte die Abfassungszeit dieser werthvollen Aufzeichnungen, deren Inhalt sich hauptsächlich auf die Vermählung von Mitgliedern der asiatischen mit solchen der ägyptischen Königsfamilie, auf

Tributsendungen und auf militärische Operationen bezieht, in befriedigender Weise bestimmt werden. Welche Tragweite der Fund aber für unsere Kenntnißnahme der Wechselbeziehungen zwischen Asien und dem Nillande in so alter Zeit hat, läßt sich im Augenblicke noch nicht entscheiden. Als eine Hypothese ist schon jetzt geltend gemacht worden, es dürfte dadurch vielleicht einiges Licht auf die Erzählung des biblischen Exodus fallen.

So hat fast jedes Jahr des vergangenen Dezenniums neue assyriologische Aufschlüsse gebracht. Neue, bisher nur aus einigen wenigen Stellen der griechischen Klassiker bekannte Nationen, wie die der Kassiter, sind der Geschichte der Menschheit zurückgegeben worden; neue Verbindungen und Beziehungen zwischen den mächtigsten Völkern des Alterthums sind aus dem Dunkel grauer Vorzeit aufgetaucht. Die Grenzen unseres Wissens über die älteste Vergangenheit des Morgenlandes sind erweitert und bis zu ungeahnter Höhe ins Alterthum hinaufgerückt worden. Die Wiege der Kultur, die wir seit den in unserer Kindheit erhaltenen Vorstellungen nach Mesopotamien zu versetzen gewohnt waren, ist dort in ihrer Existenzberechtigung gefestigt worden. Und neue Ausblicke verspricht uns die Zukunft, vielleicht schon eine nahe Zukunft, zu bringen. Von Deutschland, England, Frankreich und Amerika aus werden die Ausgrabungen mit Eifer und Umsicht fortgesetzt. Wir sind zu der Hoffnung berechtigt, daß das Glück ihnen günstig, daß sie erfolggekrönt seien und auch ihrerseits zur Lösung des großen Problems beitragen möchten, an dem wir Alle arbeiten, — der Erkenntniß der Wahrheit.

Anmerkungen.

[1] In dieser Sammlung, XVIII. Serie, Heft 425. Die folgenden Blätter wollen zugleich als Fortsetzung und Ergänzung des dort Gesagten dienen.

[2] Vgl. in dem genannten Heft 425 S. 30 (684), Anm. 5, Vol. V, pt. II, wurde 1884 ausgegeben. Von sonstigen neuen Inschriftenpublikationen sind besonders hervorzuheben Pater Straßmaiers Sammlungen der Inschriften, welche Kaufkontrakte, juristische Entscheidungen und ähnliche auf das Handels-, Verkehrs- und Privatleben der Babylonier-Assyrer bezügliche Dokumente enthalten: „Die babylonischen Inschriften im Museum zu Liverpool nebst anderen aus der Zeit von Nebukadnezzar bis Darius", Leiden 1885 und „Inschriften von Nabonidus, König von Babylon (1134 Texte)", Leipzig 1887—1889. — Ein zuverlässiges Hülfsmittel für Historiker und Theologen, aber auch für Juristen und Alterthumsfreunde im weitesten Sinne des Wortes zur Kenntnißnahme der wichtigsten Repräsentanten von babylonisch-assyrischen Inschriften aller Gattungen verspricht Eb. Schraders Sammelwerk „Keilinschriftliche Bibliothek, Sammlung assyrischer und babylonischer Texte in Umschrift und Uebersetzung" zu bieten, wovon bis jetzt der erste Band, die historischen Texte des altassyrischen Reiches umfassend, erschienen ist. Berlin H. Reuther 1889.

[3] Vgl. Bezold, „Kurzgefaßter Ueberblick über die babylonisch-assyrische Literatur". Leipzig 1886.

[4] Vgl. Heft 425, S. 18 (672) f.

[5] Vgl. die treffliche Beschreibung derselben von Eduard Meyer, „Ausgrabungen in Babylonien" in der „Deutschen Rundschau" Bd. XIII, 1887, S. 33 ff.

[6] British Museum, Assyrian Room, Nr. 12111.

[7] Vgl. C. P. Tiele, „Babylonisch-assyrische Geschichte". Gotha 1887—1888, Bd. II, S. 418.

[8] Vgl. die von Bezold herausgegebene „Zeitschrift für Keilschriftforschung" (seit 1886 von demselben fortgesetzt unter dem Titel „Zeitschrift für Assyriologie"), Jahrg. 1885, S. 251 ff.

[9] Vgl. P. Haupt, „Das babylonische Nimrodepos", Abth. I. Leipzig 1884.

[10] Vgl. Heft 425, S. 23 (677) f.

[11] Vgl. Sayce, „Lectures on the origin and growth of Religion as illustrated by the religion of the ancient Babylonians". London 1887, S. 221 ff.

[12] Ueber die Methode, in das Chaos der hier berührten Fragmente Ordnung zu bringen, habe ich einige Andeutungen zu geben versucht in den „Sitzungsberichten der Königl. preußischen Akademie der Wissenschaften zu Berlin" 1888, Nr. XXXIII, S. 760 ff.

[13] A. a. O. S. 11 (665) ff.

[14] S. besonders S. A. Smith, „Assyrian letters from the Royal Library at Nineveh". Leipzig 1888.

[15] Von Friedr. Delitzsch, „Assyrische Lesestücke", 2. Aufl. Leipzig 1878, S. 87 ff.

[16] S. H. Winckler, „Chronicon Babylonicum editum et commentario instructum", in Bezolds „Zeitschrift", Jahrg. 1887, S. 148 ff., 299 ff.

[17] Vgl. Pinches, in den „Proceedings of the Society of Biblical Archaeology", Vol. VI, p. 193 ff.

[18] Ausgezeichnete heliographische Reproduktionen dieser Fundstücke enthält das Werk E. de Sarzecs: „Découvertes en Chaldée," von dem jetzt zwei Lieferungen vorliegen. Paris 1884 und 1887.

[19] S. Amiaud, „L'inscription G de Goudea", in der gen. „Zeitschrift", Jahrg. 1888, S. 30 f.

[20] S. Koldewey, „Zeitschr.", 1887, S. 403 ff.

[21] Vgl. von Reber, ebend. S. 39.

[22] S. Ermann, in den „Sitzungsb. der Kgl. preuß. Akad. der Wissenschaften zu Berlin" 1888, Nr. XXIII, S. 583 ff. und Lehmann, „Zeitsch.", 1888, S. 372 ff.

[23] S. Budge, in den „Proceed. of the Soc. of Bibl. Arch.", Vol. X (1888), p. 540 ff.

[24] S. Winckler, in der genannten „Zeitschrift", 1888, S. 425.



Druck der Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter) in Hamburg.
(598)

Johann Jakob Dillenius.

(1687—1747.)

Sein Leben und Wirken.

Gedenkblätter
zur 200fachen Wiederkehr des Jahrestages seiner Geburt.

Von

A. J. Schilling
in Darmstadt.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter).
1888.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Fr. v. Holtzendorff in München.

Mit dem Wiedererwachen der Wissenschaften und Künste, welche fast ein ganzes Jahrtausend hindurch in einem todesähnlichen Schlummer befangen darniederlagen, brach auch für die botanische Wissenschaft im Laufe des sechzehnten Jahrhunderts durch die erfolgreichen Arbeiten der deutschen Väter der Botanik, welche sich in kühnem Sprunge über die Haarspaltereien scholastischer Schulweisheit hinweggesetzt hatten, ein neues glückverheißendes Zeitalter an. Das so lange darniedergehaltene und nun endlich seiner Fesseln entledigte Naturgefühl begann in kurzer Zeit tiefe Wurzeln zu schlagen, und die Freude an den bisher unbeachtet gewesenen und nun in ihrer ganzen Schönheit wiedererkannten Schätzen des heimischen Bodens entfachte nun den Sammeleifer, welcher seine Wirkungen in der überraschenden Bereicherung des wissenschaftlichen Arbeitsstoffes, namentlich bei größeren Forschungsreisen in die neuentdeckten Welttheile, in hohem Maße äußerte. Auf diese Weise häuften sich die neuentdeckten Pflanzenarten in solcher Fülle auf, daß eine Uebersicht über dieselbe bald zur Unmöglichkeit gemacht war. Die Wissenschaft, welche bislang ihre Aufgabe einzig und allein in der Beschreibung der einzelnen Pflanzen und in der Untersuchung ihrer Nutzbarkeit für den Arzneigebrauch gefunden hatte, erblickte nun ein neues Ziel für ihre Bestrebungen in der Erreichung einer möglichst umfassenden Uebersicht über den gewonnenen Arbeitsstoff durch die Aufstellung zweckmäßiger Pflanzensysteme.

Während die Arbeit des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts der Lösung dieser vielumstrittenen Zeitfrage gewidmet blieb, tauchen zu manchen Zeiten schon einzelne durch besondere Geistesgaben vor ihren Zeitgenossen bevorzugte Männer auf, welche, in kühnem Fluge dem Geiste ihrer Zeit voraneilend, berufen erschienen, den Bestrebungen ihrer Wissenschaft neue Wege und neue Ziele zu eröffnen.

Unter diesen verdienstvollen Geistern des vorigen Jahrhunderts, welche jener geistig so ungemein regen Zeit angehören, welche dem epochemachenden Auftreten des großen schwedischen Naturforschers Linné unmittelbar vorausgeht, und deren Bestrebungen durch diesen ihren glanzvollen Abschluß erreicht haben, begegnet uns ein Mann, dessen unermüdlichem Streben es gelang, die Wurzeln seiner mächtigen Schaffenskraft in ein neues, bis zu seiner Zeit noch fast unversuchtes Forschungsgebiet zu vertiefen und neue Anregung für seine Wissenschaft hervorgehen zu lassen, Johann Jakob Dillenius.

Die hohen Verdienste dieses hervorragenden Gelehrten gipfeln vorzugsweise darin, daß neben dem Florentiner Naturforscher, Anton Pier Micheli, er derjenige war, welcher zum ersten Male und durchaus unabhängig von jenem die Kryptogamen einer wissenschaftlichen Bearbeitung unterwarf und den unter seiner Mitwirkung neu begründeten Zweig der Naturforschung durch seinen Scharfsinn in der Beobachtung, sowie durch seinen rastlosen Eifer im Einsammeln und der Durcharbeitung des Arbeitsstoffes zu seinem weiteren Ausbaue verhalf.

Es mag wohl jetzt der geeignete Zeitpunkt sein, die Erinnerung an diesen vortrefflichen Gelehrten, den deutschen Begründer der wissenschaftlichen Kryptogamenkunde, bei der Nachwelt aufs neue wachzurufen, umsomehr als in das Jahr 1887 die zweite Säkularfeier seiner Geburt fiel, welche für uns eine

Mahnung sein sollte, ihm den Zoll des schuldigen Dankes und der gebührenden Achtung darzubringen.

Dillenius entstammte einer angesehenen hessischen Beamtenfamilie, welche gegen das Ende des sechzehnten Jahrhunderts aus dem Waldeckschen nach Darmstadt, wo sein Urgroßvater die Stellung eines Regierungssekretärs erhalten hatte, eingewandert war. Der nach der Sitte früherer Zeiten latinisirte Familienname hatte im Wechsel der Generationen verschiedene Umänderungen erlitten. Ursprünglich hieß er nämlich, wie aus einem Briefe von Dillenius selbst hervorgeht, Dill. Um nun eine bequemere Aussprache dieses Namens zu ermöglichen, beschloß sein Urgroßvater eine Umwandlung desselben in Dillen vorzunehmen, welche nunmehr durch die engen Beziehungen seiner nächsten Nachkommen zu der damaligen Gelehrtenwelt und zu der in diesen Kreisen geläufigen Weltsprache ihre lateinische Form erhielt, die trotz der entgegenwirkenden Bestrebungen seines Enkels, des Vaters des Gelehrten, für die Folgezeit feststand.

Am 16. August erblickte dieser als der ältere Sohn des älteren Kammerschreibers Justus Dillenius (1601—47) zu Darmstadt das Licht der Welt. Seine hervorragende geistige Begabung gab seinen Eltern die vollste Berechtigung zu den schönsten Hoffnungen. Sie übergaben ihn deshalb in seinem elften Lebensjahre dem Pädagogium seiner Vaterstadt, um ihn zum Besuche der Universität vorbereiten zu lassen. Bis zum Jahre 1663 gehörte er dieser Anstalt an und bezog darauf die Hochschule in Gießen in der Absicht, sich dem Studium der Arzeneiwissenschaften zu widmen. Nach Ablauf seiner akademischen Lehrjahre, während deren er die Stelle eines Hofmeisters bei dem jungen Grafen Georg Ludwig von Schlitz genannt zu Görz nebenher versehen hatte, unterwarf er sich der Ausübung seines ärztlichen Berufes. Nicht sehr lange darnach schien dieses

Leben seinen Wünschen nicht mehr zu entsprechen. Er ging daher mit der Absicht um, die Dozentenlaufbahn einzuschlagen und zu diesem Zwecke diejenige Universität, welcher er seine Heranbildung zum Arzte verdankte, um die Verleihung der medizinischen Lizentiatenwürde anzugehen. Allein es gelang ihm vorerst nicht, seinen Plan zur Ausführung zu bringen, da ihn seine Ernennung zum Hof- und Leibmedikus des Grafen Johann des Aelteren von Nassau-Wertheim daran hinderte. Er mußte deshalb von seinem Vorhaben Abstand nehmen. Nach dem Ableben des Grafen wandte er sich den Thürmen seiner Vaterstadt wieder zu und übernahm die Ausübung seines ärztlichen Berufes. Erst mit dem Jahre 1681 schien für ihn der geeignete Zeitpunkt gekommen, seinen langgehegten Wunsch zur Erfüllung zu bringen. Er ging nach Gießen und erhielt von der Universität die Würde eines medizinischen Lizentiaten, welche ihm ein Anrecht auf einen Lehrstuhl gab. Da man jedoch augenblicklich keine Verwendung für seine Dienste hatte, kehrte er wieder nach Darmstadt zurück, um seine Berufung abzuwarten. Am 15. Februar desselben Jahres vermählte er sich mit der zwanzigjährigen Tochter des Predigers Otto Daniel Funk in Pfungstadt, die ihm vier Söhne und vier Töchter schenkte, von denen ein Sohn und eine Tochter ihnen bereits in zarter Jugendblüthe vom Tode entrissen wurden.

Im Jahre 1687, also nunmehr vor zweihundert Jahren, erblickte der zweite Sohn, welcher in der Taufe den Namen Johann Jakob erhielt, das Licht der Welt. Leider ist der Tag seiner Geburt offenbar schon dem Gedächtnisse seiner Mitwelt entfallen, da selbst nicht einmal in dem von seinem älteren Bruder herausgegebenen Chronologischen Ehrensaale, in welchem vom Verfasser auf die Ereignisse in seiner Familie besondere Rücksicht genommen ist, Angaben darüber niedergelegt sind.

Bereits im darauffolgenden Jahre wurde durch das Ab-

leben des Professors Laurentius Strauß ein Lehrstuhl an der Universität erledigt und Dillenius zum Nachfolger seines ehemaligen Lehrers berufen. Er siedelte mit seiner Familie bald nach seinem neuen Wohnsitz über, damit bereits am 29. März seine feierliche Einführung ins Amt erfolgen konnte. Er war endlich am heißersehnten Ziele seiner Wünsche angelangt und entfaltete eine segensreiche Wirksamkeit als eine der hervorragendsten Zierden der Gießener Hochschule.[1]

Im trauten Kreise der Familie wuchs Johann Jakob mit seinen übrigen Geschwistern heran und legte bereits in frühester Jugend eine seltene Vorliebe für die Schönheit der Natur an den Tag. Besonders waren es die schmucken Kinder Florens, welche Geist und Gemüth des jungen Naturfreundes an sich fesselten. Zum Knaben herangereift übergaben ihn seine Eltern mit seinen Brüdern zweifelsohne dem Pädagogium seiner Heimathsstadt. Die Pflichten, welche ihm der Besuch dieser Anstalt auferlegte, boten für ihn wohl ebensowenig einen Grund zur Abhaltung von seiner Lieblingsbeschäftigung, als für den unter dem Drucke der ungünstigsten Verhältnisse schmachtenden Schuhmacherlehrling Karl Linné die Miene seines gestrengen Lehrherrn.

Als er seine Laufbahn am Pädagogium beendet hatte und nunmehr an seine Berufswahl herantreten mußte, entschied er sich für das Studium der Arzneiwissenschaften, mit denen nach dem Gebrauche jener Zeit die Pflege seiner Lieblingswissenschaft, der Botanik, noch unzertrennlich verbunden war. Nach der Beendigung seiner erfolgreichen akademischen Lehrzeit wurde er wohl zunächst Physikus in Grünberg in Oberhessen[2] und trat später erst in die Stellung eines Stadtarztes in Gießen (Poliater Gissensis) ein. Obschon ihn die Erfüllung seiner Berufspflichten zu einem großen Theile in Anspruch nehmen mußte, so blieb nichtsdestoweniger der größere Theil seiner geistigen Interessen seinen botanischen Studien zugewandt. Seine

Wißbegierde und sein reger Sammeleifer führten ihn in die Umgegend von Gießen, in den Vogelsberg, die Wetterau und das nahe Rhein- und Maingebiet. Selbst eine Forschungsreise in die Alpen soll er unternommen haben. Durch seinen Fleiß und durch seine unversiegliche Ausdauer gelangte er bald in den Besitz einer solch umfassenden Pflanzenkenntniß, daß sich selbst die Aufmerksamkeit weiterer Kreise auf seine Person lenkte. So kam es denn auch, daß die Caesarea Leopoldina-Carolina Academia naturae curiosorum den jungen Naturforscher, welchem inzwischen von der medizinischen Fakultät der Universität Gießen die Würde eines Lizentiaten verliehen worden war, am 24. Juni 1713 unter dem Namen Glaucias zu ihrem Mitgliede erwählte. In der von ihr zur Veröffentlichung der in ihren Sitzungen vorgelegten Berichte und Abhandlungen herausgegebenen Ephemeriden oder Miscellanea, wie sie vor dem Jahre 1705 hießen, versuchte er sich zum ersten Male als naturwissenschaftlicher Schriftsteller. In der im Jahre 1715 erschienenen vierten Centurie veröffentlichte er seine erste, am 12. September 1713 vorgelegte Abhandlung: De plantis Novi-Orbis Veteris spontaneis et inquilinis factis. Im Verlaufe der beiden folgenden Jahre lieferte er noch mehrere kleine Aufsätze ein. Der jedenfalls bedeutendste, welcher in den Ephemeriden zum Abdruck kam, ist der im Dezember 1715 in seinem ersten Theile vorgelegte, dessen voller Titel: Dissertatio epistolaris de propagatione maxime capillorum et muscorum, cum iconibus et descriptionibus herbarum aliquot novarum lautet. Der Verfasser widmete diesen Theil seiner Arbeit dem Vorsitzenden der Kaiserlichen Akademie und ersten Leibarzte Dr. Lukas Schröbeck und dem Kieler Professor Dr. Wilhelm Huldreich Waldschmidt. Den folgenden Theil, der dem berühmten Tübinger Professor Rudolph Jakob Cammerarius gewidmet ist, lieferte er neun Monate später ein, und beide sind im Anhange zur

fünften und sechsten Centurie abgedruckt. Während die übrigen Beiträge des Dillenius der Form nach mehr flüchtig hingeworfenen Mittheilungen zu vergleichen sind, so unterscheidet sich die letztere Arbeit von diesen sehr wesentlich durch die Anlage und Durchführung. Einige wunderschön ausgeführte Zeichnungen tragen viel zum besseren Verständniß des geschriebenen Wortes bei.

In dieser Schrift hatte er die Ergebnisse seiner an Farnkräutern und Moosen angestellten Untersuchungen niedergelegt. Von älteren Forschern war diesen Gewächsen der Besitz von Fortpflanzungswerkzeugen abgesprochen worden, und zur Feststellung der Thatsachen hatte er sie schon seit fünf bis sechs Jahren zum Gegenstande seiner Beobachtung gemacht, Keimversuche mit den Sporen der ersteren führten ihn auf den Gedanken, daß auch hier, wie bei den Blüthenpflanzen, die Fortpflanzung durch Samen bewirkt werde, während er die Sporen der Moose wegen ihrer Aehnlichkeit mit dem Blüthenstaub höherer Gewächse für solchen ausgab und die Mooskapsel, in welcher sie ihre Entstehung finden, als Staubkolben ansprach.

Mit den Erfahrungen unseres Jahrhunderts, welchem eigentlich die Erlangung eines tieferen Verständnisses der Sexualität der Pflanzen mittelst geeigneter optischer Hülfsmittel vorbehalten war, können die Erfolge seiner langjährigen Forschung nicht in Vergleich treten; dafür besitzen sie eine hohe historische Bedeutung, indem sie als eine wesentliche Erweiterung der in dem 1694 veröffentlichten „Sendschreiben an Valentin" niedergelegten Untersuchungen des Begründers der Sexualitätslehre R. J. Cammerarius gelten dürfen. Diesem ist deswegen auch der zweite Theil der Abhandlung gewidmet. Der Gedanke, die Untersuchungen des Tübinger Gelehrten auch auf die Kryptogamen auszudehnen, war ein sehr naheliegender, immerhin konnte er erst zwei Jahrzehnte später zur Ausführung kommen, nach-

dem sie unter seinen Zeitgenossen keinen Zweifeln mehr begegneten. Unter Beschränkung auf die Betrachtung und Deutung des äußerlich Sichtbaren löste Dillenius diese Aufgabe, deren Bearbeitung sich zur selbigen Zeit Micheli unterzog. Beide befanden sich mit ihren Beobachtungen in Uebereinstimmung und errangen sich damit den Beifall Linnés. Bald mußte jedoch ihre Ansicht einer besseren, durch das Mikroskop vermittelten Erkenntniß weichen. Jedenfalls gebührt Dillenius das hervorragende Verdienst, das Vorhandensein eines Befruchtungsvorganges bei den Kryptogamen nachgewiesen und die Wissenschaft damit einen bedeutenden Schritt in der Erkenntniß der Wahrheit vorwärts gebracht zu haben.

In Deutschland erregte die Schrift des jungen Gelehrten einiges Aufsehen, Wirkungen von besonderer Nachhaltigkeit aber konnte sie keineswegs zur Folge haben, weil die Farren und Moose sich hier durchaus keiner besonderen Beachtung zu erfreuen hatten. Anders lagen die Verhältnisse in England, wo bereits einige Jahrzehnte auf diesem Gebiete vorgearbeitet worden war. Durch das im Jahre 1705 erfolgte Hinscheiden des bekannten englischen Naturforschers John Ray hatte aber die Kryptogamenkunde, wie überhaupt die gesammte englische Botanik ihren väterlichen Anwalt verloren und war bereits in solchen Rückgang gekommen, daß der durch diesen Todesfall erledigte Lehrstuhl an der Universität Oxford ganz aufgegeben worden war. Mit tiefer Betrübniß sahen daher die Freunde der Botanik, welchen zum Theil die glanzvollen Zeiten unter der umsichtigen Führung Rays in lebhafter Erinnerung fortlebten, in die Zukunft. Mit welcher Freude mußten sie nun das Auftreten eines jungen Gelehrten, dessen Namen zwar noch von keinem berühmten Klang, dessen Schrift für die Entwickelung der Wissenschaft so bedeutungsvoll war, begrüßen? William Sherard, welcher als Konsul der britischen Nation in Smyrna gelebt hatte und im Jahre 1718 aus dem Morgenlande in seine Heimath zurück-

gekehrt war, mußte sofort mit dem vielversprechenden angehenden Naturforscher einen brieflichen Gedankenaustausch anbahnen und ihn zur Verfolgung des von ihm mit so vielem Glück eingeschlagenen Weges anspornen. Dieser ging damals gerade mit der Absicht um, ein neues größeres Werk abzufassen, und die Rathschläge des gebildeten Engländers kamen ihm dabei wohl zu statten. Im Jahre 1719 erschien es in Frankfurt a. M. unter dem Titel: Catalogus plantarum sponte circa Gissam nascentium und war von ihm den Häuptern der Gießener Hochschule in dankbarer Gesinnung zugeeignet worden. Es schien dieses Buch einem in jener Zeit sehr fühlbaren Bedürfnisse nach einem übersichtlich geordneten Verzeichniß der in der Umgegend von Gießen wildwachsenden Pflanzen Rechnung tragen zu sollen. Schon im Hinblick auf die Widmung und die ganze Anlage des Werkes gewinnt es fast den Anschein, als ob der Verfasser zur Universität in näheren Beziehungen gestanden hätte. Es mag dies wohl auch der Grund sein, weshalb verschiedene Schriftsteller, welche seine Verdienste in ihren Geschichtswerken feiern, die unverbürgte Angabe machen, er habe Botanik an der Hochschule gelehrt. In der schlichtesten Weise findet sich diese Ansicht bei dem bekannten Geschichtsschreiber Kurt Sprengel;[3] die beiden Historiker der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts Schultes[4] und Winkler[5] behaupten sogar, er sei Professor an der Universität[6] gewesen. In unmittelbaren Widerspruch zu deren Berichten treten die Ephemeriden der Kaiserlichen Akademie, aus denen offenbar der englische Geschichtsschreiber Pulteney seine Angaben geschöpft hat; denn nach ihnen bekleidete er die Stellung eines Stadtarztes (Poliater) in der Universitätsstadt. Eine gewisse Bestätigung erhält diese Angabe noch durch die im Jahre 1802 von der Universität Gießen herausgegebenen Aktenstücke, welche sich in sehr kurz gehaltener Bemerkung über sein Leben und Wirken ergehen, jedoch von einer näheren Beziehung zur Hochschule nichts erwähnen.[7]

Dem Catalogus plantarum war zunächst eine eingehende Besprechung der damals vorzugsweise in Gebrauch gewesenen Pflanzensysteme, welche er mit großer Gewissenhaftigkeit auf ihren wissenschaftlichen Werth prüfte, vorangesetzt. Seinem scharfen Urtheil verfiel zunächst das System des Leipziger Professors Augustus Quirinus Rivinus (1652—1725), welcher die deutsche Botanik in jener Zeit ganz und gar in seiner Beherrschung hatte. Bei der Aufstellung desselben hatte sich dieser Gelehrte von der absonderlichen Ansicht leiten lassen, daß, weil die Blüthe der Fruchtbildung der Zeitfolge nach voranginge, auf jene nur ein entscheidendes Gewicht zu legen sei. Er machte deshalb die Regelmäßigkeit oder Unregelmäßigkeit der Blumenblätter, sowie deren Anzahl zur Grundlage seiner Anordnung. Gerade den ungünstigsten Theil der Blüthe, welche erfahrungsmäßig am meisten Abänderungen unterworfen ist und daher am allerwenigsten sichere Anhaltspunkte bieten kann, hatte er sich für sein System ausgesucht, und es litt daher auch an Einseitigkeit. Außerdem hatten sich bei der Unterordnung der einzelnen Arten in Gruppen sehr viele Fehler und Versehen eingeschlichen, welche nun Dillenius der Reihe nach in der überzeugendsten Weise darzulegen wußte. Den Sporenpflanzen hatte Rivinus so gut wie gar keine Aufmerksamkeit geschenkt und denselben in seinem System auch keinen besonderen Platz angewiesen. Schon um deswillen konnte Dillenius diese Leistung des Leipziger Professors nicht gutheißen, da sie seinen Wünschen nicht Rechnung trug. Auch das System des französischen Naturforschers Josef Pitton de Tournefourt, welches aus demjenigen Rivins und Rays herausgebildet war, sowie das von Knaut entgingen seinem schonungslosen Urtheil ebenfalls nicht. Nur das System des englischen Botanikers John Ray entsprach den Wünschen des jungen Gelehrten am meisten. Zwar hatte er auch manches auszusetzen, im allgemeinen aber fand es seine Billigung.

Der damals schon hochbetagte Rivinus konnte die Angriffe des jungen Dillenius nicht so ohne alles Weitere hinnehmen, und da er gerade mit der Abfassung seiner Introductio in rem herbariam (Lips. 1720) beschäftigt war, so entschloß er sich kurz, in diese eine geharnischte Erwiderung auf dessen Einwürfe aufzunehmen und damit zur Veröffentlichung zu bringen. Aber auch sie entging ihrer Beantwortung nicht. In seinem Examen responsionis Augusti Quirini Rivini legte Dillenius die Nachtheile des Rivin'schen Systemes mit noch größerer Nachdrücklichkeit nochmals dar und schloß diese Gegenantwort mit dem vielbedeutenden Satze ab: Multas quoque me observasse plantas existimo, quas ipse vel non vidit, vel non videbit. Die Ueberzeugungstreue, welche aus dem Auftreten des jungen Naturforschers in diesem Federkrieg uns entgegentritt, hatte ihm zur Siegespalme verholfen, und seine Einwände gegen das System des Leipziger Professors fanden einen begeisterten Widerhall in den Reihen der deutschen Gelehrten. An die Besprechung der einzelnen Pflanzensysteme reihte er nun, das Verzeichniß der im Umkreise von ein und einer halben Meile um Gießen wildwachsenden Pflanzen, welche nach ihren Blüthezeiten geordnet waren. Von den höheren Gewächsen hatten ungefähr neunhundert Arten darin Aufnahme gefunden; den niederen, welche seit der Veröffentlichung seiner Abhandlung über die Fortpflanzungswerkzeuge der Farren und Moose besonders durch die Anregung und Unterstützung seines Gönners Sherard seine volle Aufmerksamkeit in Anspruch genommen hatten, widmete er einen besonderen Theil seines Buches. In dem Pinax von Kaspar Bauchin fand sich nur die geringe Anzahl von ungefähr fünfzig Moosarten aufgeführt, ein Beweis dafür, wie gering das Interesse an diesem Gegenstand noch zu jener Zeit gewesen war. Bis zum Erscheinen der ersten Auflage der Ray'schen Synopsis, welche im Jahre 1690 zur Herausgabe

gelangte, war ihre Zahl bis auf achtzig angewachsen. Jetzt erst kam das Studium der Moose in Aufnahme, und durch das rastlose Bemühen zahlreicher englischer Naturfreunde, unter denen an dieser Stelle Doody, Sherard, Vernon, Robinson, Petivir und Bowart nur genannt sein mögen, nahmen die Untersuchungen über diesen Gegenstand eine solche Ausdehnung an, daß in der nach sechs Jahren erschienenen zweiten Auflage der Ray'schen Synopsis einhundertundsiebzig Arten verzeichnet werden konnten. Dillenius nun war der erste Schriftsteller, welcher diese Gewächse mit der denkbar größten Genauigkeit beschrieb und ihre Merkmale feststellte. In der Umgegend von Gießen hatte er allein zweihundert Arten aufgefunden, von denen einhundertundvierzig bis dahin noch nicht bekannt geworden waren. Außerdem führte er einhundertundsechzig Pilzarten auf, von welchen ungefähr neunzig in den Werken früherer Schriftsteller noch keine Erwähnung gefunden hatten.

Die Ergebnisse seiner Nachforschungen, welche er nach der Vollendung des Werkes angestellt hatte, drängten ihm bald die Ueberzeugung auf, daß dieses trotz seiner aufrichtigen Bemühungen doch nicht die von ihm angestrebte Vollendung erlangt hatte. Er ließ deshalb einen Nachtrag erscheinen, welcher noch mit dem Hauptwerke zusammen zur Veröffentlichung gebracht werden konnte. Ungefähr zwanzig Pflanzen hatte er nachträglich auf seinem abgesteckten Bezirk noch aufgefunden und ging jetzt selbst noch über dessen Grenzen hinaus, um die Seltenheiten, welche er dort angetroffen hatte, in seine Flora aufzunehmen. Für den praktischen Gebrauch erhielt sie dadurch einen erhöhten Werth. Im Anschluß daran entwickelte er die Gattungsmerkmale der einzelnen Pflanzengruppen. Auf die niederen Gewächse verwandte er hier wieder eine besondere Sorgfalt und legte mit diesem Theile seiner Arbeit den Grundstein zu ihrer Systematik. Sein großer Zeitgenosse Linné nahm vielfach die von ihm fest-

gestellten Merkmale ohne jegliche Veränderung in sein Sexualsystem hinüber. Um seinen Ausführungen eine besondere Anschaulichkeit zu verleihen und sie dem Verständniß des Lesers dadurch näher zu bringen, hatte Dillenius ihnen eine große Zahl von Abbildungen auf sechzehn Kupfertafeln beigegeben, welche von seiner kunstfertigen Hand entworfen und in Kupfer geätzt waren.

Mit dieser hervorragenden Leistung erntete der Verfasser den Beifall der gesammten damaligen gebildeten Welt, aus deren Munde sich nur eine Stimme des Lobes erhob. Von den untersten Stufen hatte sich in redlichem Streben sein Geist nach kurzer Zeit zur allgemeinen Anerkennung seiner Mitwelt durchgerungen und mit der vollen Berechtigung zu den schönsten Hoffnungen blickte sie zu ihm empor.

Am 22. Oktober des Jahres 1719 erhielt er zu gleicher Zeit mit seinen beiden Brüdern, von welchen der ältere, Friederich Leopold, Rechtswissenschaft, und der jüngere, Philipp Eberhard, ebenfalls Heilkunde studirt hatte, von der medizinischen Fakultät der Universität Gießen den Doktorhut. Es war ein Ehrentag für die reichbeglückte Familie Dillenius und ein Freudentag für das hochbetagte Elternpaar, welches diese ehrenvolle Auszeichnung ihrer Söhne noch erleben durfte. Lange war ihnen der Genuß dieses Glückes nicht mehr beschieden, denn die Mutter starb bereits am 20. Januar des folgenden Jahres. Der hochbetagte Vater überlebte seine theure Lebensgefährtin nur um wenige Monate. Er folgte ihr am 16. August ins Grab nach.

Dillenius stand nun verwaist in der Welt. Mit tiefer Betrübniß schaute er in die Zukunft, denn sie eröffnete dem Armen noch immer keine so glänzenden Aussichten, wie er sie sich als Lohn für sein redliches Streben gewünscht haben mochte. Vermuthlichermaßen hatte er eine Anstellung an der Universität erhoffen zu können geglaubt, wann aber sich dieser Wunsch

hätte verwirklichen können, war vorerst noch unabsehbar. Da kam im Jahre 1721 auf der Rückreise durch Holland, Frankreich und Italien sein Freund und Gönner, William Sherard, nach Gießen, um ihn, mit dem er bisher in Briefwechsel gestanden hatte, zu besuchen und näher kennen zu lernen. Der Engländer durchschaute bald den Ernst seiner Lebenslage, welche in jener Zeit eine besonders gedrückte gewesen sein mußte, und suchte ihn deshalb zu bereden, ihm nach England zu folgen, wo er ihm ein sorgenfreies Leben und die sichere Erfüllung seiner Wünsche versprechen konnte. Dillenius entschloß sich auf das verlockende Zureden seines Freundes hin, seine Heimath, seine Verwandten und Freunde zu verlassen und auf fremder Erde, wo seine Aussichten auf eine Dozentenstelle ebenfalls keine besonders glänzenden waren, sein Glück auf die Probe zu stellen.

Im August 1721 setzte er seinen Fuß auf den Boden seiner neuen Heimath. Mit seinem geistesverwandten Freunde begab er sich nach der britischen Hauptstadt und schlug in dessen gastlicher Behausung seinen Wohnsitz auf. Wiewohl sein Gastgeber auf seinem Posten als Konsul der britischen Nation sich durch seinen sparsamen Sinn in den Besitz eines nicht unansehnlichen Vermögens gebracht hatte, welches ihm einen kostspieligeren Aufwand wohl gestattet haben würde, so begnügte er sich doch mit den bescheidensten Verhältnissen. Dafür setzte er aber eine Ehre hinein, die botanischen Größen seiner Zeit in ihren Arbeiten auf alle Art und Weise zu fördern und zu unterstützen. Er theilte deshalb auch die ernstvolle Arbeit im Dienste der Wissenschaft mit seinem wahlverwandten Freunde. Unterbrochen wurde dieses Stillleben hin und wieder durch einen Landaufenthalt in Eltham in der Grafschaft Kent, wo sein Bruder James ein großes Landgut besaß und einen in jener Zeit weithin berühmten botanischen Garten unterhielt, dessen fachmännische Leitung in Dillenius' Hände gelegt war.

Kurz nach seiner Ankunft in England hatte dieser mit einem gesinnungsverwandten Botaniker Dr. Martyn nach deutschem Muster eine botanische Gesellschaft ins Leben gerufen. Sie bestand zwar nur aus der geringen Anzahl von sechzehn Mitgliedern, unter welchen aber zum Theil die hervorragendsten Vertreter der botanischen Wissenschaft anzutreffen waren. Aus ihrer Mitte empfing Dillenius die erste Anregung zur Umarbeitung und Herausgabe eines berühmten Werkes. Die Synopsis stirpium Britannicorum von John Ray war im Jahre 1696 zum letzten Male erschienen und entsprach in dieser Form dem Standpunkte der Wissenschaft von damals nicht mehr. Allenthalben sehnte man sich nach einer neuen Ausgabe dieses Werkes, aber unter den englischen Botanikern wollte sich keiner finden, der im Geiste des verewigten Verfassers diese Arbeit hätte durchführen können. Man suchte aus diesem Grunde den deutschen Forscher, welcher schon Proben seiner hervorragenden Begabung als Naturbeobachter sowohl, als auch als Schriftsteller an den Tag gelegt hatte, für die Besorgung dieser Ausgabe zu gewinnen, in die er auch ohne weiteres einwilligte.

Er ging sofort an die Bearbeitung des Ray'schen Werkes, dessen Anlage, wie es sie von seinem Schöpfer erhalten hatte, ihren Grundzügen nach erhalten blieb, während das System, welches dieser darin zu Grunde gelegt hatte, von ihm einigen durchgreifenden Veränderungen, welche er bereits in seinem Catalogus plantarum als unumgänglich erachtet hatte, unterzogen wurde. Zum Theil durch die bereitwillige Unterstützung seiner zahlreichen Freunde und Genossen, welche an dem Gelingen dieser umfangreichen Arbeit einen regen Antheil genommen hatten, mehr aber noch durch seine eigenen Entdeckungen erfuhr es wesentliche Erweiterungen. Ueber zweihundert neuentdeckte Arten von auf dem Lande wachsenden Pflanzen und vierzig Wassergewächse, ungefähr einhundertundfünfzig bis dahin unbe-

kannte Moosarten und etwa vierzig neuentdeckte Pilze waren seit dem Erscheinen der letzten Auflage hinzugekommen, so daß die Anzahl der in der neuen Auflage aufgeführten Arten sich auf 2200 belief. Ueber vierhundert davon schied späterhin Linné wieder aus, da Dillenius ihre Beschreibung von seinen Mitarbeitern auf Treue und Glauben hingenommen hatte, ohne sich über deren Richtigkeit versichern zu können.

Schon im Jahre 1724 war die neue Ausgabe von ihrem Verfasser ihrer Vollendung entgegengebracht. Mit der lebhaftesten Spannung hatte man ihrem Erscheinen entgegengesehen und mit der denkbar größten Befriedigung wurde sie allenthalben aufgenommen, denn Dillenius hatte nicht nur allen gehegten Erwartungen entsprochen, sondern sie vielmehr übertroffen. Im Geiste John Rays wiedergeboren, war unter den bewährten Händen des deutschen Naturforschers das veraltete Werk, von dem sich die Freunde des verewigten Verfassers nicht trennen konnten, wiedererstanden und besiegelte von neuem den Ruhm des Herausgebers, dem nun aus allen Kreisen der Gesellschaft die aufrichtigsten Beweise unumwundenster Anerkennung entgegengebracht wurden.

Aber trotz alledem dachte Dillenius nicht mit solcher Befriedigung von seiner Arbeit, wie man es hätte erwarten sollen, denn die große Verehrung für den Schöpfer der Synopsis hatte ihm an sehr vielen Stellen eine durchgreifendere Umgestaltung derselben zur Unmöglichkeit gemacht. Er ging deshalb mit dem Gedanken um, noch eine neue nach seinem eigenen Wunsche abgefaßte Ausgabe zu veranstalten, welche zugleich auch die beobachtete Blüthezeit der einzelnen Gewächse enthalten sollte. Diesen Plan gab er bald wieder auf und hoffte durch einen Nachtrag zu dem Hauptwerke den Uebelständen, welche er finden zu müssen glaubte, auf die bestmöglichste Art abhelfen zu können. Um für die Arbeit hinreichenden Stoff zusammenzu-

bringen, begab er sich mit seinem Freunde Bewer auf eine größere Forschungsreise, welche ihn in das noch wenig durchsuchte Gebiet von Wales führte. Die wissenschaftliche Ausbeute, welche ihnen durch die Vermittelung eines sie führenden Geistlichen sehr erleichtert wurde, war außerordentlich ergiebig, so daß sich sein Reisegefährte Bewer entschloß, noch längere Zeit in diesem Bezirk zu verweilen und die seltenen Pflanzenstücke dieser Gegend einzusammeln, während er unterdessen mit dem Ergebniß seiner Forschungsreise nach seiner Heimath zurückkehrte und die weiteren Fundstücke seines im Dienste der Wissenschaft unermüdlichen Freundes, welcher sich während zweier Sommer in Bangor niedergelassen hatte, entgegennahm. Auch durch die Unterstützung seines hülfsbereiten Freundes Dr. Richardsohn in Nord-Bierley in Yorkshire war er bald in den Besitz eines so reichhaltigen Stoffes gelangt, daß er seine Arbeiten hätte aufnehmen können, jedoch Entwürfe zu einem neuen großartigeren Werke, in welchem er die reichen Früchte seiner ersprießlichen Lebensarbeit niederzulegen gedachte, ließen alle übrigen Pläne in den Hintergrund treten. Die Bearbeitung des Nachtrages zur Synopsis war damit ganz und gar aufgegeben, und ein weiteres Werk, das er bereits nach dem Erscheinen des Ray'schen Werkes im Jahre 1724 begonnen hatte, legte er ebenfalls bei Seite und verlegte sich jetzt einzig und allein auf die wissenschaftliche Durcharbeitung des in Hülle und Fülle aufgehäuften Materiales.

Mittlerweile, erst vier Jahre nach dem Erscheinen seines letzten Werkes, zeigt es sich, daß der Verfasser auch in seiner neuen Heimath den Anfechtungen von Gegnern nicht entgehen sollte, obwohl die Begeisterung für ihn und sein Werk in allen gebildeten Kreisen der englischen Gesellschaft eine ungetheilte war. Im Jahre 1727 nämlich veröffentlichte ein irischer Botaniker Dr. Threlkheld ein Werk unter dem Titel: Synopsis

stirpium Hibernicorum, in welchem er ihn in der empörendsten Weise angriff. Einen Grund dazu glaubte er zunächst in der großen Anzahl neuer Arten, welche von ihm ohne jegliche Veranlassung vermehrt worden seien, finden zu müssen, weiterhin aber auch in der überflüssigen Einführung neuer Namen. Wenn auch Dillenius über solche unbegründete Beschuldigungen in die höchste Entrüstung gerathen mußte, so verschmähte er es doch, mit dem Verfasser dieses Buches sich in nähere Auseinandersetzungen einzulassen, da dessen Auftreten ja ganz vereinzelt dastand und die ganze Angelegenheit an sich zu geringfügig war. In einem Briefe an einen Freund hat er seine Ansichten über das Werk Threlkhelds ausgesprochen, und hob vor allem hervor, daß er in dem ganzen Buche nur eine einzige Pflanze habe auffinden können, welche vorher noch nicht als in Irland einheimisch bekannt war. Sie aufgefunden zu haben, war noch nicht einmal das Verdienst des Verfassers, sondern er verdankte ihre Kenntniß einem ihm zugesandten Schriftstücke seines Freundes Heaton. Das Threlkheld'sche Werk war also nach dem Urtheile des Dillenius eine offenbar recht unbedeutende Erscheinung auf dem englischen Büchermarkte und konnte auf das Ansehen des geschätzten Naturforschers keine besonders nachtheiligen Wirkungen zur Folge haben. Nach wie vor arbeitete dieser unter der rückhaltlosen Anerkennung seiner dankbaren Mitwelt am Ausbaue seiner Wissenschaft mit unerschöpflicher Ausdauer, bereits zwei neue Werke hatte er nun wieder in ihren Entwürfen fertig gestellt. Daneben arbeitete er mit seinem Freunde und Gönner an einem großen botanischen Nachschlagebuch, welches von Kaspar Bauhin begonnen, aber durch dessen zu frühes Hinscheiden unvollendet geblieben war. Es hatte den Zweck, dem Botaniker ein Mittel zu bieten, um sich durch die gesammte Literatur seines Faches hindurchzuarbeiten. Es war um so nothwendiger, als durch die

verschiedenen von einander abweichenden Beschreibungen und Benennungen der einzelnen Pflanzenarten eine Verwirrung im Laufe der Zeiten entstanden war, die dem Fortschritt der Wissenschaft hemmend in den Weg trat. Es war ein ungeheures Unternehmen, welches W. Sherard mit der Herausgabe und der Vollendung dieses großartigen Werkes unternommen hatte, und seine Kraft allein reichte nicht hin, um sie zu bewältigen. Dillenius mußte daher ihm bei dieser Arbeit seinen Beistand leisten, und beide gingen miteinander alle botanischen Schriftsteller durch, um deren Angaben über die einzelnen Pflanzenarten zu vergleichen. Dillenius schrieb darüber am 20. Dezember 1727 in einem Briefe an einen Freund:

„Wir sind fast durch alle Schriftsteller durch, aber nun unsere Sammlung in Ordnung zu bringen und ins Reine zu schreiben, dazu dürften wir noch einige Jahre nöthig haben."

Die glückliche Vollendung ihrer in gemeinsamem Streben unternommenen Arbeit sollten sie Beide nicht mehr erleben, denn am Herzen seines theuren Freundes, der Seele dieses großen Unternehmens, nagte schon der Keim des Todes. Eine schwere Krankheit hatte ihn aufs Krankenlager geworfen und schien sein theures Leben zum Opfer zu fordern. Für Dillenius stand nun eine sehr ernste Zeit bevor, denn über sechs Jahre hatte er nun schon in seiner neuen Heimath gewirkt und gestrebt, aber die verheißene Erfüllung seiner gehegten Erwartungen war bis jetzt noch immer nicht abzusehen. Nirgends gewahrte er Veranstaltungen zur Wiederaufrichtung des mit dem Ableben Rays aufgegebenen Lehrstuhles an der Universität Oxford. Trostlos muß daher seine Lage gewesen sein, in dem schmerzlichen Bewußtsein, seinen aufrichtigsten Freund verlieren zu müssen, welcher bisher in väterlicher Fürsorge seine Lebensschicksale geleitet hatte. Er war nun ganz auf sich selbst angewiesen und schmiedete Pläne für seine nächste Zukunft. Er

sah sich deshalb zunächst um eine neue Heimath um. Bei seinen Freunden zog er deshalb Erkundigungen ein, und so können wir uns auch wohl den Inhalt eines Briefes an einen in Yorkshire lebenden Freund, hinter welchen wir zweifelsohne Dr. Richardsohn in Nord-Bierley vermuthen dürfen, erklären. Es heißt daselbst:

„Melden Sie mir doch, mein Herr, wie sich's in Ihrer Gegend lebt. Wenn ich hier fertig bin und mein Plan auf Oxford mißlingen sollte, was leicht möglich ist, so könnte ich mich leicht entschließen, zu Ihnen zu kommen, um bei Ihnen einige Zeit, wenn nicht für immer zu bleiben."

Der schmerzliche Gedanke an den nahen, für ihn so herben Verlust seines edlen Freundes trieb den Schwergeprüften von dessen Sterbebette fort in die Einsamkeit nach Barking Alley. Am 12. August 1728 war das Unvermeidliche geschehen, William Sherard hatte seine Augen für alle Zeiten geschlossen. In ihm war der uneigennützigste und hülfsbereiteste Gönner aller zu seiner Zeit lebenden Botaniker zu Grabe gegangen. Hatte er zwar außer wenigen kleinen Abhandlungen keine Werke von größerer Bedeutung zur Veröffentlichung gebracht, so gehörte ihm doch das nicht zu unterschätzende Verdienst, seiner Lieblingswissenschaft in England zu erneuter Blüthe verholfen zu haben. Ihren weiteren Bestand auf alle Zeiten zu sichern, hatte er in seinem letzten Willen eine Summe von dreitausend Pfund Sterling ausgesetzt, um mit diesen Mitteln ihre alte Pflanz- und Pflegestätte an der Universität Oxford wiederaufrichten zu lassen. Schon bei seinen Lebzeiten hatte er am Eingange des botanischen Gartens ein Gebäude aufführen lassen und vermachte der nunmehr darin zu errichtenden wissenschaftlichen Anstalt sein Herbarium, welches ungefähr 12000 Arten umfaßte, seine gesammte botanische Bibliothek und seinen Pinax, welcher leider ein Torso nur geblieben war. Mit Rücksicht auf den edlen Schenkgeber hatte natürlich die

Universität von dem ihr zustehenden Rechte, den neugegründeten Lehrstuhl zu besetzen, Abstand genommen und es dessen freiem Ermessen anheimgestellt, einen für diesen Posten geeigneten Mann zu wählen. Es mochte ihm die Lösung dieser Aufgabe keine Schwierigkeiten bereitet haben, denn er hatte noch Verpflichtungen gegen seinen Freund Dillenius, welcher durch seinen Tod in eine schwierige Lebenslage gebracht worden wäre, zu erfüllen. Diesem übertrug er daher die Professur und zugleich auch die damit verbundene Leitung des botanischen Gartens.

Auf diese Ernennung hin siedelte Dillenius sofort nach der alten Universitätsstadt über, um die so lange verschlossenen Lehrsäle wieder zu eröffnen, und begann seine segensreiche Lehrthätigkeit; denn aller Nahrungssorgen enthoben, konnte er sich nun ganz der Pflege seiner Wissenschaft hingeben. Einen neuen Anziehungspunkt für die lernbegierige Jugend hatte die alte Pflegestätte der Wissenschaften durch die Sherard'sche Stiftung erhalten.

In den Mittelpunkt des englischen Geisteslebens versetzt begann für Dillenius nun wieder ein neuer Zeitabschnitt schriftstellerischen Schaffens. Jetzt trat er an die Bearbeitung jener Werke heran, deren Entwürfe er kurz nach dem Erscheinen der neuen Ausgabe der Ray'schen Synopsis fertiggestellt hatte. Das erste hatte er im Jahre 1724 begonnen, aber nach kurzer Zeit wieder bei Seite gelegt, um sich einer anderen ihn mehr anziehenden Arbeit zuzuwenden. Jetzt nahm er seine Bearbeitung wieder auf und hatte es im Jahre 1732 soweit gefördert, daß er es der Oeffentlichkeit übergeben konnte. Es führte den Titel: Hortus Elthamensis Jacobi Sherardi, fratris Guilelmi und bildete ein würdiges Denkmal an den herrlichen botanischen Garten, dessen Leitung lange Zeit seiner Obhut anvertraut war. Wie mehr oder weniger alle Vorsteher botanischer Gärten in jener Zeit, so wollte wohl auch er einer mit der Uebernahme der Leitung dieses Gartens von ihm der gebildeten Welt gegen-

über übernommenen Verpflichtung damit Genüge leisten und einen Bericht über die Erfolge seiner Thätigkeit darin niederlegen. Vierhundertundsiebzehn Pflanzen hatte er in diesem Werke beschrieben und durch Zeichnungen, welche von ihm selbst zumeist in natürlicher Größe ausgeführt und radirt waren, veranschaulicht. Er hatte dabei vorzugsweise auf solche Gewächse Rücksicht genommen, welche damals noch sehr selten oder in England noch nicht lange eingeführt waren.

Bei seinem Erscheinen wurde das herrliche Werk aus der Feder des fruchtbaren Verfassers mit hoher Befriedigung aufgenommen. Die jedenfalls glanzvollste Beurtheilung erfuhr es durch den bekannten Naturforscher Karl von Linné. Sein beredtes Zeugniß faßte er zwar nur in wenige, dafür aber um so bezeichnendere Worte zusammen: „est opus botanicum quo absolutius mundus non vidit“.

Bedauerlicherweise erschienen von ihm nur zweihundertundfünfzig Stück im Verlag, und aus diesem Umstande mag es auch wohl zu erklären sein, daß es eben so selten geworden ist. Eine spätere Auflage, welche im Jahre 1774 in Leyden erschien, war nicht geeignet, dem gesteigerten Bedürfniß darnach Rechnung zu tragen, da sie den Stempel der Unvollständigkeit an sich trug. Ein holländischer Buchhändler brachte sich nämlich nach dem Tode des Verfassers durch Kauf in den Besitz der Kupferplatten und ließ Abdrücke davon anfertigen. Dem Texte, welchen Dillenius als Hauptsache seiner Ausgabe mit auf den Weg gab, schenkte er überhaupt keine Beachtung, sondern er begnügte sich nur mit der Beigabe eines Namensverzeichnisses. Trotz dieses Mangels erfreute sich diese Ausgabe bei der großen Seltenheit des ursprünglichen Werkes einer weiten Verbreitung. Selbst in unserem Jahrhundert hatte die hochgeschätzte Schöpfung aus der Feder des Dillenius noch manchen Freund gefunden, welcher sie um ihrer Vorzüge willen schätzte und hoch-

achtete. Am schlagendsten beweist dies eine im Jahre 1856 erschienene Broschüre eines Dr. Klinsmann, welche den Titel Clavis Dilleniana ad hortum Elthamensem führt. Sie sollte die Aufmerksamkeit der Nachwelt auf das veraltete Buch wieder lenken und ihr das Verständniß für dasselbe aufs neue erschließen.

Nach etwa siebenjähriger Wirksamkeit an der Universität empfing Dillenius am 3. April 1735 vom St. Johanniskollegium die höchste Würde der Arzeneiwissenschaft in Anerkennung seiner hohen Verdienste um die Förderung seiner Wissenschaft. Im darauffolgenden Jahre harrte seiner eine weitere Auszeichnung, es war der Besuch des damals noch an den Stufen seiner Ruhmeslaufbahn stehenden Botanikers Karl von Linné, welcher auf die Empfehlung des holländischen Botaniters Boerhave und seines Gönners Clifford nach England gekommen war, um die hier in Hülle und Fülle aufgespeicherten Schätze, sowie die hier wirkenden ersten Größen der Wissenschaft kennen zu lernen und den letzteren zugleich auch sein neues, seinem kurz zuvor herausgegebenen Werke: Genera plantarum zu Grunde gelegtes Sexualsystem zu ihrer Begutachtung zu unterbreiten. Allein er erzielte hier nicht den gehofften Erfolg, denn die meisten empfingen ihn sehr kühl und keineswegs mit jenem Entgegenkommen, das man dem jungen Forscher hätte entgegenbringen müssen. Auch Dillenius verhielt sich gegen seine Leistung, die späterhin seinen Namen in den Kranz der größten Botaniker aller Zeiten einzureihen berufen war, sehr ablehnend, im übrigen aber setzte er eine Ehre hinein, seinem Gaste eine freundliche Aufnahme zu bereiten. Er legte ihm den Pinax, das unvollendete Werk Sherards vor, dessen vierten Theil er nachträglich bearbeitet hatte. Der junge Gelehrte trat dem großen Unternehmen des Verewigten mit aufrichtiger Theilnahme gegenüber und bedauerte es aufs lebhafteste, daß es ihm nicht vergönnt war, dieses zu jener Zeit vom Botaniker aufs em-

pfindlichste vermißte Werk zu Nutz und Frommen der Wissenschaft seiner Vollendung entgegenzuführen.

Der wenn auch kurze Umgang, welchen diese beiden Männer miteinander gepflogen hatten, übte einen so mächtigen Eindruck auf sie aus, daß sie ein inniges Freundschaftsbündniß miteinander schlossen und ihnen beim Abschied die Trennung so schwer wurde, daß Dillenius seinem liebgewonnenen Gaste das Anerbieten machte, bei ihm zu bleiben, „um mit ihm zusammen zu leben und zu sterben".[8] Linné konnte diesem Wunsche nicht willfahren und trat unverrichteter Dinge seinen Heimweg an. Er unterhielt indessen einen regen Briefwechsel und zugleich einen lebhaften Tauschverkehr der von ihm auf seinen Wanderfahrten aufgefundenen Seltenheiten mit seinem Freunde. Seiner hohen Meinung, welche er von dessen Persönlichkeit hegte, gab er in einem seiner Werke beredten Ausdruck in folgenden, sehr treffenden Worten:

In Anglia nullus est, qui genera curet vel intelligat praeterquam Dillenius.

Seinen Beifall zu erringen, galt darum auch für ihn als sein höchstes Ziel. Er sandte ihm seine Flora Lapponica zu, wie er ihm ja auch später in vollster Werthschätzung seiner freundschaftlichen Zuneigung seine Critica botanica zueignete. Nach dem Empfang des ersteren Werkes erhielt der Verfasser am 18. August 1737 ein Schreiben, in welchem Dillenius mit schmeichelhaften Worten seine Anerkennung über diese verdienstvolle Arbeit zum Ausdruck bringt:

Vidi et accepi et legi floram tuam multa cum voluptate, utinam plures istius modi nobis praestarent tali studioet cura elaborata, in hoc Te virum praestitisti.

Noch zu einem anderen, nach Alexander von Humboldts Zeugniß einem der größten Naturforscher aller Zeiten und zugleich dem Morgensterne unserer klassischen Dichterglanzperiode,

Albrecht von Haller, war Dillenius in briefliche Beziehungen getreten und fühlte sich zu ihm offenbar weit mehr hingezogen, um deswillen, als dessen Pflanzensystem eine besonders nahe Verwandtschaft zu demjenigen Rays zeigte. Hallers allseitiges Wissen und seine hervorragende Begabung als Naturbeobachter ließen ihn am meisten geeignet erscheinen, den Pinax im Geiste des verewigten Sherard seiner Vollendung entgegenzuführen. Dillenius mochte ihn auch wohl zu seinem Nachfolger auf seinem Lehrstuhl gewünscht haben, da er es sich angelegen sein ließ, das begonnene Werk im Sinne Rays fortführen zu lassen und die englische Wissenschaft auf der Höhe ihres Glanzes zu erhalten.

Zu einem engen Freundschaftsbunde hatte sich das Kleeblatt, Dillenius, Haller und Linné zusammengeschlossen, um sich in neidlosem und uneigennützigem Zusammenwirken gegenseitig zu unterstützen und zu fördern. Mit dem Tode des Dillenius zerfiel sehr bald das innige Verhältniß zwischen den beiden Ueberlebenden, es verschärften sich leider die Gegensätze zwischen ihnen mehr und mehr, bis sie endlich einander vollständig entfremdet im Kampfesfeld der Wissenschaft sich gegenüberstanden.

Nach der Beendigung seines Hortus Elthamensis ging nun Dillenius an die Abfassung seines zweiten, schon seit einer längeren Reihe von Jahren im Entwurfe vollendeten Werkes. Die eigentliche Veranlassung dazu bildete die an neuentdeckten Moosen so überaus ergiebige Forschungsreise, die er in Gemeinschaft mit seinem Freunde Bewer unternommen hatte. In ihm gedachte er nun alle bekannten Moose in übersichtlicher Anordnung zu bearbeiten und damit die gewonnenen Ergebnisse nahezu zwanzigjähriger Lebensarbeit niederzulegen. Nach einer mehrjährigen Unterbrechung nahm er seine Arbeiten unter dem Aufwand seiner ganzen Kraft wieder auf, und die neugeborene Wissenschaft trat jetzt in einer Entfaltung zu Tage, wie es nur in einer geistig so angeregten Zeit bei neidlosem und uneigen-

nützigem Zusammenwirken gelehrter Männer möglich sein konnte. Dem Verfasser stand der Zugang zu allen Hülfsmitteln, die seiner Arbeit in irgend einer Weise förderlich sein konnten, offen, so die Bibliothek und die reichhaltigen Herbarien seiner beiden Freunde und Gönner William und James Sherard. Weiterhin hatten ihm das Herbarium von Dubois, welcher sich neben Doody u. A. durch kryptogamische Entdeckungen in der Wissenschaft einen geachteten Namen erworben hatte, sowie die Fundstücke Littleton Browns, welcher Shrodshire und Herfordshire bereist hatte, zur Verfügung gestanden. Auch Bertram und Clayton, sowie Arman, welcher Heinselmanns in Sibirien gemachte Entdeckungen der Oeffentlichkeit übergab, und einer großen Anzahl anderer angesehener Gelehrter, von denen nur Professor Olaf Celsius aus Upsala, Dr. Joh. Fr. Gronow aus Leyden, Dr. Albrecht von Haller und Karl von Linné hier genannt sein mögen, verdankte er namhafte und sehr schätzenswerthe Beiträge zu seiner Arbeit. Diese zahlreichen Unterstützungen, vereint mit seinen eigenen Entdeckungen, welche er zum Theil in seinem Vaterlande, zum größten Theil aber in England gemacht hatte, versetzten ihn in die Möglichkeit, seinem Werke einen solchen Grad von Vollendung zu geben daß neben den einheimischen, selbst sibirische, virginische, pennsylvanische und indische Moose darin vertreten waren.

Im Jahre 1741 ging es in Oxford aus der Sheraldonischen Presse hervor unter dem Titel: Historia muscorum, in qua circiter sexcentae species veteres et novae ad sua genera relatae describuntur. Alle Moose, welche es enthielt, hatte der Verfasser wieder, wie in seinen früheren Werken mit eigener Hand entworfen und in Kupfer geätzt. Meistentheils sind sie in Lebensgröße gezeichnet, die kleineren hatte er unter Zuhülfenahme einer Loupe untersucht und seine Befunde ebenfalls bildlich dargestellt. Der begleitende Text ist streng methodisch gehalten und

in allen Theilen mit besonderer Gewissenhaftigkeit und Sorgfalt durchgeführt. Auch die Bedeutung der Moose für den Arzeneigebrauch hatte er dabei in besondere Berücksichtigung gezogen.

Wie der Hortus Elthamensis, so ist auch dieses Werk des fruchtbaren Verfassers in nur zweihundertundfünfzig Exemplaren aufgelegt worden, wovon fünfzig auf Imperialpapier abgezogen waren. Aus diesem Umstande erklärt sich auch seine außerordentliche Seltenheit. Es muß uns in der That fast unglaublich erscheinen, daß zur Zeit der Veröffentlichung des Werkes und selbst längere Zeit nach dem Tode des Verfassers die Nachfrage nach naturwissenschaftlichen Werken so fabelhaft gering gewesen ist, daß bei dem verschwindend niedrigen Preise von einer Guinee das ganze Bedürfniß mit einer Anzahl von zweihundertundfünfzig Stück gedeckt werden konnte. Erst gegen das Ende des Jahrhunderts begann man die Historia muscorum ihrem Werthe nach zu würdigen und würde damals gerne zehn Guineen dafür ausgegeben haben, wenn es im Buchhandel überhaupt noch zu beschaffen gewesen wäre. Um der gesteigerten Nachfrage gerecht zu werden, wurde im Jahre 1768 eine neue Auflage in Leyden vorbereitet, welche ebenfalls wie der neue Hortus Elthamensis nur mit den Abzügen der Kupferplatten ausgestattet war. Der 552 Seiten umfassende Text, welcher die Hauptsache am ganzen Werke war, wurde dabei wieder ganz außer Acht gelassen, dafür sollte ein Verzeichniß der Abbildungen das Fehlende nothdürftig ersetzen.

Die Historia muscorum war die größte Schöpfung auf dem Gebiete der Kryptogamenkunde, welches im Laufe des vorigen Jahrhunders erschienen ist. Lange galt sie in der Wissenschaft als die einzige Richtschnur und übte fast auf ein volles Jahrhundert ihre Wirkungen aus, daß selbst Winkler in seiner Geschichte der Botanik vom Jahre 1854 von ihr rühmen konnte, „sie habe selbst heute noch nichts von ihrem Werthe verloren“.

Es mag dies auch wohl für den beschreibenden Theil dieses Werkes immerhin richtig stehen, aber die Ansichten des Verfassers über die Befruchtungswerkzeuge der Farnkräuter und Moose, welche er unverändert auch hierin aufrecht erhalten hat, erfuhren wenige Jahrzehnte später durch die unter Zuhülfenahme des Mikroskopes angestellten Untersuchungen Schmiedels und Hedwigs schon eine wesentliche Umgestaltung. Eine volle Klärung des wirklichen Sachverhaltes ist erst unserem Jahrhundert gelungen und damit auch die Ansicht des Dillenius, welche in Linné einen begeisterten Fürsprecher fand, vor dem aufgehenden Lichte einer besseren Erkenntniß in den Schatten getreten.

Nach der Vollendung seines unsterblichen Werkes ging der nimmerermüdende Forscher wieder von neuem an seine Arbeit, denn er beabsichtigte auch die Pilze in ebendemselben Umfange zu bearbeiten, wie es ihm mit den Moosen gelungen war. Schon bei seiner Uebersiedelung nach Oxford hatte er diesen Entschluß gefaßt und deswegen bereits längere Zeit mit seinem Freunde Deering, welcher sich mit den Pilzen sehr eingehend befaßt hatte, Briefe gewechselt. Inmitten dieser Arbeiten, im ersprießlichsten Wirken und Streben nahm ihm der Tod die Feder aus der Hand. Wahrscheinlich bildeten seine großen Anstrengungen die Ursache seines plötzlich und leider zu früh erfolgten Hinscheidens. In den letzten Wochen des Monats März 1747 wurde er vom Schlag getroffen und gab am 2. April — alten Systemes — (13.) seinen Geist auf.

Dillenius war nicht mehr! Diese unverhoffte Todeskunde rief allenthalben die tiefste Trauer hervor, ein Fürst im Reiche des Geistes hatte sein mächtiges Scepter aus der Hand gelegt.

Mit dem großen Gelehrten war aber auch ein Mann von edlem Charakter aus der Mitte der Lebenden dahingegangen. Und wenn auch die Berichte über ihn in dieser Beziehung sehr spärliche sind, so besitzen wir immerhin doch soviel, um uns

sein Charakterbild zu entwerfen, dank der besonderen Hingabe des englischen Geschichtsschreibers Pulteney, welcher mit Rührigkeit und Vorliebe der dankenswerthen Aufgabe sich widmete, bei den älteren seiner Zeitgenossen, welche Dillenius aus persönlichem Umgang kannten, Erkundigungen einzuziehen und für die Nachwelt in seiner Geschichte der Botanik aufzubewahren. Nach diesen Berichten war Dillenius ein in bescheidenen Verhältnissen lebender Mann von sanftem Charakter, welcher durch sein ernstes und unablässiges Streben fast keine Zeit und Gelegenheit gefunden haben mochte, sich einen größeren Kreis von Freunden und Bekannten zu suchen. Er lebte daher in der Zurückgezogenheit und nur solchen war die Freude seines näheren Umgangs beschieden, deren Streben darauf gerichtet war, ihm zu begegnen und ihn näher kennen zu lernen.

Schwere Schicksalsschläge, welche bei seinem Erdenwallen als Gelehrter und Mensch über ihn hereingekommen waren, beugten ihn zwar im Anfange tief danieder, späterhin setzte er sich mit philosophischer Gleichgültigkeit und Ruhe darüber hinweg. Ein Brief vom 13. Februar 1728, welchen Pulteney seiner Lebensgeschichte des Gelehrten beifügt, zeigt uns dieses im klarsten Lichte. Es heißt daselbst:

„— — Für die wenigen Jahre, welche ich gelebt hatte, sind mir ebensoviel Trübsal und Widerwärtigkeiten als irgend jemand Anderem widerfahren. Diese habe ich durch Uebung, Zerstreuung und durch das Lesen einiger stoischer Philosophen überwunden, und ich denke nun, daß mich kein Unfall mehr beugen werde. Viel Dinge, welche mir hier in England sowohl als in meinem Vaterlande begegnet sind, würden fast jeden Anderen niederwerfen. Nur vor zwei Tagen wurde mir der Tod eines sehr nahen Verwandten in einem Briefe gemeldet, welchem ich in seinem Unglücke mit Geld hatte beistehen müssen, um ihm wieder aufzuhelfen. (Es ist dies sein jüngerer Bruder

Philipp Eberhard, der ehemalige Stadtphysikus in Wetzlar, welcher am 20. Dezember 1727 starb.) Dies ist alles nunmehr verloren und ich muß noch einiges zahlen, was für mich nicht wenig ist. Inzwischen rührt mich das alles nicht. Ich danke vielmehr Gott, daß es nicht noch schlimmer ist. Dies ist nur ein Schlag und ich habe noch härtere Streiche ausstehen müssen; auch steht mir noch manches bevor."

Können uns nun auch diese wenigen Pinselstriche gerade kein nach allen Richtungen hin vollendetes Charakterbild geben, so mögen seine irdischen Züge, welche von Künstlerhand auf unsere Tage gekommen sind, das Fehlende entsprechend ergänzen. In der Gemäldegalerie zu Oxford befindet sich sein Bildniß und zeigt seine Erscheinung in der akademischen Amtstracht: Es trägt die Inschrift: Jacobus Dillenius, M. D. Botanicus Prof. primus in acad. Oxoniensi. Leider finden sich keine Nachbildungen von ihm vor.

Vier Wochen lang hatte die Universität den von Dillenius innegehabten Lehrstuhl offen gehalten, und erst am ersten Mai wurde eine Versammlung von Londoner Aerzten einberufen, aus deren Wahl Dr. Shipthorbe als sein Amtsnachfolger hervorging.

Die zahlreichen Hinterlassenschaften des Verewigten gingen zunächst in die Hände des von ihm zum Vollzieher seines letzten Willens ernannten Dr. Seidel über, welcher sie größtentheils an seinen Amtsnachfolger veräußerte. Unter anderem befand sich eine Sammlung von Dillenius gezeichneter Abbildungen von Schwämmen darunter, welche nach der Herausgabe der neuen Auflage von Rays Synopsis entdeckt worden waren.

Andere, jedoch unveräußerliche Hinterlassenschaften sind von ihm auf die Nachwelt gekommen, es sind die Erfolge seiner verdienstvollen Lebensarbeit, welche in das geistige Eigenthum der Menschheit übergegangen sind. In vollster Würdigung seiner hohen Verdienste um die Entwickelung der botanischen

Wissenschaft hat es daher auch Linné nicht versäumt, seinem großen Freunde ein bescheidenes Denkmal zu setzen. Seinem Andenken weihte er eine in dem malabarischen Garten unter dem Namen Syalita geführte Pflanze, welche seit dieser Zeit die Bezeichnung „Dillenia“ führt.

In den Schriften des großen Schweden findet schon unsere Botanisirbüchse unter der Bezeichnung „Vasculum Dillenianum“ entsprechende Erwähnung. Wiewohl nun auch durch die dankenswerthen Bemühungen einiger Forscher [9] eine nähere Veranlassung, welche Linné zu ihr geführt hat, nicht gefunden werden konnte, so mag doch wohl die Vermuthung gerechtfertigt erscheinen, daß unser Landsmann der Erfinder dieses für die Botaniker unentbehrlichen Geräthes ist. So verdanken wir ihm denn auch jene sinnreiche Erfindung, welche uns in unseren Knabenjahren unter dem brennenden Lichterbaume so hoch erfreut hat und uns nun auf unseren Wanderfahrten durch Wald und Feld folgen muß, um die aufgefundnen Schätze in ihre Obhut zu nehmen.

Neben seinen geistvollen Zeitgenossen, welche ihre Wissenschaft in neue Bahnen gelenkt haben, wie die beiden Begründer der Pflanzenanatomie und Physiologie Marcello Malpighi und Nehemias Grew, sowie dem Entdecker der Bakterien Antony von Leeuwenhoek und den Bahnbrechern auf dem Gebiete der Systematik Albr. von Haller und Karl von Linné wird Dillenius ein nicht minder würdiger Ehrenplatz in der Geschichte der Botanik sicher sein als dem deutschen Begründer der wissenschaftlichen Kryptogamenkunde.

In unserer Zeit, wo die Naturwissenschaft mehr und mehr in Vordergrund des allgemeinen Interesses getreten ist und deren Bedeutung für die Gegenwart schon früher von unserem berühmten Landsmanne Justus von Liebig in seinem bekannten Ausspruch: „Das Studium der Naturwissenschaften als Mittel der Erziehung ist ein Bedürfniß unserer Zeit“, dargethan wor-

den ist und in der jüngsten Zeit durch die Reden eines Dubois Reymond, Haeckel und W. Preyer verfochten wird, sei es eine Ehrenpflicht für unsere Nation, den Schleier der Vergessenheit, welchen die wechselvolle Zeit über einen um die Förderung der Wissenschaft so hochverdienten Mann gebreitet hat, zu lichten und ihn aus Anlaß der 200fachen Wiederkehr des Jahrestages seiner Geburt wieder zu Ehren zu bringen. So möge denn zur Wahrheit werden, was der Dichter singt:

Ein edler Mensch lebt nie vergebens,
Er geht, hemmt sich hier sein Lauf,
Nach Sonnenuntergang des Lebens
Als ein Gestirn der Nachwelt auf.

Anmerkungen.

[1] Die Nachrichten über den Vater J. J. Dillenius finden sich in Strieders Hessische Gelehrtengeschichte.

[2] A. E Büchner: Academiae Caesareae Leopoldinae-Carolinae naturae curiosorum Historia. Halle 1755. Neigebaur: Geschichte der Kaiserlichen Leopoldino-Carolinischen Deutschen Akademie der Naturforscher Jena 1860.

[3] Kurt Sprengel, Geschichte der Botanik, 2 Bd. Altenburg 1817—1818.

[4] Schultes, Grundriß der Geschichte und Literatur der Botanik. Wien 1817.

[5] Winkler, Geschichte der Botanik. Frankfurt a. M. 1854.

[6] Dies beruht jedenfalls auf eine Verwechselung mit seinem Vater Justus Friedrich Dillenius.

[7] Nebel, Professorum, qui in academia Gissensi medicinam docuerunt conspectus. Gissae 1802.

[8] Malmstén, Gedächtnißrede auf Karl von Linné. Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge, hrsg. von R. Virchow & Fr. von Holtzendorff, S. 12.

[9] Dr. H. J. Kreutzer, Das Herbar. Wien 1864.

Druck der Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter) in Hamburg.
(632)

Die
Quadratur des Zirkels
in berufenen und unberufenen Köpfen.

Eine kulturgeschichtliche Studie

von

Dr. Hermann Schubert,
Professor an der Gelehrtenschule des Johanneums in Hamburg.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter).
1889.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Fr. v. Holtzendorff in München.

1. Interesse für das Problem.

Seit zwei ein halb Jahrtausenden haben sich berufene und unberufene Köpfe vergeblich abgemüht, das unter dem Namen der Quadratur des Zirkels bekannte Problem zu lösen. Nachdem es jetzt endlich gelungen ist, einen strengen Beweis dafür zu finden, daß es unmöglich sein muß, das Problem mit Zirkel und Lineal zu lösen, ist es an der Zeit, einen Rückblick auf das Wesen und die Geschichte dieses uralten Problems zu werfen. Es ist dies um so eher gerechtfertigt, als die Quadratur des Zirkels, wenigstens dem Namen nach, auch außerhalb des engen Kreises der Fach-Mathematiker sehr wohl bekannt ist.

Die Mémoires de l'Académie française vom Jahre 1775 enthalten auf Seite 61 den Beschluß der französischen Akademie, daß sie von da an keine ihr eingereichte sogenannte „Lösung der Quadratur des Zirkels" mehr prüfen wolle. Zu diesem Beschluß war die Akademie durch die überwältigende Zahl der ihr allmonatlich übersandten angeblichen Lösungen des berühmten Problems bewogen worden, Lösungen, welche zwar immer die Ignoranz ebenso wie das Selbstbewußtsein des Verfassers bethätigten, aber sämmtlich unter dem in der Mathematik etwas schwer wiegenden Fehler litten, daß sie f a l s c h waren. Seitdem finden alle bei den Akademien eingereichten vermeintlichen Lösungen des Problems dort ihren sicheren Papierkorb und bleiben ewig unbeantwortet. Doch der Quadrator sieht in einer solchen

vornehmen Abweisung nur den Neid der Großen auf seinen Geistesfund; er will und muß Anerkennung haben und wendet sich deshalb an die Oeffentlichkeit. Die Zeitungen müssen ihm die Würdigung verschaffen, die ihm die wissenschaftlichen Gesellschaften versagen; und alljährlich mehr als einmal durchläuft die Zeitungen die mathematische Seeschlange, d. h. die Nachricht, ein Herr N. N. in P. P. haben endlich die Quadratur des Zirkels gelöst. Was sind nun diese Quadratoren für Leute, wenn man sie sich bei Lichte besieht. Fast immer erkennt man in ihnen halbgebildete Menschen, deren mathematische Bildung die eines heutigen Sekundaners nicht übertrifft. Sie wissen selten genau, um was es sich überhaupt bei dem Problem handelt, sie wissen aber nie die zwei ein halb Jahrtausende umfassende Geschichte des Problems, und sie haben keine Ahnung von den bedeutenden Untersuchungen und Resultaten, welche in allen Jahrhunderten bis auf unsere Zeit von anerkannt großen wirklichen Mathematikern rücksichtlich des Problems angestellt sind. Wie groß aber auch die Dosis Ignoranz ist, welche solche Quadratoren ihren Geistesprodukten beimischen, noch viel größer ist die Dosis Selbstbewußtsein, mit der sie dieselben würzen. Um einen Beleg hierfür vorzubringen, brauche ich nicht weit zu greifen. Vor mir liegt ein im Jahre 1840 in Hamburg verlegtes Büchlein, in welchem der Verfasser alle paar Seiten dem lieben Gott dankt, daß er ihn gerade ausgewählt habe, die „langgesuchte, mit Inbrunst begehrte, von Millionen betastete Lösung des mathematischen „Phänomen-Problems" zu lösen. Nachdem sich der bescheidene Verfasser als Entlarver des Betrugs des Archimedes hingestellt hat, sagt er wörtlich: „Es beliebte nun einmal so der Mutter Natur, dies mathematische Kleinod dem menschlichen Forschen vorzuenthalten, bis es ihr gefiel, die Wahrheit der Einfalt zu übergeben." Dies wird genügen, das große Selbstbewußtsein des Verfassers zu zeigen.

Es genügt aber noch nicht zum Nachweis seiner Ignoranz. Von mathematischen Beweisen hat derselbe keine Ahnung, er verläßt sich darauf, daß es so ist, weil es ihm so aussieht. Und auch logische Fehler finden sich in seinem Buche an mehreren Stellen. Worin aber steckt, abgesehen von der sonstigen Inkorrektheit, der Kern des Trugschlusses bei dem Entlarver des Archimedes? Es kostet viel Mühe, aus der schwülstigen Sprache und aus dem alle Schlüsse verschleiernden Brimborium schließlich diesen Kern herauszufinden. Er besteht darin, daß der Verfasser dem Kreise ein Quadrat einbeschreibt, ein anderes ihm umbeschreibt, dann erkennt, daß das einbeschriebene Quadrat sich aus vier kongruenten Dreiecken zusammensetzt, während das umbeschriebene Dreieck aus acht solcher Dreiecke besteht, woraus der Verfasser, weil der Kreis größer als das eine, kleiner als das andere Quadrat sei, den kühnen Schluß zieht, daß der Kreis denselben Inhalt hat, wie sechs solcher Dreiecke. Es ist kaum denkbar, daß ein vernünftiger Mensch schließen kann, daß etwas, was größer als 4 und kleiner als 8 ist, nothwendig 6 sein müsse. Aber bei einem Manne, der die Quadratur des Zirkels anstrebt, ist auch solche Schlußweise möglich. Ebenso lassen sich bei allen übrigen angeblichen Lösern des Problems entweder logische Fehlschlüsse oder Verstöße gegen elementare arithmetische oder geometrische Wahrheiten nachweisen, nur daß dieselben nicht immer von so trivialer Natur sind, wie in dem eben besprochenen Buche.

Fragen wir uns nun, woher die Neigung, sich mit der Quadratur des Zirkels zu beschäftigen, um dieselbe lösen zu wollen, herstammt. Zunächst muß hier an das Alter des Problems erinnert werden. Wie nachher ausführlicher besprochen werden soll, ist in Aegypten eine Quadratur des Zirkels schon 500 Jahre vor dem Auszuge der Israeliten versucht worden. Bei den Griechen hat das Problem nie auf-

gehört, eine die Fortschritte der Mathematik stark beeinflussende Rolle zu spielen. Auch im Mittelalter taucht die Quadratur des Zirkels als der mathematische Stein der Weisen sporadisch auf, und so hat das Problem nie aufgehört, behandelt und beachtet zu werden. Mehr aber noch als das Alter des Problems lockt die Quadratoren der Reiz, den alles das ausübt, was geeignet ist, den Einzelnen aus der Masse der gewöhnlichen Menschen herauszuheben und ihm den Lorber der Berühmtheit um die Schläfe zu winden. Der Ehrgeiz ist es, welcher bei den alten Griechen ebensowohl wie bei uns Modernen immer wieder einzelne Menschen dazu anspornt, die uralte Nuß zu knacken. Ob sie dazu befähigt sind, ist ihnen dabei Nebensache. Sie betrachten die Quadratur des Zirkels wie das große Loos einer Lotterie, das ihnen ebensogut in den Schoß fallen kann, wie jedem andern; sie bedenken nicht, daß „vor die Unsterblichkeit setzten den Schweiß die unsterblichen Götter", und daß es jahrelang fortgesetzter Studien bedarf, um in den Besitz derjenigen mathematischen Waffen zu gelangen, welche zum Angriff auf das Problem unumgänglich nothwendig sind, welche aber in der Hand selbst der bedeutendsten mathematischen Strategen nicht ausreichten, um das Bollwerk zu nehmen.

Wie kommt es aber, müssen wir uns weiter fragen, daß es gerade die Quadratur des Kreises und nicht irgend ein anderes ungelöstes mathematisches Problem ist, auf das die Bestrebungen von Leuten gerichtet sind, welche, ohne in der Mathematik auf der Oberfläche zu stehen, sich mit mathematischen Dingen beschäftigen? Diese Frage beantwortet sich dadurch, daß die Quadratur des Zirkels fast das einzige mathematische Problem ist, das auch in der Laienwelt wenigstens dem Namen nach bekannt ist. Schon bei den alten Griechen war das Problem, auch außerhalb des Kreises der Mathematiker, sehr wohl bekannt. In den Augen der griechischen

schen Laien galt ebenso wie bei manchen modernen Laien die Beschäftigung mit dem Probleme als das wichtigste und vorwiegende Geschäft der Mathematiker, so daß es sogar ein besonderes Wort für diese Thätigkeit gab, nämlich τετραγωνίζειν, d. h. „sich mit der Quadratur beschäftigen". Auch in der Neuzeit kennt jeder gebildete Nicht-Mathematiker das Problem dem Namen nach und weiß, daß dasselbe unlösbar oder wenigstens trotz der Anstrengungen der berühmtesten Mathematiker noch nicht gelöst sei. Aus diesem Grunde gebraucht man heutzutage die Redensart „die Quadratur des Zirkels versuchen" im Sinne von „etwas Unmögliches versuchen" oder im Sinne von „kaum zu bewältigende Schwierigkeiten überwinden wollen". Auch Bismarck hat in seinen Parlamentsreden die Quadratur des Zirkels wiederholt in einem derartigen bildlichen Sinne herangezogen. Außer dem Alter des Problems und dem Umstande, daß dasselbe der Laienwelt bekannt ist, haben wir noch ein drittes Moment zu verzeichnen, das die Menschen heranlockt, sich mit ihm zu beschäftigen. Es ist dies das schon seit mehr als hundert Jahren verbreitete Gerücht, daß die Akademien oder die Königin von England oder sonst ein einflußreicher Mensch eine große Prämie ausgesetzt habe, die Demjenigen zufallen solle, der das Problem zuerst löse. In der That finden wir bei vielen Quadratoren die Hoffnung, eine große Geldprämie zu erlangen, als hauptsächliche Triebfeder ihrer Bemühungen. Auch der Verfasser des oben besprochenen Buches bittet die Leser, ihm zu den ausgesetzten Prämien zu verhelfen.

Obwohl in der Laienwelt die Meinung verbreitet ist, daß noch immer die Fachmathematiker sich mit der Lösung des Problems beschäftigen, so ist dies doch keineswegs der Fall. Im Gegentheil sind seit etwa hundert Jahren die Bestrebungen vieler bedeutender Mathematiker immer nur darauf gerichtet gewesen, exakt zu beweisen, daß das Problem unlösbar sei.

Es ist natürlich im allgemeinen schwerer, zu beweisen, daß etwas unmöglich ist, als zu beweisen, daß es möglich ist. Und so war es bis vor wenigen Jahren, trotz der Heranziehung der allgemeinsten Disziplinen moderner Mathematik, Niemand gelungen, den gewünschten Unmöglichkeitsbeweis zu liefern. Endlich gelang es im Juni 1882 dem Professor Lindemann, jetzt in Königsberg, den ersten Beweis dafür zu liefern, daß es unmöglich ist, mit alleiniger Benutzung von Zirkel und Lineal ein Quadrat zu konstruiren, das einem vorliegenden Kreise mathematisch genau inhaltsgleich ist. Der Beweis war natürlich nicht mit den älteren elementaren Hülfsmitteln zu führen; denn dann wäre er sicher schon vor einigen Jahrhunderten geführt; sondern es waren Hülfsmittel erforderlich, wie sie nur von den erst in den letzten Dezennien ausgebildeten Theilen der höheren Algebra und der Theorie der bestimmten Integrale geliefert werden konnten, mit andern Worten, es bedurfte der direkten oder indirekten Vorarbeit von vielen Jahrhunderten, um endlich einen Beweis für die Unlösbarkeit des historischen Problems möglich zu machen. Freilich wird dieser Beweis ebensowenig wie der Beschluß der Pariser Akademie von 1775 den Erfolg haben, daß die Quadratoren von der Erde verschwinden. Nach wie vor wird es Menschen geben, welche von jenem Beweise nichts wissen oder nichts wissen wollen, und welche glauben, ihnen müsse gelingen, was Andern nicht gelungen ist, gerade sie seien von der Vorsehung berufen, das großartige Problem zu lösen. Leider aber hat die unausrottbare Sucht, die Quadratur des Zirkels lösen zu wollen, auch eine sehr ernste Seite. Nicht immer sind die Quadratoren so selbstzufrieden, wie der Verfasser des oben besprochenen Buches. Bisweilen sehen sie oder ahnen sie wenigstens die unübersteigbaren Hindernisse, die sich ihnen entgegenthürmen; und der Konflikt zwischen ihrem Streben und ihrem Vollbringen, das

Bewußtsein, daß sie lösen wollen, aber nicht lösen können, umdüstert ihre Seele, und sie werden, für die Welt verloren, — interessante Fälle der Psychiatrie.

2. Wesen des Problems.

Hat man einen Kreis vor sich, so kann man auch leicht die Länge seines Radius oder seines Durchmessers, der das Doppelte des Radius sein muß, bestimmen, und es entsteht nun zunächst die Frage nach der Zahl, welche angiebt, wievielmal so groß als sein Radius oder sein Durchmesser seine Peripherie, d. h. die Länge der Kreislinie selbst sei. Daß diese Verhältnißzahl für kleine und große Kreise immer dieselbe sein muß, folgt daraus, daß alle Kreise gleiche Gestalt haben. Die Zahl nun, welche angiebt, wievielmal so groß der Umfang eines Kreises ist als sein Durchmesser, haben seit Archimedes alle Mathematik treibenden Kulturvölker mit dem griechischen Anfangsbuchstaben des Wortes Peripherie, mit π bezeichnet. Die Zahl π berechnen, heißt also, berechnen, wievielmal so groß der Umfang eines Kreises ist als sein Durchmesser. Eine solche Berechnung heißt „numerische Rektifikation des Kreises". Nächst der Berechnung des Umfanges dürfte am wichtigsten die Berechnung des Flächeninhalts eines Kreises aus seinem Radius oder seinem Durchmesser sein, d. h. wieviel Fläche der innerhalb eines Kreises liegende Theil seiner Ebene mißt. Eine solche Berechnung, „numerische Quadratur" genannt, läßt sich aber auf die numerische Rektifikation, d. h. auf die Berechnung der Zahl π zurückführen. Denn es wird in der elementaren Geometrie bewiesen, daß der Inhalt eines Kreises eben so groß ist wie der Inhalt eines Dreiecks, welches entsteht, wenn man in dem Kreise einen Radius zieht, im Endpunkte desselben die Tangente, d. h. hier eine Senkrechte, errichtet, auf dieselbe von jenem Endpunkte aus die Länge des Kreisumfangs abträgt, und den

so erhaltenen Punkt mit dem Centrum des Kreises verbindet. Hieraus aber folgt, daß der Inhalt eines Kreises sovielmal so groß ist, als das Quadrat über seinem Radius, wie die Zahl π beträgt. Von dieser auf die Berechnung der Zahl π gegründeten numerischen Rektifikation und Quadratur des Kreises sind die Aufgaben wohl zu unterscheiden, welche verlangen, daß man aus dem Radius oder dem Durchmesser eines Kreises eine gerade Strecke, die gleich seinem Umfange ist, oder ein Quadrat, das gleich seinem Inhalte ist, konstruktiv herstellen soll, Aufgaben, die man füglich „konstruktive Rektifikation" und „konstruktive Quadratur" des Kreises zu nennen hätte. Angenähert kann man diese Aufgaben natürlich mit Benutzung eines angenäherten Werthes für die Zahl π leicht lösen; aber in der Geometrie heißt eine Konstruktionsaufgabe lösen, sie mathematisch genau lösen. Wäre die Zahl π genau gleich dem Verhältniß zweier ganzer Zahlen, so würde die konstruktive Rektifikation gar keine Schwierigkeiten bieten. Angenommen z. B., der Umfang eines Kreises wäre genau $3\frac{1}{7}$mal so groß als sein Durchmesser, so würde man den Durchmesser in 7 gleiche Theile theilen, was nach den Elementen der Planimetrie mit Zirkel und Lineal genau ausführbar wäre, dann würde man eine gerade Strecke, die genau dreimal so groß als der Durchmesser ist, um einen solchen Theil verlängern, und man hätte eine gerade Strecke gewonnen, die genau gleich dem Umfang eines Kreises wäre. Nun aber giebt es, wie bewiesen ist, thatsächlich nicht zwei ganze Zahlen, welche, und wären sie auch noch so groß, durch ihr Verhältniß die Zahl π genau darstellten. Folglich führt eine Rektifikation von der eben beschriebenen Art nicht zum Ziele. Es entsteht hierbei die Frage, ob nicht aus der bewiesenen Thatsache, daß die Zahl π nicht gleich dem Verhältniß zweier, wenn auch noch so großer, ganzer Zahlen ist, die Unmöglichkeit folgt, eine gerade Linie zu konstruiren,

die genau gleich dem Umfang eines Kreises ist. Diese Frage ist zu verneinen. Denn es giebt in der Geometrie sehr wohl Paare von zwei Strecken, von denen die eine aus der andern leicht konstruirt werden kann, obwohl sich zeigen läßt, daß keine zwei ganze Zahlen das Verhältniß solcher zwei Strecken darstellen können. Beispielsweise sind die Seite und die Diagonale eines Quadrats so beschaffen. Zwar ist das Verhältniß beider nahezu wie 5 zu 7. Genau aber ist dies nicht, und es giebt überhaupt nicht zwei Zahlen, die das Verhältniß genau darstellen könnten. Nichtsdestoweniger kann man aus der einen Strecke die andere mit alleiniger Anwendung von Zirkel und Lineal leicht konstruiren. Ebenso könnte es sich mit der Rektifikation des Kreises verhalten. Man darf also nicht aus der Unmöglichkeit, π als Verhältniß zweier ganzer Zahlen darzustellen, die Unmöglichkeit der Rektifikation schließen. Was die Quadratur des Kreises anbetrifft, so steht und fällt dieselbe mit der Rektifikation. Dies beruht auf der schon oben mitgetheilten Wahrheit, daß ein Kreis inhaltsgleich einem rechtwinkligen Dreieck ist, bei welchem die eine Kathete gleich dem Radius, die andere gleich dem Umfange ist. Hätte man also den Umfang eines Dreiecks rektifiziert, so würde man auch dieses Dreieck herstellen können; jedes Dreieck läßt sich aber, wie in den Elementen der Planimetrie gelehrt wird, mit Hülfe von Zirkel und Lineal in ein genau flächengleiches Quadrat verwandeln, so daß also ein Quadrat konstruirt werden könnte, das dem Kreise inhaltsgleich wäre, vorausgesetzt, daß es gelungen wäre, dessen Umfang zu rektifiziren. Die Abhängigkeit der Aufgaben der Berechnung der Zahl π, der Quadratur und der Rektifikation des Kreises voneinander, verpflichtet uns, in einer Geschichte der Quadratur des Zirkels auch die Untersuchungen über die Zahl π, sowie die Bemühungen um die Rektifikation des Kreises als gleichwerthig anzusehen und demgemäß zu berücksichtigen.

Wiederholt haben wir in dieser Erörterung den Ausdruck „mit Zirkel und Lineal konstruiren" gebraucht. Es ist nothwendig, klarzustellen, was für eine Bedeutung die Angabe dieser beiden Hülfsmittel hat. Wenn man in der Geometrie der Forderung, irgend eine Figur überhaupt nur herzustellen, soviele Bedingungen hinzufügt, daß nur eine Figur oder eine beschränkte Zahl von Figuren möglich wird, so nennt man in der Geometrie eine so vervollständigte Forderung eine Konstruktionsaufgabe, oder kurz eine Aufgabe. Wenn man nun eine derartige Aufgabe lösen soll, so hat man sie auf leichtere, schon als lösbar erkannte Aufgaben zurückzuführen; und, da diese letzteren dann wieder von noch einfacheren Aufgaben abhängen, so muß man schließlich auf gewisse, grundlegende Aufgaben stoßen, auf welchen die übrigen beruhen, welche aber selbst nicht auf noch einfachere Aufgaben zurückführbar sind. Diese grundlegenden Aufgaben sind so zu sagen die untersten Steine des Gebäudes der geometrischen Konstruktionsaufgaben. Es fragt sich nun, welche Aufgaben man passender Weise als grundlegend ansieht, und da hat sich gezeigt, daß die Lösung eines großen Theils der in der elementaren Planimetrie auftretenden Aufgaben auf der Lösung von nur fünf Aufgaben beruht und diese sind:

1. Herstellung einer geraden Linie, die durch zwei vorgeschriebene Punkte geht;

2. Herstellung eines Kreises, dessen Centrum ein vorgeschriebener Punkt ist und dessen Radius eine vorgeschriebene Länge hat;

3. Auffindung des Punktes, der auf zwei gegebenen, hinreichend weit verlängerten geraden Linien zugleich liegt, falls ein solcher Punkt (Schnittpunkt) überhaupt existirt;

4. Auffindung der beiden Punkte, die auf einer gegebenen geraden Linie und auf einem gegebenen Kreise zugleich liegen,

falls solche gemeinsamen Punkte (Schnittpunkte) überhaupt existiren;

5. Auffindung der beiden Punkte, die auf zwei gegebenen Kreisen zugleich liegen, falls solche gemeinsamen Punkte (Schnittpunkte) überhaupt existiren.

Zur Lösung der drei letzten dieser fünf Aufgaben braucht man nichts weiter als das Auge, während man zur Lösung der beiden ersten Aufgaben außer Bleistift, Tinte, Kreide u. dgl. noch besondere Hülfsmittel gebraucht; und zwar bedient man sich zur Lösung der ersten Aufgabe meist eines Lineals und zur Lösung der zweiten Aufgabe eines Zirkels. Doch muß hervorgehoben werden, daß es die Geometrie durchaus nichts angeht, welche mechanischen Hülfsmittel zur Lösung der obigen fünf Aufgaben angewandt werden. Die Geometrie beschränkt sich vielmehr darauf, vorauszusetzen, daß diese Aufgaben lösbar sind, und sieht eine komplizirte Aufgabe als gelöst an, wenn bei der Angabe der Konstruktionen, aus denen die Lösung besteht, keine anderen Forderungen gestellt werden, als die obigen fünf. Da also die Geometrie die Lösung dieser fünf Aufgaben nicht selbst angiebt, sondern im Gegentheil fordert, so nennt man dieselben Postulate.* Nicht alle Aufgaben der Planimetrie sind allein auf die fünf Postulate zurückführbar. Es giebt vielmehr auch Aufgaben, deren Lösung nur bewerkstelligt werden kann, wenn noch andere als jene fünf Aufgaben als lösbar vorausgesetzt werden, wie etwa die Herstellung einer Ellipse aus ihrem Centrum, ihrer großen und kleinen Axe. Wohl aber haben viele Aufgaben die Eigenschaft, daß sie mit alleiniger Hülfe der fünf

* Man spricht sonst immer nur von zwei Postulaten (bei uns Nr. 1 und Nr. 2). Da es aber für die eigentliche Geometrie unwesentlich ist, ob man zur Lösung einer Aufgabe nur das Auge oder noch besondere mechanische Hülfsmittel nöthig hat, so hält es der Verfasser für methodisch richtiger, fünf Postulate anzunehmen.

Postulate lösbar sind, und ist dies der Fall, so nennt man sie „mit Zirkel und Lineal“ oder kurz „elementar“ konstruirbar.

Nach diesen allgemeinen, aber für das Verständniß der Geschichte der Quadratur des Zirkels unumgänglich nothwendigen Erörterungen über Lösbarkeit geometrischer Konstruktionsaufgaben, wird die Bedeutung der Frage verständlich sein, ob die Quadratur des Zirkels lösbar, d. h. elementar lösbar ist oder nicht. Nun aber hat sich der oben erörterte Begriff der elementaren Lösbarkeit erst allmählich zu völliger Klarheit entwickelt, und wir treffen daher sowohl bei den Griechen wie bei den Arabern vielfach erfolgreiche Bemühungen, welche darauf hinausliefen, die Quadratur des Zirkels mit noch anderen Hülfsmitteln als den fünf Postulaten zu lösen. Auch diese Bemühungen haben wir zu beachten, und um so eher, als sie ebenso wie die erfolglosen Bemühungen um die elementare Lösung die Wissenschaft der Geometrie im ganzen förderten, indem sie namentlich zur Klärung der geometrischen Begriffe beitrugen.

3. Aegypter, Babylonier, Griechen.

Schon in dem ältesten mathematischen Buche, das wir besitzen, finden wir eine Regel darüber, wie man ein Quadrat zu machen hat, das einem vorliegenden Kreise inhaltsgleich ist. Dieses berühmte Buch, der Papyrus Rhind des British Museum, übersetzt und erklärt von Eisenlohr (Leipzig 1877), ist, wie in demselben angegeben wird, im dreiunddreißigsten Regierungsjahre des Königs Ra-a-us von einem Schreiber dieses Königs, namens Ahmes, verfaßt. Hiernach fällt die Abfassung des Buches in die Zeit der beiden Hiksos-Dynastien, also in die Zeit zwischen 2000 und 1700 vor Christi Geburt. Nun aber kommt hinzu, daß Ahmes einleitend erwähnt, er habe sein Buch nach der Vorlage von alten Schriften verfaßt, welche in

den Zeiten des Königs Raenmat verfertigt sind, woraus her-vorgeht, daß die Originale zu den mathematischen Mittheilungen des Ahmes noch ein halbes Jahrtausend älter sind, als der Papyrus Rhind. Die in diesem Papyrus angegebene Regel über die Bildung eines einem Kreise gleichen Quadrats sagt aus, man solle den Durchmesser des Kreises um $\frac{1}{9}$ seiner Länge verkürzen und über die so verkürzte Strecke ein Quadrat er-richten. Selbstverständlich hat ein solches Quadrat nur näherungs-weise gleichen Inhalt mit dem Kreise. Um eine Vorstellung von dem Genauigkeitsgrade dieser ersten, uralten Zirkel-Quadratur zu geben, sei bemerkt, daß, wenn der Durchmesser des gegebenen Kreises 1 Meter lang ist, das Quadrat, das ihm gleich sein soll, um etwas weniger als ein halbes Quadratdezimeter zu groß wird, eine Annäherung, die zwar schlechter ist, als die von Archimedes berechnete, aber doch immer noch besser ist, als so manche später benutzte Annäherung. Wie Ahmes oder seine Vorgänger zu jener angenäherten Quadratur gekommen sind, weiß man nicht. Doch ist festgestellt, daß sich dieselbe in Aegypten von Jahrhundert zu Jahrhundert fortgeerbt hat, so daß sie in der spätägyptischen Zeit wiederholt auftritt.

Außer bei den Aegyptern finden wir im vorgriechischen Alterthum auch bei den Babyloniern einen Versuch zur Kreis-berechnung, der freilich keine Quadratur, wohl aber eine Rekti-fikation des Kreisumfangs bezweckt. Die babylonischen Mathe-matiker hatten nämlich erkannt, daß, wenn man in einen Kreis seinen Radius als Sehne wiederholt einträgt, man nach sechs-maliger Eintragung auf den Ausgangspunkt zurückkommt, und schlossen hieraus, daß der Umfang des Kreises wenig größer sein muß, als eine Strecke, die sechsmal so lang wie der Radius d. h. dreimal so lang wie der Durchmesser ist. Wenn man, will, kann man eine Spur dieser babylonischen Kreisumfang-Berechnung auch in der Bibel finden. Denn dort wird im

1. Buch der Könige, Kap. 7, V. 23 und im 2. Buch der Chronica, Kap. 4, V. 2 das große Waschgefäß beschrieben, das unter dem Namen des „ehernen Meeres" eine Zierde des babylonischen Tempels bildete, und von diesem Gefäße gesagt, daß es zehn Ellen von einem Rande zum andern und dreißig Ellen ringsherum gemessen hätte. Noch deutlicher ist die Zahl 3 als Verhältnißzahl zwischen Umfang und Durchmesser im Talmud ausgedrückt, wo es wörtlich heißt: „Was im Umfang drei Längen mißt, ist eine Länge quer."

Was die älteren griechischen Mathematiker, wie Thales und Pythagoras, anbetrifft, so wissen wir von ihnen, daß sie sich die Grundlagen ihres mathematischen Wissens in Aegypten geholt haben. Aber es ist uns nichts darüber berichtet, ob dieselben die oben besprochene altägyptische Zirkel-Quadratur gekannt oder überhaupt das Problem behandelt haben. Wohl aber ist uns von dem etwas später lebenden Lehrer des Euripides und des Perikles, dem namentlich von Plato gepriesenen Philosophen und Mathematiker Anaxagoras überliefert, daß er im Gefängniß im Jahre 434 „die Quadratur des Kreises gezeichnet habe".

So lautet der Bericht Plutarchs im 17. Kapitel seiner Schrift „De exilio". Freilich wird uns nicht berichtet, in welcher Weise Anaxagoras die Lösung des Problems erreicht zu haben vermeinte, und ob er, bewußt oder unbewußt, eine angenäherte Lösung nach Art des Ahmes bewerkstelligt hatte. Jedenfalls aber hat Anaxagoras das Verdienst, auf eine Aufgabe aufmerksam gemacht zu haben, die sich als fruchtbringend erwies, indem sie die griechischen Gelehrten anspornte, sich mit Geometrie zu beschäftigen und diese Wissenschaft mehr und mehr zu fördern. Weiter wird uns von dem Mathematiker Hippias von Elis berichtet, „derselbe habe eine krumme Linie erfunden, welche zu einem doppelten Zwecke dienen konnte,

erstens zur Dreitheilung eines Winkels, zweitens zur Quadratur des Kreises. Diese krumme Linie ist die von späteren griechischen Mathematikern oft erwähnte τετραγωνίζουσα, von den Römern quadratrix genannt. Ueber die Natur dieser Kurve wissen wir durch Pappus genau Bescheid. Doch wird es hier genügen, zu erfahren, daß die quadratrix kein Kreis oder Kreistheil ist, so daß ihre Herstellung nicht vermittelst der in 2. erwähnten Postulate möglich ist. Deshalb ist die auf die Konstruktion der quadratrix gegründete Lösung der Quadratur des Zirkels keine elementare Lösung in dem in 2. besprochenen Sinne. Freilich kann man sich einen Mechanismus denken, der diese Kurve ebenso gut zeichnet, wie ein Zirkel einen Kreis zeichnet. Und mit Hülfe eines solchen Mechanismus wäre dann die Quadratur des Zirkels genau lösbar. Aber, wenn es gestattet ist, ein für die Lösung gerade geeignetes Hülfsmittel anzuwenden, kann man jede Aufgabe als lösbar bezeichnen. Genau genommen, ist infolge der Erfindung der Kurve des Hippias nur eine unüberwindliche Schwierigkeit durch eine andere ebenso unüberwindliche ersetzt. Später, um 350, zeigte der Mathematiker Dinostratus, daß die quadratrix auch dazu benutzt werden kann, die Aufgabe der Rektifikation des Kreises zu lösen, und von nun an spielt diese Aufgabe in der griechischen Mathematik fast dieselbe Rolle, wie die von uns in 2. als mit ihr verwandt erkannte Aufgabe der Quadratur des Zirkels.

Als nun diese Probleme anfingen, auch den gelehrten Nicht-Mathematikern Griechenlands bekannt zu werden, tauchten sofort auch Lösungsversuche auf, welche würdig sind, den in 1. geschilderten Lösungen moderner Quadratoren an die Seite gestellt zu werden. Namentlich waren es die Sophisten, welche glaubten, durch eine bestechende Dialektik ein Bollwerk nehmen zu können, das dem Verstande der berühmtesten Mathematiker Widerstand leistete. Mit kindischer Wortklauberei sagte man,

daß die Quadratur des Kreises auf der Auffindung einer Zahl beruhen müsse, die ein Quadrat und einen Kreis zugleich darstelle, ein Quadrat, indem sie eine Quadratzahl sei, einen Kreis, indem sie wieder mit derselben Zahl endige, wie die Grundzahl, aus der sie durch Multiplikation mit sich selbst hervorgehe. So müßte, meinte man, die Zahl 36 die Lösung des berühmt gewordenen Problems darstellen. Derartigen Wortverdrehungen gegenüber erscheinen die, wenn auch ungenauen Ueberlegungen der Mathematiker Bryson und Antiphon, beide Zeitgenossen des Sokrates, als sehr verständig. Antiphon theilte den zu verwandelnden Kreis in vier gleiche Bögen, erhielt durch Verbindung der Theilpunkte ein Quadrat, theilte jeden Bogen wiederum in zwei gleiche Theile, erhielt so ein einbeschriebenes Achteck, ging dann zum einbeschriebenen Sechzehneck über, und erkannte, daß so die einbeschriebene Figur mehr und mehr sich dem Kreise näherte. So solle man, meinte er, fortschreiten, bis dem Kreise ein Vieleck einbeschrieben sei, dessen Seiten, ihrer Kleinheit wegen, mit dem Kreise zusammenfallen würden. Dieses Vieleck konnte nun nach den schon von den Pythagoräern gelehrten Methoden in ein gleichflächiges Quadrat verwandelt werden, wodurch Antiphon die Quadratur des Zirkels für gelöst erachtete. Gegen diese Methode läßt sich nichts weiter einwenden, als daß dieselbe immer eine angenäherte bleiben muß, wie weit man auch die Halbirung der Bögen fortsetzen möge. Besser noch war der Quadraturversuch des Bryson aus Herakläa, insofern dieser Gelehrte sich nicht damit begnügte, ein Quadrat zu finden, das sehr wenig kleiner war als der Kreis, sondern sich auch durch die umbeschriebenen Polygone ein Quadrat verschaffte, das sehr wenig größer war als der Kreis. Dabei beging Bryson nur den Fehler, daß er meinte, die Kreisfläche sei das arithmetische Mittel zwischen einem einbeschriebenen und einem umbeschriebenen Polygone von gleicher Seitenzahl. Trotz

dieses Fehlers hat Bryson erstens das Verdienst, durch Betonung der Nothwendigkeit eines zu großen und eines zu kleinen Quadrats den Begriff einer oberen und einer unteren „Grenze“ bei Annäherungen in die Mathematik eingeführt zu haben, zweitens auch das Verdienst, durch Vergleich der ein- und umbeschriebenen regulären Polygone mit dem Kreise dem Archimedes den Weg zu einem Näherungswerth für die Zahl π gezeigt zu haben.

Von einem neuen Gesichtspunkte aus behandelte, bald nach Antiphon und Bryson, Hippokrates von Chios das mehr und mehr berühmt gewordene Problem. Hippokrates konnte sich nicht mit näherungsweise stattfindenden Gleichheiten begnügen, und suchte nach krummlinigt begrenzten ebenen Figuren, die mathematisch genau einer geradlinigt begrenzten Figur gleich waren, und demnach in ein inhaltsgleiches Quadrat mit Zirkel und Lineal verwandelt werden konnten. Zunächst fand Hippokrates, daß das halbmondförmige Flächenstück, welches entsteht, wenn man in einem Kreise zwei senkrechte Radien zieht und über der Verbindungslinie ihrer Endpunkte einen Halbkreis zeichnet, genau inhaltsgleich dem Dreieck ist, das von dieser Verbindungslinie und den beiden Radien gebildet wird, und demgemäß ging nun das Streben dieses unermüdlichen Gelehrten dahin, einen Kreis in einen Halbmond zu verwandeln. Freilich konnte er dieses Ziel nicht erreichen; wohl aber fand er bei seinen Bemühungen dazu manche neue geometrische Wahrheit, unter anderen die Verallgemeinerung des eben erwähnten Satzes, welche noch heut in den Lehrbüchern den Namen „Lunulae Hippocratis“ trägt. So zeigt es sich bei Hippokrates im deutlichsten Lichte, wie gerade die unlösbaren Probleme einer Wissenschaft geeignet sind, dieselbe zu fördern, indem sie die Forscher anlockten, sich mit Ausdauer der Wissenschaft hinzugeben und so ihre Tiefen zu ergründen.

In der historischen Reihenfolge der großen griechischen

Geometer folgt auf Hippokrates der Systematiker Euklides, dessen starres, geometrisches Lehrgebäude bis in unser Jahrhundert hinein maßgebend geblieben ist. Von einer Quadratur des Zirkels oder einer Kreisberechnung enthalten aber die „Elemente" des Euklid gar nichts. Zwar finden sich darin Flächenvergleichungen, die sich auf den Kreis beziehen, aber nirgends eine Berechnung des Kreisumfangs oder Kreisinhalts. Diese bei Euklid fühlbare Lücke füllte nun Archimedes, der bedeutendste Mathematiker des Alterthums, aus. Archimedes, in Syrakus 287 geboren, lebte daselbst den mathematischen und physikalischen Wissenschaften, die er mit den wichtigsten Schätzen bereicherte, bis er nach der Einnahme seiner Vaterstadt durch Marcellus im Jahre 212 von einem römischen Soldaten erschlagen wurde, dem er verboten hatte, ihm seine in den Sand gezeichneten Kreise zu zerstören. Zu den bedeutendsten Leistungen des Archimedes gehört unstreitig die von ihm erfolgreich unternommene Berechnung der Zahl π. Wie Bryson, ging er von den einem Kreise ein- und umbeschriebenen regulären Vielecken aus. Er zeigte, wie man von dem Umfang des einbeschriebenen Sechsecks, der sechs Radien beträgt, rechnerisch zum Umfang des regulären Zwölfecks und so weiter zum Umfang von immer doppelt so großer Seitenzahl gelangen könne. Indem er in ähnlicher Weise dann auch die umbeschriebenen Vielecke behandelte und bei beiden Vielecks-Reihen bis zum regulären 96-Eck aufstieg, erkannte er einerseits, daß das Verhältniß des Umfangs des einbeschriebenen regulären 96-Ecks zum Durchmesser größer ist als $6336 : 2017\frac{1}{4}$, andererseits, daß das entsprechende auf das umbeschriebene 96-Eck bezügliche Verhältniß kleiner als $14688 : 4673\frac{1}{2}$ ist. Hieraus schloß er, daß die Zahl π, das Verhältniß des Kreisumfangs zum Durchmesser, größer als der Bruch $\frac{6336}{2017\frac{1}{4}}$ und kleiner als $\frac{14688}{4673\frac{1}{2}}$

ist. Behufs Abrundung der beiden für die Zahl π gefundenen Grenzen zeigte dann Archimedes, daß der erste Bruch größer als $3\frac{10}{71}$, und daß der zweite Bruch kleiner als $3\frac{1}{7}$ ist, woraus mit Sicherheit folgte, daß die gesuchte Zahl π zwischen $3\frac{1}{7}$ und $3\frac{10}{71}$ liegt. Der größere dieser beiden, die Zahl π einschließenden Näherungswerthe, also $3\frac{1}{7}$, wird gewöhnlich nur gelernt und angewandt. Was bei der Archimedeischen Berechnung von π uns mit der größten Bewunderung erfüllt, das ist einerseits die große Schärfe und Genauigkeit in allen Detail-Berechnungen, andererseits die unermüdliche Ausdauer, welche Archimedes, die Vortheile der indischen Zifferschrift und der Dezimalbruch-Schreibweise entbehrend, bei der Auffindung der Grenzen für π bewiesen haben muß. Denn man bedenke, daß an zahlreichen Stellen des Berechnungsweges das erforderlich war, was wir heute Wurzel-Ausziehung nennen, und daß Archimedes nur durch äußerst mühsame Rechnerei zu Verhältnissen gelangen konnte, die näherungsweise die Wurzel aus vorliegenden Zahlen oder Brüchen ausdrückten.

Was die auf Archimedes folgenden griechischen Mathematiker anbetrifft, so erwähnen und benutzen dieselben den Näherungswerth $3\frac{1}{7}$ für π, ohne jedoch sonst hinsichtlich der Quadratur des Zirkels oder der Kreisberechnung etwas wesentlich Neues hinzuzufügen. So gebraucht ums Jahr 100 v. Chr. G. Heron von Alexandrien, der Vater der Feldmesser, bei seinen praktischen Ausmessungen theils die Zahl $3\frac{1}{7}$ für π, theils auch die rohere Annäherung π gleich 3. Nur der Astronom Ptolemäus, der um 150 n. Chr. G. in Alexandrien wirkte und durch sein bis zu Koppernikus allgemein anerkanntes Welt-System berühmt ist, weiß außer dem Näherungswerth des Archimedes noch einen genaueren anzugeben, den er in der von ihm angewandten Sexagesimalbruch-Schreibweise durch 3, 8, 30 bezeichnet, d. h. 3 und $\frac{8}{60}$ und $\frac{30}{3600}$, oder, wie wir jetzt sagen

3 Ganze 8 Minuten (partes minutae primae) und 30 Sekunden (partes minutae secundae). In der That drückt $3 + \frac{8}{60} + \frac{30}{3600} = 3\frac{17}{120}$ die Zahl π noch etwas genauer aus als $3\frac{1}{7}$, ist aber dafür auch durch die Größe der Zahlen 17 und 120 gegenüber den Zahlen 1 und 7 unbequemer.

4. Römer, Inder, Chinesen, Araber, christliche Kultur bis Newton.

In den mathematischen Wissenschaften standen die Römer mehr noch als in anderen Wissenschaften auf den Schultern der Griechen. Ja, hinsichtlich der Kreisberechnung fügten sie nicht blos nichts zu den griechischen Entdeckungen hinzu, sondern zeigten sogar öfter, daß sie das schöne Resultat des Archimedes nicht kannten oder wenigstens nicht zu schätzen wußten. So rechnet z. B. der unter Augustus lebende Vitruvius, daß der Umfang eines Rades von vier Fuß Durchmesser $12\frac{1}{2}$ Fuß betragen müsse, d. h. er setzt $\pi = 3\frac{1}{8}$. So enthält eine uns durch die Gudianische Handschrift der Wolfenbütteler Bibliothek erhaltene Abhandlung über Feldmesserei folgende Anweisung zur Quadratur des Zirkels. Man nehme den vierten Theil des Umfangs eines Kreises als Seite eines Quadrats, dann ist letzteres dem Kreise inhaltsgleich. Abgesehen davon, daß zur Konstruktion dieses Quadrats die Rektifikation eines Kreisbogens erforderlich wäre, so ist diese römische Quadratur auch rein rechnerisch so ungenau wie keine sonstige Kreisberechnung, denn sie läuft darauf hinaus, daß $\pi = 4$ ist.

Größer als die mathematischen Leistungen der Römer, ja sogar in gewissen Richtungen die der Griechen übertreffend, waren die mathematischen Leistungen der Inder. In der ältesten Quelle, die wir für die Mathematik der Inder kennen, in den wenig vor Beginn unserer Zeitrechnung entstandenen Culvasûtras finden wir zwar nicht die Quadratur des Zirkels, wohl aber

die umgekehrte Aufgabe behandelt, die man füglich Zirkulatur des Quadrats nennen könnte. Die halbe Seite eines gegebenen Quadrats wird dort um den dritten Theil des Ueberschusses der halben Diagonale über die halbe Seite verlängert und die so erhaltene Strecke als Radius des gesuchten, dem Quadrate inhaltsgleichen Kreises angesehen. Um ein Maß für die Genauigkeit dieser Konstruktion zu erhalten, ist es am einfachsten zu berechnen, wie groß π sein müßte, wenn die Konstruktion genau richtig wäre. Dadurch erhält man, daß das der indischen Zirkulatur des Quadrats zu Grunde liegende π um 5 bis 6 Hundertstel kleiner ist als das wahre, während der Archimedeische Näherungswerth $3\frac{1}{7}$ nur um 1 bis 2 Tausendstel zu groß ist, und der alt-ägyptische Werth den wahren Werth, um 1 bis 2 Hundertstel übersteigt. Einen gewaltigen Fortschritt muß aber die Kreisberechnung bei den Indern in den ersten 4 bis 5 Jahrhunderten unserer Zeitrechnung gemacht haben. Denn der um 500 nach Chr. Geb. lebende Aryabhatta spricht davon, daß das Verhältniß des Kreisumfangs zum Durchmesser 62 832 zu 20 000 sei, eine Annäherung, die an Genauigkeit selbst die des Ptolemäus übertrifft. Das indische Resultat liefert nämlich 3,1416 für π, während π wirklich zwischen 3,141592 und 3,141593 liegt. Wie die Inder zu diesem so guten Näherungswerth gelangt sind, darüber berichtet Ganeça, der Kommentator des im 12. Jahrhundert lebenden Bhâskara. Derselbe sagt, man habe den Weg des Archimedes weiter verfolgt, sei durch stete Verdoppelung der Seitenzahl vom Sechseck aus bis zum 384-Eck fortgeschritten, und habe so durch Vergleich der Umfänge des um- und einbeschriebenen 384-Ecks gefunden, daß π gleich 3927 : 1250 sei. Man erkennt, daß dieser von Bhâskara angegebene Werth mit dem von Aryabhatta angegebenen Werthe identisch ist. Bemerkenswerth ist ferner, daß der frühere von diesen beiden indischen Mathematikern weder den Werth $3\frac{1}{7}$

des Archimedes, noch den Werth $3\frac{17}{120}$ des Ptolemäus erwähnt, der spätere aber beide Werthe kennt, und den des Archimedes als den für praktische Anwendungen brauchbarsten besonders empfiehlt. Bei Bramagupta, dem im Beginn des 7. Jahrhunderts lebenden großen indischen Mathematiker, kommt sonderbarerweise der gute Näherungswerth des Aryabhatta nicht vor, wohl aber die wunderbare Angabe, daß der Inhalt des Kreises genau die Quadratwurzel aus zehn sein, wenn sein Radius gleich eins ist. Der aus dieser Angabe entspringende Werth von π, der um 2 bis 3 Hundertstel zu groß ist, ist sicher auf indischem Boden gewachsen. Denn einerseits kommt er bei keinem griechischen Mathematiker vor, andererseits berichten arabische Schriftsteller, die die griechische und indische mathematische Literatur besser übersehen konnten, als wir heutzutage, daß die Annäherung, welche π der Quadratwurzel aus zehn gleichsetzt, indischen Ursprungs ist. Möglicherweise haben die der Zahlen-Mystik mehr als jedes andere Volk ergebenen Inder in dieser Annäherung einen Zusammenhang mit dem Umstande suchen wollen, daß der Mensch zehn Finger hat, und demgemäß Zehn die Basis ihres Zahlsystems ist. Fassen wir die Leistungen der Inder hinsichtlich der Quadratur des Zirkels zusammen, so erkennen wir, daß dieses mehr für Rechnen als für räumliche Anschauung veranlagte Volk hinsichtlich der rein geometrischen Seite des Problems so gut wie nichts geleistet hat, daß es aber das Verdienst hat, den von Archimedes angegebenen Weg, π zu berechnen, mehrere Stationen weiter verfolgt zu haben, und dadurch zu einem viel genaueren Werthe gelangt zu sein, eine Leistung, die erklärlich wird, wenn man bedenkt, daß die Inder die Erfinder unserer Zifferschrift sind, durch die sie dem Archimedes, der noch die schwerfällige griechische Zifferschrift handhabte, leicht überlegen sein konnten.

Was die Chinesen anbetrifft, so haben dieselben in den

ältesten Zeiten mit dem babylonischen Werth 3 für π operirt, und mindestens seit Ende des 6. Jahrhunderts den Archimedeischen Näherungswerth gekannt. Außerdem tritt in einzelnen mathematischen Schriften der Chinesen ein ihnen eigenthümlicher Näherungswerth, nämlich π gleich $3\frac{7}{50}$, auf, der aber, trotzdem er mit größeren Ziffern geschrieben wird, nicht besser ist, als der Archimedeische. Bemühungen um die konstruktive Quadratur des Zirkels finden sich bei den Chinesen nicht.

Höhere Verdienste um die Fortentwickelung der Mathematik hatten die Araber, namentlich auch dadurch, daß sie eben sowohl die griechische wie die indische Mathematik vor Vergessenwerden bewahrten und dem christlichen Abendlande überlieferten. So unterschieden die Araber ausdrücklich den Archimedeischen Näherungswerth von den indischen Werthen: Quadratwurzel aus 10 und 62 832 : 2000. Diese Unterscheidung findet sich auch bei Muhammed ibn Musa Alchwarizmî, demselben Gelehrten, der im Anfang des 9. Jahrhunderts das Prinzip unserer heutigen Zifferschrift aus Indien holte und in der muhammedanischen Welt verbreitete. Aber nicht allein die numerische, sondern auch die konstruktive Quadratur des Zirkels studirten die Araber, so der um 1000 in Aegypten lebende Araber Ibn Alhaitam, dessen Abhandlung über die Quadratur des Zirkels in einem bisher leider noch nicht bearbeiteten Vatikan-Kodex erhalten ist.

Die christliche Kultur, zu der wir jetzt überzugehen haben, brachte bis zur zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts äußerst geringe mathematische Leistungen hervor. Auch hinsichtlich unseres Problems haben wir nur ein einziges bedeutenderes Werk zu verzeichnen, nämlich das in sechs Büchern verfaßte, uns aber nur in Bruchstücken erhaltene Werk Frankos von Lüttich über die Quadratur des Zirkels. Der Verfasser, in der ersten Hälfte des 11. Jahrhunderts lebend, war wahrscheinlich ein Schüler des als Mathematiker für seine Zeit nicht unbedeutenden Papstes

Silvester II., der auch das berühmteste Geometriebuch dieser Zeit geschrieben hat.

Größeres Interesse wurde der Mathematik im allgemeinen, besonders aber der Quadratur des Zirkels, zugewandt, als in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts die Wissenschaften anfingen, wieder aufzublühen. Dieses Interesse weckte namentlich der wegen seiner astronomischen und kalendarischen Studien hochangesehene Kardinal Nikolaus von Cusa. Derselbe gab vor, die Quadratur des Kreises mit alleiniger Benutzung von Zirkel und Lineal gefunden zu haben, und lenkte damit die Aufmerksamkeit der Gelehrten auf das historisch gewordene Problem. Man glaubte dem berühmten Kardinal und staunte seine Weisheit an, bis Regiomontanus durch Briefe, die er 1464 und 1465 schrieb, und die 1533 im Druck erschienen, streng nachwies, daß Cusas Quadratur des Zirkels falsch war. Die Cusanische Konstruktion war folgende. Man verlängere den Radius des gegebenen Kreises um die Seite des einbeschriebenen Quadrats, nehme die erhaltene Strecke als Durchmesser eines zweiten Kreises und schreibe dem letzteren ein gleichseitiges Dreieck ein. Dann ist der Umfang des letzteren gleich der Peripherie des ursprünglichen Kreises. Betrachtet man diese Konstruktion, welche ihr Erfinder für genau hielt, als eine Näherungs-Konstruktion, so ergiebt sich, daß dieselbe noch ungenauer ist als die aus dem Werthe $\pi = 3\frac{1}{7}$ hervorgehende Konstruktion. Denn nach Cusa müßte π um 5 bis 6 Tausendstel kleiner sein, als es wirklich ist. Im Anfang des 16. Jahrhunderts trat ein gewisser Bovillus auf, um die Cusanische Konstruktion von neuem zu verkünden, fand jedoch keine Beachtung. Um die Mitte des 16. Jahrhunderts aber erschien ein Buch, dem die Gelehrten seiner Zeit anfänglich ihr Interesse zuwandten. Es hatte den stolzen Titel: „De rebus mathematicis hactenus desideratis.“ Sein Verfasser Orontius

Finäus that so, als wenn er alle Schwierigkeiten überwunden hätte, die jemals sich den geometrischen Forschern entgegengestellt hätten, und theilte demgemäß auch die „wahre Quadratur" des Zirkels mit. Sein Ruhm dauerte nicht lange. Denn bald wies der Portugiese Petrus Nonius in einem Buche, betitelt De erratis Orontii, nach, daß die Quadratur des Orontius ebenso wie die meisten seiner sonstigen, angeblichen Entdeckungen falsch waren. In der nun folgenden Zeit nahm die Zahl der Quadratur-Konstruktionen so zu, daß wir uns auf diejenigen Quadratoren beschränken müssen, denen die Mathematiker Beachtung schenkten. Hier ist vor allem Simon Van-Eyck zu nennen, der am Ende des 16. Jahrhunderts eine Quadratur veröffentlichte, die so angenähert war, daß der aus ihr folgende Werth von π genauer war, als der Archimedeische, so daß der Mathematiker Peter Metius, um Van-Eyck widerlegen zu können, gezwungen war, einen noch besseren Werth als $3\frac{1}{7}$ zu suchen. So gab der fehlgreifende Quadrator Veranlassung dazu, daß Peter Metius entdeckte, daß der Bruch 355 : 113 oder $3\frac{16}{113}$ sich von dem wahren Werthe von π um weniger als ein Milliontel unterschied, also alle bis dahin gefundenen Werthe weit in den Schatten stellte. Man kann überdies vermittelst der Kettenbruch-Theorie nachweisen, daß bei Zulassung von höchstens vierziffrigen Zahlen kein Zahlenpaar den Werth von π genauer darstellt, als 355 und 113. Ebenso forderte die Quadratur des als Philologe nicht unbedeutenden Joseph Skaliger zu Widerlegungen auf. Wie die meisten an ihren Fund glaubenden Quadratoren, war auch Skaliger in den Elementen der Geometrie wenig bewandert. Dennoch löste er, wenigstens seiner Meinung nach, das berühmte Problem, und veröffentlichte 1592 ein Buch darüber, das den anspruchsvollen Titel Nova cyclometria führte, und in dem der Name des Archimedes verhöhnt wurde. Die Werthlosigkeit seiner vermeintlichen Entdeckung wurde ihm

von den bedeutendsten Mathematikern seiner Zeit: Vieta, Adrianus Romanus und Clavius nachgewiesen. Von fehlgreifenden Quadratoren haben wir bis zur Mitte des 17. Jahrhunderts namentlich noch drei zu erwähnen, den um die Astronomie wohlverdienten Longomontanus aus Kopenhagen, den Neapolitaner Johannes Porta und Gregorius von St. Vinzent. Longomontanus setzte π gleich $3\frac{14185}{100000}$ und war von der Richtigkeit seiner Quadratur so überzeugt, daß er in der Vorrede seines Werkes „Inventio quadraturae circuli“ Gott innigst dankte, daß er ihn in seinem hohen Alter dazu gestärkt hätte, die berühmte Aufgabe zu lösen. Johannes Porta knüpfte an Hippokrates an und glaubte das Problem durch Vergleich von Halbmonden gelöst zu haben. Gregorius von St. Vincent veröffentlichte eine Quadratur, bei der der Fehler schwer erkennbar war, aber schließlich von Cartesius gefunden wurde. Von berühmten Mathematikern, die sich in der Zeit vom Ende des 15. Jahrhunderts bis auf Newton mit unserem Problem beschäftigt haben, tritt uns zuerst der schon oben erwähnte Peter Metius entgegen, dem es gelang, in dem Bruche 355 : 113 den besten aus nur kleinen Zahlen bestehenden Näherungswerth für π zu finden. In anderer Weise förderte der berühmte Geometer Vieta das Problem. Vieta war der erste, welcher den Gedanken hatte und ausführte, durch eine unendliche Reihe von vorzunehmenden Operationen die Zahl π mathematisch genau darzustellen. Durch Vergleich der ein- und umbeschriebenen regulären Polygone fand Vieta, daß man der Zahl π immer näher kommt, wenn man in gewisser Weise die Operationen der Wurzel-Ausziehung aus $\frac{1}{2}$, der Addition und der Multiplikation aufeinanderfolgen läßt, so daß π sich genau ergeben müßte, wenn man diese Operationsfolge unendlich lange fortsetzen könnte. So fand Vieta, daß zu einem Durchmesser von 10000 Millionen Einheiten eine Peripherie von 31415 Millionen

und 926535 bis 926536 ebenso langen Einheiten gehört. Vieta wurde aber noch überboten durch den Niederländer Adrianus Romanus, der den zehn Dezimalstellen des Vieta weitere fünf hinzufügen konnte. Um dieses Ziel zu erreichen, berechnete er unter unsäglichen Mühen den Umfang eines umbeschriebenen regulären Polygons von 1073 Millionen 741824 Seiten. Diese Zahl ist nämlich die dreißigste Potenz der Zahl 2. Wie groß aber auch die Arbeit des Adrianus Romanus gewesen sein mag, größer war noch die Ludolfs van Ceulen, dem es gelang, die archimedeische Annäherungsweise so weit fortzusetzen, daß sich π auf 35 Dezimalstellen ergab, d. h., daß die Abweichung vom wahren Werthe kleiner als einhunderttausend-quintilliontel wurde, ein Genauigkeitsgrad, von dem wir uns nur schwer eine Vorstellung machen können. Ludolf veröffentlichte auch die ungeheuren Zahlenreihen, die ihn allmählich zu seinem Resultate geführt hatten. Diese Zahlenreihen wurden dann von dem Mathematiker Griemberger genau geprüft und als richtig befunden. Ludolf war mit Recht stolz auf sein Resultat, und dem Beispiele des Archimedes folgend, bestimmte er testamentarisch, daß das Ergebniß seiner wichtigsten mathematischen Leistung, nämlich die berechneten 35 Dezimalstellen von π, auf sein Grabmal gesetzt werden möchte, eine Bestimmung, die auch ausgeführt sein soll. Ludolf zu Ehren nennt man noch heute die Zahl π auch die Ludolf'sche Zahl. War nun auch durch die Ludolf'sche Arbeit für alle Kreisberechnungen ein Genauigkeitsgrad erreicht, wie er für alle praktischen Fälle, die jemals auftreten können, mehr als ausreichend war, so war doch dadurch weder das Problem der konstruktiven Rektifikation, noch das der konstruktiven Quadratur theoretisch irgend wie gefördert. Mathematisch werthvoller als die Arbeit Ludolfs waren die um die Mitte des 17. Jahrhunderts angestellten Untersuchungen der berühmten Mathematiker und Physiker Huygens und Snellius. Snellius ging

in seinem Buche „Cyclometricus“ davon aus, daß die von Archimedes herrührende und dann auch von Ludolf angewandte Methode in der Vielecks-Vergleichung durchaus nicht die zum Zweck der Kreisberechnung beste Methode zu sein brauche; und es gelang ihm, durch Sätze, die aussprechen, daß gewisse Kreisbögen größer oder kleiner als gewisse mit dem Kreise zusammenhängende gerade Strecken seien, zu Methoden zu gelangen, welche es gestatteten, Resultate wie das Ludolf'sche mit weit weniger Rechenmühen zu erzielen. Die schönen Sätze des Snellius wurden dann von dem berühmten niederländischen Förderer der Theorie des Lichts (Huygens, Opera varia, S. 365 u. f., Theoremata de circuli et hyperbolae quadratura, 1651) nochmals und besser bewiesen, sowie auch vielfach vervollständigt. Snellius und Huygens waren sich wohl bewußt, daß sie nur das Problem der numerischen Quadratur, nicht aber das der konstruktiven Quadratur gefördert hätten. Dies trat bei Huygens deutlich in dem heftigen Streite hervor, den er mit dem englischen Mathematiker James Gregory ausfocht. Dieser Streit ist für die Geschichte unseres Problems insofern bemerkenswerth, als Gregory den ersten Versuch anstellte, um zu beweisen, daß die Quadratur des Kreises mit Zirkel und Lineal unmöglich sein müsse. Das Resultat der Polemik, der wir viele werthvolle Schriften verdanken, war dies, daß Huygens schließlich in unwiderlegbarer Weise die Unrichtigkeit des Gregory'schen Unmöglichkeitsbeweises nachwies, wobei er hinzufügte, daß er zwar die Lösung des Problems mit Zirkel und Lineal für unmöglich halte, aber außerstande sei, diese Unmöglichkeit zu beweisen. Ebenso sprach sich später Newton aus. Und es hat in der That bis in die jüngste Zeit, also noch über 200 Jahre gedauert, bis die höhere Mathematik so weit gefördert war, daß ein strenger Unmöglichkeitsbeweis geliefert werden konnte.

5. Von Newton bis jetzt.

Ehe wir den fördernden Einfluß besprechen, den die Erfindung der Differential- und Integralrechnung auf unser Problem ausübte, wollen wir von der endlosen Reihe der fehlgreifenden Quadratoren, welche von Newton bis jetzt die Welt mit den Früchten ihres Ingeniums erfreuten, wenigstens einige aufzählen, wobei wir aus Pietät gegen die Mitwelt die Quadratoren unserer Zeit ganz fortlassen wollen. Da ist zuerst der berühmte englische Philosoph Hobbes zu nennen. Derselbe geht in seinem Buche De problematis physicis, worin er namentlich die Schwere und die Meeresfluthwelle erklären will, auch auf die Quadratur des Zirkels ein und giebt eine sehr triviale Konstruktion, welche nach seiner Meinung das berühmte Problem endgültig löst, nach welcher aber π gleich $3\frac{1}{5}$ sein müßte. Bei der Bedeutung Hobbes' als Philosoph hielten es zwei Mathematiker, Huygens und Wallis, beide für angezeigt, Hobbes ausführlich zu widerlegen. Hobbes aber vertheidigte seine Behauptungen in einer besonderen Schrift, worin er, um scheinbar Recht zu behalten, die Grundbegriffe der Geometrie und den Pythagoräischen Lehrsatz in Zweifel zog, so daß die Mathematiker über ihn zur Tagesordnung übergehen durften. Im vorigen Jahrhundert war namentlich Frankreich reich an Quadratoren. Wir nennen: Olivier de Serres, welcher mit Benutzung einer Wagschale bestimmte, daß ein Kreis ebensoviel wiege, wie das Quadrat über der Seite des dem Kreise einbeschriebenen gleichseitigen Dreiecks, daß also beide gleichen Inhalt haben müßten, ein Experiment, nach welchem $\pi = 3$ wäre; Mathulon, welcher gerichtlich tausend Thaler für denjenigen festsetzte, der ihm einen Fehler bei seiner Lösung der Quadratur nachwies, und der dann wirklich zur Zahlung des Geldes verurtheilt wurde; Basselin, welcher glaubte, seine Quadratur müßte richtig sein,

weil sie mit dem Näherungswerth des Archimedes im Einklang war, und welcher die undankbare Mitwelt verfluchte, in der Hoffnung, von der Nachwelt anerkannt zu werden; Liger, welcher beweisen konnte, daß ein Theil größer als das Ganze sei, und dem daher die Lösung der Quadratur des Zirkels nur ein Kinderspiel war; Clerget, welcher seine Lösung darauf gründete, daß der Kreis ein Polygon von bestimmter Seitenzahl sei, und der u. a. auch berechnete, wie groß der Punkt ist, in dem sich zwei Kreise berühren. Doch auch Deutschland und Polen stellten zu jener Zeit ihr Kontingent für das Heer der Quadratoren. Oberstlieutenant Corsonich lieferte eine Quadratur, nach der $\pi = 3\frac{1}{8}$ sein müßte, und versprach 50 Dukaten demjenigen, der ihre Unrichtigkeit beweisen könnte. Hesse in Berlin verfaßte 1776 ein Rechenbuch, in welchem auch eine wahre Zirkelquadratur „mitgetheilt wurde", nach der π genau gleich $3\frac{14}{99}$ war. Um dieselbe Zeit vertheidigte Professor Bischoff in Stettin eine Quadratur, die vorher von dem Rittmeister Leistner, von dem Prediger Merkel und von dem Schulmeister Böhm veröffentlicht war, und die implicite π gleich dem Quadrate von $\frac{62}{35}$ setzte, also noch nicht einmal die Annäherung des Archimedes erreichte.

Von derartigen Quadratur-Versuchen sind sehr wohl solche Näherungs-Konstruktionen zu unterscheiden, bei denen der Urheber sich bewußt ist, daß er keine mathematisch genaue, sondern nur eine angenäherte Konstruktion gefunden hat. Dann wird der Werth einer solchen Konstruktion von Zweierlei abhängen, erstens von dem in Zahlen ausgedrückten Genauigkeitsgrade, zweitens davon, ob die Konstruktion mehr oder weniger leicht mit Zirkel und Lineal ausgeführt werden kann. Derartige einfache und doch auch für die Praxis hinreichend genaue Konstruktionen sind seit Jahrhunderten in großer Anzahl geliefert. Auch der berühmte Mathematiker Euler (gest. 1783) hat es nicht für un-

angemessen gehalten, eine solche Näherungskonstruktion zu liefern. Eine besonders einfache und auch in viele geometrische Lehrbücher übergegangene Konstruktion für die Rektifikation des Kreises wurde im Jahre 1685 in den „Leipziger Berichten“ von Kochansky geliefert. Dieselbe lautet: „Man errichte in den Endpunkten eines Durchmessers Lothe auf demselben, trage im Centrum an den Durchmesser einen Winkel von 30° an, suche den Schnittpunkt des angetragenen Schenkels mit dem einen Lothe auf, und verbinde diesen Schnittpunkt mit dem Punkte, der auf dem andern Lothe von dem zugehörigen Durchmesser-Endpunkt um den dreifachen Radius entfernt ist. Dann ist das Doppelte der erhaltenen Verbindungsstrecke mit großer Annäherung gleich der Peripherie des betreffenden Kreises.“ Eine Berechnung ergiebt, daß der Unterschied zwischen der wahren Peripherie-Länge und der so konstruirten Strecke weniger als $\frac{3}{100000}$ vom Durchmesser beträgt. Wenngleich derartige Näherungs-Konstruktionen an sich ganz interessant sein können, so spielen sie doch in der Geschichte der Quadratur des Zirkels nur eine untergeordnete Rolle; denn einerseits können sie für die Kreisberechnung keine größere Genauigkeit liefern, als die 35 Dezimalstellen, die Ludolf fand, andererseits sind sie aber auch nicht geeignet, die Frage, ob die genaue Quadratur des Kreises mit Zirkel und Lineal möglich sei, irgendwie zu fördern.

Wesentlich gefördert aber wurde die numerische Seite des Problems durch die von Newton und Leibniz ausgebildeten neueren Methoden, die man gewöhnlich unter dem Namen Differential- und Integralrechnung zusammenfaßt. Um die Mitte des 17. Jahrhunderts, noch ehe Newton und Leibniz die Zahl π durch Potenzreihen darstellten, waren es die englischen Mathematiker Wallis und Lord Brouncker, in gewisser Beziehung Newtons Vorläufer, denen es gelang, π auf gesetzmäßige Weise durch eine Reihe von unendlich vielen

Zahlen darzustellen, die nur durch die vier Species miteinander verbunden waren. Damit war ein neuer Berechnungsweg eröffnet. Wallis fand nämlich, daß der vierte Theil von π um so genauer durch das gesetzmäßig gebildete Produkt

$$\tfrac{2}{3} \times \tfrac{4}{3} \times \tfrac{4}{5} \times \tfrac{6}{5} \times \tfrac{6}{7} \times \tfrac{8}{7} \times \tfrac{8}{9} \times \text{u. s. w.}$$

dargestellt wird, je weiter man die Multiplikation fortsetzt, und daß das Resultat immer etwas zu klein ausfällt, wenn man bei einem echten Bruche abbricht, zu groß aber, wenn man bei einem unechten Bruche die Rechnung abbricht. Lord Brouncker hingegen stellt dieselbe Zahl als einen Kettenbruch dar, in dem alle Nenner gleich 2 und die Zähler die ungeraden Quadratzahlen sind. Wallis, dem Brouncker sein elegantes Resultat ohne Beweis mitgetheilt hat, bewies dasselbe in seiner „Arithmetik des Unendlichen“. Mit diesen Resultaten konnte aber die Berechnung der Zahl π kaum weitergeführt werden, als sie schon Ludolf und Andere, freilich auf mühsamere Weise, geführt hatten. Dagegen lieferten die mit Hülfe der Differentialberechnung von Newton und Leibniz abgeleiteten Potenzreihen die Mittel, um π auf Hunderte von Dezimalstellen zu berechnen. Zunächst fanden Gregory, Newton und Leibniz, daß der vierte Theil von π genau gleich

$$1 - \tfrac{1}{3} + \tfrac{1}{5} - \tfrac{1}{7} + \tfrac{1}{9} - \tfrac{1}{11} + \tfrac{1}{13} - \cdots$$

ist, wenn man sich diese Reihe, die man die Leibniz'sche nennt, unaufhörlich fortgesetzt denkt. Zwar ist diese Reihe wunderbar einfach, aber zur Berechnung von π eignet sie sich nicht, weil man gar zu viele Glieder berücksichtigen muß, um π auch nur auf einige Dezimalstellen genau zu erhalten. Wohl aber ergiebt die Quelle, aus welcher die obige Reihe fließt, auch noch andere Reihen, welche für die wirkliche Berechnung vorzüglich geeignet sind. Diese Quelle ist die allgemeine Reihe:

$$\alpha = a - \tfrac{1}{3}a^3 + \tfrac{1}{5}a^5 - \tfrac{1}{7}a^7 + \ldots,$$

wo α die Länge des Bogens ist, der in einem Kreise vom

Radius 1 einem beliebigen Centriwinkel zugehört, und wo a die diesem Winkel zugehörige Tangente ist. Hieraus folgt zunächst:

$$\frac{\pi}{4} = (a + b + c + \ldots) - \tfrac{1}{3}(a^3 + b^3 + c^3 + \ldots)$$
$$+ \tfrac{1}{5}(a^5 + b^5 + c^5 + \ldots) - \ldots,$$

wo a, b, c ... die Tangenten von Winkeln sind, deren Summe 45° beträgt. Bestimmt man daher Werthe von a, b, c ..., welche gleich kleinen und bequemen Brüchen sind und die eben angegebene Bedingung erfüllen, so erhält man Potenzreihen, die sich zur Berechnung von π eignen. Der erste, welcher mit Hülfe solcher Reihen den bekannten 35 Dezimalstellen von π noch weitere hinzufügen konnte, war der englische Rechenkünstler Abraham Sharp, der um 1700, nach Halleys Anweisung, π bis auf 72 Dezimalen berechnete. Wenig später berechnete Machin, Professor der Astronomie in London, π auf 100 Stellen, indem er in der obigen Reihe $a = b = c = d = \frac{1}{5}$ und $e = -\frac{1}{239}$ setzte, d. h. die folgende Reihe anwandte:

$$\frac{\pi}{4} = 4 \cdot \left[\frac{1}{5} - \frac{1}{3.5^3} + \frac{1}{5.5^5} - \frac{1}{7.5^7} + \ldots\right]$$
$$- \left[\frac{1}{239} - \frac{1}{3.239^3} + \frac{1}{5.239^5} - \ldots\right]$$

Im Jahre 1819 überbot Lagny in Paris die Machin'sche Berechnung, indem er auf zwei verschiedenen Wegen die ersten 127 Dezimalstellen von π bestimmte. Vega kam dann weiter bis auf 140 Stellen, und der Hamburger Rechenkünstler Zacharias Dase bis auf 200 Stellen. Letzterer rechnete nicht nach der Machin'schen Reihe, sondern nach der Reihe, die entsteht, wenn man in der obigen allgemeinen Reihe $a = \frac{1}{2}$, $b = \frac{1}{5}$, $c = \frac{1}{8}$ setzt. Endlich hat man in neuester Zeit die Zahl π gar auf 500 Stellen berechnet. Eine Berechnung von so vielen

Dezimalstellen ist vielleicht eine Illustration zu der Güte der neueren Methoden gegenüber den älteren, hat aber sonst weder theoretischen noch praktischen Werth. Daß die Berechnung der Zahl π auf etwa 15 Stellen auch den subtilsten Anforderungen der Praxis mehr als Genüge leistet, sieht man erst ein, wenn man sich einen solchen Genauigkeitsgrad durch ein Beispiel veranschaulicht. Man denke sich um Berlin als Centrum einen Kreis beschrieben, der durch Hamburg geht, und stelle sich dann vor, daß man die Peripherie dieses Kreises einerseits durch Multiplikation seines Durchmessers mit dem auf 15 Stellen genommenen Werthe von π berechnet, andererseits aber auch wirklich genau gemessen hat. Es ergiebt sich dann, daß selbst bei einem so großen Kreise die Abweichung noch nicht den 18millionten Theil eines Millimeters betragen könnte. Von dem Genauigkeitsgrade aber, den 100 Dezimalstellen hervorrufen, kann man sich nur schwer eine Vorstellung verschaffen. Vielleicht aber giebt das folgende Beispiel eine Ahnung davon. Man denke sich um die Erde als Mittelpunkt eine Kugel, deren Oberfläche durch den Sirius geht, der $134\frac{1}{2}$millionenmal Millionen Kilometer von uns entfernt ist. Dann denke man sich diese ungeheure Kugel so voll Mikroben, daß in jedem Kubikmillimeter millionenmal Millionen dieser kleinsten Lebewesen vorhanden wären. Diese Mikroben denke man sich dann sämmtlich ausgepackt, und die ausgepackten Mikroben einzeln auf einer geraden Linie so vertheilt, daß je zwei Mikroben um eine Siriusweite, also um $134\frac{1}{2}$ Billion Kilometer von einander entfernt wären. Die so durch alle Mikroben bestimmte lange Strecke denke man sich als Durchmesser eines Kreises und die Peripherie desselben dadurch berechnet, daß man seinen Durchmesser mit π auf 100 Stellen multiplizirt. Dann würde selbst bei einem Kreise von so ungeheurer Größe die auf solche Weise berechnete Peripherie sich von der wirklichen Peripherie noch nicht um ein

Milliontel eines Millimeters unterscheiden. Dieses Beispiel wird genügen, um zu zeigen, daß die Berechnung der Zahl π auf 100 oder gar 500 Dezimalstellen praktisch vollkommen werthlos ist.

Ehe wir das Kapitel der Auswerthung der Zahl π schließen, müssen wir noch die weniger ergiebige als kuriose Methode erwähnen, welche Professor Wolff in Zürich vor einigen Dezennien angewandt hat, um π auf 3 Stellen zu berechnen. Ein Fußboden sei schachbrettartig in lauter gleiche quadratische Felder zerlegt, und es werde eine Nadel, die so lang ist, wie die Seite jedes quadratischen Feldes, auf diesem Fußboden ziellos hingeworfen. Berechnet man dann die Wahrscheinlichkeit, daß die Nadel ganz innerhalb eines Feldes zu liegen kommt, ohne also irgend eine von den die Felder bildenden Parallelen zu schneiden, so ergiebt sich für diese Wahrscheinlichkeit genau $\pi - 3$. Demgemäß müßte ein hinreichend oft wiederholtes Werfen der Nadel nach dem Gesetz der großen Zahlen die Zahl π näherungsweise ergeben. In der That erhielt Herr Wolff nach zehntausend Versuchen die Zahl π auf drei Dezimalstellen richtig.

Wie fruchtbar auch der von Newton und Leibniz geschaffene Kalkül für die Auswerthung der Zahl π war, so war doch damit die Aufgabe, einen Kreis in ein genau inhaltsgleiches Quadrat zu verwandeln, vorläufig in keiner Weise gefördert. Das erkannten Wallis, Newton, Leibniz und ihre nächsten Nachfolger sehr wohl. Man konnte die Quadratur des Kreises nicht lösen; man konnte aber auch nicht beweisen, daß die Aufgabe mit Zirkel und Lineal unlösbar sei, obwohl man von ihrer Unlösbarkeit überzeugt war. Da aber in der Mathematik eine Ueberzeugung nur dann berechtigt ist, wenn sie durch einen unumstößlichen Beweis gestützt wird, so traten nun an die Stelle der Bemühungen um die Quadratur des Kreises die Bemühungen um einen Unlösbarkeitsbeweis für die berühmte Aufgabe. Den

ersten, wenn auch noch kleinen Schritt in dieser Richtung machte der französische Mathematiker Lambert, der im Jahre 1761 bewies, daß die Zahl π weder rational sei, noch auch die Quadratwurzel aus einer rationalen Zahl sei, d. h., daß weder π noch das Quadrat von π genau durch einen Bruch dargestellt werden kann, in dessen Zähler und Nenner ganze Zahlen stehen, wie groß man auch diese Zahlen wählen mag. Dieser Lambert'sche Beweis ergab zwar, daß die Rektifikation und die Quadratur des Kreises in einer gewissen einfachen Weise nicht ausführbar sein können, ließ aber doch noch die Möglichkeit offen, daß die Aufgabe vielleicht auf andere, komplizirtere Weise lösbar sei, ohne daß weitere Hülfsmittel als Zirkel und Lineal erforderlich wären. Langsam, aber sicher vorwärts schreitend, suchte man nun zunächst die wesentlichen Unterscheidungsmerkmale, welche die mit Zirkel und Lineal lösbaren Aufgaben von denjenigen trennen, deren Konstruktion elementar, d. h. bei alleiniger Benutzung der Postulate, unmöglich ist. Eine leichte Ueberlegung ergab, daß eine elementar lösbare Aufgabe immer die Eigenschaft haben muß, daß jede unbekannte Strecke in der auf eine solche Aufgabe bezüglichen Figur mit den bekannten Strecken der Figur durch eine Gleichung verbunden sein muß, zu deren Lösung nur Gleichungen ersten und zweiten Grades erforderlich sind, und die sich überdies so einrichten läßt, daß darin die Maßzahlen der bekannten Strecken nur als ganze Zahlen auftreten. Hieraus konnte man den Schluß ziehen: Wenn die Quadratur des Kreises, also auch seine Rektifikation, elementar lösbar wäre, so müßte die Zahl π, welche ja das Verhältniß der unbekannten Peripherie zum bekannten Durchmesser darstellt, auch Wurzel einer gewissen Gleichung sein können, die vielleicht sehr hohen Grades ist, in der aber alle auftretenden Zahlen ganze Zahlen sind, d. h, es müßte eine Gleichung mit lauter ganzen Zahlen existiren, die richtig wird,

wenn man ihre Unbekannte gleich π setzt. Demgemäß waren seit Anfang dieses Jahrhunderts die Bemühungen mehrerer Mathematiker darauf gerichtet, zu beweisen, daß π überhaupt nicht algebraisch sei, d. h. nicht Wurzel irgend einer Gleichung mit ganzzahligen Koeffizienten seine könne. Aber gewaltige Fortschritte mußte die Mathematik erst machen, ehe die Mittel vorhanden waren, um den angestrebten Beweis zu führen. Nachdem der französische Akademiker Professor Hermite durch seine im 77. Bande der Comptes rendus veröffentlichte Abhandlung „Sur la fonction exponentielle" eine wichtige Vorarbeit geliefert hatte, gelang es endlich im Juni 1882 dem Professor Lindemann, damals in Freiburg, jetzt in Königsberg, streng zu beweisen, daß die Zahl π nicht algebraisch sei,* und

* Für die mathematisch gebildeten Leser dieses Vortrages führe ich hier die wichtigsten Etappen des Lindemann'schen Beweises an. Herr Hermite hatte, um den transcendenten Charakter der Zahl

$$e = 1 + \frac{1}{1} + \frac{1}{1.2} + \frac{1}{1.2.3} + \frac{1}{1.2.3.4} + \ldots.$$

zu beweisen, in den Comptes rendus der Pariser Akademie (Band 77, 1873) Beziehungen zwischen gewissen bestimmten Integralen entwickelt. Von diesen Beziehungen ausgehend, beweist Herr Lindemann zunächst den folgenden Satz: Wenn die Koeffizienten einer Gleichung $n$ten Grades sämmtlich reelle oder komplexe ganze Zahlen sind, und die n Wurzeln dieser Gleichung $z_1, z_2, \ldots, z_n$ von Null und voneinander verschieden sind, so ist es unmöglich, daß

$$e^{z_1} + e^{z_2} + e^{z_3} \ldots. + e^{z_n}$$

gleich $\frac{a}{b}$ ist, wo a und b reelle oder komplexe ganze Zahlen sind. Darauf wird gezeigt, daß auch zwischen den Funktionen

$$e^{rz_1} + e^{rz_2} + e^{rz_3} + \ldots. e^{rz_n},$$

wo r eine ganze Zahl bedeutet, keine lineare Gleichung mit rationalen, von Null verschiedenen Koeffizienten bestehen kann. Schließlich ergiebt sich dann der hübsche Satz: Wenn z Wurzel einer irreducibeln algebraischen Gleichung ist, deren Koeffizienten reelle oder komplexe ganze Zahlen sind

dadurch auch den ersten Nachweis zu führen, daß die Aufg[illegible]
der Rektifikation und der Quadratur des Kreises mit Hi[illegible]
von nur algebraischen Hülfsmitteln, wie es Zirkel und Lin[illegible]
sind, unlösbar sein müssen. Lindemanns Beweis erschien nach-
einander in den Berichten der Berliner Akademie (Juni 1882),
in den Comptes rendus der französischen Akademie (Band 115,
S. 72—74) und in den „Mathematischen Annalen" (Band 20,
S. 213—225).

„Es ist unmöglich, mit Zirkel und Lineal ein Quadrat zu konstruiren, das einem gegebenen Kreise inhaltsgleich ist." So lautet die schließliche Entscheidung über eine Streitfrage, die so alt ist wie die Geschichte des menschlichen Geistes. Aber unbekümmert um diesen Urtheilsspruch der Mathematik, des unfehlbarsten Schiedsrichters, wird das Geschlecht der Quadratoren nicht aussterben, solange Halbwisserei und Ruhmsucht sich paaren.

---

so kann e^z nicht gleich einer rationalen Zahl sein. Nun ist aber thatsächlich $e^{\pi\sqrt{-1}}$ gleich einer rationalen Zahl, nämlich gleich minus eins. Folglich kann $\pi\sqrt{-1}$ und deshalb auch π nicht Wurzel einer Gleichung $n$ten Grades mit ganzzahligen Koeffizienten, also auch nicht einer solchen mit rationalen Koeffi zienten sein. Letztere Eigenschaft hätte ja aber π, wenn die Quadratur des Kreises mit Zirkel und Lineal gelingen könnte.

Druck der Verlagsanstalt und Druckerei (vorm. J. F. Richter) in Hamburg.
(672)

Richard Wagner
und die deutsche Sage.

Von

Dr J. Nover
in Mainz.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter).
1889.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Fr. v. Holtzendorff in München.

Hoch oben auf waldiger Bergeshöhe ragten die stolzen Zinnen einer einsamen Burg aus wildverschlungenem Dickicht in die regungslose Luft; eine tödtliche Schlummerbefangenheit lagerte auf ihr und der ganzen Umgebung. Wie Wilhelm Jordan singt:

. . . Kein Wind bewegte
Die blinkenden Blätter, die starren Blumen.
Anstatt des Thaues hingen Kristalle
In flimmernden Flocken um alle Pflanzen.
Kein Vogelfittich durchfuhr die Lüfte,
Und keine Biene durchsummte die Büsche.
Da hing ein Heimchen auf einem Halme,
Die Beinchen gespreizt, als wollt' es springen,
Allein es sprang nicht; da war im Sprudeln
Erfroren ein Quell, ein Frosch im Quaken
Mit geblähten Blasen stecken geblieben,
Da hielt eine Ameis ihr gelbliches Eichen
Zärtlich am Zipfel mit sanften Zänglein
Und wollt entlaufen dem lauernden Laubmolch,
Allein sie lief nicht; lüstern lugten
Nach ihr die Augen des flinken Erbfeinds,
Doch mitten im Fangsprung stand er gefesselt.
Da hockte wie zwitschernd auf einem Zweige
Ein zierlicher Zeisig, man sah sein Zünglein
Emporgeschnörkelt im offenen Schnabel,
Doch vom Schlafe betroffen, vom Schlag eines Trillers.

Lautlos und geheimnißvoll wuchs von Jahr zu Jahr eine undurchdringliche Dornenhecke um die verwitternde Schildburg, so

daß kaum noch die Fahne von der höchsten Thurmspitze sichtbar war. Dahinter wallte und flackerte unhörbar und unheimlich eine züngelnde Lohe, die das Schloß und den Garten in seltsamer Gluth beleuchtete. Im Hofe aber standen die stattlichen Rosse regungslos, und die scheckigen Rüden lagen in tiefem Schlafe; es saßen die Tauben auf dem Dache und hatten ihre Köpfchen unter die Flügel gebeugt, es hingen selbst die Fliegen wie todt an der Wand, und in der Küche stak am Bratenwender der Braten über nicht flackerndem Feuer, ohne zu brutzeln; die Magd saß eingenickt vor dem halbgerupften Huhn, und daneben stand der Koch, die rechte Hand weit ausholend zum Schlage gegen den unachtsamen Küchenjungen, — doch wie versteinert vom plötzlichen Zauber steht er da, — wir sehen im Geiste mit dem ängstlichen Knaben die Strafe drohen, — erwartungsvoll, ja peinlich gespannt, — doch die Rechte fällt nicht, — wie ein gefrorener Blitz hängt die Strafe in der Luft, — ewig schwebt das Damoklesschwert über dem armen Jungen. Und das dauert so schon hundert Jahre. — Und wem gehört das Schloß und was bedeutet der Zauber? —

Wer kennt nicht das sinnige Volksmärchen vom Dornröschen, wer nicht die Sage von der Walküre Brunhilde, die der Göttervater Wodan wegen ihres Ungehorsams mit dem Schlafdorn in tödtlichen Schlummer versenkte? Nur ein furchtloser Held konnte die verzauberte Maid erwecken, ein Held, der kühn die Dornenhecke durchdrang oder verwegen durch die Waberlohe sprang. Schon viele edle Jünglinge hatten es dem sinnigen Volksmärchen gemäß versucht, das Dickicht zu durchdringen, sie waren aber elend in den Dornen umgekommen. Noch harrte die Jungfrau ihres berufenen Erretters. Endlich schlug die Erlösungsstunde, — ein muthiger Kämpe bahnte sich unverdrossen den Weg, sein Roß setzte über die züngelnde Flamme, ein Donnerschlag erkrachte, dröhnend sprang das Schloßthor auf, —

und der Zauber war gelöst. Mit einemmale war die leblose Natur erwacht . . .

. . . Da zog ein Säuseln
Durch alle Bäume; da beugten sich die Büsche,
Da nickten die Blumen, und nieder von den Blättern
Thauten zur Tiefe die harten Kristalle.
Da rauschten die Vögel auf raschem Fittich
Mit fröhlichem Laut durch lauere Lüfte,
Da suchte summend nach süßen Säften,
Nach langem Darben um die duftigen Dolden
Der Fliedergebüsche die fleißige Biene;
Da hüpfte das Heimchen von seinem Halme,
Da quoll die Quelle, die Frösche quakten,
Da ereilte das Aemschen, wie rasch es auch ausriß,
Der lauernde Laubmolch und schmatzte lüstern,
Da zwischert auf dem Zweige der zierliche Zeisig
Erwachend vom Traum seinen Triller weiter,
Und alle Wesen erwachten zur Wonne —,
Zu Gefahr und Verfolgung, Furcht und Feindschaft;
Denn es wehrhaft erlisten, ist die Würze des Lebens.

Doch den Helden zog es, wie der Dichter weiter singt, — mit unheimlichem Zauber durch moosige Gänge zu einer von dornigen Rosen wildverwachsenen Laube, wo auf steinernem Ruhebette die schönste Jungfrau in leuchtender Waffenrüstung schlief, die Lippen halb geöffnet, wie sehnsuchtsvoll des belebenden Kusses harrend, womit sie der furchtlose Held aufs neue ins Dasein erwecken sollte, wie der Lenz mit seinem Sonnenkuß die winterlich erstarrte Erdenbraut. Und wie sich die Frucht verheißungsvoll herausschält aus den hohlen Hülsen, so erhebt sich aus den umschließenden Hüllen des von dem Jüngling mit dem Schwerte gelösten Panzers die thaufrische, niegealterte Maid und sinkt entzückt ihrem Retter ans Herz. Und jetzt regt es sich allenthalben im Hofe und im Innern des Schlosses. Die Thiere und Menschen schütteln den Schlaf ab, der Braten brutzelt weiter, und den Küchenjungen ereilt die Strafe.

Stolz aber an der Seite seiner göttlichen Braut hält der Königssohn seinen Triumphzug in die strahlenden Hallen und „Pauken und Trompeten huld'gen seiner jungen Herrlichkeit".

Und wer war der kühne Erlöser? — Siegfried war es, der Göttersprosse mit dem leuchtenden Sonnenblick, — wir aber nennen ihn aus den Märchengebilden heraustretend, — Richard Wagner, — die von ihm erlöste Braut, — die deutsche Sage.

Ja, auch die deutsche Sage, die erhabene Göttin, lag gebannt in tödtlichem Schlummer und harrte des Helden, der sie erwecken sollte. Fremde Götter aus Hellas und Rom, wohl verehrungswerth ob ihrer Anmuth und Formenschönheit, wurden auf den einheimischen Altären und in den vaterländischen Kunsttempeln gepriesen und verherrlicht, französische und italienische Arien auf unseren Bühnen getrillert und nachgeäfft, als ob der deutsche Geist und die deutsche Kunst so baar aller eigenartigen Gedanken, so arm der einheimischen Schönheitsideale gewesen. Wohl hatten es kühne und patriotisch gesinnte Geister versucht, den Wall zu durchbrechen und die göttliche Maid zu beleben, wie Klopstock für die deutsche Mythologie, aber sie waren entweder in den Dornen hängen geblieben, gleich jenem Märchenprinzen, — oder sie waren auf halbem Wege stehen geblieben. Noch war der rechte nicht gekommen, noch fehlte der Meister, der berufene Held, „der das Fürchten nicht kannte", und mit seinem Zauberstab eine versunkene Welt zu neuem Dasein rief.

Ein solcher Zauberer, ein solcher gottbegnadete Sänger und Meister war Richard Wagner, von ewiger Jugendfrische und unversieglicher Schaffensfreude, getroffen auf dem Gipfel seiner künstlerischen Laufbahn von dem Fürsten der Finsterniß, der wie Siegfried trinkend am Borne des Lebens hinterlistig von dem einäugigen Hagen, auch einem Vertreter der unheimlichen Geister der Nibelungen, durchbohrt ward.

Geboren am 22. Mai, — im Wonnemond der Schöpfung, von dem ein Dichter singt:

> Dieser Monat ist ein Kuß, den der Himmel gab der Erde,
> Daß sie, jetzo eine Braut, künftig eine Mutter werde, —

im Jahre des Heils 1813, der Wiedergeburt unseres deutschen Vaterlandes, da unser Volk sich mannhaft erhob, das lästige Joch fremder Zwingherrschaft abzuschütteln, — umbrausten und umdröhnten die Wiege unseres Helden zu Leipzig die Kriegeswetter und das Siegesgeschmetter der verbündeten Brüder, und in den ersten Tagen seiner Kindheit, in den blutigen Oktobertagen intonirten die Kanonendonner das lauttosende Finale des Befreiungsdramas in der Geburtsstadt unseres Meisters der Töne. Unwillkürlich müssen wir hier an die Gewalt seiner Instrumentation denken, zu der das kindliche Ohr die ersten Eindrücke empfing. Jedenfalls sog der Knabe die Begeisterung und Liebe für sein deutsches Vaterland mit der Muttermilch ein. Zu seiner weiteren Entwickelung trug auch ein Hauch der Kunst bei, die seine ganze Familie und Umgebung belebte. Richard sollte anfänglich Maler werden, zeigte aber keinen großen Hang dafür Ebenso sprach ihm sein Lehrer jedes Talent für Musik ab, weil. ihm die Einübung des Technischen ein Greuel war und er Webers Ouvertüre zum „Freischütz" ohne Noten einstudiren wollte. Aber zum Dichter hielt er sich selbst berufen; schon im elften Jahre entwarf er Trauerspiele nach dem Muster der Griechen, deren Meisterwerke er freilich erst aus dritter Hand kennen lernte, und im vierzehnten Jahre schuf er sich aus Shakespeares „Lear" und „Hamlet" ein Stück zusammen, von dem er später selbst scherzend sagte: „Zweiundvierzig Personen starben darin im Verlauf, so daß ich genöthigt war, im letzten Akte die meisten wieder als Geister zu zitiren, weil mir sonst die Personen gefehlt hätten."

Von entscheidendem Einfluß aber auf seine künstlerische

Entwickelung war die Persönlichkeit des großen Komponisten Weber und vor allem sein „Freischütz". Weber wirkte damals als Kapellmeister in Dresden, wo unser junger Richard die Kreuzschule besuchte, und erkannte die Neubegründung der deutschen Oper als sein Hauptziel. Doch der große echt deutsche Meister hatte mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen. Mehr, wie irgendwo, war dort die italienische Oper das verwöhnte Schoßkind eines zopfigen Hofes. Adel und Aristokratie zogen sich vornehm und ablehnend von einer deutschen Oper zurück. Ja man sah das neue Unternehmen auch als einen Ruin des Schauspiels an. In diese Zeit fällt die Vollendung des „Freischütz", der endlich 1822 auch in Dresden in Scene ging. Die Wirkung war eine ganz gewaltige. Wagner schildert es folgendermaßen:

„In der Bewegung dieser reinen und tiefen Elegie vereinigten sich Webers Landsleute von Nord und Süd, von dem Anhänger der Kritik der reinen Vernunft Kants bis zu den Lesern des Wiener Modejournals. Es lallte der Berliner Philosoph: „Wir winden dir den Jungfernkranz", der Polizeiminister wiederholte begeistert: „Durch die Wälder, durch die Auen", während der Hoflakai mit heiserer Stimme: „Was gleichet wohl auf Erden" sang. . . . Der österreichische Grenadier marschirte nach dem Jägerchor, Fürst Metternich tanzte nach dem Ländler der böhmischen Bauern, und die Jenaer Studenten sangen ihren Professoren den Spottchor: „Heheheh!" vor . . . von einem Ende Deutschlands bis zum anderen wurde der „Freischütz" gehört, gesungen und getanzt". . . .

Und unsern Richard selbst, wie elektrisirte ihn das echtdeutsche, waldesduftige Werk und wie fascinirte ihn die Persönlichkeit des großen Komponisten! Mit Spannung lauerte der Knabe auf den Zeitpunkt, wenn der Meister aus den Proben am Wagnerschen Hause vorbeikam, mit heiliger Scheu betrachtete

er die theuren Züge. Nicht minder lieblich klang ihm Mozarts „Zauberflöte". Später sollte er auch Beethovens gewaltige Tonschöpfungen kennen lernen.

In einer Novelle: „Pilgerfahrt zu Beethoven" läßt er seinen Helden sprechen: „Als ich eines Abends eine Beethoven'sche Symphonie aufführen hörte, bekam ich darauf das Fieber, ward krank, und als ich genaß ward ich, — Musiker."

Nicht anders erging es dem jungen Wagner; auch er erklärte sich aufs entschiedenste für die Musik. Doch sein Debüt, eine Ouvertüre, die er in einem Zwischenakt eines Schauspiels aufführen ließ, war keineswegs ermuthigend. Der Unwille des Publikums über einen alle vier Takte sich wiederholenden Paukenschlag ging schließlich in Heiterkeit über. Anfangs empfindlich darüber, mußte unser junger Komponist zuletzt mitlachen.

Nach vollendeter Schulzeit ließ sich Wagner als studiosus musicae einschreiben, trieb aber dabei verwandte Fächer, wie Aesthetik, Philosophie. Wie die meisten seiner Altersgenossen schlürfte er mit vollen Zügen aus dem berauschenden Pokale akademischer Freiheit, widmete sich aber auch dem gründlichen Studium des Kontrapunktes bei Kantor Weinlich. Beethoven und Mozart blieben seine Ideale, und er arbeitete nach ihrem Muster Sonaten und Symphonien aus. Einen Entwurf zu einer Oper: „Die Hochzeit" vernichtete er, weil der Text das ästhetische Mißfallen seiner Schwester erregt hatte. Und in der That, es war ein dunkles Nachtstück:

„Ein wahnsinnig Liebender ersteigt das Fenster zum Schlafgemach der Verlobten seines Freundes, worin diese des Bräutigams harrt. Die Braut ringt mit dem Rasenden und stürzt ihn in den Hof hinab, wo er zerschmettert den Geist aufgiebt. Bei der Todtenfeier aber sinkt sie mit einem Schrei entseelt über die Leiche hin."

Wir sehen aus diesem Sujet, — der Genius mußte noch

seine Sturm- und Drangzeit durchringen, ehe er zur Läuterung kam. Wild und phantastisch spukten noch in dem von Laubes „Jungen Europa" erhitzten Gehirne titanenhafte Ideen. Klarer schon ließ eine im Beethoven'schen Geiste empfangene Symphonie, die im Gewandhause aufgeführt ward, den künftigen Meister ahnen. Es lag darin, nach dem Ausspruch eines Kritikers, „eine kecke, dreiste Energie der Gedanken . . . ein stürmischer, kühner Schritt . . . und doch eine so jungfräuliche Naivetät in der Empfängniß der Grundmotive . . .", daß man zu großen Hoffnungen berechtigt sei.

Während eines Aufenthalts bei seinem Bruder Albert, der in Würzburg Regisseur war, komponirte Wagner eine dreiaktige Oper: „Die Feen", dessen Stoff einem phantastischen Märchen à la Melusine entlehnt war und schon einen Gedanken zeigte, den er später in seinem „Lohengrin" zum vollendeten Ausdruck brachte, — daß nämlich wahre Liebe auf unbedingtem Vertrauen beruhe. Hier zeigte sich schon das künstlerische Bestreben, Musik und Drama zu einem harmonischen Ganzen zu verschmelzen. Erkennen wir in dieser Erstlingsarbeit schon die eine ausgeprägte Richtung, den Hang zu idealer und religiöser Romantik, so bekundete sich in einer zweiten Komposition Wagners, die er im Bad Teplitz komponirte, nämlich im „Liebesverbot", eine mit glühenden und leidenschaftlichen Farben gemalte Sinnlichkeit, — ein Gegensatz, der sich später am deutlichsten in seinem „Tannhäuser" gegenseitig illustrirend offenbarte.

Im Herbste 1834 trat Wagner eine Stelle als Musikdirektor in Magdeburg an und mußte nolens volens dem herrschenden Modegeschmack an französischen Opern nachgeben. Wie er selbst sagt, „machte ihm das Pfiffige und Protzige ihrer Orchestereffekte oft kindische Freude, wenn er vom Dirigentenpulte aus rechts und links das Zeug loslassen durfte."

Nicht ohne Einfluß sollte der dortige Aufenthalt für ihn sein. Die reizende und talentvolle Tragödin Minna Planer schlug sein jugendlich-heißes Herz in Banden, doch er sah die im Grunde prosaisch beanlagte Künstlerin im verklärten Lichte des eigenen Ideals.

Eine übereilte Einstudirung seiner Oper „Das Liebesverbot" führte zu einem zweifelhaften Erfolg, und eine Wiederholung scheiterte an einer hinter den Kulissen unter dem Personal ausgebrochenen Keilerei. Trotz dieser Mißerfolge und trotz pekuniären Mangels führte unser Künstler, auf sein Können vertrauend, seine geliebte Braut zum Traualtare. Es folgte nun eine Zeit schwerer Noth und Prüfung. Nach mancherlei Mißerfolgen warf er sein Auge auf die Weltstadt Paris, wo damals der Opernkönig Meyerbeer mit seinen „Hugenotten" die Bühne beherrschte. Aber seine Offerte blieb unbeachtet. Auch seine Stellung in Königsberg hob ihn nicht.

Während eines kurzen Besuchs in Dresden im Sommer 1837 fesselte ihn die Lektüre des Bulwer'schen Romans „Rienzi" derart, daß er daraus den Stoff zu einer neuen Oper schöpfte. Doch bevor er zur Ausführung schreiten konnte, zog ihn ein Engagement nach Riga ab. Noch war der Genius nicht zur Klärung gekommen, und seine dort aufgeführten Ouvertüren hatten keinen Erfolg. „Noch fuchtelte er" — wie die Kritik sagte — „mit den Armen in Allerweltspartituren, während er mit den Füßen in Beethoven wurzelte, das noch zu jugendliche Herz schlug in ungestümer Wallung bald hier hin, bald dort hin, und der Kopf perpendikelte zwischen den Doppelbe en Bach und Bellini.

Von seinem Berufe im Dienste französischen Geschmacks fühlte sich der geniale Dirigent nicht befriedigt, und zugleich erfüllte ihn der tiefere Einblick in das Schauspieltreiben mit allem Klatsch und kleinlicher Eifersüchtelei mit tiefem Ekel.

Stolz und vornehm zog er sich in sein einsames Heim außerhalb der Stadtwälle zurück. Ein unbegreifliches Sehnen nach einer erlösenden Offenbarung, ein reckenhafter Drang zu neuen großen Thaten wühlten in seiner Brust. In dieser Stimmung besuchte er einst halbzerstreut und wie geistesabwesend eine Gesellschaft. Heine und eine Erzählung aus seinem Munde verliehen dieser Bedeutung. Wie ein Blitzstrahl grell die Nacht erhellt, so erschien vor seiner unruhigen, zweifelsüchtigen Seele das packende Bild des „Fliegenden Holländers“. Und, wie Senta festgebannt und bezaubert, sah er immer vor sich das düstere Bild des heimathlosen, ruhelos irrenden Seefahrers, den nur die treue Liebe eines Weibes erlösen kann. Es wurde noch viel gesprochen, gescherzt, gelacht, — Wagner sah und hörte nichts als das Tosen des Orkans, das Branden des tieferregten Meeres, das unheimliche Gespensterschiff mit dem unglücklichen Manne, — in fieberhafter Unruhe ging er nach Hause, warf sich auf sein Lager und träumte.

Da war es ihm plötzlich, als zerriß der dunkle Wolkenvorhang, — und vor ihm lag ein göttliches Weib, von Hoheit und Liebreiz umflossen, wie in tiefem Schlummer, um sie flackerte die Lohe und wucherte das Dickicht. Und es war ihm, als hörte er eine Stimme aus den halbgeöffneten Lippen:

„Kommst Du endlich zu mir, mich zu erlösen aus dem hundertjährigen Schlaf, Du Held, der das Fürchten nicht kennt und den die Gottheit zu ihrem Liebling erkoren hat? Lehren will ich Dich Runen der Weisheit und des Sieges, enthüllen will ich Dir das Zauberreich der deutschen Sage, das Wunderland der Poesie. Einflößen wird Dir der Anblick eine Fülle von Melodien, eine Kraft der Töne, wie sie vor Dir Keiner sang und anschlug, verleihen wird es Dir eine Herrschaft und eine Macht über Geister und Herzen, wie sie noch nie ein Sterblicher besessen. Komm, mein Erlöser, komme bald!“ —

Beim Erwachen fühlte sich der junge Künstler an die fieberheiße Stirne, — war dies wirklich ein Traum, — eine Vision? „Auf zu ihr, der erhabenen Jungfrau, auf zu ihr, der deutschen Sage!“ so rief es frohlockend und mahnend in ihm, — doch der Weg war weit und schwierig, — noch sollte er nicht so rasch zum ersehnten Ziele gelangen.

Zunächst beschäftigte ihn wieder das Bild des letzten Volkstribunen Rienzi. Bis spät in die Nacht hinein wurde dann geübt, daß entsetzt ob des Höllenspektakels die Bartrussen auf der Straße stehen blieben. Da flogen die Saiten des Flügels wie Spreu vor dem Winde, und zuletzt hörte man nur noch ein dreschflegelähnliches Holzgerassel.

Doch mittlerweile lief Wagners Kontrakt in Riga ab; der Direktor selbst, v. Holtei, trat zurück, und in unseres Komponisten Innern erscholl unwiderstehlich der Ruf: Nach Paris! —

In Pillau begab sich Wagner mit seiner Frau an Bord eines Segelschiffes, das ihn nach London bringen sollte. Unvergeßlich blieb ihm diese Seefahrt, denn sie war reich an Unfällen. Dreimal litt das Schiff, vom heftigsten Orkan auf wilden Wogen umhergepeitscht, und einmal sah sich der Kapitän genöthigt, in einen norwegischen Hafen einzulaufen. Zackige Blitze zerrissen den gewitterschweren Mantel des Himmels, — eine hehre Frauengestalt erschien ihm und wies wie zürnend zurück zur Heimath. „Bleib' im deutschen Vaterlande, komm in meine Arme!“ — so schien das göttliche Weib ihm zuzurufen, — „in der Fremde harren Deiner Unverstand und Enttäuschungen, am heimischen Heerde findest Du, wonach Dein Herz sich sehnt!“ Schon bog das tanzende Schiff durch die norwegischen Scheeren, mit schrillem Gekreische umflatterten es schneeweiße Möwen, da, — wie eine ernste Mahnung und Warnung zugleich, — saust unheimlich und gespensterhaft ein schwarzes Fahrzeug ohne Geräusch über die haushoch sich

thürmenden Wellen, — der Fliegende Holländer, er war es wirklich! und unauslöschlich blieb dem Künstler das leibhaftig geschaute Bild inmitten dieser gewaltigen Scenerie.

Trotz der Empfehlung Meyerbeers, den er in Boulogne traf, wollte es Wagner in Paris nicht glücken. Titanenhaft ringend mit dem herrschenden Modegeschmack und der äußersten Not, trat er einst nach Anhörung von Beethovens IX. Symphonie auf die düsteren Gassen der Weltstadt, fröstelnd durchschauerte ihn die Pariser Herbstluft, aber innerlich wogte und klang es von unbeugsamem Heldentrotz und elegischer Klage um verlorenes Glück. Da trat ihm ein urdeutscher Titane vor die Seele, — Faust, und dumpf murmelte er die Worte:

Der Gott, der mir im Busen wohnt,
Kann tief mein Innerstes erregen;
Der über allen meinen Kräften thront,
Er kann nach außen nichts bewegen:
Und so ist mir das Dasein eine Last,
Der Tod erwünscht, das Leben mir verhaßt.

Und so gebar der schöpferische Genius seine Ouvertüre zu Goethes Faust. Hier erscheint uns zwar der lebenssatte, aber stets von neuem ringende Prometheus, schmerzlich um sich blickend und nur graue Oede, trostlose Leere gewahrend, aber mit inbrünstigem Verlangen ankämpfend, bis er sich, blutend zwar, doch siegreich mit der Glorie eines gewappneten Erzengels über das zu seinen Füßen windende giftige Gewürm erhebt. Aus dieser Zeit stammt wohl auch das Motiv zu seiner IX. Symphonie, das die musikalische Uebersetzung der Faust'schen Worte enthält:

Entbehren sollst du, sollst entbehren! —

Auch Wagner gehörte zu jener Klasse armer, deutscher Künstler, „die in Paris ihre Muttersprache von neuem schätzen lernen und darüber vergessen, Französisch zu lernen, deren

patriotischer Sinn sich von neuem stärkt und die, so sehr sie sich auch scheuen, zurückzukehren, vor Heimweh vergehen; sie haben in der Regel viel Phantasie und Talent und vor allem sind sie treue Freunde." Unser Künstler mußte durch allerhand musikalische und literarische Frohnarbeiten sein nothdürftiges Dasein fristen, oft rächte er sich durch satirische Kritiken, oft durch Galgenhumor. So schilderte er u. a. den Hungertod eines deutschen Musikers mitsammt seinem treuen Hunde. Seinen gedrückten Verhältnissen aufzuhelfen, suchte ihn Meyerbeer an der großen Oper einzuführen, — und wieder tauchte das düstere Bild des „Fliegenden Holländers" vor seiner Seele auf. Auch an seinem „Rienzi" schuf er weiter, doch hatte er für beide Werke keine günstigen Auspizien. Und so rang er weiter im Kampfe des Daseins, schrieb Artikel für Musikblätter und Klavierauszüge aus Halévys Opern. Die Bekanntschaft mit damals gefeierten großen Geistern, wie Auber, Scribe, Berlioz, ja selbst mit Liszt, dem er später so nahe trat, blieben ohne Erfolg für seine Lebensverhältnisse. Wie ein aus dem Gefängniß Befreiter athmete er auf, als er einen kleinen Landaufenthalt in Meudon bezog. Da wohnte er der ersten Aufführung des „Freischütz" in der großen Oper bei. Die keuschesten Erinnerungen seiner Jugendjahre umwehten ihn, ein süßes, unwiderstehliches Heimweh beschlich ihn, das sich rührend in den Worten malt, die er damals niederschrieb:

„O du, mein herrliches deutsches Vaterland! Wie muß ich dich lieben, wie muß ich für dich schwärmen, und wäre es nur, weil du den „Freischütz" gebarst! Wie muß ich das Volk lieben, das den „Freischütz" liebt, das noch heute an die Wunder der naivsten Sage glaubt, das noch heute im Mannesalter die süßen, geheimnißvollen Schauer empfindet, die in seiner Jugend ihm das Herz durchbebten. O, du liebenswürdige Schwärmerei! Du Schwärmerei vom Walde, vom Abend, von

den Sternen, vom Monde, von der Dorfthurmglocke, wenn sie Sieben schlägt! Wie ist Der glücklich, der euch versteht, der mit euch glauben, fühlen, träumen, schwärmen kann! Wie ist mir wohl, daß ich ein Deutscher bin!"

Und dieses ergreifende Gefühl der Heimathlosigkeit, einen wie erschütternden Ausdruck hat es im „Fliegenden Holländer" erhalten!

„Seit Byron" — sagt Liszt davon — „hat kein Poet ein so bleiches Phantom in düsterer Nacht aufgerichtet." Wie schön drückt sich z. B. die Sehnsucht nach der Heimath in dem Lied des jungen Steuermanns aus:

Ach, lieber Sturmwind, blas noch mehr!
Mein Mädel verlangt nach mir! —

Seltsamerweise ward ihm aus München der Bescheid: „Die Oper eigne sich nicht für Deutschland!" Hierzu bemerkte Wagner: „Ich Thor hatte geglaubt, sie eigne sich nur für Deutschland, da sie Saiten berührt, die nur bei den Deutschen zu erklingen imstande sind."

Durch den Einfluß Meyerbeers ward die Oper in Berlin angenommen, und da auch sein „Rienzi" in Dresden Eingang fand, so sah er der Aufführung seiner beiden größeren Erstlingswerke im lieben deutschen Vaterlande entgegen. Gefunden hatte er die verzauberte Braut, erlöst hatte er die deutsche Sage vom Banne tödtlicher Vergessenheit, unwiderstehlich mahnend und lockend rief ihm das göttliche Weib in seinen Träumen zu: „O kehr' zurück, Du kühner Sänger!" — Und in der That, er hörte diese Worte, er las sie im Volksbuche vom Ritter Tannhäuser, der auf seinem Gang zum Wettkampf der Minnesänger auf der Wartburg von den Verlockungen der Frau Venus betroffen wird. Freilich weiß die älteste Quelle dieser Sage, das Tannhäuserlied, nichts von einer Verbindung des Wartburgkrieges mit dem Geschicke des fahrenden Sängers. Bekanntlich steht aber das alte Lied vom Sängerstreit am Hofe zu Eisenach

zwischen Heinrich von Ofterdingen und dem Zauberer Klingsor aus Ungarn in Verbindung mit einer anderen echtdeutschen Sage, dem Lohengrin. Damit that sich vor den erstaunten Blicken unseres Künstlers eine neue, nie geahnte und gekannte und doch so heimische Welt auf. Und so hatte Frau Saga, seine erkorene Muse und Göttin, den Vorhang gelüftet und in strahlender Zauberpracht ein verborgenes Wunderland enthüllt. Und dieses Wunderland, — es war seine liebe Heimath. Da zog es ihn mit unwiderstehlicher Gewalt ins theure Vaterland. Wie ein Verbannter, wie ein Gefangengewesener und jetzt Befreiter kehrte er, 29 Jahre alt, im April 1842 zurück. Thränen der Rührung entquollen ihm, als er zum erstenmale den Vater Rhein sah, sehnsüchtig breitete er seine Arme aus, wie einst die 10000 Griechen beim Anblick des Meeres, das sie mit dem frohlockenden Rufe „Thalatta" begrüßten. Erschüttert und selig ergriffen rief er aus: „O Vater Rhein, hier an deinen grünen deutschen Wogen schwöre ich armer Künstler meinem Vaterlande ewige Treue!" — Und diese Treue, er hat sie redlich gehalten.

Ob wohl auch der junge Künstler damals schon dem Wellengesang der Rheintöchter lauschte und das verführerische Rheingold aus der Tiefe leuchten sah?! — Gewiß ist, daß er im Thüringerwalde die im Sonnenlicht strahlenden Zinnen der Wartburg mit bedeutungsvollem Blick begrüßte, und in seinem Geist wohl schon die Melodie des Pilgerchors ertönte:

Beglückt darf nun dich, o Heimath, ich schauen, —
Und grüßen froh deine lieblichen Auen;
Nun laß ich ruh'n den Wanderstab . . .

Mit der Aufführung des „Rienzi" an der Dresdener Hofbühne hatte Wagner die Grenze seiner Leiden erreicht. Etwas Unerhörtes, nie Dagewesenes ereignete sich am 20. Oktober 1842. Mit athemloser Spannung lauschte das Publikum volle

sechs Stunden, ohne die Geduld zu verlieren. Und als der Komponist am folgenden Morgen die Oper kürzen wollte, widersetzten sich die Sänger, vor allem Tischatschek, mit dem Ausruf: „Nicht einen Takt! Es war zu himmlisch!"

Und nun sein „Fliegender Holländer" mit der verständnißinnigen Interpretation einer Schröder-Devrient als Senta!

Wagner ward königl. sächsischer Hofkapellmeister zu Dresden.

Nicht blieben ihm in dieser Stellung Verkennung und Angriffe erspart; doch brach sich sein Genie allmählich Bahn. Sein „Fliegender Holländer" fand auch in Kassel unter Spohrs wohlwollender Aegide Anklang, und in Riga ward er geradezu enthusiastisch aufgenommen. „Es ward" — wie es in einer Rezension heißt — „dem größeren Publikum durch halbbewußte Intuition inne, daß ihm hier etwas anderes geboten werde, als italienische Milch." ... „Und so sei uns denn der „Fliegende Holländer" — heißt es da weiter — „ein Hoffnungssignal, daß wir bald ganz von der wüsten Irrfahrt in den fremden Meeren ausländischer Musik erlöst seien und die selige deutsche Heimath finden werden." —

Ein Schritt weiter in dem idealen Streben, eine, wie er selbst sagte, „deutsche Originaloper" zu schaffen, war seine Bearbeitung des „Tannhäuser". Besonders anregend in diesem Schaffen war für unsern Künstler die von ihm selbst betriebene Ueberführung der Asche des allverehrten Meisters Weber aus England auf deutsche Erde und die ihm würdig veranstaltete Todtenfeier, bei der Richard Wagner die innigen Worte sprach:

„Der Brite erkennt dich an, der Franzose bewundert Dich, aber lieben kann Dich nur der Deutsche. Du bist sein, — ein warmer Tropfen seines Blutes, ein Stück von seinem Herzen!" —

Was unseren Künstler zunächst vollauf beschäftigte, war die Vollendung seines Tannhäuser. Ein glühender Lavastrom sinn-

licher Leidenschaft durchströmt das Werk, wie eine fiebernde Erregtheit den Meister beherrschte und vorwärts trieb, sich durch die Abschließung desselben künstlerisch zu befreien. Ja, oft befiel ihn aufregende Panik, ein jäher Tod könne ihn daran hindern. Und so entstand jener gluthvolle, im Banne der Göttin Venus schmachtende Held, sinnlich sich verzehrend und leidenschaftlich ringend, sich der unwürdigen Fesseln zu entreißen. Es war jener Riesenkampf zwischen nach Genußsucht dämonisch verlangender und nach christlichidealer Läuterung strebender Seele, — zwischen dem heidnischen Götzendienste der Venus und dem mittelalterlich-romantischen, schwärmerischen Marienkult. Wie Mephistopheles in der Oper „Faust" vor dem hingehaltenen Kreuze zurückweicht, so versinkt die Teufelin Venus mit all ihrem sirenenhaften Höllenspuk beim Anrufen der h. Maria in die Tiefe zurück. Und damit dem auch auf weltliche Liebe Anspruch machenden Herzen seine volle Befriedigung werde, tritt dem vom Banne sündiger Sinnenlust befreiten Helden als Verkörperung reiner und idealer Weiblichkeit die engelgleiche Gestalt Elisabeths entgegen, die den kühnen Sänger schon lange zuvor in halbbewußter Liebe verehrte. Mit bewundernswerther Findigkeit, wie sie nur dem wahren Genie eigen ist, entlieh Wagner diese Figur der Prophezeiung des Zauberers Klingsor, die dieser auf der Wartburg aus den Sternen las, nämlich daß seinem Könige Andreas von Ungarn eine Tochter geboren werde, die bestimmt sei, dereinst Gattin des Sohnes des Landgrafen zu werden. Diese Tochter war die durch die Legende nachmals verewigte heilige Elisabeth, die unser Meister als Nichte des Landgrafen auftreten läßt. Und mit welchem Zauber hat der Tondichter dieses Wesen umkleidet! Mit welchem Jubel begrüßt sie die strahlende Halle, darinnen der kühne Sänger aufs neue eingekehrt, der, ach, so oft ihr Herz entzückt! Wie unnachahmlich reizend ist das Erwachen der Liebe und das schamhaftholde

Eingeständniß ihrer Gefühle gemalt! Wie wirkungsvoll der Sängerstreit in unser Drama eingeflochten, wie schwungvoll und pompös klingt der Einzugsmarsch! Und wie erhaben das Preislied Wolframs zur Verherrlichung der platonischen Liebe! Gehen nun auch, wie einige Kritiker mit Recht hervorheben, die Gegner „Tannhäusers" in ihrer hyperidealistischen Auffassung vom Wesen der Liebe sicherlich zu weit, wonach selbst die Lippen an dem Bronnen zu kühlen ein Verbrechen sei, — so bekundet offenbar unser Sänger einen unverzeihlichen Rückfall, das Loblied der heidnischen Göttin Venus anzustimmen, aus deren sündigen Armen er sich doch mannhaft losgerungen. Aber unser Mitleid und unsere Sympathie erwacht für ihn aufs neue durch seine demüthige Unterwerfung und durch die Hartherzigkeit eines stolzen Kirchenfürsten. Die schneidende Disharmonie zu mildern, womit der mittelalterliche Mythus schließt, wonach Tannhäuser wieder verzweifelt zum Venusberg zurückkehrt, erfindet der Tondichter den Opfertod einer reinen Jungfrau, der zur Heiligen verklärten Elisabeth. Und so bildet die Erhebung zum Göttlichen einen versöhnlichen Schluß für die irrende und ringende Menschenseele. Ergreifend und gewaltig fallen die Akkorde jenes Pilgerchors ein, die abwechselnd mit den sirenenhaften Geigentönen in der meisterhaften Ouvertüre den Widerstreit der Sinnenlust mit dem Aufschwung zu Gott malen, erschütternd abwechselnd wie die Posaunen Jerichos, — schmetternd und brausend wie die Drommeten des jüngsten Gerichts.

Nach einem so aufreibenden Schaffen fühlte unser Künstler das dringende Bedürfniß einer Erholung. Er fand sie in dem reizend gelegenen Marienbad. Und hier in der Heiterkeit der Umgebung erschien ihm das anmuthige humoristische Gegenbild des Sängerkriegs auf der Wartburg in dem spießbürgerlichen Gebahren der Meistersänger. Und so schuf er die erste nationale komische Oper. Wie im „Tannhäuser" dem Verirrten der edelste

Vertreter des Idealismus, Wolfram, mitfühlend entgegentritt, so findet auch Stolzing in Hans Sachs, dem Vater, aber nicht dem Knechte der erfundenen Regeln des Meistergesangs, einen väterlichen Freund. Wie wohlthuend und sympathisch berührt uns dieser treue Typus echten deutschen Volksgeistes und wie anmuthig erscheint uns in Evchen das Bild des schlichten, natürlichen, gemüthsinnigen deutschen Bürgersmädchens! Nitzsche rühmt besonders die „goldhelle, durchgegohrene Mischung von Einfalt, Tiefblick der Liebe, betrachtendem Sinn und Schalkhaftigkeit."

Ein neuer erhabener Stoff füllte die Seele des Meisters aus, — die Lohengrin-Sage. Und wie jedes große Werk eines gewaltigen Genius eine Art Selbstbekenntniß enthält, sich damit ein Stück seines ureigensten Wesens von seiner Seele losringt, — so dürfen wir wohl auch in der gottgesandten, aber nicht verstandenen Lichtgestalt des Gralsritters, der von dannen zog, weil das Weib, dem er sich vertraute, sich ihm nicht in blindem Glauben rückhaltlos ergab, eine Wiederspiegelung seines damals vielverkannten und mißverstandenen Geistes erblicken. Oft beschlich ihn das Gefühl trostloser Vereinsamung. Doch das ist das Loos aller großen Geister, die von den Alltagsmenschen unverstanden in dem Gewühle der Welt umherwandeln wie in einer unendlichen Wüste, die Worte des Dichters empfindend:

Wo bist du, mein gelobtes Land,
Gesucht, geahnt und nie gekannt?
Das Land, das Land, so hoffnungsgrün,
Das Land, wo meine Rosen blühn?
Wo meine Träume wandelnd gehn,
Wo meine Todten auferstehn,
Das Land, das meine Sprache spricht? —

Die Sonne dünkt mich matt und kalt,
Die Blüthe welk, das Leben alt,
Und was sie reden, leerer Schall, —
Ich bin ein Fremdling überall.

Wenn er dann in wehmüthigen Gedanken vor sich hinsann, dann besuchte ihn seine hohe Gönnerin und Freundin, die ihn seit seinen Künstlerleiden in Paris nicht verlassen, — seine tröstende Göttin, seine begeisternde Muse, — die deutsche Sage.

„Verzage nicht, Du edler Jünger der Kunst!" — so redete sie ihn an, — kommen wird einst die Zeit, da die Deutschen stolz Dich ihren Sohn nennen, unsterblich wird Dein Ruhm erklingen und die Welt erfüllen, und nach Aeonen werden Deine Schöpfungen noch die staunende Nachwelt ergötzen! Verzage nicht! Noch reich an Schätzen ist das Wunderland, das ich Dir erschlossen, noch ruhen viele Kleinode ungekannt und ungewürdigt in meinem Zauberschloß. Schau her und erquicke Dich!"

Und siehe! In leuchtender Strahlenglorie tauchte das schönste und herrlichste deutsche Heldenideal in unvergänglicher Jugendschönheit auf mit dem Götterblick und der bezauberndsten Liebenswürdigkeit.

„Siegfried!" rief der Meister entzückt und begeistert aus und versank in selbstverlorenes Sinnen und Dichten. Und vor seinem Geiste zogen die Bilder des Drachenkampfes, der schlummernden Brunhilde und der minniglichen Krimhilde auf. Zuletzt der göttliche Held, gebückt über den Brunnen, durchbohrt von Hagens heimtückischem Speere.

„Siegfrieds Tod!" rief der Künstler, wie von einer göttlichen Offenbarung erleuchtet. Und wieder ward es Nacht um ihn her. Einsam saß er vor einem Berge und träumte sehnsüchtig mit dem deutschen Volke von des Vaterlandes Wiedergeburt und Erstehung des Kaiserreichs. Da that sich der Berg vor ihm auf, und er gewahrte einen ehrwürdigen Greis schlummernd sitzen vor einem marmelsteinernen Tisch, durch den sein langer Bart gewachsen. Plötzlich erwachte derselbe mit dem Rufe: „Soll ich denn ewig schlafen in meiner Gruft?"

„Friedrich Barbarossa!“ rief da unser Meister. „Nein, Du sollst erwachen! Das deutsche Volk verlangt nach Dir!“

Es war das Jahr 1848; doch die Zeit war noch nicht gekommen.

Aber nicht nur künstlerisch beschäftigte den leidenschaftlichen Geist Wagners das Bild der Sehnsuchtsträume des deutschen Volkes, der schlummernde Rothbart und seine Wiedererweckung. Gewaltig gährten auch in seinem Innern die revolutionären Ideen der damaligen Zeit und nicht minder konnte er sich, wie das aufgeregte Volk mit der Thatsache abfinden, daß der König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen die ihm angetragene deutsche Kaiserkrone zurückgewiesen hatte.

Schon Liszt, der Wagners Tannhäuser in Weimar auf führen wollte, hatte unseren Künstler bei seinem Besuche in Dresden in der Gesellschaft unheimlich aussehender Kameraden in Heckerhüten getroffen, unter denen die Schlagwörter fielen: „Wir wollen keine Fürsten mehr ernähren!“

So brach denn auch in Dresden ein Aufstand aus, der König mußte fliehen, Barrikaden von uneinnehmbarer Festigkeit wurden in den Straßen errichtet und das Zeughaus gestürmt. Aber beim Angriff preußischer Hülfstruppen zerstoben die Freischaaren, und dabei ging das Opernhaus in Flammen auf. Unter den Flüchtigen befand sich auch Wagner, nicht unfroh über seine Befreiung aus dem Zwange des Hofes und Publikums.

Zunächst in Weimar bei Liszt fand der Heimathlose ein Asil und das vergebens gesuchte Verständniß für seine Kunst. Doch nicht lange war hier seines Bleibens. Unstät und ruhelos irrte Wagner in Paris und in der Schweiz umher und vollendete einige Schriften, in denen er seine Grundanschauungen vom Berufe des Künstlers, dem innigen Zusammenhang und der nothwendigen Verschmelzung der Künste und dem Kunstwerk der Zukunft niederlegte. Daneben trug er sich mit einem genialen

Opernstoff, den ihm wiederum die germanische Sagenwelt eingab. Es war der Mythus von dem kunstreichen Schmied Wieland, dem nordischen Daedalus, in dem sich der Künstler offenbar selbst schilderte. Schwanhilde, die Jugendgeliebte Wielands, ist die Verkörperung seines eigenen Künstlerideals; doch wie der nordische Schmied durch den Tyrannen Neiding gezwungen, so mußte auch Wagner im Frohndienste eines banausischen Publikums arbeiten. Und wie Wieland eine unwürdige Leidenschaft zur Königstochter Bathilden fesselt, so wird der Meister durch die falsche Industriekunst geblendet, bis er endlich, von dem Tyrannen gelähmt, zum Bewußtsein seiner schimpflichen Knechtschaft gelangt und sich die Flügel der Befreiung schmiedet, mit Hülfe deren er der Welt der Neidinger entrinnt, — blutigroth bestrahlt von den Flammen der Revolution.

Im Februar 1850 eilte Wagner mit diesem Entwurf nach Paris, aber eine Nervenkrankheit hinderte ihn an der Ausführung seines Planes. Nach seiner Genesung begab er sich wieder in die Schweiz zurück.

Inzwischen bereitete sich im Musensitz Weimar, das den alten Ruhm eines Hortes klassischer Geister jetzt aufs neue bewähren sollte, die erste Aufführung des „Lohengrin" vor. Sie fand statt an Goethes Geburtstage, den 28. August 1850. Viele Kunstästhetiker, wie Ludwig Nohl, erblickten in diesem Meisterwerk den Gipfelpunkt von Wagners Schaffen. Und in der That schon die Wahl des Stoffes bekundet den gottbegnadeten Genius. In welches Zauberland der Poesie und in ein wie leuchtendes Wunderreich der Romantik trägt uns mit dem Schwanennachen und dem gralgesandten Ritter der verzückte Blick, und mit welch' himmlischsüßen Klängen berauscht der Komponist unser Ohr! Ein seliger Schauer und ein wonniges Beben durchrieselt unser Innerstes, und wir fühlen uns dieser Welt voll Alltagsprosa entrückt in ein von wunderbarem Farben-

glanz schillerndes, von Sphärenmusik durchzittertes Lichtreich. Wie gebannt und bezaubert schauen und lauschen wir, als theilte sich uns eine göttliche Offenbarung des Reinsten und Erhabensten mit, dessen überhaupt menschliche Kunst befähigt ist. „Wie faßt uns seligsüßes Grauen! Welch' holde Macht hält uns gebannt!" —

Und wo hätte je die Künstlerphantasie ein duftigeres, poetischeres Bild reiner und unentweihter Jungfräulichkeit erschaffen, als in Elsa?!

Ihr träumerisch-verzücktes Hoffen und Harren auf den gottgesandten Erlöser, ihr anfänglich rührend demüthigendes, gläubiges Vertrauen und ihre volle Hingabe an den hoch über ihr strahlenden Ritter und Helden, — mit wie ergreifenden Klangfarben ist dies vom Meister wiedergegeben! Wie überwältigend tönt ihr vertrauensseliges Lied in Ortrud's Ohr:

Du Aermste kannst wohl nie ermessen,
Wie zweifellos mein Herze liebt!
Du hast wohl nie das Glück besessen,
Das sich uns nur durch Glauben giebt!
Kehr bei mir ein! Laß mich dich lehren,
Wie süß die Wonne reinster Treu'!
Laß zu dem Glauben dich bekehren:
Es giebt ein Glück, — es giebt ein Glück, das ohne Reu! —

Und welch' keuscher und doch so poetischer Hauch durchweht die Scene im Brautgemach! Den Höhepunkt dramatischer und musikalischer Wirkung erreicht aber die Oper in dem Abschied und namentlich in jenem unvergleichlichen Recitativ:

In fernem Land, unnahbar euren Schritten
Liegt eine Burg, die Montsalvat genannt! —

Ueberirdische Sphärenmusik, welche die innersten Fibern unserer Seele erschwingen macht, eröffnet dem verzückten Blick eine leuchtende Perspektive in das Reich voll Glanz und Wonne, in das Zauberland christlicher Romantik, zum Wundertempel des

Grals, dessen Anschauen Kraft und Leben, ja die höchste Seligkeit verleiht.

Daß Wagner den Zenith seines Künstlerschaffens erreicht hatte und von seiner hohen Sendung als Reformator der Opernmusik durchdrungen war, beweisen auch die mannigfachen, epochemachenden Schriften, in denen er seine bahnbrechenden Ideen niederlegte. Die wichtigste ist ohne Zweifel sein für das musikalische Drama grundlegendes Werk: „Oper und Drama“, worin er die Musik nur als den letzten und vollendetsten Ausdruck dichterischer Gedanken hinstellt und besonders gegen Meyerbeer eifert, der den Dichter zwinge, seinen Effekthaschereien zu dienen. Die Musik verhalte sich zur Poesie, wie das Weib zum Manne, — der dichterische Gedanke erzeugt die lebendige Melodie.

Die neuen Ideen riefen einen wahren Sturm hervor, wie dies bei jeder geistigen Revolution von je der Fall war. Unverstand und Mißverständniß, Neid und gekränkter Ehrgeiz, angeborene Streitsucht oder — wohlfeiler Spott, — vor allem der herrschende Modegeschmack bäumten sich verkörpert wie ein gewaltiges Ungethüm gegen den kühnen Genius. Doch gleich Siegfried, dem leuchtenden Heldenideale, das jetzt sein Inneres beseelte, — stieß er mannhaft sein selbstgeschmiedetes Schwert dem Ungeheuer in die Brust.

Aber auch die Anerkennung fehlte ihm nicht. So urtheilt Liszt in einem Buche über Wagners „Tannhäuser“ und „Lohengrin“ folgendermaßen: „Es erstand ein überragendes Genie, ein sprühender Flammengeist, berufen, eine doppelte Krone von Feuer und von Golde zu tragen, der träumte kühn, wie Dichter träumen und ein Ziel sich steckte, so hoch, wie es nur in Zukunft von einem urtheilsfähigeren Publikum gewürdigt werden kann.“

Und wie eine jede Schöpfung eines gewaltigen Genius als

eine Loslösung, als ein Stück seines ureigensten Innern aufzufassen ist, so erzeugte der große Ringkampf des Meisters die künstlerisch gestaltete Geschichte jenes vollendetsten urgermanischen Helden- und Jünglingideals, — des Drachenkämpfers Siegfried. Und wie sich sein Geist vorwärts und rückwärts mit dem Lieblingsbilde der deutschen Heldensage beschäftigte, — so entstand eine großartige Komposition mehrerer innerlich zusammenhängender Meisterwerke, die man unter dem Gesammtnamen der Nibelungentetralogie begreift. Wie aus nächtig dämmernder Tiefe stieg in ihm das mächtige, weitausgespannte Grundmotiv jener wunderbaren Instrumentalbegleitung empor, das sein Vorspiel „Rheingold" durchzieht und uns jene mysteriöse Vorgeschichte des Goldhorts vor die Seele führt, dessen Besitz Unheil und Todesverhängniß nach sich zog.

Es nimmt sich zum Hintergrund den erschütternden nordischen Mythus von der Götterdämmerung, jenes durch eigene Schuld herbeigeführten Untergangs der Götter und Welten. Mit Hülfe der Riesen haben sich die nordischen Asen eine strahlende Burg erbauen lassen, wollen aber den versprochenen Lohn, die Himmelsgöttin Freyja selbst, nicht ausliefern. Der listige Gott Loki (Loge), mit dem sich der Göttervater Wodan zu seinem Verderben verbunden, schafft Rath und entreißt dem Zwergen Alberich das Rheingold, das dieser selbst zuvor den Rheintöchtern geraubt. Mit diesem Golde wird die Gestalt der verpfändeten Göttin Freyja einem altgermanischen Sühnegesetz zufolge bedeckt und ausgelöst. Doch nicht ganz wird sie verhüllt, und Wodan ist genöthigt, noch einen Ring aus dem Goldhort zu opfern, an dessen Besitz der Zwerg einen verhängnißvollen Fluch geknüpft. Und dieser Fluch geht sofort in Erfüllung. Der eine Riese Fafner erschlägt seinen Bruder und hütet fortan in Drachengestalt den Hort.

Als vollzöge sich der Akt einer Weltschöpfung, so schwellen

die Töne in immer lebendigerem Werdedrange, zu stets organischerer Gestaltung sich vervielfältigend, immer neubelebt und in immer helleren Klangfarben aufwärts strebend, oder in wohliger Daseinsfreude in sich zurückkehrend. Unter den feierlich brausenden Accorden eines majestätischen Marsches ziehen die Götter auf der farbigen Regenbogenbrücke in ihre strahlende Burg Walhalla; aus der Tiefe erschallt der Klagegesang der ihres Goldes beraubten Nixen.

Nicht verschweigen wollen auch wir unsere ästhetischen Bedenken bezüglich der von Wagner in dieser Komposition übertriebenen Alliteration, die nicht so ganz mit Unrecht die Spottsucht hervorrief. Der Text, auf den ja der Meister den bisher üblichen gehaltlosen und seichten Machwerken gegenüber ein so großes Gewicht legte, macht in seiner Form einen seltsamen Eindruck. Es wird einem oft ganz merkwürdig zu Muthe, wenn man Verse liest, wie:

Ihr schmählich schlaues, lüderlich schlechtes Gelichter!
Nährt ihr nur Trug, ihr treuloses Nickergezücht!

Glücklicherweise hat sich der Tondichter in seinem letzten Werke „Parsifal" wieder von dieser Bizarrerie entfernt.

Fühlten sich Manche vielleicht von der etwas fremdartigen und fernliegenden Exposition im „Rheingold" enttäuscht, so steigerte sich sicherlich ihr Interesse beim Anhören der „Walküre" von Scene zu Scene und ging schließlich in Entzücken und lauten Beifall über. Unser Geist wird eingeführt in die Vorgeschichte Siegfrieds, des Nibelungenhelden, in die Abenteuer und Schicksale seiner Ahnen, des von Wodan beschirmten Wälsungengeschlechts, in denen wir Züge höchster urgermanischer Kraft und urwäldlicher Wildheit finden. Aufs tiefste erschüttert uns das Leid und Weh des heimathlosen Flüchtlings Siegmund, wie er in Sturm und Regen umherirrend endlich die gastliche Hütte seiner Zwillingsschwester Sigelinde findet, die

an Hunding vermählt ist. Ohne sie zu erkennen, wird er von allgewaltigem Zauber zu ihr hingerissen, und auch sie steht wie festgebannt vor seiner Mitleid und Bewunderung erregenden Heldengestalt. Sie verhilft ihm zu dem siegreichen Wunderschwert, das einst Wodan in den Eichstamm, der als Stütze das Dach der Hütte trägt, mit der Verheißung hineingestoßen, daß es nur dem gehören soll, der imstande sei, es herauszuziehen. Und dies vermag nur Siegmund, der Wälsungenheld.

Ist es nun wohl auch bedenklich, daß unser Meister, einem Ausläufer der Sage folgend, Siegmund sich mit der Schwester Sigelinde, die noch dazu eines Anderen Weib ist, vereinen läßt, — so verdanken wir doch dieser Erfindung eine der wirkungsvollsten und hinreißendsten Scenen. Magisch gießt der Vollmond sein silbernes Licht in die Hütte, süße Vogelstimmen tönen aus der Frühlingswaldesnacht zum offenen Fenster herein, und mit den einschmeichelnden Klängen der leidenschaftlichsten Liebeslieder glauben wir den ganzen berauschenden Duft des wiedergeborenen Lenzes selig einzuathmen.

Doch der Frevel fordert den Groll der Ehewächterin Frigg heraus, und ihrer Rache muß der Göttervater seinen Liebling preisgeben. Schon naht Hunding, die Schmach zu rächen, und Wodan beauftragt seine geliebte Tochter Brunhilde, eine Walküre, Siegmund unterliegen lassen. Ein orchestrales Prachtstück ist der Ritt der Walküren.

Aber Brunhilde, von Mitleid mit Siegmund und seiner Schwestergattin Sigelinde gerührt, beschließt wider Willen Wodans, ihren und ja auch seinem Liebling den Sieg zuzuwenden. Doch zürnend erscheint der Göttervater in den Wolken, zerspellt mit seinem Speer das Wälsungenschwert in Stücke, — und Siegmund fällt. Und nun wendet sich Wodans Groll auch gegen Brunhilde, die Ungehorsame. Einen furchtbaren Kampf mit seinem Mitleid und seiner Liebe ringend, muß er

doch die widerspenstige Tochter strafen. Auf hohem Bergeskamm, am Fuße einer Tanne versenkt er die Walküre in tödtlichen Schlummer mit der Verheißung, daß nur ein Held, der das Fürchten nicht kenne, imstande sei, sie zu erlösen. Ergreifend endlich ist Wodans Abschied von der inniggeliebten Tochter, magisch und geheimnißvoll malen die zickzackspringenden, irrlichtelirenden Töne des Orchesters die wabernde, knisternde Lohe, die um die Entschlafene einen Feuerwall schließt.

So schlummert sie denn gleich der Erdenbraut im Winter, bis sie der Sonnenbräutigam mit seinem Flammenkuß erweckt.

Inzwischen giebt Sigelinde mit Verlust ihres Lebens dem Helden das Dasein, der dazu erkoren ist, die Walküre zu erlösen. Wild im Walde wächst das Urbild eines kräftigen germanischen Knaben voll strotzenden Jugendübermuths und naiver Sitteneinfalt auf, — Siegfried, der leuchtende Wälsungensproß, in der Hut eines mißgestalteten Zwerges Mime, der sich für seinen Vater ausgiebt. Mit Recht bezweifelt dies der Sohn der Wildniß, da nur Gleiches vom Gleichen stamme, und mit einem Herzen voll natürlicher warmer Empfindung fragte er nach seiner Mutter. Mit seiner unbändigen Kraft und seinem vor nichts zurückschreckenden Muthe macht er dem feigen Schmiedemeister bange und will sich darob todtlachen. Alle Schwerter, die Mime ihm geschmiedet, zerschmettert er, bis ihm dieser die Stücke von Siegmunds Schwert, welche Siegelinde verwahrt hatte, aushändigt. Davon bereitet sich der Held eine Waffe, welche die Probe besteht. Nun gedenkt sich Mime seiner zu bedienen, um den goldhütenden Drachen Fafner zu erschlagen, dem Alberich, Mimes Bruder, gerne den Schatz entrissen sehen möchte, vor allem den verhängnißvollen Ring des Nibelungen. Siegfried ist gerne bereit, das Ungeheuer zu erlegen; das Abenteuer reizt ihn, und Furcht kennt er ja

nicht. Die Lagerstätte des Drachen zu ergründen, versenkt er sich in die Tiefe des Waldes.

Den Reiz und geheimnißvollen Schauer der germanischen Waldespracht malt der Tondichter in so unnachahmlichen Klangfarben, daß wir an Lieblichkeit und Naturwahrheit demselben nichts auf dem weiten Gebiete der Kunst gleichzusetzen wüßten. Da wallet und zittert ein so wonniges Beben und Flüstern durch Blätter und Blüthen, da pfeift und girrt, flötet und jubelt ein so fröhliches Waldkonzert, da zirpt und summt ein so seliges Weben der Insektenwelt, da huscht und raschelt ein so geheimnißvolles Begegnen des scheuen Wildes, daß wir andachtsvoll und athemlos, entzückt und verwundert lauschen. Es ist uns, als würde uns eine göttliche Offenbarung von dem innersten Wesen und Walten der Natur. Wo ist ein von Gott begnadeter Geist, dem es vergönnt war, so in das Heiligthum der Natur einzudringen? Kein Dichter, kein Maler hat dies so verstanden als Richard Wagner. Ist es uns doch, als läge er mit lauschendem Ohre am Herzschlag der Natur, als dringe sein Geist in die Eingeweide der Erde, sein Auge ins Allerheiligste des Himmels.

Ja, auch unser Meister verstand gleich Siegfried nach bestandenem Drachenkampf die Stimmen der Vögel, die Laute der Thiere, die feinsten Klänge der Natur! Gleich Siegfried umfängt auch uns im Schatten der breitästigen Linde ein seligsüßer Schauer, eine selbstverlorene Träumerei von unserer Kindheit, eine wonnige Vorahnung glücklicher Zukunft, wie beim halbbewußten Erwachen unserer ersten Liebe. Wie reizend naiv berührt uns Siegfrieds Einfall, auf einem Schilfrohr die Stimme der Vögel nachzuahmen! Und als ihm das nicht gelingt, nimmt er sein Horn und schmettert ein lustiges Lied.

Da singt unserem Helden ein liebliches Waldvögelein von einem minniglichen Weibe, das verzaubert ruhe in tiefem

Schlummer, von waberndér Lohe umgeben, und sehnsüchtig seiner harre, des berufenen Erlösers. Und unwiderstehlich folgt er der lockenden Stimme, rastlos treibt's ihn durch Dickicht und Dorn, nicht schreckt ihn der lodernde Feuerwall, kühn springt er durch die züngelnde Flamme, und wie gebannt steht er vor dem schlafenden Weibe! Da befällt ihn ein Zittern und Zagen, — er, der muthige Recke, den kein Unthier des Waldes jemals erschreckt, dem der schnaubende Drache keine Furcht eingejagt er wird zum ersten Male von einem unbegreiflichen Bangen befallen, — vor einer schlafenden Maid! O wunderbar schöne, tief ergreifende Stelle! — Doch die Allgewalt der Liebe besiegt die Schüchternheit, die jedem unverdorbenen echtdeutschen Jünglingsherzen in der Nähe einer von keuscher Sitte und unentweihter Seelenreinheit wie von einem Feuerwall umgebenen Jungfrau eigen ist, es zieht ihn hin, wo auf halbgeöffneten Lippen ein Hauch ihrer Seele zu schweben scheint, — diesen Hauch will er durstig erhaschen. Da schlägt die schlummernde Erdenbraut die Wimpern auf und schaut dem Erretter beglückt in seine leuchtenden Sonnenaugen. Noch einmal bäumt sich der Adel der Göttlichkeit in ihr auf, den sie opfern muß, des Geliebten Weib zu werden, — doch seliglächelnd giebt sie Götterglück und Unsterblichkeit dahin für die vergängliche Liebe sterblicher Erdensöhne.

Das Verhängniß erfüllt sich in der Schlußkatastrophe der sogenannten Götterdämmerung. Siegfried kommt an den Königshof in Worms, vergißt infolge eines ihm dort gereichten Zaubertrankes Brunhilden und wirbt um die burgundische Prinzessin Gudrun, die im Nibelungenliede bekanntlich Krimhilde heißt. Ja, er erbietet sich für seinen zukünftigen Schwager Gunther seine verlassene Braut an seiner Statt zu werben, aber unter der Maske desselben. So wird Brunhilde getäuscht und gezwungen, Gunthers Gattin zu werden, den sie für ihren zweiten

Befreier aus der Waberlohe hält. Dem Schicksalsspruch gemäß muß sie aber dem als Weib folgen, der sie vom Zauberbanne erlöst. Sobald Brunhilde den Trug entdeckt, weiht sie Siegfried der Rache und zieht den Vasallen Hagen hinzu, der als Sohn des Zwergkönigs Alberich nach dem Nibelungenhorte und vor allem nach jenem verhängnißvollen Ringe lüstern ist.

Auf einer Jagd wird die schändliche That verübt. Arglos und heiter hatte Siegfried sich zuvor in seligen Rückerinnerungen ergangen. Dem Getödteten wird ein Scheiterhaufen errichtet, den auch Brunhilde besteigt, um sich im Tode mit dem zu vereinen, der ihr in Liebe und Treue verbunden, doch von ihr im Leben getrennt war. Umsonst versucht Hagen den Ring des Nibelungen an Siegfrieds Finger zu entreißen, Brunhilde wirft ihn den Rheintöchtern zu, die ihn jauchzend empfangen. Die Flammen des Scheiterhaufens lodern empor, erfassen die Götterburg Walhalla, und sie und die Götter selbst versinken in Asche mit dem Untergange ihres Lieblingshelden Siegfried. Dies ist nach Wagner die Götterdämmerung.

Zieht sich durch die ganze großartige Komposition das leitende Grundmotiv vom Fluche, der am unrechtmäßigen Besitze des Goldes haftet, so kehren andererseits in dieser Schlußkatastrophe wie zusammenfassend noch einmal all die charakteristischen Einzelmotive des Ganzen wieder und es schließt mit einem ergreifenden Orchesterschwung, ernst an die Vergänglichkeit alles Irdischen gemahnend.

Für diesen Verlust alles Irdischen kann uns nach Hans v. Wolzogen nur ein selbstloses Entsagen und die Selbstüberwindung trösten, und was dem Leben allein Reiz verleiht und es lebenswerth erscheinen läßt, — das ist die Liebe.

In diesem Sinne ruft Brunhilde beim Besteigen von Siegfrieds Scheiterhaufen:

Verging wie ein Hauch der Götter Geschlecht,
Laß ohne Walter die Welt ich zurück.
Meines heiligsten Wissens Hort weis' ich der Welt nun zu;
Nicht Gut, nicht Gold, nicht göttliche Pracht,
Nicht Haus, nicht Hof, nicht herrischer Prunk,
Nicht trüber Verträge trügender Bund,
Noch heuchelnder Sitte hartes Gesetz, —
Selig in Lust und Leid läßt die — Liebe nur sein! —

Eine gewisse Verwandtschaft mit dieser Nibelungenkomposition hat ein anderer Stoff, den Wagner ungefähr gleichzeitig behandelte, — es ist die Sage von Tristan und Isolde. Auch in ihr spielt ursprünglich ein Liebestrank eine große Rolle; doch hat der Meister ihn ersetzt durch eine wirkliche sofort bei der ersten Begegnung entbrennende heftige gegenseitige Leidenschaft. Auch hier soll der Held dem Freunde die Braut zuführen, die das Schicksal ihm selbst bestimmt hatte. Das Hauptmoment liegt hier in der verzehrenden Liebesqual und dem dadurch unausbleiblichen Tode. Ungemein wirkungsvoll ist das Motiv des Schweigens hier vertieft, jene stumme, höchste Beredsamkeit, wogegen jeder Aufschrei schwaches Lallen ist. Das Sujet, bekanntlich von Gottfried von Straßburg sinnebestrickend behandelt, hat im Original seine ästhetischen Bedenken.

Die künstlerische Vollendung Wagners war mit den letztgenannten Werken zur Reife gediehen, wie auch sein Leben einen Ruhepunkt fand.

Inzwischen hatte er nämlich für das Blühen und Gedeihen seiner Kunst im hochgebildeten, leider so traurig dahingeschiedenen König Ludwig von Bayern einen mächtigen Gönner und Beschirmer gefunden. In seinem siebzehnten Lebensjahre hatte dieser als Kronprinz zum ersten Male den Lohengrin gehört und war darüber in solche Ekstase gerathen, daß er das feierliche Gelübde ablegte, sobald er den Thron bestiegen, dem Schöpfer dieses Werkes hülfreich die Hand zu reichen.

Im April 1863 hatte Wagner im Vorworte zu seiner Nibelungendichtung die Idee der Errichtung einer nach griechischem Muster amphitheatralisch zu erbauenden Festbühne ausgesprochen, bei der das Begaffen der Zuschauer beschränkt und die oft lächerlichen Bewegungen des Orchesters unsichtbar wären. „Gäbe es wohl," — so sagt er darin, — „kunstliebende Männer und Frauen genug, dazu die Mittel zusammenzubringen? Oder gäbe es wohl einen Fürsten, der dazu aufwendete, was ihn die Unterhaltung seines mangelhaften Operntheaters eine kurze Zeitlang kostet?"

Und der Fürst fand sich.

Mit dem Füllhorn seiner Gnade übergoß er den hochbeglückten Künstler.

O König, holder Schirmherr meines Lebens!
Du höchster Güte wonnereicher Hort!
Wie ring' ich nun, am Ziele meines Strebens,
Nach jenem deiner Huld gerechten Wort,
In Sprach' und Schrift, wie such' ich es vergebens!
Und doch zu forschen treibt mich's fort und fort,
Das Wort zu finden, das den Sinn dir sage
Des Dankes, den ich dir im Herzen trage! —

so stammelte der vielgeprüfte Meister nach endlich gefundenem Verständniß. Doch noch nicht war er in den ersehnten Hafen eingelaufen. Mißverständniß des Volkes, Engherzigkeit des Hofes, Neid und Mißgunst der lieben Zunftgenossen vertrieben ihn aufs neue von der Seite seines hohen Freundes. Georg Herwegh hat dies sehr treffend also besungen:

Vielverschlagner Richard Wagner aus dem Schiffbruch von Paris,
Nach der Isarstadt getragner, sangeskundiger Ulyß!
Ungestümer Wegebahner, deutscher Tonkunst Pionier,
Unter welche Insulaner, theurer Freund, geriethst du hier!
Und was hilft dir alle Gnade ihres Herrn Alkinous!
Auf der Lebenspromenade dieser erste Sonnenkuß!
Die Philister scheelen Blickes, spucken in den reinen Quell,

Keine Schönheit rührt ihr dickes, undurchdringlich dickes Fell.
Ihres Hofbräuhorizontes Grenzen überfliegst du keck
Und du bist wie Lola Montez, dieser Biedermänner Schreck:
Solche Summen zu verplempern nimmt der Fremdling sich heraus!
Er bestellte sich bei Semper'n gar ein neu Komödienhaus!
Ist die Bühne, drauf der Robert, der Prophet, der Troubadour
Münchens Publikum erobert eine Bretterbude nur?
Schreitet nicht der große Vasco weltumsegelnd über sie?
Doch Geduld. — du machst Fiasko, hergelaufenes Genie! —
Ja trotz allen deinen Kniffen, wir versalzen dir die Supp'
Morgen wirst du ausgepfiffen; — vorwärts Franziskanerklub!

Wagner ging wieder in die Schweiz, doch die Aufführung seiner „Meistersinger" in München brachte ihn dem König wieder näher. Und so hatten sich die Worte des Dichters erfüllt:

Drum soll der Sänger mit dem König gehen,
Sie beide wohnen auf der Menschheit Höhen.

Auch hatte ihm das Schicksal nach dem Tode seiner ersten Gattin, die dem rasenden Schwunge des feurigen Rades nicht zu folgen vermocht, in Cosima, der Tochter seines Freundes Liszt, der geschiedenen Gattin Hans v. Bülows, diejenige Lebensgefärtin zugeführt, die seinen Genius verstand. Aus diesem Bunde, den Hans v. Bülow später selbst als die einzig richtige Lösung erkannt hatte, entsproß ein Sohn, mit dem verheißungsvollen Namen Siegfried. Ihm widmete der glückliche Vater sein liebliches Siegfried-Idyll.

Aber es fehlte auch nicht an den kunstsinnigen Männern und Frauen, mit deren Hülfe sein Lieblingsplan zur Ausführung kam, — der Bau eines Nationaltheaters. Nachdem im Jahre 1870 uns wieder ein Deutsches Reich erstanden war, dessen Begründer Wagner seinen „Kaisermarsch" gewidmet, mußte auch der deutschen Kunst ein würdiger Tempel erstehen, und am 22. Mai 1872, dem sechzigsten Geburtstage des Meisters, ward der Grund zum Nationaltheater in Bayreuth gelegt. An der Feier prach er zu seinen Freunden und Patronen die warmen Worte:

„Es ist das Wesen des deutschen Geistes, daß er von innen baut: der ewige Gott lebt in ihm wahrhaftig, ehe er sich auch den Tempel seiner Ehre baut . . . So sei der stolze Bau geweiht durch Ihre Liebe, Ihre Segenswünsche, durch den tiefen Dank, den ich Ihnen trage, Ihnen allen, die mir wünschten, gönnten, gaben und halfen! Er sei geweiht durch den deutschen Geist, der über die Jahrhunderte hinweg Ihnen seinen jugendlichen Morgengruß zujauchzt!"

Und im August 1876 pilgerten die Kunstfreunde von allen Seiten, darunter Kaiser Wilhelm I., Großfürst Konstantin und der Kaiser von Brasilien nach Bayreuth zur Einweihungsfeier.

Das Festspiel brachte seinen nunmehr vollendeten „Ring des Nibelungen". Das dicht gedrängte Haus brach zum Schlusse in einen Sturm des Beifalls und der Begeisterung aus. Gerührt dankte der Meister mit den Worten:

„Sie haben jetzt gesehen, was wir können, wollen jetzt Sie! Und wenn Sie wollen, so haben wir eine deutsche Kunst!"

Ja, wohl hatten wir jetzt eine deutsche Kunst in Bayreuth!

Vollendet ist das ewige Werk:
Auf Bergesgipfel die Götterburg,
Prachtvoll prahlt der prangende Bau!
Wie im Traume ich ihn trug,
Wie mein Wille ihn wies,
Stark und schön steht er zur Schau:
Hehrer, herrlicher Bau!

Und in diesem würdigen Kunsttempel wohnte und thronte des Meisters hohe Gönnerin, seine begeisternde Muse, die deutsche Sage in liebendem Vereine mit den gleichgesinnten Schwestern, — der Poesie und Musik. Und oft saß der Lieblingsjünger, der sich in der Nähe ein trauliches Heim erbaut, Wahnfried genannt, weil hier „sein Wähnen Frieden fand", — zu Füßen der erhabenen Frau und lauschte sinnend und träumend ihren göttlichen Offenbarungen. Und so blickte sein Auge sehn-

süchtig und verlangend und rang mit der Gestaltung des höchsten Künstlerideals, das in seiner Seele noch formlos lebte und webte.

„Was ist das höchste Ziel menschlichen Ringens, was giebt dem dürstenden Menschengeiste Erquickung, was der mit Erdennoth und inneren Leidenschaften kämpfenden Seele Befreiung, Erlösung und Befriedigung, — wo ruht der Mensch aus in alle Ewigkeit?" so fragte er sich selbst, in Nachdenken versunken. Und wie eine Luftspiegelung der Fata Morgana dem Irrenden in der Wüste, oder dem ziellos auf dem weiten Meere Dahinfahrenden, — so stieg, von magischem Lichte beleuchtet, plötzlich vor seinen Augen ein strahlender Wundertempel hernieder, funkelnd von Gold und Edelsteinen, aus dessen Innerem ein überirdischer, beseligender Glanz ausging, Kraft und Genesung bringend dem im Anschau'n Versunkenen.

„Es heißt der Gral!" so tönte es dem Meister mit seinen eigenen Klängen aus seinem Lohengrin ins verzückte Ohr und aus wunderbarem Duft und Schall wob er sein höchstes und vollendetstes Werk, seinen Schwanengesang, — seinen „Parsifal".

Der in Waldeseinsamkeit in echt deutscher Sitteneinfalt und Weltunkenntniß aufgewachsene „blöde Thor", wie ihn Wolfram v. Eschenbachs tiefsinniges Epos uns so anmuthend schildert, sein Irren und Suchen nach dem höchsten Heile, seine endliche Befriedigung in tiefreligiöser Hingabe an den Inbegriff des Heiligsten und Göttlichsten in Töne zu gießen, die jedes fühlenden Menschen Seele bis in die innersten Fibern erzittern machen sollten, das war des Tondichters höchste und idealste Aufgabe für die nächste Zukunft.

Anlehnend an die Legende von Josef von Arimathia hat die heilige Lanze in Wagners Parsifal eine tiefsinnige Bedeutung. Dieselbe war dem Gralshüter Anfortas', als er sein Herz der sinnlichen Liebe zuwandte, von dem Zauberer Klingsor entwunden worden und seit der Zeit siecht er an einer unheilbaren Wunde.

Klingsor hat sich nach unseres Tondichters Phantasie ein Zauberschloß voll sündiger Lust erbaut und lockt durch seine Sirenen die Ritter in das Netz der Sinnlichkeit. In seinem Banne steht die Zauberin Kundry, eigentlich die Gralsbotin, welche, anklingend an die heilige Legende, dereinst Herodias, die Mörderin Johannes des Täufers, war. Nur ungern dient sie ihrem Meister und sehnt sich nach Erlösung. Unser Held Parsifal (dessen Namen Wagner nach Görres aus dem arabischen parsi-fal d. h. „reiner Thor" ableitet, der wohl aber richtiger aus dem altfranzösischen perce-val d. i. „dring durchs Thal!" herzuleiten ist) erscheint zuerst der Sage gemäß als der Blöde und Einfältige, der aus Unverstand das Heil verscherzt, das ihm in der Nähe des Grals winkt und nach des Anfortas Verwundung nicht fragt.

Das Gralsmysterium als christliches Abendmahl könnte in seiner Darstellung auf der Bühne bedenklich erscheinen, hinterläßt aber den Eindruck der höchsten Weihe.

Mit der ärgerlichen Ausweisung Parsifals aus dem Heiligthum durch den weisen Gurnemanz schließt der erste Aufzug.

Im zweiten Akte besteht unser Held die Feuerprobe der Sinnlichkeit in Klingsors Wundergarten. Er widersteht den Sirenen und den Reizen der in ein üppiges Weib verwandelten Zauberin Kundry. Machtlos schleudert Klingsor gegen ihn den Wunderspeer; Parsifal erbeutet ihn und sobald er damit das Kreuzeszeichen in die Luft schreibt, versinkt das ganze Zauberschloß, und die Mädchen liegen als verdorrte Blumen in der Einöde.

Im letzten Aufzug kommt der Held am Charfreitag zu dem greisen Gurnemanz und vernimmt, daß der alte Gralshüter Titurel gestorben, Anfortas aber immer noch an seiner Wunde sieche. Hier findet er auch die Heidin Kundry in Reue und Buße und erlöst sie durch die Taufe. Hierauf bringt er dem

todtwunden Anfortas Heilung durch Auflegung des Speers und wird sein Nachfolger im Gral.

Dies mit dürren Worten der Inhalt eines unübertroffenen Meisterwerks, das natürlich nur im Verein mit der Musik genossen und gewürdigt werden kann.

So erschien der Ehrentag, der 26. Juli 1882, an dem das neue Musikdrama zum ersten Male aufgeführt ward mit nie dagewesenem Erfolg. Von allen Ländern waren die Theilnehmer des Bühnenweihfestspiels zum „deutschen Olympia" geströmt, man hörte sie, wie beim Thurmbau zu Babel, in allen Zungen reden, aber doch war es nur die eine Sprache der Begeisterung, der eine Ton des Entzückens. Nach allem, was Augen- und Ohrenzeugen darüber berichteten, hat die Kunst aller Zeiten bis jetzt noch nichts geschaffen, das von einer so gewaltigen und nachhaltigen Wirkung gewesen.

So sagt Liszt: „Ja, wohl macht es die davon Ergriffenen verstummen, sein weihevoller Pendel schlägt von dem Erhabenen zu dem Erhabensten." . . .

„Schon im ersten Akte tritt uns eine Harmonie des musikalisch-dramatischen und kirchlich-religiösen Stils entgegen, welche es einzig ermöglicht, daß wir hart nebeneinander den furchtbarsten, das Herz zerreißenden Schmerz und wiederum jene weihevollste Andacht erleben, wie sie einzig durch das Gefühl der Gewißheit der Erlösung in uns wach wird." . . .

Der verstorbene edle, kunstsinnige Kaiser Friedrich III. wohnte am 29. August 1882 dem Parsifal bei und äußerte bis ins Innerste bewegt:

„Ich finde keine Worte für den Eindruck, den ich empfangen, es übersteigt alles, was ich erwartet, es ist großartig. Ich bin tief ergriffen und ich begreife, daß das Werk in modernen Theatern nicht gegeben werden kann. . . . Es ist mir, als wäre ich nicht in einem Theater, so erhaben ist es.

Und in der That übte das Festspiel die weihevollste Stimmung aus, wie sie der feierlichste Akt in einer Kirche nicht reiner hervorbringen kann. Und diese gewaltige Wirkung hatte es auf alle Zuhörer, Freunde und Feinde des Meisters, auf Leute jeden Standes, jeder Konfession, jeder Nation. Schreibt doch z. B. ein Franzose darüber:

„Das Werk, das geradezu einen tosenden Beifallssturm hervorrief, hinterläßt, immer gewaltig, einen alles beherrschenden Eindruck der Hoheit und Lauterkeit."

Und als ob der Meister das Höchste geschaffen, dessen menschliche Kunst fähig ist, rief ihn der Tod ab von der olympischen Höhe seines Ruhmes. Wie ein elektrischer Schlag durchzuckte die Trauerbotschaft am 13. Februar 1883 die Herzen aller Kunstsinnigen, aller Gebildeten in ganz Deutschland, in ganz Europa, ja in der ganzen Welt. Da war nur eine Stimme, daß ein seltenes Genie dahingegangen, daß das leuchtendste Gestirne am Künstlerhimmel erloschen, der „Töne Meister", ein ruhmvoller Herscher im Reiche des Klanges, ein Zauberer gleich Orpheus, ein erhabener Prophet, ein kühner Held und ein Märtyrer zugleich. Darum wurden ihm Ehren nach seinem Tode, wie sie keinem Sieger und Befreier, keinem Fürsten und Vater des Volkes bis dahin zu theil geworden. Und bei aller Tragik welch schöner Tod! In geistiger Frische und Vollkraft, in ungeschwächter Rüstigkeit, auf dem Gipfel künstlerischen Könnens und Schaffens, einen nicht gealterten Jüngling raffte ihn die unbarmherzige Todessichel hinweg. Wer denkt dabei nicht wieder unwillkürlich an Siegfried, den furchtlosen Helden, den siegreichen Drachentödter und kühnen Erlöser der verzauberten Brunhilde, wie ihn der finstere Hagen, ein Sohn der Nacht heimtückisch, als er am Borne des Lebens trank, durchbohrte?! —

Und so folgen wir im Geiste dem Trauerzuge, der die

von Blumen begrabene Leiche aus dem sonnigen Italien überführt zu seinem stillen Wahnfried, „da wo sein Wähnen Frieden fand". Voraus wandeln tief verhüllt drei hohe Frauengestalten, die treuesten Freundinnen des verewigten Meisters, die deutsche Sage, die Poesie und die Musik. Dazu ertönt in wuchtigen rhythmischen Stößen jener ergreifende Trauermarsch, der in wunderbarer Weise das ganze Lebensgeschick des verschiedenen Helden zusammenfaßt, — schmetternde Trompetenklänge, sehnende Liebesseufzer Brunhildens, kriegerischer Schwertruf und rührend wehmüthige Klage des Horns.

Er ist dahin, — ein Dichter und ein Held! Ein herrliches, reiches Künstlerleben, anfänglich voll Noth und Kämpfe, dann voll Ehren und Triumphen hat ausgelebt. Wo ist ein Sterblicher, der das gewagt, der das gelitten und das erreicht hat? Wie ein König geehrt, fast wie ein Heiliger vergöttert, ist er gestorben im vollsten Sonnenglanz des Ruhms. Er war der Wiederbeleber der deutschen Sagenwelt, ein begeisteter Verehrer und Pfleger deutscher Kunst. Ihr baute er einen Nationaltempel, für sie warb er Jünger, für sie schrieb er Werke, die, — wir leben der Ueberzeugung, — sein Volk hochhalten und nie vergessen wird.

Das walte Gott und der deutsche Volksgeist!

Druck der Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter) in Hamburg.
(714)

Der Sinn für Naturschönheiten in alter und neuer Zeit.

Von

Dr. Ferdinand Hoffmann,
Oberlehrer in Gera.



Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter).
1889.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Fr. v. Holtzendorff in München.

Vieles Gewaltige lebt, doch nichts
Ist gewaltiger als der Mensch;
Denn selbst über die dunkele
Meerfluth zieht er, vom Süd umstürmt,
Hinwandelnd zwischen den Wogen
Den rings umtosten Pfad.
Die höchste Göttin auch, die Erde,
Zwingt er, die ewige, nie sich erschöpfende,
Während die Pflüge sich wenden von Jahr zu Jahr,
Wühlt sie mit der Rosse Kraft um! u. s. w.

Mit diesen stolzen Worten preist Sophokles in einem schwungvollen Chorliede seiner „Antigone"[1] die Macht des menschlichen Geistes und seine Thatkraft, und wir stimmen ihm besonders inbetreff des gewaltigen Einflusses bei, welchen der Mensch von jeher auf die Erde, seinen Wohnplatz, ausgeübt hat und noch ausübt. Traurige Wüsteneien hat des Menschen Hand und Fleiß in blühende, fruchtbare Gefilde umgewandelt; den Urwald hat er gelichtet, Zonen und Jahreszeiten durcheinander gemengt und die weichlichen Gewächse des Orients an rauheres Klima gewöhnt. Ströme und Bäche kämpfen vergebens gegen das wohlverwahrte Ufer, und feste Dämme hindern selbst die schäumende Meereswelle an gefährlichen Ein- und Uebergriffen in das fruchtbare Land. Allenthalben, wo der Mensch sich angesiedelt hat, wandelt der Fuß auf gebahnten Wegen: über breite Flüsse und gähnende Tiefen führen feste Brücken, breite, bequeme Heerstraßen über steile Gebirge und durch zerklüftete

Felsmassen, meilenlange Tunnel mitten durch die Berge, Kanäle verbinden entfernte Flüsse oder umgehen gefährliche Untiefen, Stromschnellen, Wirbel und Wasserfälle!

Können wir demnach auch mit Recht in den „Siegeshymnus" auf den Menschengeist einstimmen, so dürfen wir doch auch nicht vergessen, was wir der „Mutter Natur" zu verdanken haben. Wir sind nämlich nicht nur die Herren der Erde, sondern auch ihre Kinder, so gut wie die Blumen des Feldes, und es wäre daher im höchsten Grade wunderbar, wenn dieselbe durch ihre Erscheinungen und Formen nicht ebenfalls einen nachhaltigen und vielfach sogar bestimmenden Einfluß auf die Entwickelung des Menschen ausgeübt hätte und noch übte, und wenn sich dieser Einfluß nicht in mancherlei Erscheinungen, Formen und Charakteren des Lebens zu erkennen gäbe.

Dies ist in der That der Fall, und der Verfasser hat bereits anderwärts[2] den Einfluß der Natur auf die Kulturentwickelung der Menschen ausführlich nachgewiesen.

Wir wollen daher an dieser Stelle auf eine andere Seite dieses Einflusses eingehen und den Nachweis zu liefern versuchen, inwiefern sich der dadurch bedingte Sinn für die Schönheiten der Natur zu verschiedenen Zeiten und bei verschiedenen Völkern in der Literatur, und zwar besonders in der Poesie, geäußert hat.

Die Anregung zu diesen Untersuchungen hat Alexander v. Humboldt im zweiten Theile seines „Kosmos" gegeben, und auf Grund seiner Andeutungen hat sich eine ziemlich reiche Literatur gebildet. Wir haben uns für unseren Zweck auf die neuesten Werke beschränkt, und zwar für das Alterthum auf Motz, „Ueber die Empfindung der Naturschönheit bei den Alten" (1865), und Roscher, „Das tiefe Naturgefühl der Griechen und Römer in seiner historischen Entwickelung" (1875),[3] für die neuere Zeit auf: Friedländer, „Ueber die Entstehung

und Entwickelung des Gefühls für das Romantische in der Natur" (1873). An der Hand dieser Werke wollen wir jetzt eine kurze Wanderung durch die Literaturen verschiedener Zeiten und Völker unternehmen, um zu sehen, wie sich der Sinn für Naturschönheiten zu erkennen gegeben hat.

I. Das Naturgefühl der Griechen und Römer im allgemeinen.

Was nun zunächst die Griechen und Römer betrifft, so ist es ein weitverbreiteter und noch heute vielfach bestehender Irrthum, daß diese der Natur kalt und unempfindlich gegenüber gestanden hätten, weil ihre ungeduldige Phantasie sie über die Natur hinweg zum Drama des menschlichen Lebens führte. Freilich berufen sich die Verfechter dieser Meinung auf Schiller, welcher in seiner Abhandlung „über naive und sentimentalische Dichtung"[1] Folgendes sagt: „Wenn man sich der schönen Natur erinnert, welche die alten Griechen umgab, wenn man bedenkt, wie vertraut dieses Volk unter seinem glücklichen Himmel mit der freien Natur leben konnte, wie sehr viel näher seine Vorstellungsart, seine Empfindungsweise, seine Sitten der einfältigen Natur lagen, und welch ein treuer Abdruck derselben seine Dichterwerke (!) sind, so muß die Bemerkung befremden, daß man so wenig Spuren von dem sentimentalischen Interesse, mit welchem wir Neueren an Naturscenen und Naturcharakteren hangen können, bei denselben antrifft. Der Grieche ist zwar im höchsten Grade genau, treu, umständlich in Beschreibung derselben, aber doch nicht mehr und mit keinem vorzüglicheren Herzensantheil, als er es auch in Beschreibung eines Anzuges, eines Schildes, einer Rüstung, eines Hausgeräthes oder irgend eines mechanischen Produktes ist, — die Natur scheint mehr seinen Verstand und seine Wißbegierde, als sein moralisches Gefühl zu interessiren; er hängt nicht mit Innigkeit, mit Empfindsamkeit, mit süßer Wehmuth an derselben, wie wir

Neueren. Ja, indem er sie in ihren einzelnen Erscheinungen personifizirt und vergöttert und ihre Wirkungen als Handlungen freier Wesen darstellt, hebt er die ruhige Nothwendigkeit in ihr auf, durch welche sie für uns gerade so anziehend ist. Seine ungeduldige Phantasie führte ihn über sie hinweg zum Drama des menschlichen Lebens" u. s. w.

Aber mit Unrecht berufen sich die Vertreter jener Ansicht auf Schiller; denn dieser leugnet hier keineswegs den Sinn der Alten für die Natur überhaupt („der Grieche ist im höchsten Grade treu" u. s. w.), sondern — und zwar mit vollem Rechte — das sentimentalische Interesse, mit welchem wir Neueren an Naturscenen und Naturcharakteren hängen können; er leugnet nur, daß der Herzensantheil, welchen die Alten an der Natur nahmen, größer gewesen sei, als derjenige, welchen sie an den Gegenständen z. B. der Kunst nahmen, und auch das mit Recht. Denn, sagt er, „bei diesen (den Griechen) artete die Kultur nicht so weit aus, daß die Natur darüber verlassen wurde (wie bei uns!). Der ganze Bau ihres gesellschaftlichen Lebens war auf Empfindungen, nicht auf einem Machwerke der Kunst errichtet; ihre Götterlehre selbst war die Eingebung eines naiven Gefühls, die Geburt einer fröhlichen Einbildungskraft, nicht der grübelnden Vernunft, wie der Kirchenglaube der neueren Nationen; da also der Grieche die Natur in der Menschheit nicht verloren hatte, so konnte er außerhalb dieser auch nicht von ihr überrascht werden, und so kein dringendes (d. h. sehnsüchtiges, sentimentales!) Bedürfniß nach Gegenständen haben, in denen er sie wiederfand. Einig mit sich selbst und glücklich im Gefühl seiner Menschheit mußte er bei dieser als seinem Maximum stehen bleiben und alles andere derselben zu nähern bemüht sein (man vergleiche hiermit die Stelle in dem Gedichte „Die Götter Griechenlands": „An der Liebe Busen sie zu drücken, gab man höhern Adel der Natur" u. s. w.), während

wir, uneinig mit uns selbst und unglücklich in unseren Erfahrungen von Menschheit, kein dringenderes Interesse haben, als aus derselben herauszufliehen und eine so mißlungene Form aus unseren Augen zu rücken". — Nehmen wir endlich noch dazu, daß Schiller in der zuerst angeführten Stelle ausdrücklich die Dichterwerke der Griechen als treue Abdrücke der Natur bezeichnet, so scheint es in der That unbegreiflich, wie sich jener Irrthum so lange hat halten können.

Aber abgesehen davon, daß man sich wohl hätte hüten sollen, unserem großen Schiller einen solchen Irrthum ohne weiteres in die Schuhe zu schieben, so hätte auch von einer solchen Unterschätzung des Naturgefühls der Alten schon die allgemeine Bemerkung abhalten sollen, daß die Natur zu allen Zeiten und an allen Orten nicht nur die leiblichen Bedürfnisse des Menschen und seine körperliche Entwickelung, sondern auch sein Denken und Empfinden fast unbedingt beherrscht hat und, so sehr sich auch der Mensch nach und nach ihrem Einflusse zu entziehen gewußt hat, auch heute noch beherrscht.

II. Das Naturgefühl der Griechen.

Muß dies nämlich schon im allgemeinen zugestanden werden, so wird es noch unwidersprechlicher, wenn man bedenkt, mit welch offenem, empfänglichem Sinne das Griechenvolk — um mit diesem zu beginnen — begabt war und in welcher einzigartigen wundervollen Natur dasselbe lebte. Wir erinnern [5] zunächst an das herrliche Klima, welches schon von den Alten als die schönste Mitgift Griechenlands gepriesen wird, mit seiner glücklichen Mitte zwischen dem schroffen Gegensatz der Jahreszeiten des mittleren und nördlichen Europa einerseits und dem Gluthklima des benachbarten Afrika andrerseits; nirgends wirkt es verweichlichend oder erschlaffend, sondern durch seine verhält-

nißmäßige Trockenheit überall spannend und erregend. Die große Klarheit der Luft läßt unter dem tiefblauen Himmelsdome auch die fernsten Gebirgslinien mit großer Schärfe erkennen. Licht, Klarheit, Bestimmtheit der Umrisse herrschen im Bilde der griechischen Landschaft überall.

Dabei ist das Klima keineswegs gleichförmig, sondern zeigt verschiedene Abstufungen, und es lösen sich zahlreiche Vegetationsgebiete in rascher Reihenfolge ab, ein Umstand, der einen lebhaften Austausch der Erzeugnisse und regen Verkehr herbeiführte. Diesen wieder begünstigte das umgebende Meer aufs höchste, und zwar nicht nur durch den vielgestalteten Küstenumriß, der überall wie vom Meere aufgelockert erscheint, nicht nur durch den Reichthum hoher, weithin sichtbarer Landmarken und zahlreich verstreuter Inseln, welche nirgends den Schiffer die Einsamkeit der Meerfahrt fühlen lassen, sondern namentlich auch dadurch, daß dieses Meer zu den ruhigsten des Erdtheils gehört; denn selbst während der kurzen Winterzeit mit ihren unruhigeren Winden sind eigentliche Stürme, wie sie die Nordsee kennt, selten.

Aber nicht nur die Wegsamkeit und, man könnte sagen, Menschenfreundlichkeit dieses Meeres verdient hervorgehoben zu werden, sondern vor allem auch der hohe malerische Reiz, welchen dasselbe der griechischen Landschaft gewährt. Fast von jedem Berggipfel erblickt man diesen weiten blauen Spiegel, wie er sich in den mannigfaltigsten Windungen ins Land eindrängt. So erfreuten sich die Griechen überall der schönen Wechselwirkung von Meer und Land, und wenn der Anblick hoher Bergspitzen, welche mit ihren starren, scheinbar unzerstörbaren Felsmassen weit über das Gebiet des Alltäglichen hinausragen, die Seele ernst und feierlich stimmt, so regt der Blick auf das immer bewegte, stets veränderliche, und doch immer schöne Element des Meeres Sinn und Einbildungskraft nach den mannigfaltigsten Richtungen an.

Und endlich die gesammte Bodengestaltung des Landes selbst: welcher Wechsel zwischen üppigen Marschen, wohlbewässerten Binnenebenen, engen, von Flüssen durchrauschten Waldthälern, weitgedehnten Bergheiden und den hoch darüber hinausstrebenden steilen, nackten Felsabhängen, welche bei wechselnder Beleuchtung der Landschaft immer neue Reize verleihen und deren bisweilen wahrhaft großartige Formen nirgends den Charakter des Bizarren, Zufälligen, Verworrenen tragen, und diese Gegensätze in nächster Nähe, sich gewissermaßen durchdringend und gegenseitig belebend! Fürwahr, mit einem Lande von so anregender Schönheit kann sich kein Land Europas auch nur annähernd vergleichen!

Griechenland bedingte demnach durch seine Natur die glückliche Mitte zwischen Ruhe und Anspannung, Sammlung und Zerstreuung, Genuß und Arbeit, es war also ganz vorzüglich geeignet, ein jugendfrisches, hochbegabtes Volk zur höchsten harmonischen Ausbildung aller Kräfte des Geistes und Gemüthes zu erziehen, und so haben denn auch die Griechen dem Charakter ihres Landes gemäß, welchen man in einer mannigfaltigen und ungewöhnlichen, dabei aber doch maßvollen Schönheit finden kann, in ihrem ganzen Leben dieselbe maßvolle Schönheit überall darzustellen und zu erreichen gesucht. Wenn dem aber so ist, so können wir mit vollem Rechte erwarten, daß die wundervolle Pracht und Schönheit des griechischen Landes auch in der Literatur des Volkes ihren entsprechenden Ausdruck gefunden hat. Und so ist es in der That.

Nicht bei allen Griechen freilich wird der Sinn für die Schönheiten der Natur in gleichem Maße vorhanden und entwickelt gewesen sein, sondern hauptsächlich bei den Gebildetsten, d. h. vor allem bei Künstlern und Dichtern, aber was diese, und besonders die Letzteren, die edelsten und besten Söhne ihres Volkes, gedacht und ausgesprochen haben, das wird jeder im

Volke zu denken und nachzuempfinden imstande gewesen sein, und wir dürfen daher diese Aeußerungen gewiß als einen treuen Ausdruck von dem Denken und Empfinden des ganzen Volkes, ja, ich möchte sagen, als eine Kundgebung des Volksbewußtseins ansehen.

Nachdem wir uns durch diese Auseinandersetzungen den Weg gebahnt haben, gehen wir nun zu der Frage über, wie sich zunächst bei den Griechen der Sinn für Naturschönheiten geäußert hat.

Die ersten Aeußerungen dieser Art finden wir bei den Griechen, wie bei den verwandten Völkern der Inder und Germanen, bereits in der Mythologie. Man dachte sich die Natur von göttlichen Wesen in idealmenschlicher Gestalt beseelt, deren Handlungen sich in elementaren Vorgängen der Natur zu erkennen gaben; es haben also Sonne und Mond mit ihren Verfinsterungen und Wechseln, Morgen- und Abendröthe, Blitz und Donner, der Kampf zwischen Sommer und Winter, das Erwachen der Natur im Frühling und ihr Absterben im Winter u. v. a. Vorgänge, welche den Menschen entweder unmittelbar berührten oder doch einen tiefen Eindruck auf ihn machten, die erste Veranlassung zur Mythenbildung gegeben. Vischer sagt daher sehr schön von der Naturreligion überhaupt: sie sei ein Augenaufschlagen über die Naturwunder. Von keiner aber gilt dies in vorzüglicherem Sinne als von der griechischen; denn diese zeugt von einem so innigen Zusammenhange zwischen der menschlichen Seele und dem Naturleben, von einer solchen Klarheit der Gestaltung, von einer solchen Macht und Tiefe der Poesie und von einer so lebendigen Naturbegeisterung, wie sie heutzutage höchstens noch der Dichter oder der begeisterte Naturforscher zu empfinden und auszusprechen vermag.

Um aus dem unendlich reichen Schatze nur wenige Bei-

spiele herauszugreifen, so hat die innige Wechselwirkung zwischen Natur und Seelenleben bei den Griechen ihren ergreifenden Ausdruck gefunden in den schwermüthigen Sagen von schönen, in der Blüthe der Jugend hingerafften Jünglingen wie Adonis, Linos, Hyakinthos, Narkissos u. a. Die Sage von Hylas, welcher von Quellnymphen geraubt wurde, könnte man mit Goethe's „Fischer" vergleichen, da in beiden der geheimnißvolle Zauber veranschaulicht wird, welchen eine klare, durchsichtige, sanft bewegte Wasserfläche auf jeden Menschen ausübt. Und wenn die Sage vom Narkissos erzählt, er habe im Walde irrend sein eigenes Bild erblickt und sich in Sehnsucht selbst verzehrt, so weist dies in fast romantischer Weise auf den sehnsüchtigen Schauer hin, welchen die Waldeinsamkeit in uns hervorruft. Die wundervolle Sage von dem schönen Jüngling Endymion, welcher in seiner Felsenhöhle ruhend allnächtlich von der Mondgöttin Selene besucht wird, ist ein schönes Bild „des tiefen Schlafes der Nacht, wann alle Wälder ruhen",[6] aber nach einer dem Alterthume sehr gewöhnlichen Uebertragung auch „des Todesschlummers in der einsamen Felsenhöhle des Gebirges, deren Nacht von dem schimmernden Lichte der Liebe durchleuchtet wird".[7] Daß die Alten endlich auch die charakteristischen Erscheinungen der Thierwelt nicht unbeachtet gelassen haben, beweist das alte Volksmärchen von Prokne, der Nachtigall (erst in späteren Sagen ist Philomele an ihre Stelle getreten, während Prokne die Schwalbe und ihr Gemahl Tereus der Wiedehopf ist). Man dachte sich diese als verwandelte Prinzessin, welche um ihr durch eigene Schuld verlorenes Kind Itys oder Itylos — der Name bildet die langgezogenen Klagetöne ihres Gesanges nach — in schönen, schwermüthigen Weisen klagt, so daß diese in die allgemeine Lust des Frühlings wie tiefe Schmerzenslaute hineinklingen: diese Sage ist mithin ein Beweis dafür, daß die

Alten bereits das Schwermüthige im Gesange der Nachtigall kannten und empfanden.

Die ersten wirklichen Naturschilderungen finden wir in den homerischen Gedichten und zwar hauptsächlich in der Menge von Gleichnissen, welche in dieselben eingewebt sind. Und hier ist die Natur mit einer Reinheit und Innigkeit gezeichnet und sind so viele anschauliche und anziehende Scenen derselben abgelauscht, daß wir wohl erkennen, der Dichter will uns nicht etwa nur die Umgebung schildern, in welche er seine Helden gestellt hat, sondern er betrachtet auch die Natur selbst mit dem innigsten, vielseitigsten Interesse, obwohl er selbst nirgends persönlich hervortritt.

In den Gleichnissen erscheint neben den mannigfaltigsten Scenen aus der Thierwelt besonders oft das wild bewegte, sturmgepeitschte Meer, welches mächtig an das Gestade oder den einsam stehenden Felsen anschlägt; ferner der Vollmond sammt den Sternen, Regenbogen, Nebel und Sturmwind. Wir heben besonders die Stelle hervor, wo die Wuth des Krieges verglichen wird mit dem Feuer, welches (Il. 17, 737 ff.):

> Ungestüm, die Stadt der Männer durchstürmend,
> Plötzlich in Flamm' auffliegt und verbrennt; wegschwinden die Häuser
> Im hochlodernden Glanz und hinein saust mächtig der Sturmwind,

eine Schilderung, voll markiger Kraft und Anschaulichkeit, welche nur in der Ausführung von derjenigen in Schillers Glocke übertroffen wird, wo ebenfalls die Feuersäule flackernd emporsteigt und durch der Straßen lange Zeile mit Windeseile fortwächst, während der Sturm heulend geflogen kommt und die Flamme brausend sucht, so daß sie in gewaltiger Flucht wächst bis in des Himmels Höhen, riesengroß!

An einer anderen Stelle vergleicht Homer den Euphorbus (Il. 17, 53) mit

— dem stattlichen Sprößling des Oelbaums, welchen ein Landmann
Nährt am einsamen Ort, wo genug vorquillt des Gewässers;
Lieblich sproßt er empor und sanft bewegt ihn die Kühlung
Aller Wind' umher und schimmernde Blüthe bedeckt ihn;
Aber ein Sturm, der sich plötzlich erhebt mit gewaltigen Wirbeln,
Reißt aus der Grube den Stamm und streckt ihn lang auf die Erde.

Aus der übrigen Menge sei nur noch das berühmte Gleichniß von den im Herbste fallenden Blättern (Il. 6, 146) erwähnt, weil sich darin eine fast modern-sentimentale Stimmung kundgiebt:

Gleichwie die Blätter im Walde, so sind die Geschlechter der Menschen:
Blätter verweht zur Erde der Wind nun, andere treibt dann
Wieder der knospende Wald, wenn neu auflebet der Frühling:
So der Menschen Geschlechter: dies wächst und jenes verschwindet.

Aber wir finden bei Homer auch Naturschilderungen ohne Gleichniß. Als Hephästos mit seinem Gluthstrahl den Skamander austrocknet, da wird die Umgebung des Flusses mit folgenden Worten geschildert (Il. 21, 345—352):

Ganz ward trocken das Feld und gehemmt das blinkende Wasser.
— Da stürmte der Gott in den Strom hellleuchtender Flamme.
Brennend standen die Ulmen, die Weidichte und Tamarisken,
Brennend der Lotos zugleich, Riedgras und duftender Galgant,
Welche die schönen Gewässer des Stroms weitwuchernd umsproßten.

Zahlreicher sind diese Schilderungen aber in der Odyssee; am bemerkenswerthesten sind die folgenden.

Nausikaa beschreibt dem Fremdlinge Odysseus (Od. 6, 260 ff.). den Weg nach der Stadt und erwähnt zuerst die beiden Häfen, welche mit ihren Schiffen den Eingang verengen, dann auch den „Markt um den prangenden Tempel Poseidons, rings umhegt mit geschleiftem und eingegrabenem Bruchstein", und heißt ihn endlich sich setzen nah am Wege in dem

— lieblichen Hain der Athene,
Pappelgehölz; ihm entrinnt ein Quell, der die Wiese durchschlängelt,
Wo mein Vater ein Gut sich bestellt mit blühendem Garten.

Als dann Odysseus unter Athenaias Führung glücklich und wohlbehalten in den Palast des Alkinous eingetreten ist, bewundert er den herrlichen Garten des Königs (Od. 7, 114 ff.):

Dort sind ragende Bäume gepflanzt mit laubigen Wipfeln,
Voll der saftigen Birne, der süßen Feig' und Granate,
Auch voll grüner Oliven und rothgesprenkelter Aepfel.
Diesen erleidet die Frucht nie Mißwachs oder nur Mangel,
Nicht im Sommer, noch Winter, das Jahr durch; sondern beständig
Vom anathmenden West treibt dies und anderes zeitigt.
Birne reift auf Birne heran und Apfel auf Apfel,
Traub' auf Traube gelangt und Feig' auf Feige zum Vollwuchs
Dort auch prangt ein Gefilde, von edelem Weine beschattet,
Einige Trauben, umher auf ebenem Raume gebreitet,
Dorren am Sonnenstrahl, und andere schneidet der Winzer,
Andere keltert man schon; hier stehn noch Herlinge seitwärts,
Eben der Blüth' entschwellend und andere bräunen sich mählich.
Dort auch zierlich bestellt sind Beet' am Ende des Weinlands,
Reich an manchem Gewächs und stets schönprangend das Jahr durch.
Auch sind dort zwo Quellen; die ein' irrt rings in dem Garten
Schlängelnd umher, und die andr' ergießt sich unter des Hofes
Schwell' an den hohen Palast, woher sich schöpfen die Bürger.
Siehe, so prachtvoll schmückten Alkinous' Wohnung die Götter!

Aber auch Ithaka, die Heimath des Odysseus, birgt manche Naturschönheit. Da ist zuerst die Bucht des Meergreises Phorkys,

Gegen der Ithaker Stadt; und zwo vorragende Spitzen
Laufen mit zackigem Fels, zur Mündung der Bucht sich senkend;
Diese hemmen die Fluth, die der Sturm lautbrausend heranwälzt,
Draußen zurück; inwendig, auch frei der Fessel, verweilen
Schöngebordete Schiffe, nachdem sie zur Anfuhrt gelangt sind.
Aber am Haupte der Bucht grünt weitumschattend ein Oelbaum.
Eine Grotte zunächst voll lieblich dämmernder Anmuth
Ist den Nymphen geweiht, die man Najaden benennet, u. s. w.
(Od. 13, 97 ff.).

Schön ist auch die Umgebung der Hauptstadt; denn Od. 17, 204—211 heißt es:

Als sie nunmehr, fortwandelnd den höckrichten Weg des Gebirges,
Nahe gekommen der Stadt und schon der Brunnen erreicht war,
Schöngefaßt, hellfließend, woher sich schöpften die Bürger;
Ringsum war auch ein Hain von wasserliebenden Pappeln
Ganz in die Runde gepflanzt, und herab floß kaltes Gewässer,
Wo den Nymphen des Quells die Wanderer pflegten zu opfern:
Dort nun traf auf jene des Dolios Sohn Melantheus.

Alle diese Punkte übertrifft aber die herrliche Gegend, in welcher die Grotte der Kalypso lag, ja diese setzte selbst den Götterboten Hermes in staunende Bewunderung. Von ihr heißt es Od. 5, 63—74:

Ringsher wuchs um die Grotte des grünenden Haines Umschattung,
Erle zugleich und Pappel und balsamreiche Cypresse.
Dort auch bauten sich Nester die breitgefiederten Vögel,
Habichte sammt Baumeulen und sammt breitzüngiger Krähen
Wassergeschlecht, das kundig der Meergeschäfte sich nähret.
Hier auch breitete sich um das Felsengewölbe ein Weinstock,
Rankend in üppigem Wuchs und voll anhangender Trauben.
Auch vier Quellen ergossen gereiht ihr blinkendes Wasser,
Nachbarlich neben einander und schlängelten hierhin und dorthin,
Wo rings schwellende Wiesen hinab mit Violen und Eppich
Grüneten. Traun, wohl selbst ein Unsterblicher, welcher dahin kam,
Weilte bewunderungsvoll und freute sich herzlich des Anblicks.

Bei den griechischen Lyrikern finden sich infolge der fragmentarischen Ueberlieferung ihrer Gedichte nicht so viele Spuren des Sinnes für Naturschönheiten, wie wir hoffen und wünschen möchten; doch sind immer genug vorhanden, um zu beweisen, daß auch ihnen das Verständniß und der Sinn für dieselben keineswegs abging. Wir greifen auch hier nur einige heraus.

So zeigt der alte spartanische Sänger Alkman (ca. 620 v. Ch.) in einem Fragmente eine tiefe Naturempfindung, wenn er sagt:[8]

Es schlummern der Berge Gipfel,
Die Schluchten und Hügel zumal;

Was kriecht auf dunkeler Erde,
Es schlummert in Kluft und Thal;
Es schlummern die Thiere des Waldes,
Die fleißigen Immlein auch,
Die Ungethüme des Meeres,
Die Vöglein im Waldeshauch.

Wen erinnert dieses stimmungsvolle Gedicht nicht an Goethe's „Wanderers Nachtlied“:

Ueber allen Gipfeln ist Ruh,
In allen Wipfeln spürest du
Kaum einen Hauch;
Die Vöglein schweigen im Walde —

es fehlt nur das: „Warte nur, balde ruhest du auch“, womit der moderne Dichter die melancholische Empfindung, welche die Waldesruhe in ihm erweckt, geradezu ausspricht, während der antike objektiv bleibt und allein durch die Schilderung zu wirken sucht.

Schon bei Homer bemerkten wir den feinen Zug, daß er neben den schattigen Hain oder den einzelnen herrlichen Baum gewöhnlich den murmelnden Quell oder überhaupt ein schönes Gewässer stellte; denn die Bäume gewinnen ja unglaublich für den Eindruck der Schönheit durch jenes Ueberhängen und Neigen über die Fluth, durch die Spiegelung in dem klaren Elemente, und das traumhafte Geflüster in den Zweigen verbindet sich mit dem sanften Rauschen des Wassers zu der schönsten Wirkung. Denselben sinnigen Zug finden wir auch in einem der anakreontischen Lieder, wo es heißt:[9]

Mit kühlem Schatten ladet
Der schöne Baum zur Rast,
Er schüttelt die schlanken Zweige
Mit zarter Blätter Last;
Die kühle Quelle sprudelt
So silberhell darein:
Wer kehrte nicht mit Freuden
Am holden Orte ein!

Ganz in derselben Weise schildert auch Sappho das einladende Murmeln der Quelle, in welches das Rauschen der Blätter hineintönt und zum Schlummer einladet. Besonders reich aber ist an solch reizenden Naturbildern die Anthologie, aus welcher wir nach der Zusammenstellung von Jakobs folgende Züge herausnehmen:

Süß plaudern im grünen Gezweig die Lüfte,
Thauig und frisch erstrahlt im Hain von den Blumen die Wiese,
Schön mit Veilchen geschmückt, herrlich mit Rosen gekränzt. —
Rundum tönt Philomelens Gesang, wetteifernd mit ihnen
Schallt harmonisch das Lied feuriger Grillen darein. —
Sieh, wie ergießt und verschlingt sich das Haar reichlockigen Epheus,
Und sein grünes Geflecht kränzet die Wiesen umher. —
Still entgleitet der zögernde Fluß durch buschiges Ufer,
Leise bewegend den Fuß blühender Bäume des Hains. u. s. w.

Solche lieblich lauschigen Plätzchen werden dann stets als die Freude und der Lieblingsaufenthalt des Eros, Bacchus und der Aphrodite gepriesen, welche dem Orte selbst den „unsterblichen Glanz" verliehen haben.

Und wie bei den Griechen die innige Freude an schönen und altehrwürdigen Bäumen überall sichtbar ist (Eiche von Dodona: Odyss. 14, 327), so liebten sie auch die bunte Welt der Blumen mit ihren hellen Kinderaugen. Das wird sofort einleuchten, wenn man bedenkt, welche hervorragende Stelle die Blumen im Leben der Alten einnahmen, wie sie die unzertrennlichen Begleiterinnen jeder Freude waren, jede Trauer milderten und in sanfte Wehmuth verwandelten. So ist besonders die Bedeutung der Rose in dem anmuthigen anakreontischen Liede „Auf die Rose" nach allen Seiten hin behandelt: die zarte Rose ist des Gelages liebe Freundin, die Wonne der Götter und Menschen, der Frühlingsschmuck der Grazien, der Liebling der Musen, die Blume der Liebe. Sie ist Balsam für die Kranken, ja selbst für den Tod, und sie verleiht den holden Duft der Jugend:

kurz, ohne die Rose mag nichts geschehen, und so haben denn auch die Götter besondere Sorgfalt darauf verwandt, das wunderliebliche Kind der Erde, die süßduftende, köstliche Rose, aufsprießen zu lassen.

Hatte ferner schon Homer den wunderbaren Anblick geschildert, welchen es gewährt, wenn das dunkle Gewölk plötzlich entweicht und beim hellen Schimmer des nächtlichen Himmels die ganze Gegend in den schönsten Umrissen daliegt (Il. 16, 298):

> Wie wenn dickes Gewölk der Blitzstrahlschwinger hinwegtreibt,
> Ringsum werden die Warten, die zackigen Höhn und der Thalgrund
> Sichtbar; schön durchbricht den unendlichen Aether der Himmel u. s. w.,

so wird auch von den Lyrikern die Herrlichkeit, der strahlende und doch so milde Glanz der südlichen Nächte, von welchen Goethe sagt:

> Und mir leuchtet der Mond
> Heller als nordischer Tag,

sehr wohl empfunden und zum Ausdruck gebracht. Wie reizend ist z. B. bei Sappho der aufgehende Vollmond besungen:[10]

> Strahlt Selene voll im Silberscheine,
> Bergen schnell ihr liebliches Gesicht
> Vor der Göttin hellem Licht
> Alle Sterne, groß' und kleine.

Dieselbe Dichterin hat auch die sehnsuchtsvolle Schwermuth, welche die Nacht erweckt, in folgenden schönen Versen ausgesprochen:[11]

> Der Mond, der ist verschwunden,
> Erblaßt der Sterne Schein,
> Es enteilen die flüchtigen Stunden;
> Ich sitze noch immer allein!

Endlich bricht selbst bei den griechischen Tragikern mitten im Gewühl aufgeregter Leidenschaften und wehmüthiger Gefühle ein tiefer Natursinn in begeisterte Schilderungen der Landschaft aus.

Mit jubelnder Wonne begrüßt der Chor in der Antigone[12] den Sonnenaufgang:

> Strahl der Sonne, du schönstes Licht,
> Wie die siebenthorige Stadt
> Thebe nimmer zuvor dich sah,
> Endlich thatest du froh dich auf,
> Wimper des goldenen Tages,
> Ueber Dirkes strömende Fluth zu wandeln.

Auch bei Euripides[13] finden wir das machtvolle Andringen des Lichtes, die Pracht des Sonnenaufganges mit tiefer Empfindung geschildert, und derselbe Dichter malt uns an anderer Stelle[14] die frühe Morgendämmerung, das erste Erwachen des Lebens in der Landschaft: wenn

> Ihr sanft harmonisches Lied
> Weint noch Philomele im Wald,
> Itys, Itys, ihr Rufen
> In frühem Jammer erschallt,

dann zieht der Jäger zum frühen Tagewerk hinaus und der Schiffer spannt die Segel zur Fahrt auf die See . . .

Bisweilen tritt auch das gemüthliche Interesse an der Natur, der Herzensantheil, durch welchen sie uns wie ein treuer Freund erscheint, rührend hervor. Aias[15] redet das Meer an:

> Wohlauf
> O Sund, wogenlaut,
> Ihr meernahen Grotten und du Uferhain,
> O lang, lang, der Zeit schon zu viel
> Um diese Troerstadt
> Hieltet ihr mich; aber hinfort
> Nicht mehr beseelt vom Athem . . .
> O skamandrisches
> Nachbarliches Geström . . .
> Nimmer siehst du mehr
> Diesen Mann . . .

dann nimmt er in ergreifenden Worten von der Natur Abschied:[16]

Dich, o des gegenwärt'gen Tages glänzend Licht,
Und dich, auf goldnem Wagen thronend, Helios,
Begrüß' ich heut zum letzten Mal und niemals mehr!
O Sonn', o heilger Boden meines Heimathlands,
O Salamis, des väterlichen Herdes Sitz,
O herrliches Athen und du, vertrautes Volk,
Ihr Flüss' und Quellen hier und Ebne Trojas du,
Euch alle grüß' ich, lebet wohl, ihr Pfleger mein!
Dies Wort, dies allerletzte ruft Euch Aias zu!

Man hat mit Recht darauf hingewiesen, daß dieser Monolog selbst in einzelnen Worten an den Monolog der Jungfrau von Orleans erinnert:

Lebt wohl, ihr Berge, ihr geliebten Triften,
Ihr traulich stillen Thäler, lebet wohl!
Johanna wird nun nicht mehr auf euch wandeln,
Johanna sagt euch ewig Lebewohl!
Ihr Wiesen, die ich wässerte, ihr Bäume,
Die ich gepflanzet, grünet fröhlich fort!
Lebt wohl, ihr Grotten und ihr kühlen Brunnen!
Du Echo, holde Stimme dieses Thals,
Die oft mir Antwort gab auf meine Lieder,
Johanna geht, und nimmer kehrt sie wieder!

In diesem Zusammenhange erwähnen wir noch, daß öfter auch der „Wunsch der Beflügelung, die naive Sehnsucht nach dem leichten, freien, fröhlichen Leben des Vogels, wie sie unsere Volkslieder so oft und so hübsch aussprechen", sich zu erkennen giebt. Dies ist besonders bei Euripides der Fall:[17]

Ferne möcht' ich sein in Waldesschluchten
Und enteilen mit der Vögel Schaar,
Mit des Flügels Schlage zu den Buchten
Adrias, wo mit den Wolken klar
Die Gestade tränkt Eridanos,
Und die Töchterschaar des Helios,
Gramverzehrt um ihres Bruders Loos,
Heißen Thränenstrom entsende,
Der als lichter Bernstein blende,
Wallend in des tiefen Flusses Schooß.

Möchte fliegen zu den liederreichen
Hesperiden, wo am Ufer glühn
Goldne Aepfel und die Schiffer weichen —
Denn der Gott läßt sie nicht weiter ziehn,

Der im dunklen Meeresschooße sitzt, —
Dort, wo Atlas seinen Himmel stützt,
Wo ambros'sche Quellen um des Zeus
Bräutlich Lager sich ergießen
Und die üpp'gen Fluren Segen sprießen,
Reichen Segen zu der Götter Preis.

Hättest du, die weißen Segel bauschend,
Kretas Schiff, durch Sturmesnacht,
Und durch wilde Wellen rauschend,
Meine Herrin nie hierher gebracht! —

Sehnsuchtsvoll erhebt auch der Chor in der Antigone[18] seine Blicke nach dem doppelgipfeligen Parnaß mit der korykischen, von den bacchischen Nymphen bewohnten Tropfgrotte, wo der kastalische Quellguß und „der nysischen Höhn epheuumrankte Bergsäum', und grün, voll Trauben die Meerküste", der Lieblingsaufenthalt des Bacchos, lag.

Meist jedoch dienen die Naturschilderungen bei den Tragikern als Seiten- und Gegenstücke zur Handlung. Ganz richtig ist darauf hingewiesen worden, daß dies schon bei Homer der Fall sei, wo die Trauernden, Zürnenden, Betenden an das Gestade des brausenden Meeres eilen, um hier an der Gleichförmigkeit und Unermeßlichkeit der niemals rastenden Wogen Frieden und Ruhe zu finden.

So sitzt Odysseus, von der Kalypso wider Willen zurückgehalten, alle Tage

. . . auf Felsen und sandigen Dünen,
Wo er mit Thränen und Seufzern und innigem Gram sich zerquälend,
Auf das verödete Meer hinschaute, Thränen vergießend,

und als Achilles von Agamemnon der Briseis beraubt worden ist, geht er grollend an das Ufer des Meeres,

Weint' und setzte sich schnell, abwärts von den Freunden gesondert,
Am grauwogenden Strand und schaut' in die dunkele Meerfluth.
Flehend zur trautesten Mutter mit Heftigkeit, streckt' er die Hand aus.[19]

Gleicher Weise bildet bei Sophokles die heitere Schönheit, die Ruhe und stille Einfalt der Natur von Kolonos den er-

greifendsten Gegensatz gegen die ungeheuren Verirrungen menschlicher Leidenschaften und die furchtbaren Strafen des Schicksals. Der Chor begrüßt den vom Geschick so entsetzlich heimgesuchten blinden König Oedipus mit folgendem wundervollen Chorliede:[20]

Im ros'prangenden Land, o Gastfreund, gelangtest du hier zum besten Ruhsitz,
Dem glanzvollen Kolonos, wo
Die helltönende Nachtigall
Gern einkehrt und weithinausklagt in blühende Thale,
Tief aus grünender Nacht des Epheus und heiligem Laub des Gottes,
Früchtebeladenem, welches die Sonne nicht
Und keines Stürmewehens Anhauch trifft. — [täglich —
Hier blüht unter des Himmels Tau stets in traubiger Pracht Narkissos
Und in Gold strahlend Krokos; und nie versiegt hier schlafloses Gewässer,
Irrend her von Kephissos Quellstrom, nein, immer die Tage lang
Suchet die Auen, der lebenentbindende
Mit seinem lautern Regen, die weitlachenden. —
Stolz ausbreitet sich hier über das Land, schwellend und üppig,
Ein ungepflegt sich selber erzeugend
Gewächs, der hochheilige Oelbaum,
Welcher des Feindes Lanze zurückscheucht
Und dessen Zweig kränzt des Knaben Wiege u. s. w.

In der Antigone stimmt die Schilderung des Schauplatzes von seiten des Wächters harmonisch mit der Handlung überein. Er schildert[21] zuerst die Hitze und Schwüle, welche über der Landschaft ausgebreitet lag, bis plötzlich ein Wirbelsturm sich erhebt, „tobend in des nahen Walds belaubten Häuptern", und den hohen Luftraum ausfüllt; als sich aber das Unwetter verzogen hat, gewahren die Hüter die klagende Antigone am Leichnam ihres Bruders. Gerade so lastet auch über der ganzen Tragödie anfangs unheimliche Stille und Schwüle, bis der Schicksalssturm verheerend hereinbricht. Zugleich aber heben die Schrecken der Natur den unerschütterlichen Heldensinn des Mädchens kräftig hervor.

Nicht minder wirksam ist es, wenn der Lyriker Simonides

das Tosen und Wüthen des Meeres dem ruhigen Schlummer eines unschuldigen Kindes gegenüberstellt. Die Sache ist folgende. Danae war von ihrem Vater Akrisios infolge der Weissagung, er werde durch die Hand seines Enkels fallen, mit dem kleinen Perseus in einen Kasten gesperrt und den Fluten des Meeres übergeben. Nichts ahnend von seinem Schicksale und jener entsetzlichen Lage, schläft das Kind, während die Mutter voll Demuth und Ergebung in die Rathschlüsse des Zeus neben ihm wacht und ihren Schmerz in folgenden ergreifend schönen Worten ausspricht:[22]

Fühlst nicht, o Kind, die herbe Pein,
Dich wiegte die kindliche Unschuld ein
In dem engen, erzbeschlagenen Haus,
In der finsteren Nacht, in der Dunkelheit Graus.

Nicht vor der salzigen Woge dir graust,
Die dir dein lockiges Köpfchen umbraust;
Das Brausen des Windes, nicht macht es dir Schmerz,
Schlummerst auf purpurnem Pfühle, mein Herz.

Dich schreckt nicht der Schrecken der stürmischen Nacht,
Hörst nicht die Mutter, die über dir wacht:
Schlafe mein Kind, o schlafe, du See,
Schlafe, mein unermeßliches Weh!

Bevor wir das griechische Drama verlassen, erwähnen wir noch das anmuthige Lied, in welchem Aristophanes in den „Vögeln" den Kukuk seine Nachtigall zum Gesange auffordern läßt mit den Worten:[23]

Süß Weibchen, auf! auf! und verscheuche den Schlaf,
Laß quellen den Born des geweihten Gesangs,
Den so süß hinströmt dein seliger Mund,
Wenn um dein, wenn um mein Kind Itys du
In unendlicher Sehnsucht hell wehklagst
Aus tiefster Brust!

Von der säuselnden Linde Gezweig steigt rein
Dein Schall zu dem Thron des Kroniden empor,

Wo der goldenumlockte Apoll dein lauscht
Und zu deinem Gesang in die Lyra greift,
Und zu deinem Gesang den umwandelnden Chor
Der Unsterblichen führt;
Und es weht von der Lippe der Himmlischen dir
Mittrauernd mit dir,
Der Götter selige Wehmuth.

Demselben Dichter, welcher hier den wehmuthsvollen Gesang der Nachtigall in so wunderbar ergreifender Weise schildert, verdanken wir auch noch ein reizendes Idyll, indem der Chor in den „Vögeln“ singt:[24]

Wohl sind wir Vogelschaaren
Glückselig, trotz des Winters Frost
Bedürftig keines Kleides;
Auch brennt uns nicht der Sonne Gluth,
Der Pfeil des schwülen Sommers;
Im Blumenwiesengrunde kühl,
In Laubes Schooß, da schlaf ich',
Wenn im Kornfeld heimlich zirpend Heimchen seinen bangen Ruf,
Vor des Mittags glühnder Stille wie im Wahnsinn jammernd ruft.

und außerdem ein Bild gleichsam aus der Vogelperspektive. In den „Wolken“[25] ruft nämlich Sokrates die Wolken, die „Segler der Lüfte“, herbei, damit sie sich über Athen lagern, und die Wolken ziehen denn auch herbei und schauen hinab auf „heilge Gefilde, von Saaten schimmernde, heilge Bäche, so lauter rieselnde, weitaufblitzendes Wogen des Meeres“ u. s. w.

Aus den griechischen Prosaikern führen wir noch die berühmte Schilderung des Tempethales an, welche Aelian uns überliefert hat: sie ist zwar im wesentlichen topographisch, aber der pythische Aufzug, „welcher vom heiligen Lorbeer die sühnenden Zweige bricht“, giebt ihr einen gewissen künstlerischen Mittelpunkt.

Zum Schluß noch eine Naturschilderung, welche uns Cicero[26] aus Aristoteles aufbewahrt hat und welche uns „den goldenen

Strom der Aristotelischen Rede", zugleich aber auch etwas von der begeisternden Kraft des platonischen Genius erkennen läßt; sie heißt folgendermaßen: „Wenn es Wesen gäbe, welche beständig unter der Erde gelebt hätten in Wohnungen, geschmückt mit Statuen und Gemälden und allem, was man zum Glücke für unerläßlich hält; wenn diese Wesen dann Kunde erhielten von dem Walten und der Macht der Götter und durch die geöffneten Erdspalten aus jenen verborgenen Tiefen zu den Wohnungen der Menschen heraustträten; wenn sie also hier urplötzlich Erde und Meer und das Himmelsgewölbe erblickten, den Umfang der Wolken und die Kraft der Winde erkännten, die Sonne bewunderten in ihrer Größe, Schönheit und Wirkung, wie sie mit ihrer Lichtfülle den Tag bewirkt; wenn sie endlich, sobald die einbrechende Nacht die Erde mit Finsterniß umhüllt, den Sternenhimmel, den ab- und zunehmenden Mond, den Auf- und Untergang der Gestirne und ihren von Ewigkeit her geordneten unveränderlichen Lauf erblickten: da würden sie wahrlich ausrufen, es gebe Götter und so große Dinge seien ihr Werk!" Diese herrlichen Worte klingen in der That wie die Gesänge der Erzengel im Prolog zu Goethes Faust und stehen im Alterthum fast einzig da als ein Beweis für das Dasein höherer, himmlischer Mächte aus der Schönheit und unendlichen Größe der Schöpfung!

Aus unseren Anführungen geht wohl zur Genüge hervor, daß es den Griechen keineswegs an Wärme und Tiefe der Empfindung für die Schönheiten der Natur gefehlt hat, ja in Anbetracht der Mangelhaftigkeit, mit welcher uns viele Abschnitte der griechischen Literatur überliefert worden sind, müssen wir sogar sagen, daß die Aeußerungen des Natursinnes bei den Griechen überraschend zahlreich sind. Aber freilich, um es noch einmal hervorzuheben, das Verhältniß der Griechen zur Natur

war nicht wie das des Bräutigams[27] zur Braut, d. h. wir finden hier nicht das sehnsuchtsvolle Verlangen wie in Goethes „Ganymed“:

Wie im Morgenglanze
Du rings mich anglühst,
Frühling, Geliebter,
Mit tausendfacher Liebeswonne
Sich an mein Herz drängt
Deiner ewigen Wärme
Heilig Gefühl,
Unendliche Schöne,
Daß ich dich fassen möcht'
In diesen Arm!

Ach, an deinem Busen
Lieg' ich, schmachte,
Und deine Blumen, dein Gras
Drängen sich an mein Herz.
Du kühlst den brennenden
Durst meines Busens,
Lieblicher Morgenwind!
Ruft drein die Nachtigall
Liebend nach mir aus dem Nebelthal —
Ich komm', ich komme!
Wohin, ach wohin?
Hinauf, hinauf strebt's.
Es schweben die Wolken
Abwärts, die Wolken
Neigen sich der sehnenden Liebe.
Mir, mir!
In eurem Schooße
Aufwärts!
Umfangend umfangen!
Aufwärts an deinen Busen,
Alliebender Vater!

Wir finden hier auch nicht jenes bräutliche Umfassen, jenes Himmelaufjauchzende und Ueberströmende des Gefühls, welches das Goethesche Mailied kennzeichnet:

Wie herrlich leuchtet
Mir die Natur!
Wie glänzt die Sonne!
Wie lacht die Flur!

Es dringen Blüthen
Aus jedem Zweig
Und tausend Stimmen
Aus dem Gesträuch,

Und Freud' und Wonne
Aus jeder Brust!
O Erd', o Sonne!
O Glück, o Lust!

Wir finden ferner nicht jenes Verschenken der eigenen Seele an die Natur, jene Empfänglichkeit für die wechselvollen Erscheinungen derselben in der eigenen Seele, jene Kunst, die Erscheinungen organisch zu einem einheitlich gestimmten Naturbilde zusammenzufassen, jene Einheit mit der Natur, so daß dieselbe

Landschaft uns bei dem Jauchzen der glücklichen Liebe festlich zu prangen und, wenn die Brust gepreßt und das Auge getrübt ist, zu trauern und zu weinen scheint: das alles ist der Ausdruck des modernen Naturgefühls. Der Grieche befand sich zur Natur in dem Verhältniß der ruhigern Ehe, der anerkennenden Freundschaft; er kannte die Natur, er war ihr alter, treu liebender, aber nicht sehnsüchtig schmachtender Verehrer; und darum konnten uns die Griechen jene plastisch-klaren Bilder hinterlassen, wie wir sie oben vorgeführt haben!

III. Der Sinn für Naturschönheiten bei den Römern.

Bevor wir zu der Behandlung des Naturgefühls bei den Römern übergehen, schicken wir einige wenige Bemerkungen über Italiens Natur voraus.[28]

Um von Norden nach Süden vorzugehen, so gehören zuerst die Umgebungen der norditalischen Seen zu den schönsten und reizendsten Landschaften überhaupt. Der Lago Maggiore, im Norden von hohen Bergen, im Süden von sanfteren Hügeln umgeben, vereinigt an seinen Ufern die Wildheit der Gebirgswelt mit aller Lieblichkeit des italienischen Himmels, ja die Borromeischen Inseln erscheinen manchen Reisenden als wahre Feeninseln. Würdig reiht sich der Comersee an, der schon von alters her mit einem Kranze von Landhäusern und Schlössern eingefaßt ist, und endlich der Gardasee mit seiner schönen, von Süden nach Norden vom tiefstem Grün zum schönsten Blau übergehenden, durchsichtigen Fluth, dessen Ufer ebenfalls mit den mannigfaltigsten, bald lieblich-idyllischen, bald wilderhabenen Naturschönheiten ausgestattet und wegen ihres milden Klimas reich angebaut sind. Da alle diese Seen am Ausgange der südlichen Alpenthäler liegen, welche ebenso den Sonnenstrahlen ungehinderten Eingang gewähren, als gegen die Nordwinde geschützt sind, so sind ihre Ufer mit der üppigsten südeuropäischen

Vegetation, Lorbeer, Pinie, Cypresse, Citrone, geschmückt. Selbst in der weniger geschützten Ebene des Po wachsen süße Kastanien, Feigen und Mandeln; die Grenze der Aecker bilden Maulbeerbäume und Ulmen, an welchen man die Weinreben aufrankt und guirlandenartig von Wipfel zu Wipfel zieht: das ganze Land erscheint daher wie ein großer, schöner Park.

Weiter südlich erwähnen wir ferner als eine Perle landschaftlicher Schönheit den schmalen, von lieblichen Busen eingerissenen Küstensaum des Ligurischen Meeres, an dessen Nordspitze Genua, la Superba (die Prächtige), thront; noch weiter südlich den See von Perugia (lacus Trasimenus) mit seinem düster-malerischen Charakter. Auch das Albanergebirge, zwei Meilen südöstlich von Rom, eine malerische Gruppe ausgebrannter Vulkane, aber reich bewaldet und mit schönen Dörfern, Villen und Palästen bedeckt, zählt zu den schönsten und anziehendsten Gegenden Italiens. Von dem schönen Lande das Schönste ist aber der zauberhafte Busen von Neapel mit der Rauchsäule des Vesuv im Hintergrunde und rings von zahlreichen kleinen Ansiedelungen umgeben. Die ganze Gegend, in welcher Neapel liegt, war schon im Alterthum und ist noch heute der Garten von Italien, das Paradies Europas, überall aufs sorgfältigste angebaut und mit zahllosen Städtchen, Dörfern, Villen dicht bedeckt. Hier tritt die Kultur der Orangen allgemeiner auf, reift der Wein seine köstlichsten Trauben (Massiker, Falerner, Lacrimae Christi), erscheinen Granaten, Johannisbrot, Pistazien und beginnt der Baumwollenbau, auf den Hügeln Oel- und Obstbau (Mandeln, Feigen u. s. w.), während dichte Kastanienwälder die Abhänge der Berge bedecken und in der Ebene die ernsten Cypressen mit Pinien und Palmen den schönsten Gegensatz bilden. Inmitten dieser Herrlichkeit erhebt sich isolirt der Vesuv, und zwischen diesem und der Vulkangruppe der Phlegräischen Felder thront Neapel, „ein Stück Himmel

auf die Erde gefallen", so schön, daß es als höchstes Glück gepriesen wird: „Neapel sehen und sterben!"

Und nun noch einige Worte im allgemeinen.

„In der Gebirgsbildung Italiens," sagt Viktor Hehn,[29] „ist der harte Eigensinn, die aufthürmende cyklopische Wuth getilgt, in Gestalten und Profilen herrscht eine reife Milde, plastischer Schwung, weicherer Wellenfluß, welcher aber den Ernst, die Bestimmtheit und Energie nicht ausschließt. Es treten hier jene geschlossenen Bergbilder auf, deren Anordnung und Konturen dem Auge die reinste Befriedigung gewähren; in fließender Linie, bequem und heiter, bald scharfkantig abgeschnitten, bald wie ein unbeweglich schwebender lichtgetränkter Duft liegt der Hauptzug in der Ferne gelagert und sendet am Bande schmaler, niedriger Landzungen blaue, malerische, schwimmende Vorgebirge ins Meer. Mit reinerem Glanze als die Nord- und Ostsee leuchtet auch das Meer, nach Farbe und Ansehen unendlich variirt, bald röthlich angehaucht mit silbernen Rändern, bald wallend wie schwerer Seidenstoff, in Höhlen oder im Schatten der Uferfelsen wie flüssiger Ultramarin oder Smaragd und unter Ruderschlägen in funkelnden Tropfen spritzend. Das unbeschreibliche Farbenspiel der Abendröthe verklärt Himmel und Erde in den feinsten Abstufungen und leisesten Uebergängen vom hellsten Rosenroth bis zum glühendsten Purpur und Violett."

Bei dieser wundervollen Schönheit des italienischen Landes und Himmels ist es von vornherein schon ganz unmöglich, den Römern das Naturgefühl abzusprechen. In der That zeugen die Villen und Parkanlagen, welche schon im Alterthum in allen Theilen Italiens angelegt wurden, zeugen die Dämme mit herrlichen Burgen und Schlössern, welche sie ins Meer hinausbauten, um ungehindert dessen erhabenen und stärkenden Einfluß genießen zu können, zeugen die Anlagen von Teichen, von Veilchen-, Myrten- und Rosengärten laut und deutlich für die

Naturliebe der Römer. Aber vergebens schauen wir uns nach gleich zahlreichen Naturschilderungen in ihrer Literatur um, wie wir sie bei den Griechen hatten. Dies hat hauptsächlich in Folgendem seinen Grund.

Neben so vielen Anlagen zur praktischen Thätigkeit war nämlich der römische Volkscharakter in seinem kalten Ernste, seiner nüchternen Verständigkeit weniger sinnlich erregbar als der griechische, er wandte sich daher mehr der alltäglichen Wirklichkeit zu, als der dichterisch idealisirenden Naturbeobachtung und Naturbeschreibung; dazu kam ferner noch, daß auch der Sprache des alten Latium eine geringere Bildsamkeit, eine beschränktere Wortfügung und überhaupt eine mehr realistische Richtung als idealistische Beweglichkeit eigen war. Daher fand das Drama[30] noch die meisten Anknüpfungspunkte im römischen Volkscharakter, den scharfer Blick für das Auffallende der äußeren Erscheinung, die Gabe feiner Beobachtung, lebendiger Nachahmung und rascher Erwiderung auszeichneten, und neben ihm wurde besonders die Satire, bei welcher ebenfalls das Dramatische anfangs überwogen zu haben scheint, und das Lehrgedicht gepflegt; erst spät und in beschränktem Umfange wurde die Lyrik betrieben. Es haben daher nur wenige kräftige und schöpferische Geister, getragen von echter Vaterlandsliebe, die im Volkscharakter liegenden Hindernisse zu überwinden gewußt und glänzen durch Erhabenheit der Ideen und durch Anmuth der Darstellung.

Ein solches poetisches Genie war Lucretius, welcher in seinem philosophischen Lehrgedichte „Ueber die Natur" (ca. 58 v. Chr.) trotz des spröden Stoffes eine lebensfrische Schilderung giebt von dem Uebergange des Menschengeschlechtes aus dem Dickicht der Wälder zum Feldbau, zur Beherrschung der Naturkräfte und zur bürgerlichen Gesittung. Der Anfang[31] heißt folgendermaßen:

Ihnen [den Menschen] gefiels, dem Körper in eichelbelasteten Wäldern
Gütlich zu thun; und des Arbutus Frucht, die jetzt nur im Herbste
Purpurfarbig zur Reif' anschwellen wir sehen, erzeugte
Damals viel zahlreicher und auch weit größer die Erde. —
Aber zu stillen den Durst, da lockten sie Quellen und Ströme;
Wie noch jetzo die Fluth, die hohen Gebirgen entstürzet,
Fernhin durch ihr Geräusch die dürstenden Scharen des Wilds ruft.
Waldige Grotten der Nymphen sodann, umirrend die Nacht durch,
Wählten zum Lager sie sich, aus denen das rieselnde Naß quoll,
Welches mit reichlichen Tropfen bespülte die thauenden Felsen,
Thauende Felsen, auf grünendes Moos abtröpfelnd von oben,
Theils auf freiem Gefild ausbrach und sprudelnd hervorquoll. u. s. w.

Und weiter 1391:

Oft auch neben einander gelagert im schwellenden Grase
Neben dem fluthenden Bach, umschirmt von ragenden Aesten,
Thaten sie gütlich dem Leib bei ganz bescheidenem Aufwand. —
Namentlich, wenn anlachend das Wetter erschien und des Jahres
Fröhliche Zeit mit Blumen die grünenden Auen bemalte:
Jetzo erhoben sich Scherze, Gespräch' und süßes Gelächter
Schallten umher; denn es schaltete frei nun die ländliche Muse.
Haupt und Schultern sich dann mit gewundenen Kränzen zu schmücken
Und mit Blumen und Laube, gemahnete üppiger Muthwill u. s. w.

Müssen wir dies nun schon bei einem Dichter anerkennen, so ist es unzweifelhaft geradezu bewundernswerth und zeugt von einem edlen Charakter, wenn ein Staatsmann in einem vielbeschäftigten und bewegten Leben trotz eines durch politische Leidenschaften aufgeregten Gemüthes lebendiges Naturgefühl und Liebe zur ländlichen Einsamkeit sich erhalten hat. Und dieses Lob gebührt, man mag sonst über den Mann denken wie man will, keinem anderen als Cicero. Die herrliche Umgebung seines Geburtsortes Arpinum im Volskischen Gebirge hatte gewiß schon im Knabenalter tiefen Eindruck auf ihn gemacht, und so schildert er uns in seinen Schriften „Von den Gesetzen" und „Vom Redner" die italienische Natur mit größter Treue. Wir sehen den Liris von hohen Pappeln beschattet;

man erkennt beim Herabsteigen von dem steilen Berge hinter der alten Burg von Arpinum den Eichenhain am Bache Fibrenus, wie durch Theilung des Flüßchens eine Insel entsteht, der Lieblingsaufenthalt Ciceros. Und von seinem Landhause bei Antium schreibt Cicero an seinen Freund Atticus (XII, 9 und 15): „Nichts ist erfreulicher als diese Einsamkeit, nichts anmuthiger als dieser Landsitz, als das nahe Ufer und der Blick auf das Meer. — In der Einöde der Insel Astura am Ufer des tyrrhenischen Meeres stört mich kein Mensch; und wenn ich mich früh Morgens in dem dichten und rauhen Walde verborgen habe, verlasse ich denselben vor Abend nicht. Nächst meinem Attikus ist mir nichts so lieb wie diese Einsamkeit; in ihr pflege ich meinen Verkehr mit den Wissenschaften; doch wird dieser oft durch Thränen unterbrochen, gegen welche ich vergebens kämpfe."

Wenden wir uns nun den Dichtern wieder zu, so bietet uns zuerst Vergil manche Stelle, welche ein zartes und reges Naturgefühl erkennen lassen. Wo ist das sanfte Spiel der Meereswogen, wo die Ruhe der Nacht glücklicher beschrieben, und im Gegensatz zu diesen heiteren Bildern, wo finden wir kräftigere Darstellungen des einbrechenden Ungewitters, der Meerfahrt und Landung, des Felsensturzes und des flammensprühenden Aetna?

Ovid giebt wiederholt, wenn auch allgemein gehaltene Schilderungen von Höhlen, Quellen und stillen Mondnächten; und Catull zeigt in seinem Lobliede auf die Halbinsel Sirmio im Gardasee, daß ihm die wundervolle Schönheit, mit welcher dieselbe von der Natur begabt ist, keineswegs unbekannt war.

Horaz endlich hat es in verschiedenen Gedichten ausgesprochen, wie sehr ihn der tiefe, idyllische Friede seines geliebten Landgutes bei Tibur im Gegensatze zu dem betäubenden Geräusche und Gedränge der Weltstadt erquickte und bezauberte. Wir heben zunächst das Folgende hervor (I., 7):[32]

Mögen andre Mitylene und das helle Rhodos loben,
Ephesus, Korinthos' Mauern, wie so herrlich es zweimal
Auf das Meer blickt, oder Theben, durch des Bacchus Ruhm gehoben,
Oder Delphi, Sitz Appollos, oder Tempes heilges Thal.

Manchem ist es Lieblingsarbeit, mit unendlichen Gesängen
Hoch der jungfräulichen Pallas Stadt zu preisen, und er sucht
Kränze sich vom rings gepflückten Zweig des Oelbaums aufzuhängen
Auf die Stirne. Mancher singt wohl Argos' stolze Rossezucht

Und Mycenäs reiche Fluren, Junos Namen zu verkünden.
Mich hat weder Lacedämon, führt's auch große Thaten aus,
Noch Larissas fette Weide je vermocht so zu entzünden,
Wie der Wiederhall des Echos von Albuneas Grottenhaus

Und wie Anios Wasserfälle oder Tiburs Schattenhaine
Und Obstgärten, von den Bächen reich bewässert hier und dort u. s. w.

Dasselbe Wohlgefallen an der freien Natur athmet auch das folgende Gedicht (II., 6):

Mir vor allem lacht der Fleck entgegen,
Wo wie vom Hymettus Honig träuft,
Wo sich überreich des Oelbaums Segen
Gleich Venafrums grünen Früchten häuft.

Dort nur herrschen lange Lenzestage,
Lauer Winter auch, und Bacchus Freund,
Aulons Weinberg, tauscht nicht mit der Lage,
Wo Falernerblut die Rebe weint.

Jene sel'gen Hügel, jene Auen
Rufen mich und dich; dort soll dereinst
Deine letzte Thräne niederthauen
Auf des Dichters Grab, den du beweinst.

Und wie reizend beschreibt der Dichter (II., 13) seine Lieblingsquelle Bandusia, welche unter dem Schatten einer Eiche munter aus dem Felsen hervorsprudelt, so daß ihr selbst die größte Sommerhitze nicht schadet, sondern sie jederzeit erquickende Kühlung gewährt:

Die Hundstagszeit, der Gluthen voll,
Berührt dich nicht mit ihrer Last,
Denn du gewährest kühle Rast
Dem Stier, der matt am Pfluge ging,
Und weidendem Lamme, das dich fand.

Auch du wirst hochberühmt genannt
Als Quell, wenn ich die Eiche sing',
Die auf dem Felsen steht gepflanzt,
Woraus dein Wasser murmelnd tanzt.

Endlich sei noch der sinnigen Schilderung des erwachenden Frühlings Erwähnung gethan, mit welcher Horaz den Vergil in launiger Weise zum Wein und zum Lebensgenuß einladet, IV., 12:

Die Begleiter milden Frühlings,
Die verscheucht des Meeres Drohn,
Thraciens kühle Winde blasen
In die schlaffen Segel schon.
Nicht mehr starren in dem Froste
Draußen Wies' und Wald und Feld,
Nicht mehr brausen wilde Flüsse,
Von dem Winterschnee geschwellt.

Um den Itys kläglich seufzend
Baut die Nachtigall ihr Nest,
Schande für das Haus der Kekrops,
Die sich nimmer tilgen läßt;
Weil sie einstens böse Wollust
An der Könige Geschlecht
In so grausam harter Weise
Hat vergolten und gerächt.

In dem zarten Grase singen
Zu den Tönen der Schalmei
Fetter Schafe frohe Hüter
Lust'ge Lieder mancherlei
Und erfreuen Pan, den gnäd'gen,
Dem das Vieh im grünen Feld,
Dem Arkadiens fichtenreiches,
Dunkles Hügelland gefällt.

Diese Stelle beweist zugleich, daß der Dichter auch den tiefen Schmerzensschrei kannte, welcher aus der Brust der Nachtigall in die Luft des Frühlings hineintönt.

Zusammenfassend bemerken wir nur, daß von den römischen Dichtern vorzugsweise solche Landschaften geschildert werden, welche einen beruhigenden, friedlichen und dem Idyll verwandten Eindruck auf den Beschauer machen, und diese Beobachtung wird durch die in jener Zeit zuerst auftauchende Landschaftsmalerei bestätigt, deren Erzeugnisse uns in den Fresko-Gemälden des (75 n. Chr.) untergegangenen Pompeji in überraschender Menge erhalten geblieben sind. Demnach sind also die hauptsächlichsten Vorwürfe der Malerei wie der Dichtkunst: „klar sich abhebende Berge von nicht zu bedeutender Höhe, einsame, weithin sichtbare Bergrücken, scharf abgegrenzte Vorgebirge und Ufergestade, offene, freundliche, einladende Thäler, Buchten und Bassins, eingefaßt von phantastischen Uferbauten und stets belebt von jagenden, fischenden und herdenhütenden Menschen". Von dem ewigen Schnee der Alpen dagegen, welche so herrlich im Morgen- und Abendroth strahlen, von der Schönheit des blauen Gletschereises, von der großartigen Natur einer Schweizerlandschaft ist keine Schilderung aus dem Alterthume zu uns gekommen. Und doch waren die Alpen den Römern vollständig bekannt; denn alljährlich gingen Staatsmänner und Heerführer und in ihrem Gefolge Dichter und Schriftsteller durch die Schweiz nach Italien. Aber diese Reisenden wissen nur von den abscheulichen, unfahrbaren Wegen zu erzählen, während sie die Alpennatur gänzlich kalt ließ. So wissen wir von Julius Cäsar, daß er auf der Reise über die Alpen sich mit trocknen grammatischen Studien befaßte, und Silius Italicus (er starb ca. 100 n. Chr. Geb., zu einer Zeit also, wo die Schweiz schon ziemlich angebaut war) beschreibt die Alpengegend

als eine schreckenerregende Einöde, während er von den Felsenschluchten Italiens und den buschigen Ufern des Liris nicht Rühmens genug machen kann. Selbst die Naturschönheiten des mittleren Frankreich, der Rheinufer und der Lombardei scheinen auf die Römer keinen Eindruck gemacht zu haben. Da nun diese Abneigung gegen die Alpennatur sich auch bei den heutigen Römern noch findet, so gehen wir wohl nicht fehl, wenn wir sie auf den Gegensatz zwischen nördlicher und südlicher Natur zurückführen. Wer Italien gesehen hat, sagt Viktor Hehn in seinem Buche über Italien, begreift es vollkommen, daß die Erinnerung an jene Linien der Berge, jene reiche Modellirung des Bodens und der braunen Erde, die luftgefärbten Felsenufer, das klingende Meer, die Meteore des Himmels, die ganze Harmonie und stille Selbstgenügsamkeit der klassischen Gegenden, in welchen der harte Eigensinn, die aufthürmende cyklopische Wuth nördlicher Landschaften gemildert ist und überall in Gestalten und Profilen eine reife Milde, plastischer Schwung, weicherer Wellenfluß herrscht, der doch den Ernst, die Bestimmtheit und Energie nicht ausschließt, kurz, daß alle diese Schönheiten denjenigen, welcher sie genossen und verstanden, nicht verläßt und häufig für die relativen Reize der nordischen Natur unempfindlich macht.

IV. Das Naturgefühl der Deutschen.

a. Im Mittelalter.

Wir kommen nun zu den Vertretern des deutschen Mittelalters. Auch hier ist noch nirgends eine Spur von sentimentaler Naturanschauung zu finden, sondern es erhielt sich, der Beschaulichkeit germanischer Natur entsprechend, stets eine mehr idyllische und oft sogar elegische Naturanschauung. Infolgedessen haben sich die Dichter jener Zeit nirgends in abgesonderten Naturschilderungen ergangen, d. h. in solchen, welche

keinen anderen Zweck hatten, als denjenigen, den Eindruck einer Landschaft auf das Gemüth mit glänzenden Farben darzustellen, sondern auch hier sind diese Schilderungen nur die Folie für die Handlung oder für die Empfindung des Dichters, indem sie im Epos mit den geschichtlichen Vorgängen im Zusammenhang stehen oder in der Lyrik wirksame Heber und Träger der Stimmung abgeben. Deshalb findet sich also weder im Nibelungen- noch im Gudrunliede eine eingehende Naturschilderung. Selbst bei der sonst ausführlichen Beschreibung der Jagd, auf welcher Siegfried ermordet wird, geschieht nur im allgemeinen der blumenreichen Heide und des kühlen Brunnens unter der Linde Erwähnung.

Im Gudrunliede finden wir dreimal das Gleichniß von den Schneeflocken, besonders Strophe 861:

> So dicht sieht von den Alpen man nicht Schneeflocken wehn,
> Wenn Wirbelwinde wüthen, als sie Geschosse senden;

aber, wie man sieht, in aller Kürze und nur 'als Nebensache. Ebenso ist es Strophe 1354—1356 der Fall, wo es heißt:

> Der Mond schien durch die Nacht hin, da sahen sie ihn alle. —
> Der Morgenstern bald strahlte herab mit mildem Schein,
> Da trat in eins der Fenster ein schönes Mägdelein,
> Die spähte, ob es Zeit schon, daß es tagen sollte,
> Weil sie großen Lohn sich damit von Frau Gudrun verdienen wollte.
>
> Da sah das edle Mägdlein des Morgens Dämmerschein
> Und in des Wassers Spiegel, wie es wohl mußte sein,
> Sah glänzen sie die Helme und viel der lichten Schilde.
> Die Burg war rings verschlossen; von Waffen leuchtete hell das Gefilde.

Auch hier ist dies anschauliche Bild keineswegs Selbstzweck, wie man es etwa bei einem modernen Dichter eingeflochten finden würde, sondern soll lediglich die Spannung vor dem wichtigen Ereignisse der Befreiung Gudruns vermehren.

Dieselbe Beobachtung machen wir auch bei den höfischen Kunstepikern, wie Hartmann von Aue, Wolfram von Eschenbach, Gottfried von Straßburg u. s. w.

Die Minnesänger endlich reden zwar oft genug von dem wunderschönen Mai, dem süßen Gesange der Nachtigall, dem Thau, der so herrlich auf den Blumen der Heide blinkt, aber alles nur, um ihre Gefühle darin abzuspiegeln. Am besten finden wir unsere Bemerkung bestätigt an folgendem Gedichte Walthers von der Vogelweide:[33]

Wenn die Blumen aus der Erde dringen,
Gleich als lachten sie hinauf zur Sonne
Morgens früh am schönen Maientag,
Wenn die kleinen Vöglein lieblich singen
Ihre schönsten Weisen: welche Wonne
Hat die Welt, die so beglücken mag?
Man glaubt sich wohl im Himmelreiche,
Nichts sonst sich dieser Lust vergleiche.
Doch Eines hat mich mehr entzückt,
Mein Herz mit höherm Muth beseelt,
So oft mein Aug' es hat erblickt.

Denkt, ein edles, schönes Fräulein schreite
Wohlgekleidet, schönbekränzt hernieder,
Unter Menschen froh sich zu ergehen,
Wohlgemuth in fröhlichem Geleite,
Freundlich um sich blickend hin und wieder,
Wie die Sonne unter Sternen anzusehen:
Der Mai mit seinen Wundern allen,
Er kann mir niemals so gefallen,
Wie ihr bewundernswerther Leib:
Da laß' ich alle Blumen stehn
Und blicke nach dem holden Weib!

Man sieht, die schöne Natur dient dem Dichter nur als Hintergund, auf welchem sich das Bild der Geliebten nur um so schöner abhebt.

Aus dieser ganzen Richtung der Minnesänger erklärt es sich auch, warum uns diejenigen, welche wie Friedrich von

Hausen an einem Kreuzzuge nach Palästina theilnahmen, oder welche wie Walther von der Vogelweide und Freidank Italien besuchten, warum uns diese, sage ich, keine Schilderung von diesen Ländern hinterlassen haben. Statt dessen spricht der erstere wiederholt seinen Schmerz über die Trennung von der Geliebten aus, und Freidank weiß über Rom nichts weiter zu sagen, als daß in den Palästen der einstigen Herrscher Gras wachse.

Ebenso wenig finden wir im Mittelalter eine Schilderung der Alpennatur.

b. Bis zum 18. Jahrhundert.

Aus der Zeit der großen Reisen und Entdeckungen heben wir nur eine Stelle aus den Tagebüchern des Columbus über das neuentdeckte Land hervor:

„Die Anmuth dieses Landes," sagt er, „steht hoch über derjenigen der Ebene von Cordoba. Alle Bäume glänzen von immergrünem Laube und sind ewig mit Früchten beladen. Auf dem Boden stehen die Kräuter hoch und blühend. Die Lüfte sind lau wie im April in Castilien, es singt die Nachtigall süßer, als man es beschreiben kann. Bei Nacht singen wieder andere, kleinere Vögel; auch höre ich unseren Grashüpfer und die Frösche. Einmal kam ich in eine tiefe eingeschlossene Hafenbucht und sah, was kein Auge gesehen: hohes Gebirge, von dem die Wasser lieblich herabströmen. Das Gebirge war bedeckt mit Tannen und anderen vielfach gestalteten, mit schönen Blüthen geschmückten Bäumen. Den Strom hinaufsteuernd, der in die Bucht mündete, war ich erstaunt über die kühlen Schatten, die krystallhellen Wasser und die Zahl der Singvögel. Es war mir, als möchte ich so einen Ort nie verlassen, als könnten tausend Zungen dies alles nicht wiedergeben, als wei-

gere sich die verzauberte Hand es niederzuschreiben." — Zu solcher beredten Schilderung hatte die Schönheit der Natur den einfachen Seemann begeistert!

Durch die großen Reisen und Entdeckungen nahm natürlich auch die Länderkunde und vor allem die Erdbeschreibung einen bedeutenden Aufschwung.

Vorher „war das Interesse der Reisen fast ganz dramatisch, ja die nothwendige und dazu so leichte Einmischung des Wunderbaren gab ihnen beinahe epische Färbung. Die Sitten der Völker wurden minder beschrieben, als sie sich durch den Kontakt der Reisenden mit den Eingeborenen anschaulich machten. Die Vegetation blieb namenlos und unbeachtet, wenn nicht hier und da einer sehr angenehmen oder seltsam gestalteten Frucht oder einer außerordentlichen Dimension von Stamm und Blättern gedacht wurde" u. s. w. (Humboldt, Kosmos II., S. 69.) Mit der zunehmenden Ausdehnung des Gesichtskreises, der wachsenden Fülle von Ideen und Gefühlen und ihrer Wechselwirkung verschwand nun das dramatische Element bald gänzlich, wurde aber reichlich ersetzt durch den „Reichthum des Beobachteten, die Größe der Weltansicht und das rühmliche Bestreben, die Eigenthümlichkeit jeder vaterländischen Sprache zur anschaulichen Darstellung zu benutzen. — Ohne den heimathlichen Boden zu verlassen, sollen wir nicht nur erfahren können, wie die Erdrinde in den entferntesten Zonen gestaltet ist, welche Thier- und Pflanzenformen sie beleben; es soll uns ein Bild verschafft werden, das wenigstens einen Theil der Eindrücke lebendig wiedergiebt, welche der Mensch in jeglicher Zone von der Außenwelt empfängt. Dieser Anforderung zu genügen, diesem Bedürfniß einer Art geistiger Freuden, welche das Alterthum nicht kannte, arbeitet die neuere Zeit; die Arbeit gelingt, weil sie das gemeinsame Werk aller gebildeten Nationen ist, weil sie bei der Vervollkommnung der Bewegungsmittel auf Meer und

Land die Welt zugänglicher, ihre einzelnen Theile in der weitesten Ferne vergleichbarer macht. (Humboldt, Kosmos II., 71.)

Am kräftigsten und gelungensten hat diesen Weg moderner Natur- und Erdbeschreibung unser großer Landsmann Georg Forster († 1794) eingeschlagen.

Durch Forster begann, sagt Humboldt, S. 72, eine neue Aera wissenschaftlicher Reisen, deren Zweck vergleichende Erd- und Völkerkunde ist. Mit einem feinen ästhetischen Gefühle begabt, in sich bewahrend die lebensfrischen Bilder, welche auf Tahiti und anderen, damals glücklicheren Eilanden der Südsee seine Phantasie erfüllt hatten, schilderte Forster zuerst mit Anmuth die wechselnden Vegetationsstufen, die klimatischen Verhältnisse, die Nahrungsstoffe in Beziehung auf die Gesittung der Menschen nach Verschiedenheit ihrer ursprünglichen Wohnsitze und ihrer Abstammung. Alles, was der Ansicht einer ausländischen Natur Wahrheit, Individualität und Anschaulichkeit gewähren kann, findet sich in seinen Werken vereint. Nicht etwa nur in seiner trefflichen Beschreibung der zweiten Reise des Kapitän Cook, sondern mehr noch in den kleinen Schriften liegt der Keim zu vielem Großen, was die spätere Zeit zur Reife gebracht hat. Wir nennen nur die Namen eines Ritter, Peschel, Humboldt, als der Männer, welche auf diesem Wege erfolgreich weiter fortgeschritten sind.

Auf dem Gebiete der Poesie hat sich in unserem Vaterlande, ebenso wie in anderen Literaturen, das Naturgefühl bis tief in das achtzehnte Jahrhundert hinein in der Form des Idylls, des Schäferromans und des Lehrgedichts offenbart. Angeregt durch den Engländer James Thomson, dessen beschreibendes Gedicht „Die Jahreszeiten" einen sentimentalen Hang zur Natur kundgiebt, wandelten auf diesem Wege Paul Flemming, Heinrich Brockes, Ewald von Kleist, Friedrich von Hagedorn, Salomon Geßner, Albrecht von Haller

und selbst noch Joh. Heinrich Voß; sie lassen eine liebevolle Hingabe an die Natur und ein beschauliches Versenken in dieselbe erkennen. Als besonders charakteristisch führen wir ein Stück aus Kleists „Frühling" an:

Hier, wo der gelehnete Fels, mit immergrünenden Tannen
Bewachsen, den bläulichen Strom zur Hälfte mit Schatten bedecket,
Hier will ich ins Grüne mich setzen. — O welch ein Gelächter der Freude
Belebt rund um mich das Land! — Friedfertige Dörfer und Herden
Und Hügel und Wälder! Wo soll mein irrendes Auge sich ausruhn?
Hier unter der grünenden Saat, die sich in schmälernden Beeten,
Mit bunten Blumen durchwirkt, in weiter Ferne verlieret?
Dort unter den Teichen, bekränzt mit Rosenhecken und Schlehdorn?
Auf einmal reißet mein Auge der allgewaltige Belt fort,
Ein blauer Abgrund voll tanzender Wellen. Die strahlende Sonne
Wirft einen Himmel voll Sterne darauf. Die Riesen des Wassers
Durchtaumeln, aufs neue belebt, die unabsehbare Fläche. —
Sieh, ländliche Muse, den Anger voll Rosse! Sie werfen
Den Nacken empor und stampfen mit freudig wiehernder Stimme;
Der Fichtenwald wiehert zurück. Gefleckte Kühe durchwaten,
Geführt vom ernsten Stier, des Meierhofs buschichte Sümpfe.
Ein Gang von Espen und Weiden führt zu ihm, und hinter ihm hebt sich
Ein Rebengebirg empor, mit Thyrsusstäben bepflanzet;
Ein Theil ist mit Schimmer umwebt, in Flor der andre gehüllet;
Itzt flieht die Wolke; der Schimmer eilt staffelweis über den andern.
Die Lerche besteiget die Luft, sieht unter sich selige Thäler,
Bleibt schweben und jubilirt. Der Klang des wirbelnden Liedes
Ergötzt den ackernden Landmann. Er horcht gen Himmel; dann lehnt er
Sich über den wühlenden Pflug, wirft braune Wellen aufs Erdreich,
Verfolgt von Krähen und Elstern. Der Säemann schreitet gemessen,
Gießt goldenen Regen ihm nach u. s. w.

Nicht minder lehrreich ist folgende Stelle aus Hallers „Alpen", die wir um so ausführlicher geben, als das Gedicht selbst wohl ziemlich unbekannt sein dürfte:

33. Wenn Titans erster Strahl der Gipfel Schnee vergüldet
Und sein verklärter Blick die Nebel unterdrückt,
So wird, was die Natur am prächtigsten gebildet,
Mit immer neuer Lust von einem Berg erblickt;
Durch den zerfahrnen Dunst von einer dünnen Wolke

Eröffnet sich zugleich der Schauplatz einer Welt,
Ein weiter Aufenthalt von mehr als einem Volke,
Zeigt alles auf einmal, was sein Bezirk enthält;
Ein sanfter Schwindel schließt die allzu schwachen Augen,
Die den zu breiten Kreis nicht durchzuschauen taugen.

34. Ein angenehm Gemisch von Bergen, Fels und Seen
Fällt nach und nach erbleicht, doch deutlich ins Gesicht.
Die blaue Ferne schließt ein Kranz beglänzter Höhen,
Worauf ein schwarzer Wald die letzten Strahlen bricht.
Bald zeigt ein nah Gebirg' die sanft erhobnen Hügel,
Wovon ein laut Geblök im Thale wiederhallt;
Bald scheint ein breiter See ein meilenlanger Spiegel,
Auf dessen glatter Fluth ein zitternd Feuer wallt;
Bald aber öffnet sich ein Strich von grünen Thälern,
Die, hin und her gekrümmt, sich im Entfernen schmälern.

35. Dort senkt ein kahler Berg die glatten Wände nieder,
Der ein verjährtes Eis dem Himmel gleich gethürmt,
Sein frostiger Krystall schickt alle Strahlen wieder,
Den die gestiegne Hitz' im Krebs umsonst bestürmt.
Nicht fern vom Eise streckt, voll futterreicher Weide,
Ein fruchtbares Gebirg' den breiten Rücken her:
Sein sanfter Abhang glänzt von reifendem Getreide
Und seine Hügel sind von hundert Herden schwer.
Den nahen Gegenstand von unterschiednen Zonen
Trennt nur ein enges Thal, wo kühle Schatten wohnen.

36. Hier zeigt ein steiler Berg die mauergleichen Spitzen,
Ein Waldstrom eilt hindurch und stürzet Fall auf Fall.
Der dickbeschaumte Fluß dringt durch der Felsen Ritzen
Und schießt mit jäher Kraft weit über ihren Wall;
Das dünne Wasser theilt des tiefen Falles Eile,
In der verdickten Luft schwebt ein bewegtes Grau.
Ein Regenbogen strahlt durch die zerstäubten Theile
Und das entfernte Thal tränkt ein beständger Thau.
Ein Wandrer sieht erstaunt im Himmel Ströme fließen,
Die aus den Wolken fliehn und sich in Wolken gießen.

38. Wenn dort der Sonne Licht durch fliehnde Nebel strahlet
Und von dem nassen Land der Wolken Thränen wischt,
Wird aller Wesen Glanz mit einem Licht bemalet,
Das auf den Blättern schwebt und die Natur erfrischt;

Die Luft erfüllet sich mit reinen Ambradämpfen,
Die Florens bunt Geschlecht gelinden Westen zollt,
Der Blumen scheckicht Heer scheint um den Rang zu kämpfen,
Ein lichtes Himmelblau beschämt ein nahes Gold;
Ein ganz Gebirge scheint, gefirnißt von dem Regen,
Ein grünender Tapet, gestickt mit Regenbögen.

39. Dort ragt das hohe Haupt am edlen Enziane
Weit über'n niedern Chor der Pöbelkräuter hin;
Ein ganzes Blumenvolk dient unter seiner Fahne,
Sein blauer Bruder selbst bückt sich und ehret ihn.
Der Blumen helles Gold, in Strahlen umgebogen,
Thürmt sich am Stengel auf und krönt sein grau Gewand;
Der Blätter glattes Weiß, mit tiefem Grün durchzogen,
Bestrahlt der bunte Blitz vom feuchten Diamant;
Gerechtestes Gesetz! daß Kraft sich Zier vermähle,
In einem schönen Leib wohnt eine schöne Seele.

40. Hier kriecht ein niedrig Kraut, gleich einem grauen Nebel,
Dem die Natur sein Blatt im Kreuze hingelegt;
Die holde Blume zeigt die zwei vergold'ten Schnäbel,
Die ein von Amethyst gebild'ter Vogel trägt.
Dort wirft ein glänzend Blatt, im Finger ausgekerbet,
Auf einen hellen Bach den grünen Wiederschein;
Der Blumen zarten Schnee, den matter Purpur färbet,
Schließt ein gestreifter Stern in weiße Strahlen ein;
Smaragd und Rosen blühen auch auf zertretner Heide
Und Felsen decken sich mit einem Purpurkleide u. s. w.

V. Das moderne Naturgefühl.

Wir haben mit unseren Ausführungen wohl zur Genüge bewiesen, daß die Ausdehnung des Begriffs der Naturschönheit auf das Rauhe, Düstere und Oede, auf das Phantastische und Wilde, das furchtbar Erhabene nicht nur dem Alterthume, sondern auch dem Mittelalter und selbst einem großen Theile der Neuzeit fremd gewesen ist.

Allerdings haben sich im Alterthume wie in jenem Theile der Neuzeit manche Stimmen hören lassen, welche die Schönheit auch der Gebirgswelt priesen. Dahin gehört z. B. aus dem

Alterthume jenes tiefbewegte Lebewohl, welches der unglückliche auf der einsamen Felseninsel Lemnos ausgesetzte Philoktet bei seiner endlichen Erlösung aus dieser Verbannung dem mittlerweile liebgewonnenen felsigen Eilande zuruft:[34]

> Wohlauf denn, scheidend begrüß' ich das Land!
> Leb' wohl, mein Felsdach, das mich geschirmt;
> Ihr Nymphen der Bäche, ihr Au'n, lebt wohl,
> Du mächtig am Vorberg brandendes Meer,
> Wo die Fluthen, erregt von den Stößen des Süds,
> Oft netzten mein Haupt in dem Winkel der Kluft,
> Wo den klagenden Laut, wann wild auf mich
> Einstürmte der Schmerz, der hermäische Berg
> Im Rückhall oft mir herübergesandt!
> Ihr Brunnen umher und Apollons Quell,
> Ich verlaß euch nun, ich scheide von euch,
> Der nie so Kühnes zu hoffen gewagt,
> O Lemnos, umfluthetes Land, leb wohl!

Und von den Neueren führen wir eine Stelle aus einem Briefe Konrad Geßners (1541) an einen Glarner Freund „über die Bewunderung der Berge“ an, eine Aeußerung der Bewunderung für die Großartigkeit und Herrlichkeit des Hochgebirges, welche auch in unseren Tagen kaum überboten werden könnte: „So lange mir Gott das Leben schenkt, habe ich beschlossen, jährlich einige Berge oder doch einen zu besteigen, theils um die Gebirgsflora kennen zu lernen, theils um den Körper zu kräftigen und den Geist zu erfrischen. Welchen Genuß gewährt es nicht, die ungeheuren Bergmassen zu betrachten und das Haupt in die Wolken zu erheben! Wie stimmt es zur Andacht, wenn man umringt ist von den Schneedomen, die der große Weltbaumeister an dem einen langen Schöpfungstage geschaffen hat! Wie leer ist doch das Leben, wie niedrig das Streben derer, die auf dem Erdboden umherkriechen, nur um zu erwerben und spießbürgerlich zu genießen! Ihnen bleibt das irdische Paradies verschlossen.“

Aber alle diese Stimmen waren doch sehr vereinzelt: die große Mehrzahl vermochte nicht in das Lob einzustimmen. Ja, die südlichen Völker, besonders die Italiener und Spanier, fühlen sich noch heute von den Alpen unangenehm berührt und abgestoßen. „Ihrem durch eine so viel reichere Naturschönheit verwöhnten Auge erscheint das Gewaltige des Hochgebirges ungeheuer und erdrückend, das Ernste finster und trostlos, das Wilde grauenhaft und entsetzlich",[35] ja, „selbst Nordländer, welche längere Zeit den vollen Zauber der südlichen Natur empfunden haben, sehen das Hochgebirge nicht selten mit dem Blicke des südlichen Menschen an". So machte auf Winckelmann der erste Anblick der Tiroler Alpen einen gewaltigen Eindruck; er nannte die Berge „schrecklich schön" und meinte, man habe nichts Wunderbares, nichts Erstaunendes gesehen, wenn man dies Land nicht gesehen habe, nahm sich daher vor, bei Gelegenheit die Berge wieder zu besuchen. Allein bald ergriff ihn der Zauber der südlichen Gegend, wo man „in schattigen Lorbeerwäldern und in Alleen von hohen Cypressen und an Gatterwerken von Orangerieen geht", wo „die Natur so mannigfaltig, so entzückend ist, daß sie immer neu bleibt, und die Spaziergänge in einer solchen Menge vorhanden sind, daß auch außer den himmlischen Villen auf jeden Tag im Jahre ein neuer Gang könnte gerechnet werden". Als er daher nach zwölf Jahren im Frühjahr 1768 Tirol wiedersah, vermochte er auch nicht einmal „relative Reize" mehr in der Alpenlandschaft zu erkennen, und „als er mit Cavaceppi eine Stunde in die Tiroler Berge eingefahren war, bemerkte dieser plötzlich, daß Winckelmanns Züge einen ganz veränderten Ausdruck angenommen hatten. Er rief: „Sehen Sie, mein Freund, was für eine entsetzlich schaurige Landschaft! Diese unermeßlich emporsteigenden Berge!"[36] So vollständig hatte sich sein Naturgefühl verwandelt.

Während also diese Unbekanntschaft mit dem Gebirge bei den Südländern in dem Gegensatze von südlicher und nördlicher Natur seinen Grund hatte, lag sie bei den Nordländern in der Unbekanntschaft mit jenen Gegenden; denn bis ins achtzehnte Jahrhundert war die eigentliche Gebirgswelt den gebildeten Völkern Nord-Europas im großen und ganzen offenbar so gut wie unbekannt; zunächst allerdings wegen ihrer Unzugänglichkeit und Unwirthlichkeit, vor allem aber auch deshalb, weil das Naturgefühl der Wenigen, welche jene Gegenden betraten, sich daselbst eher zurückgeschreckt als angezogen, oder höchstens flüchtig angeregt fand, weil mithin die Gebirgsländer auf die Reiselust überhaupt noch keine Anziehungskraft ausüben konnten.

Rousseau war es, der das Naturgefühl auf das Wildromantische und furchtbar Erhabene ausdehnte und damit zugleich dasselbe vollständig umgestaltete.

Rousseau war am Ufer des Genfer Sees aufgewachsen, und jene reizenden Landschaften des nördlichen Ufers hatten in ihm eine starke und tiefe Liebe zur Natur hervorgebracht, welche durch seine Weltflucht und seinen Haß gegen die Ueberkultur bis zur Ueberschwenglichkeit gesteigert wurde. Wenn sich also anfangs seine Liebe auf die ganze, sich selbst überlassene Natur erstreckte, so fühlte er sich immer mehr und mehr gerade von den wildesten und einsamsten Umgebungen angezogen, je tiefer sein Gemüth erkrankte. „Ich verlange Gießbäche, Felsen, Tannen, dunkle Wälder, Berge, rauhe auf- und abführende Pfade und recht fürchterliche Abgründe neben mir.“ Und so deckte er (1761, in seiner neuen Heloise 37) seinen Zeitgenossen die Wunder der bisher unbekannten Alpennatur auf, und mit Erstaunen las man hier, daß auch diejenigen Gegenden ihren eigenthümlichen Zauber besitzen, wo, wie es im 23. Briefe des 1. Buches heißt, bald ungeheure Felsenriffe über dem Haupte des Wanderers hängen, bald schäumende, tosende Wasserfälle

ihn in einen dichten Nebel hüllen, bald ein nieversiegender Gießbach neben ihm einen Abgrund von schwindelerregender Tiefe öffnet; wo er sich bald im Dunkel eines dichten Waldes verliert, bald beim Heraustreten aus einer Schlucht plötzlich durch den Anblick einer lieblichen Matte entzückt wird. — Ferner schildert Rousseau die Gegensätze nicht nur von Kultur und Wildheit, sondern auch in den Naturscenen selbst! Nach Osten die Blumen des Frühlings, nach Süden die Früchte des Herbstes, nach Norden das Eis des Winters; so vereinigte die Natur alle Jahreszeiten, alle Klimate, alle Bodenformen in schönster Harmonie; auch die verschieden beleuchteten Bergspitzen, die Abwechselung von Sonnenlicht und Schatten, der Unterschied der Morgen- und Abendbeleuchtung: alles erregte die Bewunderung immer wieder von neuem und schien sich wie auf einem wirklichen Theater darzustellen. Dieser Menge der verschiedensten Eindrücke schrieb der Wanderer die Ruhe zu, welche in seine Seele wiederkehrte. Als er aber die Wolkenregion überstiegen und die heitre Höhe erlangt hatte, wo man Donner und Sturm unter sich entstehen sah, da erkannte er deutlich in der Reinheit der Luft die wahre Ursache seines Stimmungswechsels und der Wiederkehr des so lange vermißten Seelenfriedens. In der That, sagt er, ist es der allgemeine Eindruck bei allen (obwohl sie es nicht alle beachten), daß man in der reinen und klaren Luft hoher Berge neben einer größeren Leichtigkeit des Athemholens und des Körpers auch eine größere Heiterkeit des Geistes empfindet: die Wünsche sind weniger heftig, die Leidenschaften weniger heiß; die Gedanken nehmen, der Umgebung entsprechend, einen großartigen und erhabenen Charakter an, ein ruhiges Wohlgefühl, welches nichts Scharfes und Sinnliches an sich hat. Es scheint, als ob man beim Emporsteigen über den Wohnplatz der Menschen alle niedrigen und weltlichen Empfindungen unten läßt, und je mehr man sich

den himmlischen Regionen nähert, nimmt die Seele etwas von ihrer unveränderlichen Reinheit an. Man ist ernst, ohne traurig, ruhig, ohne unempfindlich zu sein. Ich möchte behaupten, daß bei einem längeren Aufenthalte an solchem Orte keine heftige Gemüthsbewegung, keine Launenhaftigkeit standhalten kann, und ich bin verwundert, daß Bäder in der heilsamen und wohlthuenden Gebirgsluft noch nicht zu den großen Heilmitteln der Arzneikunde und der Sittlichkeit gehören. — Die Mannigfaltigkeit, Großartigkeit und Schönheit von tausend überraschenden Schauspielen, das Vergnügen, immer neue Gegenstände um sich zu sehen, fremde Vögel, seltsame und unbekannte Pflanzen, gewissermaßen eine neue Natur zu betrachten, sich in einer neuen Welt zu befinden: alles dies bietet den Augen ein unbeschreibliches Durcheinander, dessen Zauber noch durch die Durchsichtigkeit der Luft erhöht wird, denn diese läßt die Farben lebhafter, die Umrisse schärfer, alle Aussichten näher erscheinen. Die Entfernungen erscheinen geringer als in der Ebene, wo die Dichtigkeit der Luft die Erde mit einem Schleier bedeckt; der Horizont bietet dem Auge mehr Gegenstände, als er fassen zu können scheint: kurz, dies Schauspiel hat etwas Magisches, Uebernatürliches, das Geist und Sinne bezaubert: man vergißt alles, man vergißt sich selbst, man weiß nicht mehr, wo man ist."

So machte die neue Heloise und die andern Schriften Rousseaus die Ufer des Genfer Sees und die westliche Schweiz überhaupt bald zu einem Ziel für die Touristen von ganz Europa, jeder wollte „die heiligen Orte der Heloise von Rousseau" sehen, wohin, wie Meiners (1788) sagt, „jetzt alle Fremden von Lausanne aus wallfahrten"; und noch heute, nach hundert Jahren, üben die Alpen dieselbe Anziehungskraft aus.

Aber die neue Heloise wirkte nicht allein erweiternd, sondern auch geradezu umgestaltend auf das Naturgefühl ein. Denn wie der Held der Heloise in der Einsamkeit und Wildheit der

Natur, in der Reinheit und Klarheit der Luft seine Ruhe und den Frieden seiner Seele wiederfand, so suchten bald alle zartbesaiteten, von unbefriedigter Sehnsucht erfüllten, kranken und verletzten Seelen in der unveränderlichen Reinheit, Stille und Größe der Alpennatur Zuflucht vor dem Gewühl, dem Schmutze und der Kleinlichkeit des menschlichen Daseins. In den Einöden und Wildnissen erblickten die gefühlvollen Gemüther Schönheiten und Wunder, welche den andern Menschen verborgen blieben und welche ihr Herz über alle Alltäglichkeit und Gemeinheit emporhob. Mit einem Worte, die Auffassung der Natur wurde fortan eine subjektive und das Verhältniß des Menschen zu derselben ein mehr innerliches. Man stand der Natur nicht mehr kalt und fremd gegenüber, sondern lieh ihr eine Seele; man meinte die Sprache der Natur verstehen zu können und erblickte in ihren tausendfach wechselnden Erscheinungen und Zuständen, in der stillen Einsamkeit der Wälder und Thäler, in den gewaltig emporragenden Spitzen und Felsen nur die stummen Spiegelbilder der eigenen inneren Seelenzustände, und je mehr man sich doch durch die Kultur von der Natur entfernt wußte, und je mehr man sich von der Welt abgestoßen fühlte, desto verlangender streckte man nach ihr die Arme aus:

> Nimm mich, nimm mich hin aufs neue,
> Voll ist meiner Leiden Maß!
> Wieder kehrt zu dir in Reue,
> O Natur, du vielgetreue,
> Der im Glücke dein vergaß. (M. Kalbeck.)

kurz, es entstand diejenige Art des Naturgefühls, welche man mit dem Namen der sentimentalen oder modernen zu bezeichnen pflegt.

Niemand hat dies Sehnen und Umfassen der Natur anschaulicher dargestellt, als unser Schiller in seinem Gedichte „Die Ideale“:

Wie einst mit flehendem Verlangen
Pygmalion den Stein umschloß,
Bis in des Marmors kalte Wangen
Empfindung glühend sich ergoß,
So schlang ich mich mit Liebesarmen
Um die Natur mit Jugendlust,
Bis sie zu athmen, zu erwarmen
Begann an meiner Dichterbrust,

Und theilend meine Flammentriebe,
Die stumme eine Sprache fand,
Mir wiedergab den Kuß der Liebe
Und meines Herzens Klang verstand;
Da lebte mir der Baum, die Rose,
Mir sang der Quellen Silberfall,
Es fühlte selbst das Seelenlose
Von meines Lebens Wiederhall.

Hand in Hand mit dieser subjektiven Naturanschauung ging bei Rousseau die Forderung einer fast unbeschränkten Berechtigung der Individualität gegenüber den in Staat und Gesellschaft, in Kunst und Leben bestehenden, meist verknöcherten Regeln und Ordnungen. Aber während dies in Frankreich jene „fürchterliche Bewegung" hervorrief, welche wir als französische Revolution bezeichnen, bewirkte es in Deutschland eine mächtige Umwälzung auf literarischem Gebiete, welche den Namen „Sturm- und Drangperiode" führt.

In Deutschland hatten Klopstock, Wieland und Lessing in verschiedener Weise neue Bahnen eröffnet und eine Gährung in der deutschen Jugend hervorgerufen, welche stürmisch auf- und abwogte, ungestüm von einem Extrem zum andern drängte. Das Naturevangelium Rousseaus aber war der elektrische Funke, welcher die Mine entzündete und wodurch das, was unklar und unbewußt im Herzen der deutschen Jugend gelegen hatte, Leben und Bewußtsein, Ziel und Richtung, Gehalt und Gestalt gewann. Rückkehr zur Natur, Abschüttelung der Ketten,

in welche der Mensch und seine Freiheit durch eine falsche und unselige Kulturentwickelung geschlagen worden war, das waren die Losungsworte der Stürmer und Dränger, und nichts stimmte zu der namenlosen Sehnsucht, der Lust am Schmerz, der brütenden Schwermuth, der Zerrissenheit und Verzweiflung, den überschwenglichen Gefühlen, in welche das damalige Geschlecht sich zu versenken liebte, besser als das Wilde und Romantische in der Natur; das Urbild der Landschaft, welche nun mit Vorliebe aufgesucht und mit Meisterschaft geschildert wurde, wurde daher jene von Rousseau beschriebene Einsiedelei am Meillerie: „Ein von der Schneeschmelze gebildeter Gießbach stürzte in der Entfernung von zwanzig Schritten in ein schmutziges Wasser und führte mit Geräusch Schlamm, Sand und Steine mit sich fort. Hinter uns trennte eine Kette unzugänglicher Felsen den freien Platz, auf dem wir uns befanden, von dem Theile der Alpen, die man Gletscher nennt, weil ungeheure, unaufhörlich zunehmende Eisgipfel sie seit Anfang der Welt verdecken. Schwarze Tannenwälder verbreiteten ihre düstern Schatten zur Rechten, ein großes Eichengehölz war zur Linken, jenseits des Gießbachs und zu unsern Füßen trennte uns die unermeßliche Wasserfläche, die der See im Schoß der Alpen bildet, von den reichen Ufern des pays de Vaud, deren Gemälde der Gipfel des majestätischen Jura krönte.“

Aus Rousseaus Kulturverachtung und Naturbegeisterung floß der Charakter jener Zeit, nämlich einestheils eine revolutionäre Richtung der Geister, ein Aufbäumen gegen die staatlichen und gesellschaftlichen Zustände, und andrerseits eine krankhafte Weichheit und Sentimentalität, ein Schwelgen in unklaren und überschwenglichen Gefühlen. Beide Richtungen finden wir am schärfsten und reinsten dargestellt bei unserem Goethe; denn während er im „Götz von Berlichingen“ das Auflehnen der Geister gegen die staatliche Ordnung verewigt hat, finden wir

in seinem Roman „Die Leiden des jungen Werther“ die krankhafte Weichheit und Gefühlsschwelgerei, sowie die anderen ungesunden Auswüchse seiner Zeit. Werther ist ein Mann von reichster Empfindung, feinstem Gefühl, innigstem Natursinn: aber alles dies in einem Maße, welches die Grenze des Gesunden weit überschreitet. Uns interessirt hier am meisten sein überschwengliches Naturgefühl, welches sich besonders in dem Stück vom 10. Mai zu erkennen giebt, da wir hier ein anschauliches Bild von der Naturempfindung jener Zeit überhaupt erhalten; dort heißt es:

„Eine wunderbare Heiterkeit hat meine ganze Seele eingenommen, gleich den süßen Frühlingsmorgen, die ich mit ganzem Herzen genieße. Ich bin allein und freue mich meines Lebens in dieser Gegend, die für solche Seelen geschaffen ist wie die meine. Ich könnte jetzt nicht zeichnen, nicht einen Strich, und bin nie ein größerer Maler gewesen, als in diesen Augenblicken. Wenn das liebe Thal um mich dampft und die hohe Sonne an der Oberfläche der undurchdringlichen Finsterniß meines Waldes ruht, und nur einzelne Strahlen sich in das innere Heiligthum stehlen, ich dann im Grase am fallenden Bache liege, und näher der Erde tausend mannigfaltige Gräschen mir merkwürdig werden, wenn ich das Wimmeln der kleinen Welt zwischen Halmen, die unzähligen, unergründlichen Gestalten der Würmchen, der Mücken näher an meinem Herzen fühle und fühle die Gegenwart des Allmächtigen, der uns nach seinem Bilde schuf, das Wehen des Alliebenden, der uns in ewiger Wonne schwebend trägt und erhält — mein Freund! wenn's dann um meine Augen dämmert und die Welt um mich her und der Himmel ganz in meiner Seele ruhn wie die Gestalt einer Geliebten, dann sehne ich mich oft und denke: ach könntest du das wieder ausdrücken, könntest dem Papiere das einhauchen, was so voll, so warm in dir lebt, daß es würde der Spiegel

deiner Seele, wie deine Seele ist der Spiegel des unendlichen Gottes! — Mein Freund! aber ich gehe darüber zu Grunde, ich erliege unter der Gewalt der Herrlichkeit dieser Erscheinungen!"

Goethe suchte, wie dies ja seine Art war, durch die Darstellung dieser Krankheit sowohl sich selbst von solchen Ueberschwenglichkeiten innerlich loszulösen, als auch einen ähnlich heilenden Einfluß auf seine Zeit zu üben. Die Folge des in der ganzen lesenden Welt mit grenzenlosem Enthusiasmus aufgenommenen, aber freilich auch mit wunderbarer Gewalt geschriebenen Buches war jedoch nur ein wahres „Wertherfieber", d. h. eine Steigerung der krankhaften Sentimentalität, welche nun dichterisch verklärt und damit fast sittlich gerechtfertigt schien. Da gab Goethe 1775 seinen Zeitgenossen die Lehre nochmals mit den Worten eines Gedichtes:

Zu den Leiden des jungen Werther.

Jeder Jüngling sehnt sich so zu lieben,
Jedes Mädchen so geliebt zu sein;
Ach, der heiligste von unsern Trieben,
Warum quillt aus ihm die grimme Pein?

Du beweinst, du liebst ihn, liebe Seele,
Rettest sein Gedächtniß von der Schmach;
Sieh, dir winkt sein Geist aus seiner Höhle:
Sei ein Mann und folge mir nicht nach!

Das „Wertherfieber" dauerte allerdings noch einige Zeit fort, bis am Ende das Feuer sich in sich selbst verzehrte.

Mit seinem „Werther" hat Goethe jedenfalls nicht nur das Naturgefühl seiner Zeitgenossen, sondern auch der folgenden Zeiten von allen krankhaften Verirrungen befreit; höchstens im modernen Romane hat sich jene ungesunde Naturempfindelei erhalten, und auch die moderne Lyrik scheint ihrer als eines bequemen Hintergrundes nicht entrathen zu können oder zu wollen. Im übrigen aber steht unser Naturgefühl geläutert und gereinigt da, in einer Ausdehnung, wie sie kein Volk, kein

Zeitalter vor uns gekannt hat. Jeder Erdstrich bietet uns die Wunder seiner Gliederung und Gestaltung, alle Theile des weiten Schöpfungskreises vom Aequator bis zur kalten Zone, wo auch immer der Frühling eine Blüthe treibt, können und dürfen sich einer begeisternden Kraft auf unser Gemüth erfreuen.

Es würde zu weit führen, wollten wir das heutige Naturgefühl in seiner Universalität an einzelnen Beispielen erläutern:[38] so reich ist die heutige Literatur auf diesem Gebiete an herrlichen Erzeugnissen aller Art. Wir beschränken uns daher auf einen Dichter, der auch in dieser Beziehung als ein Muster dasteht, ich meine auf Goethe.

Wo ist eine einfache Naturscene natürlicher und doch so sinnig und anziehend dargestellt, wie in dem kleinen Gedichte:

Ein Blumenglöckchen
Vom Boden hervor
War früh gesprosset
In lieblichem Flor;
Da kam ein Bienchen
Und naschte fein,
Die müssen wohl beide
Für einander sein!

Wo ist die Freude am erwachenden Frühlinge anmuthiger ausgesprochen als in seinem Gedichte „Frühzeitiger Frühling"?

Tage der Wonne
Kommt ihr so bald?
Schenkt mir die Sonne
Hügel und Wald?

Reichlicher fließen
Bächlein zumal,
Sind es die Wiesen,
Ist es das Thal.

Blauliche Frische!
Himmel und Höh'!
Goldene Fische
Wimmeln im See.

Buntes Gefieder
Rauschet im Hain;
Himmlische Lieder
Schallen darein!

Unter des Grünen
Blühender Kraft
Naschen die Bienen
Summend am Saft.

Leise Bewegung
Bebt in der Luft,
Reizende Regung,
Schläfernder Duft.

Mächtiger reget
Bald sich ein Hauch,
Doch er verlieret
Gleich sich im Strauch.

Aber zum Busen
Kehrt er zurück.
Helfet, ihr Musen,
Tragen das Glück!

Saget, seit gestern
Wie mir geschah?
Liebliche Schwestern,
Liebchen ist da!

Wer hat der Sehnsucht nach Italien beredtere Worte zu leihen gewußt, als Goethe in seinem Mignonliede? Ja, man kann sagen, nie und nirgends vielleicht im ganzen Bereich der deutschen Poesie hat sich ein tiefes Gefühl in holderen Tönen ausgesprochen. Wer sich von der lieblichen Naturschilderung der ersten Verse:

Kennst du das Land, wo die Citronen blühn,
Im dunkeln Laub die Gold-Orangen glühn,
Ein sanfter Wind vom blauen Himmel weht,
Die Myrthe still und hoch der Lorbeer steht?

noch nicht mit unwiderstehlicher Gewalt fortgerissen fühlt, den ergreift aber sicher der wiederholte Ausruf der letzten Zeilen:

Kennst du es wohl —
Dahin, dahin
Laß mich mit dir, o mein Geliebter, ziehn!

Und dasselbe starke und tiefe Naturgefühl durchdringt auch alle übrigen Werke Goethes, sowohl seine Reisen durch die Schweiz und Italien, als auch die Metamorphose der Pflanzen und sein Lebenswerk, den „Faust". Ich erinnere nur an den Spaziergang Fausts mit Wagner, wo der erstere in die bedeutungsvollen Worte ausbricht:

Doch laß uns dieser Stunde schönes Gut
Durch solchen Trübsinn nicht verkümmern!
Betrachte, wie in Abendsonneglut
Die grünumgebnen Hütten schimmern!

Sie rückt und weicht, der Tag ist überlebt,
Dort eilt sie hin und fördert neues Leben.
O, daß kein Flügel mich vom Boden hebt,
Ihr nach und immer nach zu streben!
Ich säh im ew'gen Sonnenstrahl
Die stille Welt zu meinen Füßen,
Entzündet alle Höhn, beruhigt jedes Thal,
Den Silberbach in goldne Ströme fließen.
Nicht hemmte dann den göttergleichen Lauf
Der wilde Berg mit allen seinen Schluchten;
Schon thut das Meer sich mit erwärmten Buchten
Vor den erstaunten Augen auf.
Doch scheint die Göttin endlich wegzusinken;
Allein der neue Trieb erwacht,
Ich eile fort, ihr ew'ges Licht zu trinken,
Vor mir der Tag und hinter mir die Nacht,
Den Himmel über mir und unter mir die Wellen.
Ein schöner Traum, indessen sie entweicht!
Ach zu des Geistes Flügeln wird so leicht
Kein körperlicher Flügel sich gesellen.
Doch ist es jedem eingeboren,
Daß sein Gefühl hinauf und vorwärts dringt,
Wenn über uns, im blauen Raum verloren,
Ihr schmetternd Lied die Lerche singt,
Wenn über schroffen Fichtenhöhn
Der Adler ausgebreitet schwebt,
Und über Flächen, über Seen
Der Kranich nach der Heimath strebt.

Und endlich, wer hat eifriger seine Zeitgenossen angeregt, „des Weltalls heilige Räthsel zu lösen", das Bündniß zu erneuern, welches einst im Jugendalter der Menschheit Physik, Philosophie und Poesie zu einem untrennbaren Ganzen verband? In der That, auch hierin steht unser Goethe einzig und unübertroffen da!

Doch ich will die Geduld des Lesers nicht länger auf die Probe stellen; ich würde mich aber glücklich schätzen, wenn es mir trotz der fragmentarischen Behandlung des Stoffes, welche

manche Blüthe, ja manche Literatur ganz zu übergehen zwang, gelungen wäre, dem Leser einen Einblick in die Art und Weise zu verschaffen, in welcher sich der Sinn für die Schönheiten der Natur in alter und neuer Zeit zu erkennen gegeben hat.

Anmerkungen.

[1] Sophokles' Antigone, übersetzt von Donner, V. 332 ff. — Vergleiche Schillers akademische Antrittsrede: „Was heißt und zu welchem Zwecke studirt man Universalgeschichte?"

[2] „Aus der Kulturgeschichte Europas (Pflanzen und Hausthiere)." Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge, herausgegeben von Virchow und Holtzendorff, Nr. 348. — „Der Einfluß der Natur auf die Kulturentwickelung der Menschen;" ebenda Nr. 464.

[3] Programm der Fürsten- und Landesschule Meißen, 1875.

[4] Schillers Werke, Berlin, G. Hempel, Bd. XV, S. 484.

[5] Bei nachstehender Schilderung hat sich Verfasser angelehnt an Guthe-Wagner, Lehrbuch der Geographie, 5. Auflage, II., S. 129—131.

[6] Welcker, Götterlehre, I., 557.

[7] Preller, Griechische Mythologie, I., S. 363—364.

[8] Eigene Uebertragung. Alkmann, Fr. 53: Bergk, Poetae Lyrici[2] p. 645:

εὕδουσιν δ' ὀρέων κορυφαί τε καὶ φάραγγες,
πρώονές τε καὶ χαράδραι,
θῆρές τ' ὀρεσκῷοι καὶ γένος μελισσᾶν
καὶ κνώδαλ' ἐν βένθεσι πορφυρέας ἁλός·
εὕδουσιν δ' οἰωνῶν φῦλα τανυπτερύγων·

[9] Eigene Uebertragung. Bergk, P. L.[2] p. 816:

Παρὰ τὴν σκιὴν Βαθύλλου
κάθισον· καλὸν τὸ δένδρον·
ἁπαλὰς δ' ἔσεισε χαίτας
μαλακωτάτῳ κλαδίσκῳ·
παρὰ δ' αὐτὸν ἐρεθίζει
πηγὴ ῥέουσα πειθοῦς·
τίς ἂν οὖν ὁρῶν παρέλθοι
καταγώγιον τοιοῦτο;

[10] Eigene Uebertragung. Sappho, Fragm. 3: Bergk, P. L.[2] p. 668:

Ἄστερες μὲν ἀμφὶ καλὰν σελάναν
ἂψ ἀποκρύπτοισι φάεννον εἶδος,
ὅπποτ' ἂν πλήθοισα μάλιστα λάμπῃ
(ἀργυρέα) αὔγαν.

[11] Eigene Uebertragung. Sappho, Fragm. 52: Bergk, P. L. p. 679:

Δέδυκε μὲν ἁ σελάνα
καὶ πληΐαδες, μέσαι δὲ
νύκτες, παρὰ δ' ἔρχεθ' ὥρα,
ἐγὼ δὲ μόνα καθεύδω.

[12] Sophokles' Antigone, übersetzt von Thudichum, V. 100—105.
[13] Euripides' Jon. 83 ff.
[14] Euripides' Fragm. aus Phaethon bei Motz, a. a. O. S. 103.
[15] Sophokles' Aias, übersetzt von Thudichum, V. 412 ff.
[16] Ebendaselbst V. 856—865 (eigene Uebertragung).
[17] Euripides' Hippolyt., übersetzt von Mähly, V. 739 ff.
[18] Sophokles' Antigone, übers. von Thudichum, V. 1126 ff.
[19] Homers Od. 5, 156 ff. und Il. 1, 349 ff. Vergleiche Il. 1, 34; 9, 182; 23, 58—61; Od. 2, 261—262.
[20] Sophokles' Oedipus Koloneus, übers. von Thudichum und Minckwitz, V. 669 ff.
[21] Sophokles' Antigone, V. 415 ff.
[22] Simonides, Fragm. 37, V. 4 ff.: Bergk, P. L.[2], p. 883:

. . . ὦ τέκος,
οἷον ἔχω πόνον.
σὺ δ' ἀωτεῖς γαλαθηνῷ τ' ἤτορι κνώσσεις ἐν ἀτερπεῖ
δούρατι χαλκεογόμφῳ.
νυκτιλαμπεῖ κυανέῳ τε δνόφῳ σταλείς.
αὐαλέαν δ' ὕπερθεν τεὰν κόμαν βαθεῖαν
παριόντος κύματος οὐκ ἀλέγεις,
οὐδ' ἀνέμου φθόγγων,
κείμενος ἐν πορφυρέᾳ χλανίδι, καλὸν πρόσωπον.
Εἰ δὲ τοὶ δεινὸν τό γε δεινὸν ἦν,
καί κεν ἐμῶν ῥημάτων λεπτὸν ὑπεῖχες οὖας.
κέλομαι δ' εὗδε βρέφος, εὑδέτω δὲ πόντος,
εὑδέτω δ' ἄμετρον κακόν. κ. τ. λ.

[23] Aristophanes' Vögel, übersetzt von Droysen, V. 211 ff.
[24] Ebenda, V. 1093—1097.
[25] Aristoph. Wolken, übersetzt von Droysen, V. 275 ff.

[26] Cicero, de natura deorum, II., 37.

[27] Vergleiche: Rosenberg, Die Lyrik des Horaz, S. 104 ff.

[28] Nach Guthe-Wagner, Lehrbuch der Geographie, 5. Auflage II., S. 183. — Daniel, Lehrbuch der Geographie, 40. Auflage, herausgegeben von Kirchhoff, S. 205 ff. — Pütz, Lehrbuch der vergleichenden Erdbeschreibung, 9. Auflage, S. 161 ff.

[29] Viktor Hehn, Italien, Skizzen und Streiflichter, bei Friedländer über die Entstehung und Entwickelung des Gefühls für das Romantische in der Natur, S. 37 f.

[30] Vergl. Teuffel, Geschichte der röm. Literatur, 2. Aufl., Einleitung.

[31] T. Lucretius Carus, Von der Natur der Dinge. Deutsch von Binder, V., 937 bis zu Ende.

[32] Wir geben die Stellen aus Horaz nach der vortrefflichen Uebersetzung von Köster, des Q. Horatius Flaccus sämmtliche Dichtungen. Naumburg 1879. — Die Naturanschauung des Horaz ist ausführlich behandelt von Rosenberg a. a. O.

[33] Willmanns, Walther von der Vogelweide, S. 137, 16 (Eigene Uebertragung).

Sô die bluomen ûʒ dem grase dringent,
Same si lachen gegen der spilden sunnen,
In einem meien an dem morgen fruo,
Und die kleinen vogellîn wol singent
In ir besten wîse die si kunnen,
Waʒ wünne mac sich dâ genôʒen zuo?
Ez ist wol halb ein himmelrîche.
Suln wir sprechen, waʒ sich deme gelîche,
Sô sage ich waʒ mir dicke baʒ
In mînen ougen hât getân,
Und tæte ouch noch gesæhe ich daʒ.

Swâ ein edeliu schoene frowe reine,
Wol gekleidet unde wol gebunden,
Dur kurzewîle zuo vil liuten gât,
Hovelîchen hôhgemuot, niht eine,
Umbe sehende ein wênic under stunden,
Alsam der sunne gegen den sternen stât —
Der meie bringe uns al sîn wunder,
Waʒ ist dâ wünneclîches under
Als ir vil minneclîcher lîp?
Wir lâʒen alle bluomen stân,
Und kapfen an daʒ werde wîp.

[34] Sophokles' Philoktet, übersetzt von Donner, V. 1452ff.

> φέρε νῦν στείχων χώραν καλέσω.
> χαῖρ', ὦ μέλαθρον ξύμφρουρον ἐμοί,
> Νύμφαι τ' ἔνυδροι λειμωνιάδες,
> καὶ κτύπος ἄρσην πόντου προβολῆς,
> οὗ πολλάκι δὴ τοὐμὸν ἐτέγχθη
> κρᾶτ' ἐνδόμυχον πληγαῖσι νότου,
> πολλὰ δὲ φωνῆς τῆς ἡμετέρας
> Ἑρμαῖον ὄρος παρέπεμψεν ἐμοὶ
> στόνον ἀντίτυπον χειμαζομένῳ.
> νῦν δ', ὦ κρῆναι Λύκιόν τε ποτόν
> λείπομεν ὑμᾶς, λείπομεν ἤδη,
> δόξης οὔ ποτε τῆσδ' ἐπιβάντες.
> χαῖρ', ὦ Λήμνου πέδον ἀμφίαλον.

[35] Friedländer, a. a. O. S. 37.

[36] Justi, Winkelmann, II.,[2] S. 427 bei Friedländer a. a. O.

[37] Julie ou la nouvelle Héloise, lettres de deux amans, habitans d'une petite ville au pied des Alpes; recueillies et publiées par J. J. Rousseau, I, l. XXIII. Leipsic 1801.

„Tantôt d'immenses rochers pendaient en ruines au-dessus de ma tête. Tantôt de hautes et bruyantes cascades m' inondaient de leur épais brouillard. Tantôt un torrent éternel ouvrait à mes côtés un abyme dont les yeux n'osaient sonder la profondeur. Quelquefois je me perdais dans l'obscurité d'un bois touffu. Quelquefois en sortant d'un gouffre une agréable prairie réjouissait tout à coup mes regards. Un mélange étonnant de la nature sauvage et de la nature cultivée . . . la nature semblait encore prendre plaisir à s'y mettre en opposition avec elle-même . . . Au levant les fleurs du printemps, au midi les fruits de l'automne, au nord les glaces de l'hiver; elle réunissait toutes les saisons dans le même instant, tous les climats dans le même lieu, des terreins contraires sur le même sol . . . Ajoutez les pointes des monts différemment éclairées, le clair-obscur du soleil et des ombres, et tous les accidens de lumière qui en résultaient le matin et le soir; vous aurez quelque idée des scènes continuelles qui ne cessèrent d'attirer mon admiration et qui semblaient m'être offertes en un vrai théâtre . . . J'attribuais durant la première journée, aux agrémens de cette variété, le calme que je sentais renaître en moi . . . Après m'être promené dans le nuages, j'atteignais un séjour plus serein, d'ou l'on voit dans la saison le tonnere et l'orage se former au-dessous de soi . . . Ce fut là que je démêlais sensiblement dans la pureté de l'air où

je me trouvais, la véritable cause du changement de mon humeur, et du retour de cette paix intérieure que j'avais perdue depuis si longtemps. En effet, c'est une impression générale qu'éprouvent tous les hommes, quoiqu' ils ne l'observent pas tous, que sur les hautes montagnes où l'air est pur et subtil, on se sent plus de facilité dans la respiration, plus de légéreté dans le corps, plus de sérenité dans l'esprit, les plaisirs y sont moins ardens, les passions plus modérées. Les méditations y prennent je ne sais quel caractère grand et sublime, proportionné aux objects qui nous frappent, je ne sais quel volupté tranquille qui n'a rien d'âcre et de sensuel. Je semble qu'en s'élevant au-dessus du séjour des hommes on y laisse tous les sentiments bas et terrestres, et qu'à mesure qu'on approche des régions éthérées, l'ame contracte quelque chose de leur inaltérable pureté.

On y est grave sans mélancolie, paisible sans indolence, content d'être et de penser . . . Je doute qu'aucune agitation violente, aucune maladie de vapeurs pût tenir contre un pareil séjour prolongé, et je suis surpris que des bains de l'air salutaire et bienfaisant des montagnes ne soient pas un des grands remèdes de la médecine et de la morale . . .

Imaginez la variété, la grandeur, la beauté de mille étonants spectacles; le plaisir de ne voir autour de soi que des objets tout nouveaux, des oiseaux étrangers, des plantes bizarres et inconnues, d'observer en quelque sorte une autre nature et de se trouver dans un nouveau monde. Tout cela fait aux yeux un mélange inexprimable dont le charme augmenté encore par la subtilité de l'air qui rend les couleurs plus vives, les traits plus marqués, rapproche tous les points de vue; les distances paraissent moindres que dans les plaines, où l'épaisseur de l'air couvre la terre d'un voile, l'horison présente aux jeux plus d'objets qu'il semble ne pouvoir contenir: enfin, ce spectacle a je ne sais quoi de magique, de surnaturel qui ravit l'esprit et les sens; on oublie tout, on s'oublie soi-même, on ne sait plus où l'on est."

[38] Es findet sich vielleicht später einmal Gelegenheit, auf die italienische, spanische, englische und vor allem die neuere deutsche Literatur näher einzugehen.

Druck der Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter) in Hamburg.
(776)

Die Auflösung des Karolingischen Reiches und die Gründung dreier selbständiger Staaten.

Von

Dr. W. Richter
in Hattingen (Ruhr).

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter).
1889.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Fr. v. Holtzendorff in München.

In jener Zeit, wo das Merowingische Königsgeschlecht der Regierung unfähig und keiner vorhanden schien, welcher die königliche Gewalt im Namen derselben über das Gesammtreich ausüben konnte, so daß Alle, welche bisher nur eine untergeordnete Selbständigkeit genossen, sich vollständig unabhängig zu machen suchten: da war es der waffengeübte Karl Martell, welcher die übermüthigen Großen des Landes unterdrückte. Ein solcher Versuch der Auflösung in kleine Gebiete konnte allerdings von Karl um so leichter im Keime erstickt werden, da der größere Theil dieser Tyrannen, wie sie Einhard in der Lebensbeschreibung Karls des Großen nennt, seine Selbständigkeit nicht etwa auf eine Stammesverschiedenheit, sondern darauf gründen konnte, daß die alles umfassende Gewalt daniederlag. Andererseits aber hätte diese Auflösung nicht nur zur Unterdrückung der gemeinsamen Freiheit geführt, sie mußte bei der damaligen Weltlage eine Unterwerfung unter fremde Herrschaft zur Folge haben. Die Franken hätten, weil sie die Unterordnung unter eine gemeinsame Centralgewalt verschmähten, Knechte der Sarazenen, Friesen, Normannen und Avaren werden müssen. In diesem entscheidenden Augenblicke, als der Herzog von Aquitanien seine Tochter dem arabischen Heerführer vermählt hatte, bannte Karl durch die innere Einigung die äußere Gefahr. Aquitanien, Sachsen, Friesland wurden wieder erobert; in der mörderischen siebentägigen Schlacht bei Tours und Poitiers überwand er die

Araber und zwang sie zur Rückkehr nach Spanien. Den Germanen war dadurch die Herrschaft Europas, dem Christenthum das Uebergewicht im Abendlande gesichert. Seine Siege machten ihn um so mehr zum Helden des Volkes, als er aus dem Kampfe mit einem Volke voll fanatischer Begeisterung für den „größten Propheten des ewigen Gottes" siegreich hervorging. Er konnte während seiner langen Regentschaft bei dem Vertrauen, das er im Volke genoß, den Thron eine Zeitlang unbesetzt lassen und bei seinem Tode die Herrschaft wie ein Merowingischer König unter seine Söhne theilen.

So gewaltig nun auch seine und seines Sohnes Pippin Thaten waren, die ihrer Familie die Herrschaft im Frankenlande sicherten, sie bildeten doch nur die Vorstufen zu dem Throne, auf welchem Karls des Großen Größe für alle Zeiten unerreicht zum Staunen der Menschheit sich erheben sollte. Denn alles, was seine Vorfahren begründet und begonnen hatten, nahm er auf und führte es in großartiger Weise weiter. Das fränkische Reich bildete die Grundlage der Herrschaft und von ihm ist es ausgegangen; er hat aber nicht nur, wie sein Biograph sagt, das Frankenreich, welches er von seinem Vater groß und mächtig überkommen hatte, so herrlich erweitert, daß sein Umfang fast verdoppelt wurde, er hat vielmehr die Herrschaft, welche immer schon keinen nationalen Charakter an sich trug, zu einem Weltreiche gemacht. Als der Herzog Thassilo ins Kloster geschickt und Bayern fränkischen Grafen untergeordnet war, da besaß Karl noch weit mehr als einst schon Theudebert besessen hatte. Denn auch die westgothischen Provinzen im südlichen Gallien, das Reich der Langobarden in Italien standen unter seiner Herrschaft, dazu die Besitzungen der Briten auf dem Festlande, das Land der Basken, slavische und avarische Gebiete im Osten, Rom selbst mit dem römischen Bischof waren in seiner Gewalt. Darum hörte er auf, fränkischer

König zu sein und wurde zum römischen Kaiser gekrönt und dadurch zum obersten Schirmherrn der Kirche und zum Lenker des Rechts und Friedens in der Christenheit erhoben.

Der Papst hatte nach des Kaisers eigener Auffassung nur die Hand geboten, eine Würde zu begründen, welche unabhängig von ihm dastand, der er selbst sammt Rom untergeben war. Denn Rom gehörte zum Imperium, der Papst war ein Bischof wie andere auch, zwar dem Range nach der erste, aber doch dem Kaiser verpflichtet. Der Papst und die Bewohner Roms leisteten dem Kaiser den Eid der Treue, während die Kirche sich eines besonderen Schutzes erfreute. Er heißt geradezu „Regent der heiligen Kirche"; die Kirchenversammlungen durften nicht nur auf seine Genehmigung zusammentreten, er ergänzte selbst ihre Beschlüsse, er änderte Mangelhaftes ab und hatte die entscheidende Stimme. Der Kaiser war die Quelle der geistlichen und weltlichen Gesetzgebung. Durch die Kaiserkrone wurde Italien einer der wesentlichsten Bestandtheile des Reiches; damit war zugleich der Grund gelegt zu der innigen, für die Geschicke beider Länder in vieler Hinsicht bestimmenden Verbindung zwischen den noch rohen aber kriegerischen deutschen Stämmen und den feiner gebildeten aber üppigen Italienern.

Mit staunenswerther Weisheit und Geistesgröße hatte der Kaiser seine Aufgabe gelöst. Und so gewaltig und folgenreich seine weitverzweigten Kriegsthaten waren, strahlte doch sein Ruhm als Gesetzgeber bei weitem heller durch die Geschichte der Menschheit. War es doch ein Gesetz und ein Recht, gleiche Formen der Verwaltung, welche er in dem weiten Reiche durchzuführen bestrebt war. Er selbst war der höchste Richter, er verfügte über Krieg und Frieden, die Staatsgesetzgebung ruhte wesentlich in seinen Händen. Seine Thaten sind, von welcher Seite man sie auch immer betrachten mag, gleich bedeutend, und unter richtiger Würdigung derselben beginnt Nithard, dem Karl

der Kahle aufgetragen hatte, die Geschichte seiner Zeit zu schreiben, sein Werk: „Er war ein Mann, welcher an jeglicher Weisheit und Tugend die Zeitgenossen so sehr überragte, daß er allen Bewohnern der Erde furchtbar, der Liebe und zugleich der Bewunderung werth erschien, und seine Regierung war in jeder Beziehung ehrenvoll und segensreich.“ Und Einhard, der ganz unter dem Einfluß von Karls Zeitalter aufgewachsen war, sagt: „Immer aber war Römern und Griechen die Macht der Franken verdächtig, woher auch jenes griechische Sprichwort entstanden ist: Den Franken habe zum Freund, aber nicht zum Nachbar.“

Was die Vorsehung dem Herrscher des Frankenreichs zunächst zugewiesen hatte, alle die einzelnen Theile des deutschen Volkes unter einen Staatsverband zu bringen, war durch ihn zum Abschluß gelangt. Zugleich hatte er sie zu einem Glauben und zu einer Kirche geeinigt und mit dem Christenthume ihnen die Keime höherer geistiger Bildung eingepflanzt. Es kann uns zwar nicht entgehen, daß manche Einrichtungen, die der Kaiser getroffen, dem Zweck, welchem sie dienen sollten, nicht völlig entsprachen, daß er selbst mancherlei Schwierigkeiten nicht zu überwinden vermochte. Es fehlte immerhin noch manches, bevor man dieses große Reich in sich fertig und abgeschlossen hätte betrachten können. Dies fiel den nächsten Nachfolgern zu; es galt neben einer wohlgeordneten Staatsverwaltung die Hineinziehung der angelsächsischen und irischen Gebiete in den Verband des Kaiserthums, eine Ausbreitung des Reichs und des christlichen Glaubens über die nordischen Germanen, die Vertreibung des Islam aus Spanien. Aber leider erscheint die Geschichte gerade am wenigsten als die stetige Verwirklichung einer bestimmten Idee; in ihr behauptet die Vielfältigkeit der Verhältnisse ein sehr großes Recht. Durch das tapfere Geschlecht des Pippin von Landen war das Abendland aus dem hoffnungslosen Zustande unter den letzten Merowingern befreit;

dasselbe Geschlecht hatte dem Frankenreiche zwei Könige gegeben, welche den wankenden Thron befestigt hatten; wie schnell aber gelangen wir leider von der Zeit der völligen Restauration in Staat und Kirche zu der des Verfalls der meisten Schöpfungen des großen Kaisers; sein Sohn Ludwig hinterließ dies in glänzender Machtfülle ererbte Reich nach sechsundzwanzigjähriger Regierung, wie ein neuerer Geschichtschreiber sagt, einem zerrissenen Körper gleich, dessen zuckende Glieder nur einen Schein des früheren Lebens noch bewahren, und nie wieder wollten trotz aller Versuche die Stücke sich zu einem lebensvollen Ganzen zusammenfügen.

Nach dem Tode der beiden älteren Söhne war Ludwig der einzig überlebende Sohn und Thronfolger Karls des Großen, aber auch der unfähigste. Von dem älteren der beiden verstorbenen, Karl, hatte der Kaiser am meisten gehofft, aber seine Hoffnungen waren durch dieses Sohnes Tod vereitelt. Bei der im Jahre 806 vom Kaiser geplanten Reichstheilung war bestimmt, daß wenn ein Sohn stürbe, die beiden anderen sich in seinem Antheile theilen sollten. Der jetzige Fall, daß zwei gestorben und nur einer übrig geblieben, war nicht vorgesehen; deshalb wurde die Frage der Nachfolge 813 noch einmal vorgenommen und erwogen. Wäre man bei dem ersten Theilungsplane geblieben, so hätte das Gesammtreich Karls zwischen Ludwig und Bernhard von Italien, dem Sohne Pippins, getheilt werden müssen. Allein seit jenen Jahren hatte sich manches verändert, und es erschien dem Kaiser und seinen Räthen nöthig, das Reich ungetrennt zu erhalten: es blieb deshalb nur die Wahl zwischen Ludwig und Bernhard. Karl dem Großen scheint es zwar nicht verborgen gewesen zu sein, daß Ludwigs Fähigkeiten in keinem Verhältniß zu der ungeheueren Last der Reichsregierung standen. Deshalb war der Kaiser anfangs auch

nicht gewillt, Ludwig zum Universalerben einzusetzen. Von Bernhard, einem hoffnungsvollen Jünglinge, versprach er sich mehr als von Ludwig, welchem Psalmsingen und Bibellesen lieber war, als die Sorge um das Reich, und der deshalb einmal geradezu „Mönch" genannt wird. Und ein anderer Geschichtschreiber, welchen man den Astronomen nennt, sagt von ihm: „Der fromme Sinn des Königs war schon von frühester Jugend, damals (i. J. 812) aber besonders für den göttlichen Dienst und die Erhöhung der heiligen Kirche besorgt, so daß man ihn nach seinen Werken eher einen Priester als einen König nennen könnte." Daß er nicht zum Herrscher geboren war, erkannte Ludwig auch selbst; wollte er doch schon früher wie einst Karlmann in einem Kloster seiner natürlichen Bestimmung leben. Aber seine Freunde und Rathgeber hatten zu viel Gewalt über ihn und hielten ihn von diesem Schritte fern. Wollte man aber Bernhard zum Alleinherrscher einsetzen, so war wiederum ein Bürgerkrieg die nächste Folge, denn es wäre von vielen als eine Ungerechtigkeit angesehen, wenn sich Ludwig, der rechtmäßige Sohn, seinem Neffen, dazu einem Bastard, hätte unterordnen sollen. So gab Karl nach, und es wurde beschlossen, Ludwig sollte das ganze Reich seines Vaters übernehmen, Bernhard als Vasall König der Langobarden sein.

Wenngleich Ludwig anfangs auf dem Wege seines Vaters fortgegangen ist und mit gleichen Grundsätzen die Regierung weiterzuführen versucht hat, auch durch wiederholte Anordnungen die Anwendung der Gesetze sichern wollte, manche unter seinem alternden Vater eingerissene Mißbräuche abzustellen sich bemühte, so blieb alles dieses ohne nachhaltige Wirkung, weil er nicht beharrlich in gleicher Weise fortfuhr und alle alten Uebelstände sich wieder einschlichen.

Er wird uns als wohlgebildet geschildert, stark von Körper und in Bogen und Lanze so geübt, daß ihm keiner der Seinigen

gleichkam. Auch an Kenntnissen gebrach es ihm nicht, vor allem aber fehlte Ludwig der scharfe Herrscherblick, die Selbstständigkeit, weshalb er bald ein Spielball der Parteien wurde. Seine ganze Natur, die sich lieber den Beschäftigungen des Friedens als dem wilden Werk der Waffen hingab, fühlte sich heimischer in der Anordnung geistlicher und kirchlicher Institutionen als in den beschwerlichen Regierungsgeschäften, er war der Meinung, daß der gute Zustand der Kirche die erste Bedingung der Wohlfahrt seines Reiches sei. Diese Sorge für das Wohl der Kirche ist ja allerdings nicht zu tadeln, mit Recht müssen wir aber bedauern, daß er darüber die Reichsregierung vernachlässigte. Aber er vermochte sich nicht mit vielem auf einmal zu befassen: worauf sich sein beschränkter Geist wandte, das beschäftigte ihn so sehr, daß er darüber alles andere vergaß.

Als er noch zu Lebzeiten seines kaiserlichen Vaters König von Aquitanien war, hatte sich um ihn ein Hof gebildet, der ihn vollständig beherrschte; auf ihn übten die Grafen Meginhar, Bigo, vor allen Witiza den größten Einfluß. Und wie sie ihn damals als König in ihrer Gewalt hatten, so hofften sie auch den späteren Kaiser nach ihrem Willen lenken zu können. Es war daher die Befürchtung der alten Räthe erklärlich, daß sie unter Ludwig, der sie kaum kannte, keinen Einfluß haben würden. Und so kam es auch. Ludwig, von Groll erfüllt gegen die Rathgeber seines Vaters, verjagte gleich nach seinem Regierungsantritt den ganzen Hof. Wala, einer der großsinnigsten und thatkräftigsten Männer seiner Zeit, wurde Mönch in Corbie, ebenso wurden Adelhard, welchen Karl der Große seiner Einsicht und Rechtschaffenheit wegen hochgeachtet hatte, und andere ihrer Stellen am Hofe entsetzt, obwohl der Kaiser ihn bei der Krönung eindringlich ermahnt hatte, nur solche Männer zu seinen Beamten zu wählen, welche in jeder Beziehung solcher hohen Auszeichnung würdig seien, und keinen auf Einflüsterung

und Verdächtigung hin seiner Lehen und Würden zu berauben. Witiza, eines Grafen Sohn, welcher in seiner Jugend den hohen Stand verachtet hatte und zweifelhaft gewesen war, ob er sich als Hirte verdingen oder Schuster werden sollte, um jedenfalls sein Brot mit den Armen theilen zu können, später aber doch in den geistlichen Stand eingetreten war, hatte am Hofe den größten Einfluß. Jene Männer aber, die durch Ludwig ihre Stelle verloren hatten, konnten ihre Zurücksetzung nicht verschmerzen.

Ludwig war am Grünen Donnerstage des Jahres 817 in große Lebensgefahr gerathen, indem die Galerie, welche die königliche Pfalz zu Aachen mit der Hofkirche verband, über ihn zusammenstürzte. Dieses Ereigniß erfüllte ihn mit Vorahnungen seines Endes, und die unsichere Lage seiner Söhne ihrem Vetter Bernhard gegenüber ließ es ihm und seinen Räthen nothwendig erscheinen, bei Zeiten die Nachfolge im Reiche zu regeln. Ludwig erklärte daher seinen ältesten Sohn Lothar nicht nur für seinen Nachfolger in der Kaiserwürde, sondern nahm ihn auch zum Genossen seiner Herrschaft. Den Männern des alten Hofes war diese Verfügung nicht willkommen, sie beschlossen daher durch eine Verschwörung ihren alten Einfluß wiederzugewinnen. Bernhard von Italien, welcher als Vasall des Kaisers das Recht hatte, bei Berathung einer so wichtigen Sache seine Stimme mitabzugeben, war absichtlich nicht zum Reichstage geladen; ihn suchte man jetzt zu den Waffen gegen die Anordnungen des Kaisers zu rufen. Bernhard wurde gewonnen. Er ergriff die Waffen gegen seinen Oheim, in dem Glauben, ganz Italien würde ihm beifallen.

Aber die Stimmung für Bernhard war keine allgemeine. Von Italien aus machte man dem Kaiser eine übertriebene Vorstellung von seines Vasallen Betreiben. Ludwig rief sofort alle Heerpflichtigen zum Zuge nach Italien. Bernhard unterwarf

sich jedoch, ehe er zu thätlichen Feindseligkeiten geschritten war, und bat den Kaiser fußfällig um Verzeihung; er wurde als treubrüchiger Vasall zum Tode verurtheilt. Ludwig verweigerte anfangs die Ausführung des Urtheilspruchs, er entsetzte sich vor dem Gedanken, den Sohn seines Bruders sterben zu lassen, aber die Wuth seiner Gemahlin ließ nicht nach, bis er endlich den Befehl gab, allen Verurtheilten die Augen auszustechen, damit sie noch Zeit hätten, wenigstens für das Heil ihrer Seelen zu sorgen. Die weniger schuldig Befundenen wurden theils gefangen gesetzt, theils zu Mönchen geschoren und in Klöster gesteckt.

Diese Unselbständigkeit Ludwigs war die erste Veranlassung zu allen späteren Aufstandsversuchen und Empörungen im Reiche. Denn als Ludwig nun gar öffentlich Kirchenbuße dafür gethan, daß er dem Verräther das Augenlicht nicht gelassen habe, da war keiner im ganzen Frankenlande, welcher nicht durch Aufruhr und Verrath seiner Unzufriedenheit Luft gemacht hätte. Die eigenen Söhne erhoben das Schwert gegen den Vater und nahmen ihn gefangen. Das waren die Folgen einer verblendeten Politik, die sich scheute durch exemplarische Bestrafung einiger politischer Verbrecher das Ansehen der Regierung zu erhalten.

Während Ludwig den größten Theil der Reichsgeschäfte seinen Räthen überließ, die Führung der Kriege seinen Feldherren anvertraute, lebte er ungestört seinen Neigungen, bald der Jagd, bald mönchischen Studien und klösterlichen Uebungen. Es ist interessant zu beobachten, wie in Einhards Annalen fast jährlich ein größerer Jagdzug des Kaisers erwähnt wird; er gab sich aber diesen Vergnügungen nicht etwa hin, wenn die Reichsgeschäfte ruhten, sondern es wird ausdrücklich gesagt: „Der Kaiser schickte gegen sie hinreichende Truppen und unterdrückte mit Gottes Hülfe den Aufstand, dann begab er sich zur Jagd nach den Vogesen.“ Andererseits lebte er wiederum seinen

mönchischen Studien in dem Grade, daß der sogenannte Astronom erklärt: „Das war des heiligen Kaisers Streben, daß sein Reich in heiliger Gelehrsamkeit und heiligen Werken immer herrlicher strahlte, und der, welcher mit ähnlicher Erniedrigung Christi Beispiel nachahmend, sich zum Armen erniedrige, mehr und mehr erhoben würde."

Die Verfassung des fränkischen Reiches ruhte im wesentlichen noch auf dem altgermanischen Königthum, noch immer galt im ganzen und großen jenes Rechtsbuch, welches die salischen Franken in der Zeit, da sie noch an der Schelde wohnten, hatten aufzeichnen lassen. Es ist daher begreiflich, daß diese nicht ausreichte, um dauernd die Grundlage einer staatlichen Vereinigung zu sein, wie sie durch Karl den Großen ins Leben gerufen war. Auch die Einheit des religiösen Bekenntnisses ist keine genügende Grundlage einer staatlichen Gemeinschaft, vielmehr entschied die Kraft, welche Karl auf allen Gebieten seiner Wirksamkeit zeigte, und sobald diese erlahmte oder seinen Nachfolgern abging, so mußte auch das Staatsgefüge auseinanderfallen. Auch die großen Reichsversammlungen, so bedeutend sie unter Karl gewesen, und soviel er sie auch benutzt hatte, um seine Zwecke durchzusetzen, zeigten doch in der Mangelhaftigkeit ihrer Zusammensetzung, wie viel zu einer durchgreifenden Ordnung noch fehlte. Unter Ludwig entbehrten sie fast jeder neuen durchschlagenden Verfügung. Das Staatswesen erforderte in jener Zeit ein persönliches Eingreifen des Königs bei allen wichtigen Verhältnissen, denn noch nicht war das fränkische Reich eine so wohl gegliederte Maschine, daß die Räder ohne einen gebietenden Willen, welcher sie lenkte, sich von selbst bewegt hätten. Ludwig erkannte das leider nicht; er übertrug vielmehr den größten Theil der Reichsgeschäfte seinen Räthen, worüber ihm schon die Zeitgenossen Vorwürfe gemacht haben.

In der Sorge für das Recht war Ludwig ebenfalls nur selten thätig, wie aus des Königs eigener Erklärung auf dem Wormser Reichstage 829 hervorgeht. Er ist nämlich bereit, hinfort wöchentlich einmal die Klagen anzuhören, in denen die Beamten kein Recht gewähren wollten. Regelmäßige Gerichtsversammlungen konnten schon der beständigen Fehden wegen gar nicht abgehalten werden, und welche unbegrenzte Folgen daraus hervorgingen, ersehen wir aus der allgemeinen Unsicherheit im Lande selbst. Räuber und Diebe trieben dergestalt ihr Unwesen, daß Ludwig endlich bewaffnete Macht gegen sie aufbieten mußte.

Während der Kaiser anderen Beschäftigungen und seinem Vergnügen sich widmete, kam es bald dahin, daß unter den kaiserlichen Räthen einer vorzugsweise die Regierung leitete, in welcher er als oberster Rath erscheint. Und wie sehr Ludwig von seinen Räthen sich leiten ließ, erhellt aus Nithard, welcher berichtet, daß der Kaiser einen gewissen Adelhard so lieb gewonnen habe, daß er alles, was dieser gewollt, im Reiche geschehen ließ, und Adelhard, weniger auf das allgemeine Beste bedacht, Jedem zu willen gehandelt hätte. Daher, so fährt Nithard fort, rieth er, Immunitätsrechte und Staatsgüter zum Vortheil Einzelner zu vertheilen, und da er zu bewirken wußte, daß Jeder erhielt, was er wünschte, richtete er den Staat zu Grunde.

Wie Ludwig in der Verwaltung und dem Gerichtswesen seine Unthätigkeit an den Tag legte, so zeigte er auch seine Unfähigkeit, wenn es galt, die Grenzen des Reichs zu schützen vor feindlichen Einfällen. Denn der Friedenszustand, welchen Karl der Große geschaffen, konnte unter weniger starken Königen nicht lange dauern. Der Gedanke an die alte Selbständigkeit mußte in den unterworfenen Stämmen erwachen, der Wunsch, sie wiederzugewinnen, sich in ihnen regen. Die unruhigsten aber

von allen waren neben den Briten, Wasken und spanischen Arabern die Normannen. Während wir den Kaiser Karl in den früheren Jahren ebenso wie seinen Vater und Großvater regelmäßig selbst bei dem Hauptzuge des Jahres den Oberbefehl führen sehen, zog Ludwig nur einige Male selbst mit aus und zwar auf kleineren Zügen. Mehrere Jahre hindurch waren nutzlose Heereszüge gemacht. Während die Normannen seit dem Jahre 834 regelmäßig das durch Handel und Gewerbfleiß reiche Friesland plünderten, kümmerten Ludwig Familienangelegenheiten, wurde er von Weiberlist umstrickt. Die Normannen, gegen deren Einfälle schon unter Karl dem Großen der Schutz der Küsten eine besondere Wichtigkeit erlangt hatte, waren bald nach des Kaisers Tode schaarenweise herangekommen, auf die Unthätigkeit Ludwigs bauend waren sie in den Rhein eingelaufen, hatten Utrecht geplündert und theils in Asche gelegt. Ebenso wurde Seeland gebrandschatzt; die Einwohner von Dursted mußten, um nicht ganz vernichtet zu werden, den Seeräubern geben, was diese verlangten. Da machte sich der Kaiser endlich auf; ehe er aber mit dem Heere nach Nymwegen kam, waren die Normannen mit ihrem Raube bereits auf hoher See. Der eigentliche Fehler war, es fehlte an einer strengen Küstenwacht und einer Flotte, welche Karl angefangen, Ludwig aber nicht fortgesetzt hatte zu bauen. Während aber hier endlich Fürsorge getroffen wurde, vergaß man, daß es am anderen Ende des Reiches auch Feinde gab; in demselben Jahre kündigten Obotriten und Wilzen den Gehorsam auf.

Hieraus mag zur Genüge hervorgehen, daß kriegerische Thätigkeit Ludwig zuwider war. Allerdings sind wohl die Unglücksfälle, welche unter ihm von außen über das Reich kamen, nicht größer gewesen als die, welche auch sein Vater theilweise nicht hatte verhindern können, aber er hatte keine Siege aufzuweisen, welche zur Entschuldigung und zum Troste

hätten dienen können. Sein Vater war jahrelang gegen gewaltige und hartnäckige Feinde ausgezogen, er nur gegen das kleine Volk der Briten oder seine zum Aufstand gereizten Söhne. Wenn aber ein stattlicher Bau, wie er von Karl dem Großen begonnen und ziemlich vollendet war, erhalten und zum Abschluß gebracht werden sollte, so kam es nur auf die Kraft großer Persönlichkeiten auf dem Throne an. Diese Kraft ging aber Ludwig dem Frommen ab. Er war gutmüthig und ließ sich leiten zum Guten wie zum Bösen; Männer standen um ihn, welche um jeden Preis herrschen wollten, deswegen sich unaufhörlich anfeindeten, verdrängten und durch solches Treiben Kaiser und Reich zu Grunde richteten. Ludwig wäre der liebenswürdigste Privatmann, der glücklichste Fürst eines kleinen Landes gewesen, aber seines Vaters großes Reich zu regieren, dazu war er zu schwach und unselbständig. Sein Sohn und Nachfolger Lothar war ebenfalls kein Regent, wie ihn das Reich bedurft hätte, der dem unter Ludwig eingerissenen Unwesen hätte wehren können; ihm wird von gleichzeitigen Geschichtschreibern ausdrücklich vorgeworfen, daß er die Kunst des Regierens nicht besitze, auch keine Spur guten Willens in seinem Thun zeige.

Die zweite Ursache der Auflösung des Karolingischen Reichs lag in dem Prinzip der Reichstheilung unter die Söhne des Königs; das zähe Gesetz der Theilung zeigte sich stärker als die von der Kirche geforderte Untheilbarkeit des heiligen Reiches.

Nach altem deutschen Rechte stand bei Erledigung des Thrones allen ehelichen Söhnen des Verstorbenen ein gleicher Anspruch auf das Reich zu. Das Erbrecht, welches also im fränkischen Reiche in einer mehr privatrechtlichen Weise aufgefaßt wurde, trug neben der Auflösung in kleinere Gebiete

noch mancherlei Nachtheile in sich. Denn trotz des gleichen Rechtes aller Söhne auf einen Reichstheil ist es erklärlich, daß doch in der jedesmaligen Theilung der väterlichen Willkür und Vorliebe ein weiter Spielraum sich öffnete. Ebenso begreifen wir auch, daß derjenige von den Söhnen, welcher sich bei der Theilung zurückgesetzt glaubte, dieselbe umzustoßen versuchte. Und diese Unsicherheit in der Erbfolge, welche schon unter den Merowingern eine Ursache des Zerfalles des Reiches war, hatte auch bei den ersten Karolingern schwere Folgen gehabt. Dahin zählen wir den Kampf Karl Martells gegen seine Stiefmutter und deren Enkel, die Streitigkeiten Grifos mit Karlmann und Pippin, endlich die Entzweiung Karls des Großen mit Karlmann, welcher durch seinen frühen Tod es seinem königlichen Bruder ermöglichte, das fränkische Reich seiner Bestimmung entgegen zu führen. Seine Neffen schloß er von der Thronfolge im Reiche aus, ohne daß hierin eine Verletzung des Rechtes gesehen ist. Aber auch Karl hielt später an dem Herkommen fest, wie sein Theilungsplan vom Jahre 806 zeigt. Wurden nun auch die damals geplanten Theilungen vereitelt, so blieben sie doch augenscheinlich Vorbild der späteren Anordnungen.

Ludwig vereinigte unter seinem Scepter noch einmal alle fränkischen Lande, aber schon im Jahre 817 verfügte er über die Nachfolge, eine Neuerung insofern, als die Einheit des Reiches über das Leben Ludwigs hinaus gerettet werden mußte. Eine förmliche Theilung verstieß aber gegen die universale Idee, welche man namentlich vom kirchlichen Standpunkt aus mit dem Kaiserthum verband, in welchem man die beste Bürgschaft für die Fortdauer des geregelten Zustandes sah. Es wurde daher der Versuch gemacht, den Gedanken eines einheitlichen Imperiums so zur Geltung zu bringen, daß die Herrschaft der Brüder dem ältesten, Lothar, sich unterordnen sollte. Dieser, bisher König von Bayern, sollte als Kaiser an die Stelle

Nachruf.

Die Leser dieser Hefte werden die Kunde von dem schweren Trauerfall schon erhalten haben, der uns betroffen hat. Am 4. d. M. ist Franz von Holtzendorff, mein langjähriger Genosse in der Herausgabe dieser Vorträge, eines plötzlichen Todes gestorben.

Schon seit Jahren hatte sich der Gesundheitszustand des scheinbar so kräftig angelegten Mannes zunehmend verschlechtert. Ein schleichendes Herzleiden störte die Ruhe seiner Nächte und die Arbeit seiner Tage. In immer neuen Steigerungen brachte es ihm ein Uebermaß von Leiden und Aengsten, welche die Kräfte seines Körpers verzehrten. Obgleich sein starker Geist ungebrochen alle Qualen überstand, so verhehlte er sich doch nicht, wie ein unvermeidliches Geschick ihm näher und näher trat. Mit der Kaltblütigkeit des Helden maß er den immer kleineren Abstand, der ihn von dem Augenblick der Vernichtung trennte. So vorbereitet, traf ihn am Abend eines Tages, der noch dem Abschluß von geschäftlichen Angelegenheiten und der Vorbereitung zu einer Reise in den Süden gewidmet war, die Katastrophe.

Einer unserer Mitarbeiter hat einen Brief von ihm empfangen, der wenige Stunden vor dem Tode geschrieben war: er betraf die Ordnung einer auf diese Sammlung bezüglichen Schwierigkeit. So lebendig war in ihm das Gefühl der übernommenen Pflicht, daß er selbst das Kleine nicht vergaß, wie schwer auch die Sorge auf ihm lastete! Diese Pflichttreue ist es, die unsere Erinnerung mit Bewunderung erfüllt, die im Leben jene Zuversicht des Vertrauens erzeugte, mit der Jeder zu ihm aufblickte, und die nach dem Tode die Tiefe des Verlustes kennzeichnet, den wir erlitten haben.

Was könnte ich von den Eigenschaften seines herrlichen Charakters sagen, das nicht jedem seiner Freunde wie seiner Feinde bekannt wäre? Er, der Sohn eines der ältesten märkischen Adelsgeschlechter, hatte von den Vorurtheilen seiner Standesgenossen keines ererbt. Nur die vornehme Weise seines Benehmens, der vollendete Anstand, der Freimuth seiner Sprache, die Beständigkeit seiner Ueberzeugungen zeugten von dem angeborenen Adel seines Wesens. Im Uebrigen war er ein Sohn seiner Zeit, jeder edlen Regung erschlossen, ein selbstgemachter Mann voll Freiheitsgefühl und idealen Strebens, — ganz im antiken Sinne ein vir liberalis.

Das Spezialstudium, dem er sich auf der Universität zuwendete, das juristische, hat ihn niemals gehindert, auch allen übrigen Gebieten menschlichen Strebens und Forschens, so weit ab von der Jurisprudenz sie auch lagen, die ernsteste Aufmerksamkeit zuzuwenden. War ihm doch die Entwickelung des Rechtes nur eine der Entfaltungen, welche

der Baum menschlicher Kultur neben vielen anderen, aber in stetigem Zusammenhange mit den anderen, hervorgetrieben hat. Nicht einmal in der Rechtswissenschaft selbst war er, wie so viele seiner Kollegen, ein Spezialist. Jahrelang freilich schien er nur Sinn zu haben für das Strafrecht, und in der That ist er einer der angesehensten Strafrechtslehrer, ja Strafrechtsbildner geworden. Aber nicht die Strafe als solche war es, die ihn beschäftigte, sondern der humane Zweck derselben, die Besserung des Menschen. So sahen wir ihn schon als jungen Privatdozenten an der Berliner Universität in tiefgehende Untersuchungen über die Strafvollstreckung und ganz besonders über das Gefängnißwesen versenkt. Die ängstlichen Gemüther konnten es ihm nicht vergessen, daß er keinen Anstand nahm, in der Konsequenz seiner Ueberzeugungen einen ersten praktischen Vorstoß gegen vielgepriesene Einrichtungen konfessioneller Kreise zu richten.

Aber mit jedem Jahre erweiterte er den Kreis seiner Forschungen. Seine reformatorische Thätigkeit umfaßte bald das gesammte Recht und Rechtsverfahren, und sie erleuchtete endlich auch jenes dunkle und verworrene Gebiet des internationalen Rechts, das eigentlich erst im Werden begriffen ist. Staatsrecht und Völkerrecht wurden in seiner Darstellung ebenso verständlich wie Civilrecht und Strafrecht. Er war in Wahrheit ein universaler Jurist.

Wer hätte nicht erwartet, daß ein solcher Mann, der mit glühendem Eifer seine Rechtsanschauungen nicht nur lehrte und vertheidigte, sondern auch in das Leben einzuführen bemüht war, seine Aufgabe als Reformator auch in einer

politischen Stellung durchzusetzen versuchen werde. Theoretisch hatte er alles dazu vorbereitet. Er hatte ein Jahrbuch für Gesetzgebung gegründet, er schrieb selbst ein Handbuch der Politik; und doch ist er niemals in ein Parlament eingetreten. Er wurde einer der Begründer des deutschen Juristentages, er fehlte selten auf den Kongressen für internationales Recht, aber er wies stets die Versuchung ab, Abgeordneter oder Volksredner zu sein. Bei jeder großen juristischen Frage erhob er seine Stimme, um den Grundsätzen des Rechts, wie er es verstand, zum Siege zu verhelfen; einmal, in dem Prozeß Arnim, trat er auch vor die Schranken des Gerichtshofes, um furchtlos die Vertheidigung zu führen. Aber schnell kehrte er wieder zurück zu der nachhaltigeren Thätigkeit des Professors und des Schriftstellers. So konnte es fast den Anschein gewinnen, als wolle er dem Volk selbst fern bleiben.

Die Sammlung dieser „Gemeinverständlichen wissenschaftlichen Vorträge“ lehrt das Gegentheil. Der im Jahre 1866 herausgegebene Prospekt wendet sich gleich im Eingange an die der Volksbildung dienenden Vereine; er betont die Nothwendigkeit eines die Schule ergänzenden, die wichtigsten Ergebnisse der heutigen Wissenschaft gemeinverständlich erschließenden Unterrichts für die arbeitenden Klassen; er stellt die Aufgabe, gegenüber der vielfach hervortretenden Verflachung der populären Literatur, den Vereinen gedruckte Vorträge von Fachgelehrten und Sachverständigen für die stets wachsende Zuhörerschaft aus den nicht gelehrten Bevölkerungsschichten zur Benutzung zu stellen. So hat dieses Vorgehen den späteren Bildungsvereinen kräftig vorgearbeitet

und es wird in der Geschichte der deutschen Volksbildung sicherlich unvergessen bleiben. Die Initiative dazu aber gebührt Holtzendorff. Er trat mit dem fertigen Gedanken an mich heran, und ich hatte nichts zu thun, als denselben zu unterstützen und weiter zu entwickeln. „Rein politische und kirchliche Parteifragen der Gegenwart bleiben ausgeschlossen," hieß es damals.

Wir haben dieses Programm nicht verändert, und es darf vielleicht als ein Verdienst in Anspruch genommen werden, daß in jener Zeit der schwersten politischen Konflikte ein Organ geschaffen wurde, welches die Aufmerksamkeit des Volkes auf jenes große neutrale Gebiet der Erkenntniß lenkte, das Allen gemeinsam ist und das nicht blos den Geist bildet und stärkt, sondern auch Mittel und Wege des Erwerbes eröffnet. Während mir die Redaktion der naturwissenschaftlichen Hefte zufiel, hat Holtzendorff die Herausgabe der Vorträge staatswissenschaftlich-historischen und volkswirthschaftlichen Inhalts geleitet. Und so treu ist er dieser Verpflichtung geblieben, daß auch für das neue Jahr seine Redaktions-Arbeit schon gethan war, als der Tod ihn ereilte.

Allein ein so vorwärtsdringender Geist, wie der seinige, konnte sich in einer blos neutralen Thätigkeit nicht befriedigt fühlen. Nach der Gründung des Deutschen Reichs, 1872, begann jene zweite Reihe von Flugblättern, die er zuerst in Gemeinschaft mit Oncken, später allein herausgab, die „Deutschen Zeit- und Streitfragen", bestimmt, „eine Annäherung an die Volksmassen suchend, zu einem gründlichen Verständniß der Gegenwart und zur tieferen Bildung eines gesunden politischen Urtheils mehr beizutragen, als bisher geschehen

ist". Diese Blätter traten den großen politischen Vorgängen des Tages unmittelbar nahe, sie verfolgten und begleiteten die neu erwachende kirchliche Bewegung, sie versuchten, die ökonomische und rechtliche Neuordnung der Nation bestimmend zu beeinflussen. In der Verfolgung dieses Wirkens war es auch, daß Holtzendorff ein thätiger Förderer des Protestantentages wurde.

Es ist schwer zu bemessen, wie weit er diesen Weg der praktischen Lösung so lange nur theoretisch verfolgter Aufgaben fortgesetzt, welchen Einfluß auf die Ausgestaltung des Lebens unserer Nation sein scharfer Geist gewonnen haben würde, wenn sein körperliches Befinden ihm die volle Freiheit des Handelns gestattet hätte. Leider traten mehr und mehr, auch ihm selbst bemerkbar, die Zeichen tieferer Störung der Brustorgane hervor, die ihn zu öfteren Unterbrechungen seiner Lehrthätigkeit, zu wiederholten Reisen in den Süden und auch nach zeitweiser Erholung zu strengerem Maßhalten zwangen. Jedesmal jedoch kehrte er zu neuer Arbeit zurück. Nicht um äußerer Zwecke willen, denn Ruhm, Ansehen und Besitz war ihm genug zu theil geworden, um auch ein verwöhntes Herz zu sättigen. Noch im vorigen Herbst, als er seine letzte Reise nach Italien zu der Säkularfeier der Universität Bologna machte, überhäufte Volk und Regierung in dem fremden Lande ihn mit Kundgebungen warmer Liebe und herzlichster Anerkennung. Nein, er arbeitete um der eigenen Befriedigung willen, weil er die Arbeit liebte, weil sie ihn erhob und glücklich machte.

Und so ist er gestorben, mitten in der Arbeit, geistesfrisch und tapfer, und so wird er in unserm Gedächniß

fortleben, als der zuverlässigste Freund, der stets bereite Helfer, der unbeugsame und doch so milde Mann. Möge sein Bild noch lange den nachwachsenden Geschlechtern vorschweben! Möge es der Nation niemals an so hingebenden und so starken Söhnen fehlen!

Sein Angedenken sei gesegnet.

Berlin, am 20 Februar 1889.

Rudolf Virchow.

seines Vaters treten, seine Brüder in dasselbe Verhältniß zu ihm, wie er selbst, Pippin und Bernhard zum Vater gestanden hatten. Einmal im Jahre sollten sie um Lothar sich sammeln, sie sollten selbständig keinen Krieg führen oder Frieden schließen, sich auch nicht verheirathen ohne seine Zustimmung; wenn einer tyrannisch regierte, sollte ihn der Kaiser ermahnen und auch strafen, wenn die Ermahnung nicht helfe. Außerdem sollten ihre Königreiche dereinst nicht unter die Söhne getheilt werden, sondern mit Einwilligung des Vaters an je einen übergehen. Aber eben diese Bestimmungen riefen einen entschiedenen Widerstand hervor, hieran entzündeten sich die Kämpfe, welche mit der Bildung dreier selbständiger Staaten endigten. Die Auflösung des Reiches geschah freilich nicht in einem regelmäßigen Verlauf, auch gingen die Stämme und Völker nicht so aus der Vereinigung hervor, wie sie darin aufgenommen waren, sondern es hatte sich das Zusammengehörige mehr aneinander geschlossen, mancherlei Umbildungen hatten stattgefunden: größere, ausgebildetere Nationen sind es, welche uns fortan entgegentreten.

Durch den Tod seiner Gemahlin drängte sich in Ludwig der Gedanke von neuem auf, die Regierung niederzulegen und sich in ein Kloster zurückzuziehen. Doch auf den Rath seiner um ihre eigene Herrschaft besorgten Großen ging er eine neue Ehe ein mit Judith, die ihm im Jahre 823 Karl, nachher der Kahle benannt, gebar. Seine Geburt wurde die Quelle unsäglichen Unglücks für das Volk. Daß die Kaiserin Judith ihn gleich ihren Stiefsöhnen mit einer Herrschaft ausgerüstet sehen wollte, war der Mutter zu verzeihen, daß der Kaiser ihrem Wunsche nachgab, war nicht zu tadeln, doch die Mittel, welche man später anwandte, waren verwerflich und gefahrbringend.

Das durch Bernhards Tod erledigte Italien war im Jahre 822 Lothar als späterem Kaiser überwiesen. Woher

sollte Ludwig nun ein Besitzthum für Karl nehmen, welcher seine Ansprüche ebenso rechtlich begründen konnte als seine Brüder? Die Häupter des alten Hofes wollten die Reichstheilung vom Jahre 817 erhalten wissen, der künftige Kaiser sollte nach ihrer Ansicht eine so große Macht haben wie nur möglich, damit seine jüngeren Brüder sich nicht einfallen ließen, ihm gleichstehen zu wollen; die Kaiserin Judith und ihr Anhang sprachen für eine neue Theilung, in welcher Karls Rechte gewahrt würden. Ludwig selbst fehlte es allzusehr der Oppositionspartei gegenüber an Entschlossenheit, er ging Wege, welche ihm bald Vorwürfe zuziehen und Streitigkeiten hervorrufen mußten. Er suchte nämlich seinem Sohne Karl dadurch Freunde zu erwerben, daß er vielen Vasallen von seinen Erbgütern zu Lehen gab, daß er Bisthümer und Klöster an Leute niederer Abkunft verlieh, damit sie, dieser Wohlthat eingedenk, seinen Plan begünstigen sollten. Der Hof spaltete sich daher in Parteien, sein Palast wurde ein Tummelplatz politischer Intriguen. Dadurch wurden die wichtigsten Reichsangelegenheiten oft vernachlässigt, die größte Gesetzlosigkeit fing an um sich zu greifen, die Faust sprach Recht. Ebenso waren die Grenzen bedroht; fast die ganze spanische Mark wurde dadurch die Beute der Araber.

In dieser Zeit ist es, wo der erwähnte Wala selbst gegen das Treiben des Kaisers auf das heftigste eifert. Er tadelt Ludwigs Nachlässigkeit für die Kirche, sein Bestreben, durch Verleihung geistlicher und weltlicher Güter und Würden für seinen Sohn einen Anhang zu gewinnen. Auch im Volke scheint hin und wieder schon Unzufriedenheit laut geworden zu sein. Die Worte Walas verfehlten ihre Wirkung nicht, denn der Kaiser erließ ein Ausschreiben ins Reich, wodurch er für das folgende Jahr vier große Synoden zu Mainz, Paris, Lyon und Toulouse berief, um über die Mißstände des Reiches, als deren Hauptursache er seine eigenen Unkenntnisse und Ver-

säumnisse angiebt, gemeinschaftlich zu berathen. Die Bischöfe rügten damals viele Mängel und Gebrechen; vor allem forderten sie, daß die fürstliche Gewalt sich nicht in kirchliche Angelegenheiten einmischen, die Priester sich nicht mit weltlichen Geschäften befassen sollten. Sie ermahnten den Kaiser, Friede und Eintracht unter seinen Söhnen und Räthen zu erhalten.

Auf der Reichsversammlung zu Worms im August 829, wo die Beschlüsse der Synoden dem Kaiser zur Genehmigung überreicht waren, erklärte Ludwig seinen jüngsten Sohn zum Herzog der Alemannen. Der Grund, weshalb man gerade dieses Land erkoren hatte, lag ohne Zweifel darin, daß hier Karls mütterliche Verwandte, die Welfen, ansässig waren. Und es kann nicht befremden, wenn man nach dieser kaiserlichen Erklärung auf den Gedanken kam, daß bei der übergroßen Vorliebe der stolzen und herrschsüchtigen Kaiserin Alemannien nur dazu bestimmt sein werde, gewissermaßen als erste Abschlagszahlung auf viel höhere Forderungen zu dienen, welche die Kaiserin im Namen ihres Sohnes erheben würde. Das Land war von Lothars Besitz genommen, und er gedachte die erste Gelegenheit zu benützen, um den neuen Herzog seines Besitzthums zu berauben; nicht weniger legten die beiden anderen Brüder ihre Unzufriedenheit über diese Verfügung des Vaters offen an den Tag.

Wala, Hilduin, Elisachar, welche der neuen Verordnung widersprochen hatten, wurden mit ihren Anhängern durch den allmächtigen Markgrafen Bernhard, den Schatzmeister, vom Hofe verwiesen. Das konnten aber Männer nicht ertragen, die in der Herrschaft alt geworden waren; sie dachten auf Umsturz der Regierung. Ludwig sollte abgesetzt, der Weiber- und Günstlingsherrschaft ein Ende gemacht werden, Lothar den Thron besteigen. Zur offenen Empörung hatte Lothar keinen Muth, er hätte nicht nur gegen seinen Vater, sondern auch

gegen seine Brüder kämpfen müssen, welche Vergrößerung ihrer eigenen Reichsantheile wünschten, und diese konnten sie nur erwarten, wenn sie nicht dem Bruder, sondern dem Vater beistanden.

Die Verschwörung schien unter Lothars geheimer Leitung zunächst gegen die willkürliche Macht des Ministers Bernhard gerichtet zu sein. Als der Kaiser von Aachen ab seinen Feldzug nach der Bretagne antrat, verließ ihn ein Theil des Heeres und wandte sich nach Paris; der Kaiser zog seinem Sohne Pippin, welcher sich als Werkzeug gebrauchen ließ, nach Compiègne entgegen. Pippin ergriff die Zügel der Regierung und schickte die Kaiserin in das Kloster zu Laon, Bernhard entfloh nach Barcelona. Auf den Kaiser drang man mit harten Klagen ein; die Kaiserin sollte ihn durch Tränke behext und um den Verstand gebracht haben. Man verlangte von ihr, daß sie den Kaiser überrede, die Regierung niederzulegen und im Kloster zu leben, wozu auch sie sich verstehen sollte. Sie nimmt in dem Kloster zu Poitiers den Schleier, um sich gegen Gewaltthätigkeiten zu schützen. Als nun Lothar selbst kam, billigte er offen, was geschehen war, hielt einen Reichstag und verfuhr schonungslos gegen die Anhänger der Kaiserin. Wurde auch die Form der Regierung noch beibehalten, der Kaiser, in der Gewalt seines Sohnes, hatte doch nichts als den Titel. Seine täglichen Gesellschafter waren die Mönche aus dem benachbarten Kloster zu Soissons, welche ihn bereden sollten, ins Kloster zu gehen. Er aber, der in der früheren Zeit oft den Gedanken gefaßt hatte, im Kloster zu leben, widerstand jetzt, da er gezwungen werden sollte. Nachdem die Mönche in Soissons sich der künftigen Erkenntlichkeit des Kaisers versichert hatten, leiteten sie eine Gegenrevolution ein, und einer von ihnen unternahm eine geheime Sendung des Kaisers an Pippin und Ludwig, um ihnen zu versprechen, daß ihre Landestheile erweitert würden,

wenn sie dem Vater jetzt beiständen. Die Brüder wurden gewonnen, die Aussichten auf Gebietserweiterung hatten ihnen gefallen. Neuer Muth beseelte den Kaiser. Lothar, den die Verbündeten zu bewegen suchten, entweder einen entscheidenden Schlag auszuführen oder mit den Seinigen Compiègne zu verlassen und eine größere Macht zu sammeln, vermochte nicht die Sache bis aufs äußerste zu führen. Er hatte wohl den Wunsch, aber nicht den Muth, Ludwig vom Throne zu stoßen und suchte nun die Aussöhnung mit seinem Vater nicht aus Reue, sondern aus charakterloser Schwäche. Lothars Getreue wurden ergriffen und gefangen gesetzt, und über sie sollte auf dem Reichstage zu Aachen das Urtheil gesprochen werden. Die Versammlung verurtheilte sie zum Tode, Lothar selbst hatte das Todesurtheil aussprechen müssen; um ihn aber noch mehr zu beschämen, begnadigte der Kaiser sie und begnügte sich, sie mit Verlust ihrer Lehen und Würden zu bestrafen. Auch die Kaiserin Judith erschien auf dem Reichstage, schwur einen Reinigungseid, wurde vom Papste des Gelübdes des Klosterlebens entbunden und ihrem Gemahl zurückgegeben.

Von neuem nahmen die Brüder die Fehde auf. Wäre Ludwig ein umsichtiger Fürst gewesen, dann konnte er alle Versuche derselben im voraus vereiteln. Wenn er ihnen sein Wort hielt, wenn er sie an sich zu fesseln verstand, so brauchte er keinen zu fürchten, denn die jüngeren Söhne waren ihrer Stellung wegen Lothars Feinde. Auch schien die übertriebene Zärtlichkeit, welche Ludwig für Judith zeigte, die Bevorzugung, die er Karl zutheil werden ließ, den Söhnen erster Ehe ein Recht zu geben, ihre Stiefmutter zu hassen und einen Theil der Abneigung, welche sie ihnen einflößte, auch den Vater entgelten zu lassen. Aber Ludwig stieß auch sie von sich, und so konnte es gelingen, alle drei gegen den Vater aufzuhetzen und ihn zu stürzen.

Es kam zum offenen Kriege. Der Vater hatte seinen Sohn Pippin, welcher die Mutter im Jahre zuvor gefangen genommen hatte, als Gefangenen nach Trier schicken wollen, er entkam aber und rüstete sich zum Kriege. Die Brüder wurden zum gemeinsamen Kriege gegen den Vater gewonnen, auch den Papst Gregor IV. gewann Lothar, um mit ihm nach Deutschland zu ziehen und eine Versöhnung zwischen Vater und Söhnen zu versuchen.

Auf dem Rothfelde, unweit Kolmar, lagerten sich die feindlichen Heere. Schon rückten sie zum Kampfe gegen einander vor, als der Papst erschien, um Vorschläge des Friedens zu machen. Drei Tage unterhandelten Kaiser und Papst. Unterdessen wußten die Vasallen der Söhne durch Ueberredung und Versprechungen die Treue der kaiserlichen Truppen wankend zu machen. Als der Papst unverrichteter Sache zu den Söhnen zurückkehrte, da zogen in der nächsten Nacht ganze Scharen vom Kaiser zu den Verbündeten hinüber, und am anderen Morgen waren nur wenige Getreue beim Kaiser geblieben. Als der Kaiser dies Häuflein sah, sprach er gutmüthig: „Gehet ihr auch zu meinen Söhnen; ich will nicht haben, daß meinetwegen nur ein Einziger das Leben oder ein Glied verlieren soll." Er ließ darauf die Söhne bitten, für seine, seiner Gemahlin und seines Sohnes Karl Sicherheit Sorge tragen zu wollen. Auf ihre Aufforderung ritt er mit den Seinigen hinüber. Die Söhne erwiesen ihm äußerlich alle Ehrerbietung, alsbald aber wurde Judith dem jüngeren Ludwig übergeben, während Lothar den Vater und Karl bei sich behielt.

Die Stimme des Volkes hat über diese Vorgänge schwer gerichtet: sie nannte den Platz, wo die meisten Großen von Ludwigs Anhange, die ihm Treue gelobt hatten, abtrünnig wurden, das Lügenfeld.

Indem die Söhne durch Belohnung des Verraths, durch

Ermunterung zum Treubruch einen leichten Triumph errangen, brachten sie der königlichen Würde eine unheilbare Wunde bei. Die wichtigste Frage war nun die, wie soll es mit dem Kaiser und Reich werden? In der Lebensbeschreibung Ludwigs lesen wir: „Sie verpflichteten das Volk durch Schwur und theilten das Reich unter sich in drei Theile," und an einer anderen Stelle wird gesagt, daß der Papst und die Versammelten Lothar gedrängt hätten, die Herrschaft an sich zu nehmen; er habe endlich eingewilligt. Wenn aber auch sein Theil der glänzendste war, so scheint von einer eigentlichen Oberherrlichkeit über die Brüder nicht die Rede gewesen zu sein, mußte doch auch Lothar die Früchte des Sieges mit den Brüdern, deren Beistand ihn hatte erringen helfen, theilen. Karl war selbstverständlich nicht bedacht, er wurde ins Kloster Prüm geschickt. Lothar nahm den Vater mit nach Compiègne, Judith wurde über die Alpen nach Tortona geführt. Der Verfall des Reiches, dem man durch Entthronung Ludwigs und Erhebung Lothars auf den Thron hatte vorbeugen wollen, trat nun erst recht ein. Wie weit man gekommen, zeigt die Behandlung des Kaisers, den man zu überreden suchte, seine eigenen Sünden seien an allem Unglück schuld, die Bischöfe ermahnten ihn, seine Sünden einzugestehen und übergaben ihm eine Schrift, auf der alle seine schweren Süden aufgezeichnet waren. Man hatte ihn darin für das ganze Elend im Reiche verantwortlich gemacht, er selbst mußte sich der ferneren Regierung für unwürdig erklären. Seines Wehrgehänges beraubt, lag am 13. November 833 ein Kaiser auf den Stufen des Altars der Kirche des heiligen Medardus bei Soissons und flehte Menschen um Vergebung an, die er theils aus dem Staube der Hörigkeit zu Bischöfen erhoben hatte.

Alle diese Anklagen, um derentwillen Ludwig Kirchenbuße thun und dem Throne entsagen sollte, waren nur Beiwerk im Vergleich zu dem wahren Kern derselben, der Aufhebung der

Thronfolgeordnung vom Jahre 817. Denn die Häupter der fränkischen Geistlichkeit wollten an die Stelle des alten auf Vererbung und Volkswahl beruhenden Königthums ein durch geistliche Weihe übertragenes Kaiserthum setzen. Die königliche Gewalt war in ihren Grundfesten erschüttert, die höchste Würde mißhandelt, der Verhöhnung und dem Spotte preisgegeben.

Die Mißhandlung des Vaters hatte den Sohn Ludwig entrüstet; er beredete sich mit Pippin, und beide zwangen Lothar, daß er den Vater aus der einsamen Klosterzelle wieder losgab. Der Kaiser empfing nun aus den Händen der Bischöfe die Waffen zurück. Lothar bat fußfällig um Verzeihung und erhielt Italien als Unterkönigthum.

Neue Theilungen beschäftigten den Kaiser. Karl dem Kahlen wurde statt Alemannien 837 Friesland von der Nordsee längs der sächsischen Grenze bis an die Ripuariens, das Land an den Mündungen des Rheines und der Maas und das zwischen Maas und Seine bestimmt. Mit seiner Wehrhaftmachung erhielt er noch das Gebiet zwischen Seine und Loire und wurde auch mit der Königskrone geschmückt. Während so Karl Gallien erhielt, mit dessen nördlicher Hälfte er noch eine Anzahl deutscher Gaue verband, verblieb der Süden Pippin, bis dessen Tod im Dezember 838 Karl die Aussicht auf den Besitz Aquitaniens machte und somit auf die ganze Westhälfte des Reiches.

Im Osten des Gesammtreiches versuchte Ludwig von Bayern die benachbarten deutschen Lande zu gewinnen. Er nannte sich König und zählte seit 833 die Jahre seiner Regierung in Ostfranken. Wahrscheinlich ist ihm bei der damaligen Theilung der größere Theil der deutschen Lande zugefallen, und nach der erfolgten Erhöhung des Kaisers ist er im Besitz dieser Länder geblieben. Das linke Rheinufer mit Gewalt seinem Vater wieder zu entreißen, gelang ihm nicht, vielmehr glaubte dieser, die letzte Erhebung seines Sohnes benutzen zu können, um das ganze übrige

Land nun unter Lothar und Karl zu theilen. Auf dem Reichstage zu Worms 839 wurde folgende Theilung vorgeschlagen und von Lothar genehmigt: Zu Italien sollte ein Stück von Burgund, das Thal von Aosta, das Land zwischen Jura und St. Bernhard und vom Jura bis zur Saone und Rhone gelegt werden, dann alle deutschen Stämme mit Ausnahme von Bayern, welches Ludwig verblieb, so daß die Maas und eine von der Maas gezogene Linie die westliche Grenze bildete. Karl erhielt den Westen, nämlich Aquitanien, Septimanien mit der spanischen Mark, Burgund und die Provence bis zu den Seealpen und zur Saone, dann Neustrien und Ripuarien am linken Ufer der Maas. Der Vater sollte aber, so lange er lebe, die Oberherrschaft behalten. Pippins Söhne waren übergangen.

Solche Zurücksetzung verletzte Ludwig, und noch einmal erhob er sich in seinem Unwillen dagegen, indem er die Herrschaft über die deutschen Stämme bis zum Rheine beanspruchte. Als der Kaiser nach Worms ziehen wollte, um dort einen Reichstag gegen seinen Sohn zu halten und eben über den Rhein gehen wollte, fühlte er sein schnell herannahendes Ende. Auf einer Rheininsel in der Gegend von Ingelheim starb er nach einem mühseligen Leben im Alter von 65 Jahren am 20. Juni 840, nachdem er vorher auf den Rath der frommen Bischöfe seinem Sohne Ludwig verziehen hatte. — Der Tod des Kaisers änderte die Lage der Dinge und machte das Loos der Völker nun von der Laune eines Weibes unabhängig.

Als Quelle zu den folgenden Kämpfen der Söhne Ludwigs haben wir Nithards Werk, welches freilich nur einen sehr kurzen Zeitraum umfaßt, aber zu den bedeutendsten Quellen Karolingischer Geschichte gezählt werden muß. Wir hören einen wackeren Helden und umsichtigen Staatsmann berichten, was er durchlebt, woran er selbst unmittelbaren Antheil genommen hat.

Daß jedoch seine Schrift als die eines Anhängers Karls des Kahlen, mit welchem er die Wechselfälle des Krieges theilte, parteiisch ist, versteht sich von selbst.

Der sterbende Kaiser hatte Lothar zu seinem Nachfolger im Reiche ernannt und ihm die Reichsinsignien unter der Bedingung übersandt, daß er die Treue gegen die Kaiserin und Karl bewahre, diesem das zugetheilte Land lasse und ihn selbst beschütze. Sobald nun Lothar in Italien den Tod seines Vaters vernommen hatte, schickte er Boten durchs Land, seine Ankunft zu verkündigen. Hier wurden Belohnungen versprochen, dort Strafen angedroht.

Er wandte sich zunächst gegen Ludwig von Bayern. In Worms hatte Ludwig schon eine Besatzung gelegt und war dann den aufgebotenen Sachsen entgegengeeilt; Lothar vertrieb diese und zog dann mit seinem Heere nach Frankfurt. Da aber Ludwig sich schon mit den Sachsen vereinigt hatte, trafen beide Brüder unerwartet zusammen: Ludwig lagerte bei Frankfurt, Lothar an der Mündung des Mains. Es wurde zunächst ein Waffenstillstand geschlossen, wonach sich beide am 11. November in Frankfurt einfinden sollten, um ihren Streit durch Vergleich oder Kampf zu entscheiden.

Während Lothar sich nun gegen Karl wandte, nahm Ludwig von den Alemannen, Sachsen und Thüringern die Huldigung entgegen. Karl schickte eine Gesandtschaft an Lothar mit bittenden Vorstellungen um Ruhe und Einigkeit; während sie aber scheinbar günstig aufgenommen wurde, entsetzte Lothar alle, welche Karl dem Kahlen nicht abtrünnig werden wollten, der ihnen von seinem Vater verliehenen Ehrenämter. Lothar war über die Seine gegangen und kam nach Chartres. Hier, durch einen Anhang verstärkt, wollte er gegen Karl aufbrechen. Dieser hatte mittlerweile das von dem jüngeren Pippin aufgewiegelte Aquitanien beruhigt. Bei Orleans trafen sich die Brüder und

schlugen kaum zwei Meilen von einander ihr Lager auf, in Lothars Hand lag es, dem Kriege nach dieser Seite hin ein Ende zu machen. Wieder schloß er Unterhandlungen ab, wonach Karl außer Aquitanien und Septimanien die Provence und zehn Grafschaften zwischen Loire und Seine erhalten, in diesem Besitzstande aber so lange ruhig verweilen sollte, bis beide auf einer zum 8. Mai 841 anberaumten Zusammenkunft sich zum gemeinsamen Wohle würden ausgeglichen haben. Inzwischen sollte er Ludwig unangefochten lassen. Auf diesem letzten Punkte, dessen Nichterfüllung von seiten Lothars keinem Zweifel unterlag, bestanden die Abgeordneten Karls, damit dieser den Schein des Rechtes für sich hätte, wenn er sich an den Vertrag nicht bände.

Nach mehrmonatlichem Hin- und Herziehen schwand jede Hoffnung auf Frieden: es kam am 25. Juni zur Schlacht bei Fontenoy, in welcher schon um Mittag nach blutigem Kampfe alles entschieden war. Karl und Ludwig waren Sieger geblieben. Die Schlacht hatte dazu beigetragen, den Riß unheilbar zu machen und die große Schöpfung Karls des Großen zum Falle zu bringen. Sie entschied über das Schicksal des Karolingischen Reiches, sie entschied auch über unser Deutschland. Der Versuch Lothars, die Einheit des Reiches zu behaupten, war gescheitert. Alle, die an der alten Erinnerung festhielten, waren auf seiner Seite gewesen, und auch jetzt noch dachte Lothar mit ihrer Hülfe den Kampf fortzusetzen. Es war vergebens. Karl und Ludwig stritten nicht nur für die Unabhängigkeit ihrer Herrschaften, sondern auch für die Völker, an deren Spitze sie standen, zwei Reiche hatten sich zu bilden angefangen, das eine romanisch, das andere deutsch, die sich jetzt zu gemeinsamer Vertheidigung die Hand boten.

Noch einmal bemühte sich Lothar, Anhänger zu gewinnen. Er suchte die stark gelichteten Reihen der Seinen wieder auszufüllen, indem er das Krongut rücksichtslos an Private ver-

schleuderte und Unfreien für kriegerische Leistungen nach erfolgtem Siege die Freiheit schenkte. Ja, er trug keine Scheu, mit den unteren Ständen der Sachsen in Verbindung zu treten. Auf ihr Mißvergnügen über die drückende Abhängigkeit bauend, verhieß ihnen Lothar das alte Herkommen und die alten Gesetze aus heidnischer Zeit zurückzugeben. Selbst die Dänen wollte er gegen das Reich führen, als er sich endlich, weil die ihm treu gebliebenen Großen die Einstellung des Kampfes forderten, dazu verstand, mit seinen Brüdern um den Frieden zu unterhandeln, und da diese einwilligten, kam man dahin überein, daß eine gleichmäßige Theilung dem langen Streite ein Ende machen sollte.

Die Abgeordneten der drei Brüder traten am 19. Oktober zusammen. Da man sich aber darüber verständigte, daß ohne eine genaue Kenntniß des Landes keiner mit gutem Gewissen schwören könnte, nach seiner besten Ueberzeugung möglichst gleich zu theilen, so wurde der Waffenstillstand bis zum 14. Juli 843 ausgedehnt. Jeder König sandte dreißig Männer aus, welche ein genaues Verzeichniß aller Grafschaften, Bisthümer, Abteien und königlichen Güter nach Größe und Beschaffenheit aufnehmen und zu Verdun zusammentreten und die Theilung vollführen sollten. Im August beschwuren die drei Brüder die Theilung. In Bezug auf die Wormser Theilung vom Jahre 839 verlor Lothar an Ludwig alle deutschen Länder auf der rechten Rheinseite mit Ausnahme von Friesland, und auf dem linken Ufer die Gaue von Mainz, Worms und Speier; dagegen gewann er von Karl die Niederlande außer Westflandern, die Provence und einen schmalen Strich auf dem rechten Ufer der Rhone. Die Königreiche, in deren rechtmäßigem Besitze sie sich befanden, Langobardien, Aquitanien, Bayern, kamen hierbei nicht in Frage. — Die Trennung war eine völlige, die jede Gemeinsamkeit der Regierung aufhob und auch Lothar

als dem Kaiser keine Rechte in den Reichen der Brüder gestattete.

Es lag in der Natur der Sache, daß unter schwachen Königen der souveränen Staatsgewalt Gefahr drohte. Die Herzöge von Aquitanien, Bayern, Alemannien, Friesland waren vernichtet, und ihre Völker einer Selbständigkeit beraubt, auf welche sie stolz gewesen waren. Seitdem nun das Regiment in den Händen Ludwigs ruhte und Vater und Söhne sich fortwährend bekämpften, glaubte das Vasallenthum, eingedenk früherer Zeiten, wo es in trotziger Unabhängigkeit stand und auf den Nacken des freien Volkes das Joch seiner Herrschaft legte, diese Zeit zu benutzen, um seine alte Gewalt wieder zu erkämpfen; Herzöge, Markgrafen, Grafen und Missi fordern unbedingten Gehorsam und streben nach Erblichkeit ihrer Macht.

Wir hören schon Karl den Großen klagen, daß der Kriegsdienst zu vielen Bedrückungen der Gemeinfreien Anlaß gegeben, daß sie sich gedrängt sahen, in Abhängigkeitsverhältnisse einzutreten, in der Hoffnung, dadurch eine Schutz gegen die immer verschärften und unerträglicheren Forderungen zu erlangen. Je schrecklicher nun unter Ludwigs und seiner Söhne Regierung Verheerung und allgemeine Unsicherheit hereinbrachen, je härter infolge des immerwährenden Kriegszustandes der Heerbann auf dem Volke lastete und die vermehrte Belastung drückender wurde, je freier sich andererseits die Grafen, deren Hülfe die Könige bedurften, sich alles erlaubten, desto gewisser erblickte der einzeln stehende Mann in dem Schutze, den man als Vasall eines Höheren genoß, das einzige Mittel, um sich nicht einen zweifelhafteren Schutz durch den Verlust seiner Freiheit erkaufen zu müssen. Dieses Uebel trug zum Unglücke des Staates dazu bei, den Stand der Gemeinfreien zu vernichten.

Die Bestrebungen Karls des Großen, die Macht des Adels

durch Hebung des freien Standes zu beschränken, waren in den Kriegsjahren ohne Erfolg geblieben. Die Zahl der mittleren und kleinen freien Grundbesitzer, die das nothwendige Element im Staatsleben waren, schmolz zusammen. Als dies Element verschwand, rückte das Vasallenthum näher an den Thron, raubte ihm Gut und Recht, zog schließlich die Entscheidung über Krieg und Frieden an sich und setzte an die Stelle von Recht und Gesetz seine ungebundene Willkür und Gesetzlosigkeit. In der immerwährenden Fehde waren die Vasallen gegen ihren eigenen König durch die Söhne ihres Herrn zum Kriege aufgerufen, waren sie durch verschiedenartige Lockungen zum Verrath und Treubruch angereizt. Ueberall lockerten sich die sittlichen Bande. Denn wenn die vornehmsten Männer des Reiches das Beispiel gaben, den Eid der Treue nicht mehr zu achten, ebenso leichtfertig den Schwur zu brechen als einen anderen zu leisten, wie sollten da die geringeren es mit ihren Lehns- und Unterthanenpflichten genauer nehmen? Nur selten, heißt es in der Lebensbeschreibung des Wala, sind diejenigen, welche dem Könige Treue halten, keiner weiß Vaterland und Mitbürger wohl zu berathen, keiner erweist seinen Freunden und Genossen die schuldige Liebe.

Während die Großen die allgemeine Verwirrung benutzten, um Gut und Reichthum zu vermehren, schmachtete das Volk oft in der drückendsten Armuth. Die Noth war im westfränkischen Reiche im Jahre 843 so gestiegen, daß Erde mit wenig Mehl vermischt Vielen als Brot diente; zwei Jahre später raffte der Hunger Tausende von Menschen weg, und im folgenden Winter zogen die Wölfe durch die verödeten Gegenden. Welche Macht, welchen Reichthum hatten dagegen einzelne Große aus dem allgemeinen Elend davongetragen! und fragte man nach der Art, wie sie dieselben erworben, so war es die gewissenloseste Parteigängerei, die frechste Nichtachtung jedes höheren Ansehens. So

handelten die, welche als dem Könige persönlich verpflichtete Männer mit den Beamten seine Absichten in jeder Weise fördern, im Krieg und Frieden für sein Interesse einstehen, seinen königlichen Willen zur Geltung bringen sollten.

Die Beamten sahen auf diese Weise mit jedem Jahre eine immer größere Anzahl Freie ihrer amtlichen Gewalt entzogen; von dieser war immer mehr und mehr in die Hände mächtiger Grundherren und Senioren übergegangen. Was ihnen blieb, war zwar immer noch genug, um diesen Beamten den Vorrang unter jenen Großen zu geben. Denn sie vereinigten Civil- und Militärgewalt in sich, und hierin lag das nächste Mittel, sich dem Gehorsam schwacher Könige zu entziehen und sich ihnen mit trotziger Uebermacht entgegenzustellen.

Karl der Große und Ludwig hatten unter anderem die Bewohner der spanischen Mark von dem Gerichtszwange der Grafen insoweit entbunden, daß sie kleinere Streitsachen unter sich durch selbstgewählte Richter entscheiden durften, und daß Diejenigen, welche Vasallen auf ihren Gütern hielten, in kleineren Angelegenheiten Richter ihrer Untergebenen wären. Dadurch entgingen dem Grafen viele Gefälle: um sich dafür schadlos zu machen, legten sie den Einwohnern willkürliche Abgaben auf, verdrängten sie aus ihrem Besitze, oder, wenn sie selbst Einwanderer als Vasallen auf ihre wüsten Güter gesetzt hatten, jagten sie dieselben wieder fort, nachdem jene das Land urbar gemacht hatten. Wir erfahren ferner, daß in der Zeit, als das Bisthum Osnabrück verwaist war, Graf Kobbo die auf den Zehnten begründeten Einkünfte des Bisthums an sich riß, um sie seinem Bruder, dem Abt von Corvey, und seiner Schwester, der Aebtissin von Herford, zu übertragen, obgleich deren Klöster in einem anderen Sprengel lagen. Außerdem haben die Beamten sich Einkünfte angeeignet, welche an sich dem Könige und Herrn gebührten. Ebenso scheinen in der Zeit der allmählichen

Auflösung des Reiches mächtige Große sich das Münzrecht angeeignet zu haben. Die Verleihungen dieses Rechtes sind aus der Zeit Karls mit Sicherheit nicht nachzuweisen. Ludwig scheint mit solchen den Anfang gemacht zu haben; das Bisthum Le Mans und das Kloster Corvey sind die ersten, die sich dieses Vorrechtes rühmen. Unter Ludwigs Nachfolgern wird es häufiger und öfter mit dem Marktrecht verliehen. Die wesentliche Bedeutung liegt aber darin, daß der Ertrag der Münzen dem Beliehenen zufiel, wenn auch die Prägung unter Bild und Namen des Königs erfolgte.

Die wirkliche Bedeutung und die Kraft, ihrer amtlichen Stellung die nöthige Geltung zu verschaffen, verdankten die Beamten mehr dem Umfange ihrer Begüterung und ihres Seniorats. Um so entschiedener lernten sie daher bald ihre amtlichen Befugnisse als persönliche Besitzthümer betrachten, desto leichter trat vor dem Gefühle des eigenen Vortheils der Gedanke an die königliche Macht in den Hintergrund, desto schneller eilte endlich das Bestreben der Zeit, Vasallenthum und Benefiziarbesitz in den Familien erblich zu machen, auch hinsichtlich der Aemter, ihrer Erfüllung entgegen.

Wie stand es denn in dieser Zeit mit den königlichen Sendboten, welche die Rechte des Thrones in allen Theilen der Monarchie zu wahren berufen waren? Auch dieses Institut blieb unter Karls Nachfolgern nicht ungeschmälert bestehen. In Italien sehen wir noch über das neunte Jahrhundert hinaus Sendboten im Namen des Königs Gericht halten, Beschwerden und Klagen entgegennehmen, und unter Karl III. ist von ihrer Aussendung die Rede; in Deutschland hingegen scheint das Institut zurückgetreten zu sein. Es werden zwar mehrmals einige erwähnt, aber von einer regelmäßigen Wirksamkeit derselben als einer die gesammte Verwaltung regelnden und beaufsichtigenden Behörde ist keine Rede mehr. Es ist klar, daß

hiermit ein Theil jener strengeren Einheit aufgegeben wurde, welche Karl der Große eingeführt hatte.

Einzelne Grafen erhielten als ständige Beamte zeitweilig die obere Leitung einer Provinz, namentlich in militärischer Beziehung. Eine solche Stellung nahmen in Bayern schon unter Karl zuerst Gerold und Audulf ein, Heerführer und Richter in einer Person; unter Ludwig dem Deutschen und seinen Nachfolgern steht dann der böhmische Markgraf an der Spitze der Großen. Es leuchtet ein, daß eine solche ständige Gewalt von der ursprünglichen Gestalt des Amtes verschieden war. Die geistliche Seite ihrer Befugnisse fiel ganz weg, und von einer unparteiischen Beaufsichtigung der Beamten konnte keine Rede sein. Aehnlich wie in Bayern jene Markgrafen, nur noch unbeschränkter mögen in Sachsen die Liudolfinger solche Obliegenheiten geübt haben. Nur in einem Falle taucht die alte Benennung für diese so wesentlich anders gewordene Gewalt auf: Reginhard von Lothringen legt sich den Titel eines Königsboten bei, vielleicht in dem Sinne eines höchsten königlichen Stellvertreters. So lockerten sich durch die Beseitigung der von den Sendboten geübten Aufsicht die Bande der Abhängigkeit des Beamtenthums von dem Königthum.

Je mehr man sich daran gewöhnte, den König vor allem nur als den Senior seiner Vasallen zu betrachten, desto mehr trat auch die eigenthümliche Weihe seiner Herrschaft hinter den Charakter einer Gewalt zurück, deren jene Vasallen wieder in gleicher Art gegen ihre wehrhaften Unterthanen fähig waren. Mittelst dieser Gewalt eine möglichst große Anzahl tapferer Männer um sich zu sammeln, war der natürlichste Gebrauch, zu dem diese Großen ihren amtlichen Einfluß und ihren Grundbesitz verwenden konnten: die Berechtigung jedes freien Mannes, sich einen Senior zu wählen, gestattete dem Könige keine Bestimmung über das Maß ihrer Macht. Je stärker die Vasallen

waren, desto leichter trieb einerseits der Schutz und die Belohnung, welche ihr Seniorat versprach, andererseits die Schwierigkeit, sich ihrem Uebergewicht zu entziehen, immer zahlreichere Mannschaften zu ihrer Verstärkung in ihre Dienste. Dem Herrn hatten sie sich anzuschließen, ihm folgten sie, wohin dieser sie führte, selbst gegen den berechtigten Herrscher. In den Händen Einzelner vereinigte sich unter solchen Umständen eine große Gewalt. Es mußte dahin kommen, daß auch ihre Theilnahme an den auswärtigen Händeln wieder eine erhöhte Bedeutung erlangte, und bei dem Streite der Könige schließlich eine Anzahl Große die Aufgabe übernahm, die Theilung des Reiches zu vollziehen, jedem Gebiete das Seinige zuzuweisen und so als Richter ihrer eigenen Könige aufzutreten.

Aber auch nach dem Vertrage von Verdun hatten die Könige nicht die Kraft, sich als wirkliche Herrscher zu zeigen und den wilden Trieben ihrer Großen gehörige Grenzen zu setzen. War doch sogar auf diesem Vertrage jedem Vasallen freigestellt, sich aus den Brüdern stets einen Herrn zu wählen, wodurch dem Aufstande Thür und Thor geöffnet wurde. Während von Versprechungen und eidlichen Verpflichtungen an das Volk unter den ersten Karolingern noch keine Rede ist, ist dies in der zweiten Generation nach Karl vorgekommen. Da die Söhne und Enkel Ludwigs des Frommen sich bekämpften und jeder seine Herrschaft auf Kosten des anderen zu erweitern suchte, ließen sie sich bewegen, um die Unterstützung der Großen zu erhalten, ihnen eidliche Verpflichtungen zu machen. Den einfachsten Anforderungen des Königs hören wir die reichlichsten Versprechungen oft in einem so bittenden Tone beigefügt, daß kaum noch von einem Rechte des Königs die Rede sein kann; das Verlangen getreuer Dienste wagte der König gar nicht mehr auszusprechen, ohne die kräftigsten Zusicherungen daran zu knüpfen, daß auch jedem Vasallen sein Rang und Besitzthum

gewahrt werden sollte, Zusicherungen, deren Nachdruck man nicht selten durch reuige Bußbekenntnisse über die Vergangenheit zu erhöhen suchte.

Es ist keinem Zweifel unterworfen, daß eine solche Entwickelung die unausbleibliche Folge der Ausbildung des Seniorats war. Es ist freilich kein planmäßiger Streit zwischen Königthum und Volk, kein Streit, der mit vollem Bewußtsein der Prinzipien, welche man vertrat, der mit dem gründlichsten Verständnisse der Mittel, welche zur Verwirklichung derselben zu ergreifen waren, geführt ist. Mochte sich der Einzelne auf das mannigfachste und frechste über Recht und Gesetz hinwegsetzen, den Rechtszustand als solchen einer planmäßigen Neuerung zu unterwerfen, die Schwäche des Königthums zur Gewinnung einer den Vasallen günstigeren Verfassung zu benutzen, das kam Keinem in den Sinn.

Und wie hat die Geistlichkeit den erlangten Einfluß benutzt? Die Kirche hatte Karl und seinen Vorgängern viel zu verdanken, sie hatte sich unter Karls Regierung wohl befunden und durfte auch die seines Sohnes segnen. Der Papst hatte durch sie einen Fürstenstaat und die Anerkennung seines Primats erlangt, weite heidnische Länder waren durch Karls Waffen dem Christenthum gewonnen, neue Bisthümer, reiche Abteien waren in großer Anzahl angelegt. Der Gottesdienst war prachtvoll eingerichtet, Schulen für Geistliche und Volk überall, geistliche und weltliche Wissenschaft gepflegt. Und auch Ludwig hat anfangs an diesem Werke trefflich weitergearbeitet. Zwei große geistliche Stiftungen, die des Klosters Corvey und des Erzbisthums Hamburg sind es, welche der Regierung Ludwigs verdankt werden, Stiftungen, welche für die Kultur des nördlichen Deutschlands von großer Wichtigkeit geworden sind. Die Mönche des Klosters Corvey haben hernach für die Verbreitung der Religion und der Bildung viel gethan. Hamburg, das zweite Erzbisthum auf deutschem

Boden, war bestimmt, der kirchliche Mittelpunkt des Nordens zu werden. Von hier aus sollte die nordische Kirche regiert und erweitert werden; aber es fehlte der neuen Schöpfung, den Heiden gegenüber, Karls des Großen schützende Hand. Im Jahre 845 traf Hamburg das Unglück, von den Dänen vernichtet zu werden, worauf Ludwig der Deutsche das Bisthum Bremen mit Hamburg vereinigte und so seinen Bestand sicherte.

Die Aufrechterhaltung der königlichen Macht war daher eine unerläßliche Bedingung des Wohlstandes der Kirche, und es war eine Pflicht der Hierarchie, im Verein mit dem Königthum dem Vasallenthum Einhalt und Trotz zu bieten. Die Geistlichkeit ist ihren Wohlthätern wenig dankbar gewesen, sie hat vielmehr im Bunde mit dem Vasallenthum die königliche Macht nicht nur angegriffen, sondern bis in den tiefsten Grund erschüttert.

Die Ernennung der Bischöfe lag fast ganz in den Händen Karls und seines Nachfolgers. Nur in wenigen Fällen ist auch von Karl das Recht der freien Wahl anerkannt und bestätigt. Ludwig erklärte dann, als er im Jahre 817 ausführliche Verfügungen zur Ordnung der kirchlichen Verhältnisse erließ, seine Zustimmung zu dem Verlangen der Geistlichkeit, daß die Wahl der Bischöfe frei durch den Klerus und das Volk erfolge. Dennoch ist dadurch keine große Veränderung herbeigeführt, zumal der Kaiser wenigstens das Bestätigungsrecht behielt. Wir hören, daß unter dem Papste Eugenius dem Kaiser Ludwig und seinem Sohne Lothar Geistlichkeit und Volk in Rom huldigen. Sie geloben zugleich, nicht zu gestatten, daß ein Papst anders gewählt werde als den Satzungen gemäß, daß der Neugewählte nicht geweiht werde, wenn er in Gegenwart der kaiserlichen Sendboten und des römischen Volkes nicht geschworen habe, daß er keinen Unterthan ohne Urtheil und Recht an Leben und Gut antasten wolle. Auch die Rechtspflege in Rom wird unter die

Aufsicht der Sendboten gestellt, und der Kaiser als die höchste Instanz bezeichnet. Es räumte in den ersten Jahren seiner Regierung Ludwig dem Papste und der Kirche nicht mehr Rechte ein als sein Vater. Als aber die Schwäche Ludwigs mehr und mehr offenbar wurde, als die eigenen Söhne mit dem Vasallenthum gegen den Kaiser sich auflehnten, da unterstützte der hohe Klerus die Empörung.

Eine Gelegenheit, die päpstliche Macht zu steigern, bot sich durch die Parteinahme des Papstes für die Söhne Ludwigs. Gregor IV. war hauptsächlich durch Wala und Hilduin Papst geworden und mußte Lothar gewogen sein. Lothar führte ihn nach Deutschland, um ihm die Entscheidung des Streites aufzutragen: das war ein Zuwachs der päpstlichen Macht, der früher im Frankenlande unerhört war, den anzuerkennen man auch von Ludwig nicht erwarten konnte. Lothar war von einem Papste zum Kaiser gekrönt; dadurch war das von Karl und Ludwig bestrittene Recht der Kaiserkrönung geltend gemacht. Ludwig aber hatte Lothar die Nachfolge in der Kaiserwürde genommen, und man mußte befürchten, daß er sie seinem Lieblingssohne zuwenden werde: alles Gründe, die den Papst veranlassen konnten, gegen den Kaiser einzutreten.

List und Gewalt wurden ebensowenig gescheut, Ludwig wurde gestürzt; Vasallen hatten ihn gestürzt, die Geistlichkeit das Werk gefördert. Die Geistlichkeit hat Ludwig ab- und eingesetzt, sie hat sich für Lothars Ansprüche erklärt, ihr fällt die Rolle zu, auch wider diesen zu entscheiden. Eben in diesen Vorgängen spricht sich die Steigerung ihrer Macht aus. Aber sie dient auch entgegengesetzten Interessen, und die eben siegreiche Partei weiß in ihr eine Unterstützung ihrer Partei zu finden. Wenn bisher die Bischöfe die Bestrebungen zur Aufrechterhaltung der Einheit des Reiches begünstigt haben, so bieten solche auch wieder die Hand zur Theilung, welche Ludwig

und Karl mit Ausschluß Lothars vorzunehmen beschlossen; sie fordern zugleich eine Erklärung der Könige, daß diese nach Gottes Willen die Herrschaft führen wollen, und sobald diese gegeben ist, rathen, ermahnen und befehlen sie, daß es nun auch geschehe. Zu einer solchen Ausübung der höchsten Souverenetätsrechte bot eben der Bürgerkrieg den Bischöfen die erwünschte Gelegenheit. Nach der Schlacht bei Fontenoy schien es allen das beste, sagt Nithard, die Angelegenheit vor die Bischöfe und Priester zu bringen, damit durch ihren Willen alles, was geschehe, Gedeihen und Kraft habe. Es konnte nicht ausbleiben, daß bald die Entscheidung aller Thronstreitigkeiten, aller Zwiste über Länderbesitz von den Synoden abhing, und wenn auch diese sich stets für den Sieger erklären mochten, so bedurfte es für einen ländersüchtigen König oder einen herrschsüchtigen Vasallen nichts weiter als die Bischöfe des Landes für sich zu gewinnen. Karl der Kahle erlebte es, daß eine Synode französischer Bischöfe ihn feierlichst absetzte und Ludwig zum Könige erhob. Ebenso mußte sein Enkel Ludwig es dulden, daß die Bischöfe von Burgund dieses Land von Frankreich losrissen und es dem empörten Vasallen Boso als Königreich gaben.

Nikolaus I. und Johann VIII. versuchten schon des späteren Gregor VII. Rolle, nur die Macht fehlte ihnen noch. Nikolaus verstand die Schwäche der weltlichen Macht zu benutzen, mit ihm erhob sich das Papstthum über jede weltliche Macht, Kaiser und Könige behandelte er als ihr Vorgesetzter. Doch ist daraus dem politischen Leben keine neue Gestalt und Festigkeit, keine innere und äußere Sicherheit gegeben. Er hat Kaiser und Könige gedemüthigt und ihre Macht gemindert, aber er erreichte dadurch nur zeitweilige Triumphe des Papstthums. Indem er die Könige demüthigte, machte er sie und ihre Würde dem wilden Vasallenthum noch verächtlicher, und die innere Zerrüttung der Reiche wurde größer. Dies Vasallenthum konnte aber von

keinem Papste gebändigt werden, sondern allein von mächtigen Königen. Daher wäre es allerdings klüger gewesen, wenn Nikolaus statt die königliche Macht und Würde zu schwächen und zu erniedrigen, ihr vielmehr mit seinem apostolischen Ansehen zu Hülfe gekommen und durch dasselbe die Untüchtigkeit und Kraftlosigkeit ihrer Träger unterstützt hätte.

Hatte auch die Geistlichkeit von dem Kaiser Lothar ihre Ziele nicht erreicht gesehen, so blieben doch ihre Wünsche und Entwürfe für die fränkische Kirche dieselben, und so entstand jene großartige Fälschung der sogenannten pseudo-isidorischen Dekretalen, deren Verfasser es unternahm, anscheinend aus den ältesten Quellen des Kirchenrechtes, Erlassen der römischen Bischöfe aus den ersten Jahrhunderten alle die Rechte herzuleiten und als schon verliehene darzustellen, nach deren Besitz die Kirche trachtete, um eine größere Selbständigkeit dem Staate gegenüber zu erlangen.

Manche von der Kirche empfundene Uebelstände waren durch den Einfluß politischer Wirren allmählich recht drückend geworden, so die Verfügung der weltlichen Macht über kirchliche Aemter und Güter, die Vertreibung von Geistlichen aus politischen Gründen. Um diese daher gegen solche Beeinträchtigungen und Verfolgungen sicher zu stellen, sollte man an den päpstlichen Stuhl appelliren können, es sollte in jedem Prozeß gegen einen Bischof der Papst die letzte Instanz sein; Laien und niederen Geistlichen war es untersagt, als Ankläger oder Zeugen gegen einen Bischof aufzutreten. Die Könige aber und Großen durften sich keinerlei Einwirkung auf die geistlichen Gerichte gestatten. Ohne des Papstes Genehmigung durfte keine Synode abgehalten werden, in seiner Hand lag die Entscheidung über alle wichtigen kirchlichen Angelegenheiten und die Errichtung und Besetzung der Bisthümer. Alle die Rechte, welche bisher die Könige mit den Provinzialsynoden ausgeübt hatten, sollten

ein unveräußerliches Recht des Papstthums sein. Während die Päpste selbst nicht gerichtet werden konnten, und ihnen Unabsetzbarkeit zugestanden wurde, sollten sie befugt sein, über Alle zu richten. Während fränkische Bischöfe das sittenlose Leben Lothars II. zu beschönigen gewußt hatten, sprach Nikolaus auf der Synode zu Rom über die Handlungen des Königs das Verdammungsurtheil aus und entsetzte die beiden Erzbischöfe von Köln und Trier. Nach dem Tode Ludwigs II. erhielt Karl III. aus den Händen Johannes VIII. die Kaiserkrone, nicht als Erbstück seines Geschlechts und Hauses, sondern als Geschenk. — Die Verfügung über die Kaiserkrone war an den Papst übergegangen, und mit dem Untergange des Erbkaiserreiches ging auch das Karolingische Erbkönigthum seiner Auflösung entgegen.

Die etwas unnatürliche Theilung des Reiches im Jahre 843 findet ihre Erklärung darin, daß man auch diese nicht als eine endgültig abschließende, sondern als eine, die durch jeden Erbfall wieder umgestoßen werden konnte, angesehen hat. Denn der Vertrag schloß eine weitere Zersplitterung der Theilreiche unter die Söhne Derer, die ihn eingingen, nicht aus, er ruhte vielmehr auf dem Prinzip, aus welchem er selbst entsprungen war. Hierauf und besonders auf den Ausdruck der drei Brüder in öffentlichen Versammlungen „unser gemeinschaftliches Reich", sich stützend, hat man annehmen zu müssen geglaubt, daß nicht mit dem Vertrage von Verdun, nicht mit dem Jahre 843, der Anfang des Deutschen Reiches, von Frankreich und Italien zu setzen sei, sondern erst später. Verhältnisse und Reichsgrenzen blieben nicht wie sie jetzt festgestellt waren, noch einmal fand eine Wiedervereinigung der ganzen Monarchie statt.

Keinen der späteren Karolinger beseelte der Gedanke einer höheren Politik, der über den Berechnungen des augenblicklichen

Vortheils steht: sie strebten nur danach, den Verwandten Länder zu entreißen, die Kaiserkrone zu erlangen. Sie führten Kriege, wodurch die Kraft, welche das Vaterland vor auswärtigen Feinden beschützen sollte, nutzlos vergeudet wird, gaben sich der Herrschaft der Vasallen und dem Papstthum hin, opferten Provinzen, Schätze und Rechte, Land und Leute wollten sie auf fremde Kosten vermehren, nicht imstande, was sie rechtmäßig besaßen, zu regieren und weltliche und geistliche Große im Zaume zu halten. „Pro rege est regulus, pro regno fragmina regni", so drückt der Dichter den Abstand zwischen der erhabenen Stellung Karls des Großen und der ärmlichen seiner Enkel aus.

Wir wenden uns zunächst zum westfränkischen Reiche. Außer den Normannen, welche in den Jahren 843 bis 868 nicht weniger als 46 Raubzüge machten und von den schwachen Königen große Summen durch bloße Drohungen erhalten hatten, waren die Bretagner im ewigen Aufstande gegen Karl den Kahlen; mehr als zehnmal Frieden mit ihm schließend, brachen sie ihn ebenso oft und verwüsteten das Reich. Ebenso große Noth hatte Karl mit den Aquitaniern. Denn bald nach 843 fielen sie an Pippin ab; als aber dieser vertrieben war, riefen sie Ludwig den Deutschen zu ihrem Herrn aus, welcher seinen Sohn Ludwig nach Aquitanien schickte, um es in Besitz zu nehmen. Auch Ludwigs Herrschaft trugen die Aquitanier nicht. Das ganze Land fällt wieder dem aus dem Kloster entflohenen Pippin zu, und Ludwig muß im folgenden Jahre nach Deutschland fliehen. Wiederum konnte sich Pippin gegen Karl nicht halten, der jetzt die Aquitanier zwang, seinen Sohn Karl als König anzunehmen, um im folgenden Jahre wieder Pippin zum Könige zu bekommen. Mit ihnen verbanden sich die meisten fränkischen Großen und luden Ludwig den Deutschen ein, den Thron von Frankreich zu besteigen. Der Plan scheiterte an dem Umstande, daß Ludwig durch einen Zug gegen die Slaven zu

lange aufgehalten wurde, nach Frankreich aufzubrechen. Dadurch gewann Karl auf kurze Zeit das Uebergewicht; aber noch in demselben Jahre mußte er Pippin weichen. Die fränkischen Großen, längst des Gehorsams gegen die Gesetze entwöhnt, verschwören sich gegen Karl. Eine Gesandtschaft ging im Jahre 858 nach Deutschland, um Ludwig einzuladen, den westfränkischen Thron zu besteigen. Karls Tyrannei, so sagen sie, sei nicht länger zu ertragen, denn, was die Heiden, welche widerstandslos plündern und morden könnten, ihnen noch übrig ließen, das richte jener durch hinterlistiges Wüthen zu Grunde. Niemand im Volke wollte seinen Versprechungen und Eidschwüren Glauben schenken, Alle verzweifelten an seiner Milde. Ludwig rückte darauf mit einem Heere in Frankreich ein. Karl entfloh, von einer kleinen Anzahl zuverlässiger Anhänger begleitet, nach Burgund, doch schon im folgenden Jahre mußte Ludwig wieder weichen, denn Diejenigen, welche den gehofften Lohn ihres Abfalles von Karl davongetragen hatten, erkannten das kräftige Regiment Ludwigs als ihren weiteren eigensüchtigen Plänen hinderlich, und nachdem sie ihre Zwecke erreicht hatten, fanden sie die nachgiebige und schlaffe Regierungsweise Karls vortheilhafter. Es gelang Karl im Januar des Jahres 859 den französischen Thron wiederzugewinnen. Um wieder Anhang zu bekommen, hatte er natürlich Versprechungen in keiner Weise sparen dürfen und sah sich daher auf allen Seiten von ungestümen Drängern bestürmt. So gebrach es ihm bald an aller Macht, den grenzenlosen Unordnungen zu steuern, die das Land zerrütteten.

Aehnlich schlimme Zustände herrschten in Italien. Denn die zwölf Jahre, welche Lothar über Italien regierte, brachte er in erfolglosen Versuchen zur Beunruhigung seiner Brüder, meist aber in thatenloser Ruhe hin, während die Sarazenen im Süden, die Normannen im Norden immer weiter um sich griffen. Nicht eine einzige größere Waffenthat gegen auswärtige Feinde

weiß die Geschichte von ihm aufzuweisen. Er mußte es erleben, daß die Araber die Tiber hinauf bis Rom fuhren und St. Peter plünderten. Italien vernachlässigend, gefiel er sich lieber in den fränkischen Landen seines Bruders. Erst später hatte er auf alle ehrgeizigen Pläne gegen Karl aufrichtig verzichtet. Lebenssatt und von schwerer Krankheit gequält, entschloß er sich im Jahre 855 freiwillig aller irdischen Herrlichkeit zu entsagen, um im Kloster zu Prüm seine Frevel gegen Vater und Brüder zu büßen. Hier starb er. Die Idee der Reichseinheit, für welche er gekämpft, weil er der älteste Erbe war, erlitt nicht nur durch seine Besiegung bei Fontenoy eine Niederlage, er machte auch durch die weiteren Theilungen die Idee des Kaiserreiches ganz unmöglich. Es bezeichnet im Gegentheil die neue Theilung einen neuen Abschnitt in dem Auflösungsprozeß des großen Frankenreiches.

Das Kaiserthum war ein bloßer Titel geworden. Lothars Söhne, zufrieden, in ihrem Besitze nicht gestört zu werden, begnügten sich in dem Streit ihrer Oheime mit der Rolle untergeordneter Vermittler oder Aufhetzer, auf deren Stimme eben nicht geachtet wurde. Es erhielten Ludwig als Kaiser Italien, Karl die Provence und Burgund, Lothar das nach ihm genannte Lothringen. Karl der Kahle suchte, von Ländergier getrieben, Karl und Lothar ihrer Länder zu berauben; Lothar fand nur in einem Bunde mit Ludwig dem Deutschen Schutz gegen seinen Oheim, Karls Reich, Burgund, wurde wirklich durch einen Heereszug des französischen Königs, der aber nicht die Eroberung des Landes zur Folge hatte, heimgesucht.

Ludwig der Deutsche war von den Brüdern entschieden der tüchtigste. Er hatte glückliche Kriege geführt, und ihm kam es besonders zu statten, daß er nun schon seit 825 unbestritten in Bayern geherrscht hatte. Es fingen die Deutschen bereits an zu ahnen, daß sie ein Volk seien, und sie beugten sich fortan

einem Könige, der vorwiegend seine Hofhaltung in Regensburg hatte. Seine Eroberungsversuche hatten aber nachtheilige Rückwirkungen auf sein eigenes Reich ausgeübt. Denn nicht umsonst hatten diese ostfränkischen Großen das zuchtlose und gewaltthätige Treiben ihrer Standesgenossen im Westen kennen gelernt und an der Straflosigkeit ihrer Handlungen Gefallen gefunden. Familienverbindungen verknüpften vielfach den Adel des einen mit dem des anderen Landes und schufen über die künstlichen Grenzen hinaus gemeinsame Interessen der großen Geschlechter. Daneben mußte Ludwig an seinen beiden Söhnen, Karlmann und Ludwig, den Kummer erleben, den er selbst seinem Vater bereitet hatte: sie empörten sich gegen ihn.

Was nämlich dem Zustande des getheilten Reiches zur Sicherung diente, war nicht etwa die innere Stärke und der innere Halt der seit dem Vertrage von Verdun bestehenden Einzelstaaten; es war im Gegentheil ihre innere Schwäche und Haltlosigkeit, vermöge deren ein jeder sich selbst zusammenzuhalten, alle Kraft aufbieten mußte und daher der Fähigkeit, sich zu einem starken Schwerpunkt für die auseinanderfallenden Theile der übrigen zu machen, entbehrte. Zwar dauerte das Streben nach einer Wiedervereinigung des Getrennten fort; die Versuche einiger Theilkönige sich zu Herren des Ganzen zu machen, wiederholten sich, und namentlich bot das Aussterben des Lotharingischen Hauses dazu eine schöne Gelegenheit. Den Einzelkönigthümern wurde dadurch ihre schwierige Aufgabe nur noch erschwert, die Auflösung eines jeden in seine auseinanderstrebenden Bestandtheile beschleunigt.

Ludwigs II. Thätigkeit blieb auf Italien, wo Araber und Normannen ihr Raubwesen trieben, beschränkt. Der König konnte ihnen ohne eine Flotte auf dem Meere nicht wehren; auf dem Lande hat er sie freilich mehrmals in einzelnen glücklichen Kämpfen zu schlagen gewußt, aber dauernde Erfolge ließen

sich hier nicht gewinnen. In Calabrien haben sie sich alsbald festgesetzt und von hier wie vom benachbarten Sizilien aus immer wieder die italienischen Küsten verheert.

Lothars II. Regierung wurde durch eheliche Wirrnisse aufs tiefste erschüttert, und als der Papst Hadrian mit dem Banne drohte, eilte er nach Italien, um sich durch einen Eid zu reinigen. Auf der Rückkehr starb er jedoch eines plötzlichen Todes. Sein Bruder Karl von der Provence und Burgund war schon 863 kinderlos gestorben, und da Ludwig II. nur eine Tochter hatte, setzte sich Karl der Kahle zwar rasch in den Besitz Lothringens, sah sich aber ebensobald durch die drohende Haltung seines Bruders Ludwig zu einer Theilung genöthigt. So kam es am 8. August 870 zum Vertrage zu Meersen, worin Ludwig den Plan, den er von Anfang an gehegt hatte, verfolgte und die wesentlich deutschen Provinzen aus Lothars Reich, nämlich Friesland, das linke Rheinufer bis zur Maas, Elsaß, das Land an der Mosel bis Trier und Metz für sich beanspruchte; Karl erhielt das übrige. Diese Lande hatten zur Vereinigung aller Deutschen gefehlt; das Werk, welches der Verduner Vertrag begründet, war vollendet: das deutsche Reich hatte seine wahren Grenzen erreicht, es vereinigte alle Völker, unter denen die deutsche Art sich rein erhalten hatte.

Fünf Jahre später starb Lothar II. Nach dem Rechte der Nachfolge fiel sein Reich an den älteren Oheim, Ludwig den Deutschen, und dieser beabsichtigte auch, sein Recht geltend zu machen. Da eilte Karl der Kahle über die Alpen und bewirkte durch Geschenke und Versprechungen, daß ihn die langobardischen Großen zum Könige von Italien wählten, und der Papst ihn mit der Kaiserkrone schmückte. Die schleunige und durchgreifende Hülfe, welche der Papst von ihm für das bedrängte Italien verlangte, brachte der Kaiser nicht, da er sowohl im eigenen Lande unaufhörlich bedrängt wurde, als auch von seinem Bruder

einen neuen Krieg fürchtete. Dieser wäre auch seinem Ehrgeiz entgegengetreten, wenn er nicht schon längere Zeit an einer Krankheit darniedergelegen hätte, welche seinem vielbewegten Leben am 26. August 876 zu Frankfurt ein Ende machte. Er war der kräftigste unter allen Nachkommen Karls, der fähigste und tüchtigste unter den Söhnen Ludwigs des Frommen gewesen; er hatte es verstanden, sein königliches Ansehen in Deutschland aufrecht zu erhalten und sich auch nicht gescheut, dem Papste gegenüber zu treten, wenn es galt, seine und seiner Krone Rechte zu sichern. „Im Kampfe sieggekrönt," schreibt Regino, „befliß er sich viel eifriger der Kriegsrüstungen als der Festgelage, die Waffen waren sein größter Schatz, er liebte mehr des Eisens Härte als des Goldes Glanz." Freilich wurde auch sein Reich noch einmal unter seine Söhne, von denen Karlmann dem Vater am ebenbürtigsten war, getheilt. Sie wiesen zunächst die Gelüste ihres Oheims auf die Rheinlande zurück und trafen dann eine neue Reichsordnung, wonach Karlmann Bayern und die Ostländer, Ludwig III. Ostfranken, Thüringen, Sachsen und Friesland, Karl der Dicke Alemannien und Elsaß als selbständige Königreiche bekamen.

Aber der Tod, welcher in den nächsten Jahren in dem Karolingischen Hause eine große Ernte hielt, vereitelte bald alle Pläne und Entwürfe. Zunächst starb Karl der Kahle im Oktober 877, als er aus Italien heimkehrte. Mit ihm war der Kaiserthron und die Herrschaft Italiens erledigt. Wer sollte nun Kaiser werden? Karls Sohn und Nachfolger in Frankreich, Ludwig der Stammler, schwach an Geist und Körper, besaß nicht einmal Kraft genug, sich durch sich selbst der Angriffe Hugos, eines Sohnes Lothars und der Waldrada, zu erwehren, sondern mußte den Schutz der Bischöfe anrufen. Der einzige Karolinger, welcher der Krone würdig war, war Karlmann, König von Bayern, welcher auch als der älteste Karolinger der

ältesten Linie des Stammes die ersten Ansprüche hatte. Während ihm die Großen anhingen, der Papst seine Abneigung zeigte, und er so durch allerhand Intriguen abgehalten wurde, erkrankte und starb er im Jahre 880; ihm folgte im Tode sein Bruder Ludwig 882, und Karl der Dicke gewann ganz Deutschland.

Inzwischen war in Frankreich Ludwig der Stammler gestorben; seine Söhne waren wie der Vater krank und schwach und nicht imstande die trotzigen Vasallen im Zaume zu halten. Die geistige und körperliche Kraft der Karolingischen Familie in Frankreich schien entschwunden zu sein.

Karl der Dicke, dem das Glück seine Gaben in allzu verschwenderischer Weise gegeben hat, eilte nach Italien, um die Kaiserkrone zu gewinnen. Und noch während er in Italien war, kamen die Boten, welche ihm auch die Krone des Westreichs übertrugen, denn Karlmann von Frankreich, auf der Jagd tödtlich verwundet, war, kaum achtzehn Jahre alt, gestorben. Wer sollte nun Nachfolger werden? An den letzten Sprößling vom Stamme Karls des Kahlen, den nachgeborenen Sohne des Stammlers, Karl, einen fünfjährigen Knaben durfte man bei der entsetzlichen Noth, in welcher sich das Westreich befand, und dem Andrängen von Dänen und Normannen nicht denken. Es blieb daher nichts weiter übrig, als Karl dem Dicken den westfränkischen Thron zu übertragen. Täuschte man sich auch vielleicht nicht über seine Schwäche, so war er doch wegen seiner erprobten Krieger der einzige Anker, welcher dem Reiche gegen das drohende Unwetter einigen Halt gewähren konnte. Von der Einheit des Reiches hoffte man vor allen Dingen die Abwehr der äußeren Feinde.

Mit Ausnahme der Provence, in welcher Boso sich behauptete, und der Bretagne, die unabhängig geblieben war, reichte seine Macht gerade so weit, wie die Ludwigs des Frommen, aber nur in seiner Person beruhte die Einheit dieser Reiche,

die durch eine Trennung von 41 Jahren einander fremd geworden waren. Es bezeichnet aber den beginnenden Niedergang seines Glückes, daß die Feststellung der Erbfolge für seinen unehelichen Sohn ihm mißlang, und daß in Italien eine Papstwahl stattfand, welche den Interessen seines Hauses nicht förderlich sein konnte. Zu Falle brachte diesen trägen, von beständigem Kopfleiden gequälten Fürsten, der auch im Innern die Zügel der Regierung aus den Händen fallen ließ, seine Schwäche gegen äußere Feinde. Als er nämlich die Normannen, welche Paris mit harter Belagerung bedrängten, durch einen schimpflichen Vertrag zum Abzug bewog und ihnen nicht nur alle Beute ließ, sondern sogar einen Landstrich zum Ueberwintern anwies, da fielen seine deutschen Vasallen von ihm ab und richteten ihre Blicke auf seinen Neffen Arnulf, Herzog von Kärnthen, Karlmanns natürlichen Sohn. Und als dieser mit einem bayrischen und slavischen Heere nach Westen aufbrach, traten die Ostfranken, Sachsen und Thüringer auf seine Seite. Umsonst entbot Karl seine Vasallen zu einem Reichstage nach Tribur; die meisten folgten der Mahnung Arnulfs nach Forchheim und erwählten ihn zu ihrem Könige. Karl folgte willenlos dem Gebot und fand im folgenden Jahre in dem Kloster Reichenau auf einer lieblichen Insel des Bodensees, wohin er sich zurückgezogen hatte, ein ruhmloses Ende im Januar 888. Sicherlich war es für ihn und in noch höherem Grade für das Reich das höchste Unglück, daß ihm die Herrschaft über andere Länder als über das kleine Schwaben zugefallen war.

Durch die Wahl Arnulfs zum Nachfolger Karls in Deutschland ist die durch den Vertrag von Verdun begründete naturgemäße Scheidung der zwei nur lose verbundenen Theile des fränkischen Gesammtreiches in zwei politisch gesonderte Theile vollendet. Es war eine unmittelbare Folge der Schlacht bei Fontenoy gewesen, daß die äußeren Feinde die Grenzen des

Reichs durchbrachen; während aber in den späteren Jahrzehnten die Fürsten genug im Inneren zu thun hatten und nicht fähig waren, äußere Feinde zurückzuhalten, ist es Arnulf, der nicht nur die Normannen schlug, sondern sich auch gegen Swatopluk (Zwentibold) wandte, welcher vom Böhmerwalde bis zu den Karpathen ein mächtiges Reich gestiftet hatte. Gezwungen im Jahre 893 den Kampf zu unterbrechen, marschirte er auf den Ruf des Papstes nach Italien gegen Wido (Guido), der sich das Königthum anmaßen wollte. Er erreichte seinen Zweck nicht, auch die gehoffte Kaiserkrone entging ihm. Auf einer zweiten Heerfahrt befreite er Rom und erhielt vom Papste die Krone. Nach seinem Tode erkannten die deutschen Stämme, wie viel sie an dem Kaiser verloren hatten. Die Herzogsgewalt, welche unter ihm fast allenthalben, in Sachsen, Rheinfranken, Schwaben, Bayern, Lothringen und Kärnthen ihr Haupt zu erheben anfing, erstarkte noch mehr, als sein unmündiger Sohn Ludwig von den geistlichen und weltlichen Großen auf den Thron erhoben wurde. Nur mit Rücksicht auf die Besorgniß, daß bei seiner Abweichung von der herkömmlichen Erbordnung das Reich in Parteien zerfallen möchte, ist die Wahl dieses Kindes zum deutschen Kaiser zu erklären. Alsbald sind es die Ungarn, welche in das durch den Hader der Edelleute geschwächte Deutschland einfallen. Sie rücken bis Bayern vor, das der König seinem Schicksale überließ. Das Heer wurde an der Mündung des Lech geschlagen, der König Ludwig selbst mußte sein Heil in der Flucht suchen. Im Innern herrschten Gewaltthätigkeiten und gesetzwidrige Selbsthülfe; das überhandnehmende Faustrecht, Unordnung und Verwirrung erreichten ihren höchsten Grad. Am schwersten wurde wohl der Frankengau am Main acht Jahre lang durch die Babenberger Fehde heimgesucht und zerrüttet, als der tapfere Graf Adalbert von Babenberg das Geschlecht der Konradiner in Hessen, Franken und beim Rhein

bekämpfte, bis er endlich auf seiner Burg unweit Schweinfurt von einem starken Heere belagert, sich unterwarf und vor seiner eigenen Burg enthauptet wurde. — Ludwig das Kind starb zum Glück für das zerrüttete Land im achtzehnten Lebensjahre.

Bei der seltenen Anwesenheit des Oberhauptes hatten sich die einzelnen Stämme des Frankenreichs gewöhnt, ihre Blicke auf die Männer zu richten, welche in ihrer Mitte die reichsten, angesehensten und tapfersten waren, sie am besten führen und vertreten konnten. „Nach Karls des Dicken Tode,“ so sagt die gleichzeitige Ueberlieferung, „lösen sich die Reiche, die seinem Befehle gehorcht hatten, als ob sie eines gesetzmäßigen Herrn entbehrten, aus ihrem Verbande in Theile auf und erwarteten nicht mehr ihren natürlichen Herrn, sondern jedes schickt sich an, aus seinen Eingeweiden sich einen König zu wählen.“

Die französischen Edelleute erkannten größtentheils Odo, Grafen von Paris und Herzog von Francien, der im Kriege gegen die Normannen Muth und Feldherrntalent bewiesen und ein Jahr die Seineinsel wider ihre Angriffe vertheidigt hatte, als König an. Von den verheerenden Raubzügen wurde Frankreich aber befreit, seitdem Rollo (Rolf), welcher seit 876 die friesischen und westfränkischen Küstenstriche geplündert hatte, mit der nach ihnen benannten Normandie belehnt wurde, unter der Bedingung, daß er mit seinen Normannen das Christenthum annehme, seine Raubzüge einstellte und das Reich beschützte.

Die burgundischen Länder im Rhonethale und am Genfer-See waren durch den Grafen Boso von Vienne, den Schwager und Günstling Karls des Kahlen, von dem Frankenreiche losgerissen und mit Hülfe des Papstes in ein eigenes Königreich, Nieder-Burgund mit der Hauptstadt Arles, verwandelt; auf beiden Seiten des Jura behauptete seit 887 der Welfe Rudolf von Hoch-Burgund, ein Urenkel Ludwigs des Frommen, eine

unabhängige Stellung, und in Italien gewann der Herzog Wido von Spoleto nach langem Kampfe mit seinem Gegner Berengar von Friaul für sich und seinen Sohn eine kurze Herrschaft und von dem Papste die Kaiserkrone, aber ohne Glanz und Macht.

Das Reich Karls des Großen bleibt fortan getrennt. Was er einst in rühmlicher Weise geschaffen, konnten seine ihm unähnlichen Nachfolger nicht erhalten, geschweige denn zu einem Abschluß bringen. Durch das leidige Prinzip der Reichstheilung zerfiel das Gesammtreich in eine Anzahl Königreiche, deren Herrscher in beständiger Fehde untereinander begriffen waren. Dadurch kam die weltliche und geistliche Aristokratie hoch, bildete sich ein Vasallenthum aus, das den König in seiner Gewalt hatte und nach seinem Willen leitete, selbständige Gewalten, die dem Gesammtreiche Abbruch thaten. Die Völker, welche Karl einst unter eine Herrschaft vereinigt hatte, finden sich durch Sprache, Recht und Sitte zusammen; die deutschredenden Stämme schließen sich mehr und mehr zu einer Nation zusammen; die Bevölkerung im Westen und Süden bildet seit dem Verduner Vertrag ihre fränkisch-romanische Nationalität gleichfalls fester und bestimmter aus. Die Erblichkeit der Krone ist beseitigt, und Wahlkönige treten an die Spitze der Staaten, doch überall sind sie nur von den weltlichen und geistlichen Großen erhoben, die sich im Laufe des Jahrhunderts glaubten das Recht errungen zu haben, ihren obersten Lehnsherrn zu wählen und allein die Interessen der Völker zu vertreten.

Etwa tausend Jahre nach dem Verduner Vertrage lehnte Friedrich Wilhelm der IV. die deutsche Kaiserkrone ab, weil er sich der furchtbaren Aufgabe nicht gewachsen fühlte. Am 18. Januar 1871 wurde das neue deutsche Kaiserreich verkündet. König Wilhelm I. übernahm die Kaiserwürde nicht

aus Ruhmsucht, sondern nur in dem Bewußtsein der Pflicht gegen das große Vaterland und mit dem Vorsatze, allzeit ein Mehrer des Reichs zu sein, nicht an kriegerischen Eroberungen, sondern an den Gütern und Gaben des Friedens. Am 9. März 1888 schloß der greise Heldenkaiser, der Begründer der deutschen Einheit, die lebensmüden Augen, welche so lange freundlich und sorgend über den deutschen Geschicken geleuchtet hatten.

Druck der Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter) in Hamburg.
(828)



Dr. F. v. Holtzendorff

Franz von Holtzendorff.

Ein Nachruf

von

Dr. Felix Stoerk,
ordentlichem Professor der Rechte in Greifswald.

Mit einem Bildniß von Holtzendorffs.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter).
1889.

Für die Redaktion verantwortlich: Rud. Virchow.

Die geistige Gemeinde, welche aus den Blättern der vorliegenden Sammlung seit einer Reihe von Jahren in stets wachsender Zahl Erhebung zu den großen Fragen unserer Zeit, Läuterung des sittlichen und geistigen Erkennens gefunden, hat einen schweren Verlust zu beklagen: Franz v. Holtzendorff ist am 4. Februar 1889 nach schweren muthvoll ertragenen Leiden aus einem thatenreichen Leben geschieden, das unablässig dem hehren Dienste der Wissenschaft und der Wahrheit, der Aufklärung und geistigen Erleuchtung seiner Zeit gewidmet war.

Es liegt uns an dieser Stelle die Ehrenpflicht ob, Demjenigen, der uns durch eine lange Reihe an Mühen und an Erfolgen reicher Jahre ein guter Führer, ein sicherer Leiter gewesen, an dieser Stelle selbst ein letztes Ehrengeleite zu gewähren. Wir thun es, indem wir uns in der herben Stunde des Verlustes dessen bewußt werden, was er uns gewesen, und aufs neue klarlegen, was wir an ihm besessen haben. Nicht der äußere Werdegang dieses gehaltvollen Lebens ist es, dem wir hier nachgehen können, es würde uns abziehen und den Rahmen der uns gesteckten Aufgabe überschreiten; wir wollen hier nur in großen Zügen v. Holtzendorff's Leben schildern, so weit es unser war, so weit es von dem Verblichenen eingestellt gewesen in den dreifachen Dienst der Wissenschaft, der humanen Volksaufklärung und in den Dienst des großen Vaterlandes.

Einem uralten märkischen Adelsgeschlechte entsprossen, wurde Franz v. Holtzendorff auf dem seither für die Familie ver-

lorenen Stammsitze auf Vietmannsdorf in der Ukermark am 14. Oktober 1829 geboren. Sein Vater zählte zu jenen überzeugungsfesten Anhängern der freiheitlichen Bewegung aus den Reihen des preußischen Adels, welche durch ihr energisches Eintreten für Konstitution und Volksvertretung in der vorkonstitutionellen Zeit des preußischen Staatslebens das weitreichende Mißtrauen der Standesgenossen wachgerufen hatten. In der That gehörte Holtzendorffs Vater zu den Bestverfolgten und Bekämpften jener bewegten vierziger Jahre, in welche erst die tiefen Erschütterungen des „tollen Jahres" Sichtung und Klärung bringen sollten. Weil er in einer strafrechtlichen, mit einem Jagdfrevel zusammenhängenden Untersuchung nach dem alten Inquisitionsprozeß „nur vorläufig freigesprochen" worden war, entzog man dem vielfach schwärmerisch für den Liberalismus Eintretenden von regierungswegen seine kreisständischen Rechte, und der unter seinem Patronate stehende Geistliche wurde angewiesen, ihn aus dem üblichen Kirchengebete der Pfarrgemeinde auszuschließen. Erst das Jahr 1848 brachte dem maßlos Verfolgten die Erfüllung dessen, was er erstrebt, und damit auch die Wiederherstellung seiner ständischen Ehrenrechte. Einen Zug dieses stürmenden und kämpfenden Geistes dürfte auch der älteste Sohn Franz mit sich genommen haben, da er das Elternhaus verlassen hatte, um die alte Schulpforte zu beziehen. Den tiefwirkenden Einfluß der väterlichen Art bekannte dieser denn auch später in den warmen Worten, mit welchen er sein an Ideen und Anregungen reiches Buch über die Prinzipien der Politik (Berlin 1869) seinem Vater widmete. „An Dir," schreibt v. Holtzendorff daselbst, „habe ich zuerst verstehen gelernt, welche Anforderungen das öffentliche Leben an den Charakter stellt. Einer damals besonders bevorzugten Gesellschaftsklasse durch Geburt und Grundbesitz angehörig, erhobst Du 1843 Deine Stimme für die Einführung einer reichsständischen Verfassung

mitten im Heerlager Derjenigen, denen die Anbetung des absoluten Staatswesens als Lehnspflicht galt. Wenn auch heute vielfach vergessen, sind gerade jene Verfolgungen, denen Du nicht entgehen konntest, für mich eine Mahnung geblieben, daß in staatlichen Dingen auch die wissenschaftliche Forschung auf Unabhängigkeit der Gesinnung und Vorurtheilslosigkeit angewiesen ist." — Ermuntert und gefördert durch instruktive Reisen, deren eine ihm in jungen empfänglichen Jahren die Bekanntschaft und den näheren Verkehr mit dem zur Zeit auf dem Gipfel seines politischen Ruhmes stehenden englischen Staatsmanne Richard Cobden eintrug, widmete sich Franz von Holtzendorff seit Ostern 1848 an den Universitäten Berlin, Heidelberg und Bonn dem juristischen Studium, welchem er anfänglich zweifelnd und sogar abgeneigt gegenüberstand, das er aber gleichwol schon im Jahre 1852 mit der Erlangung der Doktorwürde zu einem glanzvollen Abschlusse bringen konnte. Nach wenigen in der Gerichtspraxis verbrachten Jahren trat er mit dem ganzen ihm innewohnenden reichen Können und ernsten Wollen in den akademischen Beruf, dessen Zierde und kraftvolle Stütze er seither geworden. Seit 1857 lehrte er mit bestem Erfolg als Privatdozent, seit 1861 als außerordentlicher Professor an der Hochschule zu Berlin, wo seine Vorträge über die strafrechtlichen Fächer, über Staats- und Völkerrecht die einmüthige Anerkennung weiter Fachkreise erwarben; daneben hielt er jedoch auch regelmäßig öffentliche Vorlesungen, wie sie an allen preußischen Universitäten gebräuchlich geworden, über Fragen und Gegenstände von einem allgemeineren Zeitinteresse, sogenannte Publica, zu welchen nicht blos jeder akademische Bürger, sondern mit Erlaubniß des Rektors jeder Gebildete überhaupt Zutritt erlangt. Holtzendorff erlebte hier die Freude, daß sich in seinen zahlreichen durch den Zauber einer glänzenden Vortragsgabe stets anziehend gestalteten Vorlesungen über Reform des Strafprozesses und des Strafvoll-

zuges, über Deportation und Strafkolonisation, Gefängnißwesen, über Abschaffung des Duells, Kriminalpolitik, über das Verhältniß der Kirche zum Staat, über die weltliche Herrschaft des Papstthums u. s. w., abgehalten in dem großen schmucklosen Hörsaale der Friedrich-Wilhelmsuniversität, eine große Zahl bildungsfreudiger Männer aus den empfänglichsten Kreisen der mächtig aufsteigenden Großstadt einfand, um dem Gedankengange des unermüdlichen Lehrers gespannt zu folgen und fruchtverheißende Anregungen mit nach Hause zu nehmen.

Bei der Durchführung und erneuten Ausarbeitung dieser und stoffverwandter, für weitere Kreise berechneten Vorlesungen entsprach v. Holtzendorff keineswegs in rein formaler Weise den Forderungen eines amtlichen Lehrauftrages, — es war ihm hier vielmehr innerer, heiliger Ernst, der wissenschaftlichen Erkenntniß staatlicher Fragen die denkbar breiteste Entwickelung zu geben. Hier lag mehr als jenes Mittheilungsbedürfniß vor, das im engen Rahmen der akademischen Lehrthätigkeit zuweilen nicht volles Genügen zu finden vermag. Holtzendorff hatte es wie nur wenige seiner Zeitgenossen erkannt, daß zu den bedeutsamsten Fragen, die wir von der Tagesordnung politischen Wirkens und staatlichen Denkens abzusetzen nicht vermögen, diejenige gehört, die da lautet: Wie findet das unerläßliche Postulat der Wiederbelebung des Volksbewußtseins von der rechtzeugenden Volkskraft seine Erfüllung? Er war frei von jener weitverbreiteten Selbsttäuschung, die nicht sehen und zugestehen will, daß von allen Gebieten der Wissenschaft gerade die Jurisprudenz es ist, von welcher sich in unseren lernbegierigen und bildungsstolzen Tagen das lebendige Volksinteresse am allgemeinsten und bestimmtesten abgewendet hat. Und doch stellt unser öffentliches Leben so viele und wichtige Ansprüche an das Rechtsbewußtsein und an die Rechtskenntnisse unserer Mitbürger, daß wir uns staunend fragen müssen, wie es denn komme, daß

der große Apparat unserer Laienjustiz im Schöffen- und Schwurgericht und in den zahllosen Organen der Selbstverwaltung dennoch fungiren kann, trotzdem jenes Niveau der allgemeinen Rechtsbildung kaum über die primitivsten Straf- und Privatrechtsbegriffe hinausragt. Vergegenwärtigen wir uns dazu im Geiste die fast unermeßlich zu nennende Summe von Gesetzen, mit welchen in den letzten Dezennien unser Gesammtvaterland überschüttet worden, so wird man auf den ersten Blick zugestehen müssen, daß kaum ein Gebietstheil des Lebens in Staat, Familie, Religionsgenossenschaft und wirtschaftlicher Produktionssphäre von den eingreifenden, gründlich umgestaltenden Veränderungen unberührt geblieben ist. Von der Neuaufrichtung des Deutschen Kaiserthums, vom allgemeinen gleichen und geheimen Wahlrecht an bis hinüber zum Reichsstrafgesetzbuch mit seiner Fülle neuer Ideen und Gestaltungen, von der jüngsten Regelung des Deutschen Gerichtswesens und Gerichtsverfahrens bis zur Neuordnung des Maß-, Münz- und Gewichtssystems, von der Generalsynodalordnung bis zu den minutiösen Ausgestaltungen unserer Arbeiterschutzeinrichtungen, in Provinz, Kreis und Gemeinde ist alles, aber auch alles auf völlig neue Rechtsgrundlagen gestellt worden. Und was geschah dieser in der Geschichte fast beispiellosen gesetzlichen Reformation gegenüber, um im Volke das Bewußtsein zu erwecken, daß dies Recht nicht etwas ihm Fremdes sei, ihm nicht fremd bleiben solle, sondern seiner eigenen Entwickelung entnommen wurde und somit wieder zu einem Theile seines geistigen Besitzes werden müsse? — Die Frage kann nicht anders als mit einem resignirten Achselzucken beantwortet werden. In diese wunde Stelle unseres Kulturlebens sucht das von Vielen nicht selten falsch beurtheilte Streben v. Holtzendorffs nach einer Popularisirung der Rechtskenntnisse heilende oder zum mindesten lindernde Mittel zu legen.

Holtzendorff hat es so gut als irgend ein Anderer in aller

Schärfe erkannt, daß schon der Versuch einer annähernden Erkenntniß des gesammten Gesetzesinhaltes einer reichbewegten Zeit den Beruf eines Menschenlebens zu erfüllen vermag, daß seine geistige Verarbeitung harter geistiger Zucht, methodischer Schulung bedarf; aber Holtzendorff war wenig geneigt, sich mit der Thatsache auf behaglichen Friedensfuß zu stellen. Er erkannte die Schwierigkeit nur, um seine Kraft in ihrer Bekämpfung zu stählen. In der Darstellung über das Verhältniß des positiven Rechts zur Politik kommt er öfter auf diesen Kardinalpunkt zurück. Im völligen Widerspruch zum wirklichen Leben stehend, bezeichnet er den Satz, daß Jeder das Recht kennen muß, obwohl der Richter in unserer Zeit nur zu gut weiß, daß er selbst das Recht in seiner Ganzheit nur sehr unvollkommen kenne oder das einmal erkannte hinterher wieder vergißt. „In dieser Voraussetzung, daß Jeder, selbst der Schreibens- und Lesensunkundige in Staaten ohne Schulzwang, die Summe aller Gesetze, die vielleicht ein Vermächtniß früherer Jahrhunderte sind und die vollständig gesammelt vielleicht nur in wenigen richterlichen Privatbibliotheken sich vorfinden, kennen soll und muß, daß sein Thun nach diesem Maßstab zu beurtheilen ist, liegt die größte aller überhaupt denkbaren Fiktionen." Holtzendorff hat einen unverschleierten Blick für die Wahrheitwidrigkeit jener obersten Fiktion, für diesen schwerwiegenden Gegensatz zwischen der juristischen Forderung der Gesetzeskenntniß und der Thatsache der allgemeinen nur ausnahmsweise nicht bestehenden Gesetzesunkenntniß; er spricht es aber auch als seine wissenschaftliche Ueberzeugung aus, daß jeder Sachkundige von der Nothwendigkeit einer solchen Fiktion überzeugt sei, wenn anders das Gesetz eine objektive Macht über die menschlichen Handlungen bewahren soll. „Nicht eine Nothwendigkeit, sondern eine reine Zufälligkeit wäre die praktische Geltung des Rechts, wenn der Richter sich in jedem Falle auf eine Untersuchung darüber einlassen müßte, ob das Vorhandensein

und wohl auch der Inhalt des Gesetzes selbst den vor dem Richterstuhle stehenden Parteien bekannt war oder nicht." — Der hier klaffende Gegensatz kann nach der zu Grunde liegenden Anschauung des Verfassers der Politik nur auf dem Wege der Beschränkung der Gesetzgebung auf das unmittelbar Zweckmäßige liegen, — eine in den Phasen vorgeschrittenen wirthschaftlichen Lebens unerfüllbare Forderung, — oder auf dem andern Wege der möglichsten Verbreitung der den Gesetzen zu Grunde liegenden zeitgenössischen Ideen, der nach legislativer Ausgestaltung ringenden Prinzipien. Schulung der wissenschaftlichen Erkenntniß des Staates und seiner Rechtsordnung wird nach Holtzendorff so zu einem unerläßlichen Requisit in der Rüstkammer der geistigen Ausbildung Aller, welche am staatlichen Leben theilzunehmen berufen sind. In freien Staaten, so ruft er es laut aus, darf die politische Bildung nicht den Zufälligkeiten unserer gesellschaftlichen Umgebung völlig preisgegeben werden, sondern muß auf eine wissenschaftlich haltbare Grundlage gestellt werden. Je allgemeiner die Wahrnehmung gemacht wird, daß die Unabhängigkeit des politischen Urtheils nicht in dem Maße gewachsen ist wie die Gelegenheit, dieselbe zu bethätigen, desto mehr ist eine Annäherung der Staatswissenschaften an die Bildung der gegenwärtigen Epoche zu erstreben. Aus dieser Ueberzeugung heraus gewinnt die literarische Wirksamkeit Holtzendorffs System, Methode, den beherrschenden leitenden Gedanken. Im Geiste dieses Programms ward er nicht müde die Schätze gewaltigen Geschehens und reicher Fortschritte unserer Zeit auf dem Gebiete der Gesetzgebung theils selbst darzulegen, theils in planmäßig geordneten Gesammtdarstellungen der leichteren Erkenntniß und Uebersicht zuzuführen. Auf diesem Wege ist v. Holtzendorff in gleichem Schritt verblieben und in der Kraft der Propaganda, in Ausdauer für die erstrebenswerth erkannte Sache von Wenigen erreicht, von Keinem überholt worden. Dem hier erkannten

Grundzuge im Wesen des Verewigten wollen wir nun im Einzelnen in den Bethätigungen auf den verschiedenen Gebieten seines reichen Wirkens prüfend nachgehen.

Vom Beginne seiner literarischen Wirksamkeit an sehen wir v. Holtzendorff unermüdlich thätig, mitschaffend an der großen wissenschaftlichen Arbeit eines Umbaues des deutschen Strafrechts und der deutschen Strafrechtspflege. Er legte die Ergebnisse eindringlicher und umfassender Studien in jener großen Zahl anregender Werke nieder, welche dieser fruchtbaren Epoche seines fachlichen Wirkens ihr Entstehen verdanken. Diese hier in auch nur annähernder Vollständigkeit anzuführen, sind wir völlig außer stande und wir müssen uns daher begnügen, durch die Erwähnung der stofflich verschiedenen einen Ausblick auf das mächtige Arbeitsfeld zu eröffnen, welches v. Holtzendorffs reicher Geist, dem nichts Menschliches fern lag, zu umspannen vermocht hat.

Wir erwähnen hier: „Französische Rechtszustände, insbesondere die Resultate der Strafgerichtspflege in Frankreich und die Zwangskolonisation von Cayenne“ (Leipzig, 1859); „Die Deportation als Strafmittel in alter und neuerer Zeit“ (Leipzig, 1859), ferner das umfangreiche Werk „Das irische Gefängnißwesen, insbesondere die Zwischenanstalten vor Entlassung der Sträflinge (Leipzig, 1859). — Mit seiner Studie über „die Kürzungsfähigkeit der Freiheitsstrafen“ (Leipzig, 1861) gab v. Holtzendorff einen entschiedenen reformatorischen Anstoß und seine Ideen fanden nicht blos in Deutschland, sondern auch im übrigen Europa Vertheidiger und Anhänger. In seinen beiden energischen Schriften: „Die Brüderschaft des Rauhen Hauses, ein protestantischer Orden im Staatsdienst“ und „Der Bruder-Orden des Rauhen Hauses und sein Wirken in den Strafanstalten“, welche in den Jahren ihres Erscheinens (1861, 1862) schnell aufeinanderfolgende zahlreiche Auflagen nöthig machten, griff v. Holtzendorff die unter Wicherns Leitung stehende

Gefängnißverwaltung Preußens unmittelbar an und veranlaßte durch eine bewegliche Schilderung zahlreicher Mißstände den Beschluß des Abgeordnetenhauses vom 2. Oktober 1862, in welchem die Regierung aufgefordert wurde, die Verträge mit dem Kuratorium des Rauhen Hauses bei deren Ablauf nicht wieder zu erneuern.

Die Probleme und wissenschaftlichen Versuche, welche während der letzten vierzig Jahre und darüber die große „zwischen den Impulsen idealistischer Abstraktionen und dürrer geistloser Alltagspraxis schwankende", kontroversenreiche Frage des Vollzuges der Freiheitsstrafe zum Mittelpunkte hatten, brachte v. Holtzendorff noch kurz vor seinem Hinscheiden zu einer gut orientirenden Gesammtdarstellung in dem Handbuch des Gefängnißwesens, welches er in Verbindung mit den erprobtesten Fachkräften in Angriff nahm, und dessen ersten Band er im Jahre 1888 noch zur Ausgabe bringen konnte.

Tritt hier auch der persönliche Antheil Holtzendorffs zurück hinter den für ein künftiges System der Deutschen Gefängnißwissenschaft grundlegenden Ausführungen Jagemanns, Goos', Lißts u. A., so wird doch das Verdienst v. Holtzendorffs um die Schaffung dieses Standardwerkes in der unleugbaren Thatsache zu suchen sein, daß er in diesem durch eine allseitige Zusammenfassung der Reformziele zur Berichtigung alter Irrthümer beigetragen und für eine neue planmäßige Fortführung stoffverwandter Studien sichere Richtungen geschaffen hat. Die Anfänge einer jeden fundirten Einzelwissenschaft haben zur ersten Voraussetzung den Kunstgriff der Herauslösung eines Theiles oder einzelner Theile aus der Fülle eines mächtigen Aufgabenkreises. Durch die Verdichtung einer Reihe von Einzelerkenntnissen und durch die systematische Verbindung ihrer inneren Zusammenhänge ist daher im Handbuch für Gefängnißwissenschaft dem Denken über den Staat ein neues, weites Grenzgebiet gewonnen, der

staatswissenschaftlichen Arbeit ein neues, menschlich hohes Ziel gesteckt worden.

Im innigsten Zusammenhange mit seinen unermüdlichen Forschungen zur Verbesserung und Humanisirung der Strafrechtspflege steht v. Holtzendorffs mit Muth und Ausdauer geführter, überzeugungstreuer Kampf gegen die Todesstrafe. Was ein Beccaria begonnen, ein Mittermaier in seiner reifern Lebenshälfte mit Freimuth und Wärme vertreten, das nahm v. Holtzendorff mit jugendfrischer Begeisterung wieder auf. Er vertrat seine These mit gewohnter Hingebung in Wort und Schrift, in der Vorlesung wie auf wissenschaftlichen Kongressen des In- und Auslandes; und als die erste Frucht der großen Rechtsreform in Deutschland zur Reife kommen sollte, als es sich um die Beschlußfassung des Norddeutschen Reichstages über das neue Deutsche Strafgesetzbuch handelte, da setzte er sich an die Spitze einer praktischen Bewegung und reichte eine von namhaftesten Juristen und Schriftstellern unterzeichnete Adresse ein gegen die Aufnahme der Todesstrafe in das Strafensystem des neuen Strafkodex. Der Reichstag sprach sich auch in der That in seinem ersten Beschlusse für die Beseitigung der Todesstrafe aus. Allein in der Folge trat Graf Bismarck für die gegentheilige Rechtsanschauung nicht nur mit seinem persönlichen Riesengewichte ein, sondern erklärte, es würde durch Abschaffung der Todesstrafe das Zustandekommen des Norddeutschen Reichsstrafgesetzbuches überhaupt gefährdet sein. Die Todesstrafe wurde daher vom Reichstage in einem zweiten Beschlusse unter die Strafmittel wirklich aufgenommen, jedoch auf eine überaus kleine Zahl von Fällen beschränkt.

Aber auch dieser beschränkten Anwendung gegenüber hat v. Holtzendorff seine warnende Stimme zu erheben nicht unterlassen und ist nicht müde geworden, seine Anschauung von der Nutzlosigkeit, ja Gefährlichkeit der Androhung der Todesstrafe

auch für die Fälle des Mordes darzulegen. Namentlich gab er seinen Anschauungen nachdrücklichen Ausdruck in seiner „den parlamentarischen Vorkämpfern gegen die Todesstrafe Eduard Lasker in Berlin und P. St. Mancini in Rom“ gewidmeten Schrift: „Das Verbrechen des Mordes und die Todesstrafe“ (Berlin, 1875). Dem Verständnisse weiterer Volkskreise legte er diese Streitfrage dar in der der Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge einverleibten Schrift über „Die Physiologie des Mordes“ (1875).

Hier war es, wo er seine Bekämpfung der Todesstrafe auf die knappste rechtfertigende Formel stellte durch die sorgfältige Ausführung des Gedankens, daß statistisch nachweisbar in der ungeheuren Mehrzahl der Fälle, in denen die Staatsanwaltschaft eine Mordanklage erhob, das Schwurgericht, unter der Wucht der Todesstrafe berathend, den Beweis der Ueberlegung als nicht erbracht ansah. In Ermangelung genauer Anhaltspunkte ist nicht zu sagen, wer Unrecht habe gegenüber dem Gesetze, ob die Staatsanwaltschaft mit ihren Forderungen oder das Schwurgericht mit seinen Verweigerungen eines Todesurtheils. Unzweifelhaft aber ist es ein gewaltiger Mißstand, wenn bei den schwersten Verbrechen ein so ungeheurer Abstand der Rechtsüberzeugungen vor der Welt dargelegt wird. Der vollendetste Mörder, welcher, meint Holtzendorff daselbst, bei seinen Ueberlegungen die Strafstatistik zu Rathe zieht, darf sich sagen, daß eine Verurtheilung wegen Mordes ein Ausnahmefall ist. Wer gegenwärtig noch glaubt, dem Akt der Ueberlegung in Mördern mit der gesetzlichen Androhung der Todesstrafe psychisch entgegenwirken zu können, verkenne gleichmäßig die Natur der verbrecherischen Motive und den Sinn, der in strafstatistischen Zahlen ausgedrückt ist. Die bestehende Unterscheidung zwischen Mord und Todtschlag sei daher weit davon entfernt, in ihrem Zusammenhange mit der Todes-

strafe den Schutz des menschlichen Lebens zu erhöhen. Im Gegentheil, vermehre sie die Unsicherheit unserer Strafrechtspflege in einer für Scharfblickende beunruhigenden Weise. — Liegt hier nicht in einfachster Formulirung das Wesen einer uns unablässig beschäftigenden Frage vor uns aufgerollt, die wir vom Boden der geistigen Kämpfe unserer Zeit nicht absetzen können, nicht absetzen wollen, — und ist hier nicht in meisterhafter Prägnanz des Ausdruckes auch mehr als ein Hülfsmittel gegeben, sichere Stellung zu nehmen, abgeklärtes Urtheil zu gewinnen über andere noch zur Stunde streitige Probleme?

In der eingeschlagenen Richtung einer wissenschaftlichen Prüfung der Aufgaben der Rechtsverbesserung liegen andere zahlreiche Arbeiten über „Die Reform der Staatsanwaltschaft in Deutschland" (Berlin 1864); „Die Umgestaltung der Staatsanwaltschaft vom Standpunkte unabhängiger Strafjustiz und der Entwurf einer Strafprozeß-Ordnung für den preußischen Staat" (Berlin 1865) und seine Studie über „Reichsstrafrecht und Landesstrafrecht in Deutschland" (1871).

Neben dem Strafrecht lag dem mit Vorliebe und Talent in großen Zügen sich bewegenden Geiste v. Holtzendorffs am nächsten das Gebiet des internationalen Rechts.

Unter den Abzweigungen vom alten Stamme der Rechtswissenschaft, welche unsere Zeit hat entstehen sehen, nimmt das internationale Recht eine von Tag zu Tag an Bedeutung zunehmende Stellung ein. Nicht immer kündigen sich große Umwälzungen durch geräuschvolle Aeußerlichkeiten an; insbesondere für den Mitlebenden fließt der Abschluß der einen Aera mit dem Beginne einer neuen unmerkbar zusammen, und erst der spätere Forscher, der die Mannigfaltigkeit der bedingenden Ursachen freier überschaut, der die Ereignisse sondert und gruppirt, vermag die Scheidelinie zweier Entwickelungsphasen der Menschheit genauer zu ziehen. Wer daher einst die schwierige Aufgabe

auf sich nehmen wird, das Aufsteigen und Sinken gewisser Rechtsdisciplinen, die juristische Literarbewegung unserer Tage in ein klares Geschichtsbild zusammen zu fassen, der wird dem Umstande seine vorwiegende Beachtung nicht versagen können, daß etwa seit der Mitte unseres Jahrhunderts mit den zunehmenden Berührungspunkten des mächtig gesteigerten Verkehrs aller Staaten alle diesem Anschlusse der materiellen und geistigen Kräfte der Zeit entgegenstehenden Hemmnisse in Gesetzen und Verträgen einem umfassenden Ausscheidungsverfahren unterworfen worden sind. Alsbald machte sich aber auch zur positiven Ergänzung eine Fülle von Bestrebungen bemerkbar, welche in dem gemeinsamen Ziele ihren Brennpunkt fanden: eine möglichst einheitliche und gleichheitliche Gestaltung weiter Rechtsgebiete der im Verkehr stehenden Staaten zu erzielen. Aus kleinen Anfängen heraus erhob sich so allmählich ein neuer Rechtsstoff, der sich nur widerwillig im Fächerwerk der ältern Lehre unterbringen ließ.

Die Bezeichnung des „praktischen europäischen Völkerrechts" hat damit in der zweiten Hälfte unseres Jahrhunderts einen wesentlich neuen Begriffsinhalt gewonnen. Während bis dahin nur der literargeschichtliche Gegensatz zur spekulativen, naturrechtlichen Schule damit gekennzeichnet werden sollte, entsprach der überkommene Titel von da ab den materiellen Veränderungen, welche im Behandlungsstoffe des Völkerrechts selbst inzwischen eingetreten waren. Die Lehre war eminent praktisch, das heißt funktionell unentbehrlich für das Rechtsleben geworden, und ihre Vertreter sind daher nicht länger zu bewegen gewesen, aus Ehrfurcht für alte Dinge neues zu übersehen, das zur sorgfältigen Beachtung hindrängte. Der breite Raum, den vordem weitläufige — für ihre Zeit gewiß bedeutungsvolle — Ceremonialfragen und naturrechtliche Probleme erfüllten, den nahmen fortan Verträge und Konventionen ein über Post, Telegraphie, Paßwesen, Auslieferung, Rechtshülfe, Armenpflege, Nachlaßbehandlung,

über den Schutz des geistigen Eigenthums, der Muster und Marken u. s. w., und in allen diesen Punkten gestaltete sich das alte Völkerrecht mit steigender Kraft zu einer nach innerer Einheit und systematischer Geschlossenheit ringenden Zusammenfassung der Rechtsordnung des neugestalteten internationalen Verkehrs.

Von da ab hatte die verjüngte Disciplin festen Inhalt, sichere Ziele gewonnen, die neue Lehre erschien als die Summe der rechtlichen Verkehrsbedingungen, deren gesicherte Uebung die Coexistenz freier Staaten ermöglicht und die verschiedenen Gestaltungen der nationalen Rechtsentwickelung mit den Forderungen des anationalen rein menschlich-staatlichen Verkehrsbedürfnisses versöhnt. Dem Rechtsverkehr und der Staatenpraxis waren die hier eingetretenen Veränderungen mit der aufdämmernden Erkenntniß ihrer einschneidenden Wichtigkeit um vieles früher ins Bewußtsein gedrungen, als die fachliche Wissenschaft ihnen Ausdruck gab.

Wenn gesagt worden ist, daß der die engen Schranken des kleinstaatlichen und kleinnationalen Lebens überschreitende, die Völker zur geistigen und materiellen Einheit verbindende „esprit de l'internationalisme" in keiner Zeit lebendiger war als jetzt, in keiner Generation noch fruchtbareren Boden fand, als in der unsrigen, so trifft dies Wort im vollsten Sinne bei v. Holtzendorff zu. Ihm waren jene großen Konzeptionen, jene vom Geiste der Stoa erfüllten Einheitsgedanken unserer modernen Völkerrechtslehre Bedürfniß und Genuß. v. Holtzendorff dürfte denn auch in der That auf wenige seiner Arbeiten so viel ins Einzelne gehende Sorgfalt und Mühe verwendet haben, wie auf das kurz vor seinem Tode vollendete, in Verbindung mit zahlreichen Fachgenossen herausgegebene vierbändige Handbuch für Völkerrecht.

Seit längerer Zeit vermißte man in dem reichen Schatze unserer deutschen juristischen Literatur eine den vorgeschrittenen Anforderungen der Zeit entgegenkommende Darstellung des

Völkerrechts, während andere Länder, wie Frankreich, Italien, England, Amerika, in der literarischen Pflege dieser Materie uns stellenweise weit vorausgeeilt waren, nachdem Heffter mit seinem auf den akademischen Lehrzweck berechneten Lehrbuch allen älteren Theoretikern die Palme abgerungen hatte.

Wenn dieser Mangel für die frühere Zeit allenfalls dadurch erklärlich wurde, daß noch vor einem Menschenalter Deutschlands Name unter den europäischen Großmächten nicht mitzählte und die deutschen Binnenstaaten am Weltverkehr sich wenig betheiligt fühlten, so wurde das Fehlen eines auf breiter Grundlage ruhenden, dem Bedürfniß der Jurisprudenz, sowie der konsularen und diplomatischen Praxis gleichmäßig dienenden Werkes um so fühlbarer, je mehr die internationalen Verkehrsbeziehungen des Deutschen Reiches zu europäischen und überseeischen Gebieten an Umfang und Einfluß zugenommen hatten. Zu diesem Zwecke sollte nach einem von v. Holtzendorff in großen Zügen entworfenen Plane, dem alle Mitarbeiter bereitwilligst ihre Zustimmung gaben, in einem umfassenden Werke das gesammte gegenwärtig geltende, in der europäischen Staatspraxis gehandhabte und anerkannte Völkerrecht in Beziehung auf seinen innern Werth, in seinen befestigten und ausgestalteten Instituten und nach hervortretenden Reformbedürfnissen kritisch dargestellt werden. Ueberall sollte bei der Erörterung des Stoffes wichtigeren Streitfragen und Präcedenzfällen aus der neueren Zeit vorzugsweise Beachtung geschenkt werden und Deutschland seiner geographischen und politischen Rolle entsprechend gleichsam in den Mittelpunkt der Darstellung gerückt und von hier aus mit den hauptsächlichsten Kulturstaaten bei etwa hervortretenden Abweichungen der völkerrechtlichen Doktrin in Vergleich gesetzt werden.

Auf dem Boden dieses mit fachkundiger Hand vorgezeichneten Programms stehend, erklärte sich v. Holtzendorff von Anfang an bereit, die schwierigsten Probleme des Gesammtwerkes

zur Bearbeitung zu übernehmen. Die von ihm daselbst aufgestellten Grundbegriffe geben eine in den Hauptzügen durchaus zutreffende Darstellung der in Geltung und Anerkennung stehenden Grundanschauungen über den wirklichen Bestand der völkerrechtlichen Verhältnisse innerhalb der modernen Staatengesellschaft. Als völkerrechtlich bezeichnet v. Holtzendorff durchweg diejenigen Normen, in Gemäßheit welcher die Rechtspflichten und Rechtsansprüche der Verkehr pflegenden unabhängigen Staaten im Verhältniß zu einander bestimmt und verwirklicht werden. Thatsächliche Voraussetzung des Völkerrechts ist somit nothwendigerweise das Vorhandensein irgend welcher Verkehrs-Beziehungen innerhalb einer Mehrheit neben einander bestehender Gemeinwesen. Sowie aber das Zusammenleben der Individuen in der Menschheit älter ist als die den Menschen aufsteigende Erkenntniß einer für sie durch den *Staat* zu vermittelnden Rechtsordnung, so sind auch die Beziehungen nachbarschaftlichen Verkehrs unter Stämmen und Wandervölkern älter, als die Einsicht in eine diesen beherrschende oder auch nur beeinflussende *rechtliche* Nothwendigkeit. Aus ursprünglich nur thatsächlichen und gelegentlichen Berührungen zwischen den Angehörigen verschiedener Nationen erwächst allmählich im Zuge der Weltgeschichte ein zuständlicher, regelmäßiger, von Rechtsvorstellungen geleiteter Verkehr gesitteter Völker. Holtzendorff giebt ferner dem Völkerrecht die denkbar positivste Grundlage durch die Betonung des Umstandes, daß, vom Standpunkte gegenwärtiger Erkenntniß ausgehend, kein Staat an die Alleinberechtigung seines eigenen Daseins glauben und sich aller Rechtspflichten gegen alle anderen Staaten ledig halten könne; vielmehr weiß sich gegenwärtig nur derjenige Staat als Kulturmacht, welcher, *über* die Quellen seines eigenen materiellen Könnens, über die geistigen Grenzen seiner natürlichen Volksanlage hinausschauend, in dem rechtlich geordneten Verkehr mit anderen Staaten die Ergänzung seiner

eigenen Unzulänglichkeit anerkennt und ihr so abzuhelfen sucht. Nach v. Holtzendorff ist somit das gewaltige internationale Güter- und Rechtsleben unabhängig von der isolirten Willensmacht einzelner Staaten, es tritt in das Kollektivbewußtsein der Kulturstaaten mit dem Attribut der Nothwendigkeit, der Unentbehrlichkeit ein; von da ab wird es aber auch zu einer schlechterdings unvollziehbaren Vorstellung, daß der zum Rechtsbewußtsein in Beziehung auf sich selbst und seine Angehörigen gelangte Staat dennoch die Existenz aller seiner als nothwendig erkannten und begriffenen Verkehrsbeziehungen zu anderen Staaten vom Zufall, von dem Wechsel der Umstände oder den Schwankungen der augenblicklichen Willensmeinungen abhängig machen sollte. —

Im Verlaufe seiner weiteren den Grundlagen gewidmeten Untersuchungen kommt Holtzendorff zu dem Ergebnisse, welches für die Erfassung der positiven Völkerrechtsgestaltungen von praktischer Wichtigkeit ist, daß das Prinzip des Völkerrechts weder in der unwandelbaren Macht der abstrakten Nationalität irgend einer Rechtsidee, noch in einer nur äußerlich zusammenhängenden Verkettung geschichtlich wirkender Ereignisse, sondern vielmehr in dem Zusammenwirken zweier sich wechselseitig bedingenden und durchdringenden Grundkräfte zu finden sei, von denen die eine als kosmopolitische oder Universalmacht in der ethisch-rechtlichen Anlage der menschlichen Gesellschaft, als eines entwickelungs- und vervollkommnungsfähigen Wesens begründet ist, die andere als staatlich-historische Macht erscheint und in dem Wechsel der einzelnen zur Verwirklichung der menschlichen Lebenszwecke dienenden Staatspersönlichkeiten deswegen hervortritt, weil auch Staaten und Völker keine unendliche oder unerschöpfliche Kraft des Daseins besitzen. Die staatliche Gliederung der Menschheit ist als zuerst wirkende und bedingende Potenz anzusehen, der genossenschaftliche Anschluß der Staaten als die

Aeußerung einer später wirkenden Kraft. Nimmt man daher ein solches Zusammenwirken beider Potenzen an, so ließe sich, nach den ihm innewohnenden Eigenschaften das Völkerrecht viel begründeter als Kulturrecht, nicht aber als Naturrecht im Sinne der alten Terminologie bezeichnen, denn in ihm hat sich das rechtlich organisirte Gemeinschaftsleben am weitesten von den rein physischen Ausgangspunkten der ursprünglichen Menschheitsexistenz entfernt.

So wird uns im Lichte der vor den obersten Schwierigkeiten nicht zurückschreckenden prinzipiellen Untersuchung v. Holtzendorffs klar, warum die Idee des internationalen Verkehrsrechts am spätesten und zuletzt in Wirksamkeit tritt, längst nachdem sich Privatrecht und Strafrecht, Staatsverfassung und Prozeß bereits formirt und reich entwickelt haben; sie enthält den letzten zur Vollendung hinleitenden Wegweiser auf der Bahn sittlich-rechtlicher Entwickelung und knüpft hinwiederum, den Kreislauf aller Bewegung im Rechtsleben schließend und erneuend, an das Privat- und öffentliche Recht des einzelnen geschichtlich gegebenen Staates an. — Die Resultate, zu welchen v. Holtzendorff in den zum Handbuche gelieferten Beiträgen gelangt, geben Zeugniß davon, daß der Verfasser im Innersten durchdrungen ist von den Idealen sittlicher Pflicht und geleitet von jener echten „Humanitas", die in der rechtlichen Würdigung alles dessen gipfelt, um mit Fichte zu reden, was Menschenangesicht trägt. Sie geben aber auch Zeugniß von einer hervorragenden Gestaltungsgabe und von dem vornehmen Bestreben, sich ohne gesuchte Originalität eine individuelle Gedankenbasis für das selbstthätig Wahrerkannte zu schaffen. Wir wissen ihm dabei vor allem Dank, daß er jenen zwecklosen und geschichtswidrigen Pessimismus, der sein breites Behagen darin findet, das Erreichte herabzudrücken, das im Wege vieltausendjähriger Kulturarbeit Errungene als minderwerthig hinzustellen, vorweg aus dem

Rahmen seiner dogmatischen und rechtsgeschichtlichen Arbeit weist. Er zeigt uns an der Hand der positiven Staatenpraxis in einer fast endlosen Kette praktischer Rechtsübung, daß die modernen Kulturstaaten in offener Anerkennung einer unabweisbaren Einheitspflicht den Anforderungen eines von zahlreichen sittlichen Impulsen geleiteten und kontrollirten Rechtsbewußtseins gerecht zu werden, bemüht sind.

Große dialektische Schärfe, gewandte Ausnutzung ungedeckter Stellen in der juristischen Ausrüstung der Gegenseite geben die charakteristischen Merkmale ab für die zahlreichen dem internationalen Rechte angehörigen Rechtsgutachten v. Holtzendorffs, unter welchen die über Rumäniens Uferrechte an der Donau (1883) und über den Rechtsfall der Fürstin Bibesco (1876), welche, — obwohl beide kaum haltbare Ergebnisse aufweisen, — doch weitere Verbreitung fanden und so mit dazu beitrugen, den zu Grunde liegenden tieferen juristischen Controversen zu intensiverer Prüfung und Würdigung zu verhelfen. In gleicher Weise bethätigte v. Holtzendorff sein fachliches Interesse für die Fortschritte des Völkerrechts durch eifrige Theilnahme an den Arbeiten des Institut de droit international, dessen Präsident der Verstorbene in den Jahren 1883 bis 1885 gewesen ist.

Besonders den vom Institut seit der im Jahre 1880 zu Oxford abgehaltenen Versammlung mit großem Erfolge geprüften und überprüften Fragen über die Grundsätze zur einheitlichen Regelung des Auslieferungswesens widmete v. Holtzendorff eingehende fachliche Theilnahme. Er stellte sich auch hier im Kampf der Meinungen auf die Seite Derer, welche das Gemeinschaftsprinzip in den internationalen Rechtsbeziehungen höher stellen als die ängstliche Berücksichtigung der ausschließlichen Strafkompetenz des Staates gegenüber seinen eigenen Unterthanen. Im Sinne v. Holtzendorffs erscheint es kaum zuläßig,

die Nichtauslieferung der eigenen Unterthanen als nationale Ehrensache zu bezeichnen; im Gegentheile stehe zu hoffen, daß diese Frage ein anderes Ansehen gewinnen werde, wenn jeder Staat seine Ehre darin setzt, den Zweifel zu beseitigen, daß Ausländer vor seinem Gerichtshofe minder gut behandelt werden, als seine eigenen Staatsangehörigen. Allerdings fügt er hier namentlich auch in seiner für weitere Kreise berechneten Schrift: „Die Auslieferung der Verbrecher und das Asylrecht" (Sammlung Heft 366/367) als schwerwiegende Bedingungen für die Realisirbarkeit jener dem Gedanken der Weltrechtspflege dienenden These die Forderungen bei, daß in jedem Staate für die Vertheidigung fremder Angeklagten von Amtswegen ebenso gesorgt wird, wie für die Vertheidigung solcher, die der Rechtshülfe in höherem Maße benöthigt sind; daß die Verschiedenheiten in der Härte der Strafen für ein und dasselbe Verbrechen durch internationale Vereinbarung ausgeglichen seien, daß den ausgelieferten Ausländer keine härtere Strafe treffen dürfe als diejenige ist, welche in seiner eigenen Heimath für den gleichen Fall angedroht ist, und daß endlich die internationalen Versuche einer einheitlichen Gefängnißreform zu sicheren Ergebnissen gelangt seien.

Ein ebenso schwieriges, tief in die Geschicke Deutschlands eingreifendes völkerrechtliches Problem zog er in Diskussion in der Schrift: „Eroberungsrecht und Eroberungen" (Sammlung 1872). Unerschrocken sprach er es hier in jenen noch zweifelnden Tagen aus, was uns seither mit immer wachsender Gewißheit erkennbar geworden, daß die neuere Geschichte keine Eroberung kennt, die in ihrem Ursprunge so gerecht, in ihrer Vollendung so viel verheißend, in ihrer Begrenzung so maßvoll erschiene, wie die vom Deutschen Reiche 1870/71 vollbrachte. „Nicht weil wir den Beruf der Wiedervergeltung alten Rechtsbruchs gegen Frankreich empfangen zu haben glaubten, nicht weil diese Grenzlande dieselbe Sprache mit uns reden und nicht weil wir

uns zutrauen, durch Gewaltthat eine scheinbare Zustimmung von Verzweifelnden erpressen zu können, sondern weil die Sicherstellung eines dauernden Friedens durch Vorschiebung bergender Höhenzüge und rauschender Ströme gegen die Rachsucht, weil die Erbauung lebendiger Festungen in dem Herzen eines uns wiederzugewinnenden und zu versöhnenden Volksstammes das durch einen gerechten Krieg geschaffene Ziel eines friedliebenden und von falscher Ruhmsucht freien Volkes werden mußte, deswegen war die Eroberung der ehemals deutschen Grenzlande ein Rechtsakt der neueren Geschichte."

Auch seine in dieser Sammlung publizirte Studie über die britischen Kolonien ist an völkerrechtlichen Gesichtspunkten, an geschichtlichen Rückblicken und Belehrungen für die Zukunft überreich; wir verzeichnen zunächst nur die hier von Holtzendorff scharf betonte kolonisatorische Ueberlegenheit der germanischen Stämme über die romanischen. Sollte nicht auch für unsere unmittelbaren Zwecke, für die Klärung manches noch zur Stunde gährenden Problems die von ihm da betonte Erkenntniß von Nutzen sein, daß es die romanischen Völker gewesen sind, welche die Seewege nach der neuen Welt und nach Ostindien aufdeckten, und daß es germanische Völker, allen voran Holland und England, gewesen sind, welche bisher den ökonomischen und politischen Anschluß jener Gebiete an das europäische Rechts- und Staatensystem zu bewirken, berufen zu sein scheinen? Die Elemente dieser in der kolonialen Geschichte besonders klar nachzuweisenden Ueberlegenheit des germanischen Geistes und Volkslebens über das Romanenthum erblickt von Holtzendorff mit Recht in der Steigerung der persönlichen Freiheit und Verantwortlichkeit, welche ihren politischen Ausdruck findet in dem Gegensatz einer lebenskräftigen Selbstverwaltung in den englischen Kolonien gegenüber jener unnatürlich in alle Lebensverhältnisse eingreifenden Centralisation, welche darin gipfelt, daß

von der spanischen und französischen Hauptstadt aus fremde Erdtheile regiert werden sollten.

In solchen Worten voll belehrender Kraft, unerschütterlichen Muthes und zielbewußt sich beschränkender Besonnenheit stand v. Holtzendorff allerwegen in den vordersten Reihen jedes patriotischen, freiheitlichen und gemeinnützigen Beginnens; so schuf er uns als Urheber, Leiter und Förderer mit Geist und Thatkraft eine Fülle von Einrichtungen, nach denen gerade die Gegenwart ein dringendes Bedürfniß empfand.

Der universelle Charakter der Geistesarbeit von Holtzendorffs spiegelt sich ferner vor allem in der Thatsache, daß er unmittelbar neben der Pflege idealster Aufgaben sich die ernste Arbeit um die Sicherung praktisch-realster Einrichtungen zum Wohle seiner Mitmenschen nicht verdrießen ließ. Er ist an die Begründung der Berliner Volksküchen, des Lettevereins für Förderung der Erwerbsfähigkeit und höheren Bildung des weiblichen Geschlechts mit derselben Wärme und selbstlosen Begeisterung gegangen, wie an die Aufrichtung des Deutschen Protestantenvereins, an die Begründung des Bismarck-Stipendiums an der jungen Hochschule zu Straßburg i. E., der Bluntschli-Stiftung für allgemeines Staatsrecht und Völkerrecht und des Vereins für Verbreitung von Volksbildung.

Holtzendorff ist so dem Thürmer vergleichbar, der von hoher Zinne aus täglich und stündlich den ganzen Aufgaben- und Arbeitsplan des deutschen Volksgeistes vor sich ausgebreitet sah und daher immer zur rechten Stunde da eingriff, wo sich seinem kritischen Auge eine Lücke, eine schwache Stelle darbot. Er hat es wie neben ihm nur noch Bluntschli mit scharfem Blicke erkannt, daß die Wissenschaft und zumal die des Rechts auch der vermittelnden Naturen bedarf, der mitten ins Volk tretenden Apostel, soll nicht anders die dem öffentlichen Leben gewidmete literarische Arbeit unserer Zeit schroff in zwei Theile zerfallen; sollen staats-

wissenschaftliche Gedankenarbeit und Tagespublizistik nicht wie die getrennten Königskinder im Märchen immer einsam zu beiden Seiten des Stromes der täglichen Ereignisse wandeln müssen, während sie doch im Innersten zusammengehören. Holtzendorff selbst hat uns für diesen echt modernen Zug seines Wesens die passende Formel gegeben in seiner die Presse Englands behandelnden Studie, er sagt daselbst zutreffend: Eine ehemals vornehme und einsiedlerische Wissenschaft zieht sich mehr und mehr zurück aus ihren mit den Quadern der Quartanten und Folianten erbauten Burgen, indem sie, gleichfalls dem Zuge der Zeit folgend, ihre Untersuchungen und Forschungen breiteren Volksschichten zur Aufnahme und Verarbeitung überliefert.

Zur Verwirklichung dieses Lieblingsgedankens verband er sich mit Virchow zur Herausgabe der „Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge" und mit dem Gesinnungsverwandten Oncken zur Begründung der „Deutschen Zeit- und Streitfragen". Gemeinsam ist beiden Unternehmungen, die ihre feste Stelle in der deutschen wissenschaftlichen Literatur errungen haben, das Streben der Volkserziehung und der geistigen Verbindung getrennter Volksschichten.

Was hier v. Holtzendorff als hohes Ideal vor der Seele stand, das war ein schöner Einklang zwischen Wissenschaft und Volksbewußtsein als Grundton unseres nationalen Kulturlebens. Seinen Staatsgenossen geistige Selbständigkeit gewähren, das Stehen auf den Grundlagen selbsterrungenen freien Wissens, das galt ihm als das erstrebenswerthe Ziel, dem er in allen Ausstrahlungen seiner geistigen Individualität mit muthigem Vertrauen und thatkräftiger Schaffenslust nachging. Zu eigen war ihm dabei in hohem Maße jener Idealismus, der für jede befreiende Thätigkeit unerläßlich ist, und der seinen Träger dafür dem Druck des Irdischen, der Last der Jahre und widriger Geschicke enthebt. Denn auch von Holtzendorff gehörte zu jenen

Glückskindern des akademischen Berufes, welche in der ewigen Berührung mit der empfänglichen Jugend das Geheimniß ewiger Jugend zu finden wissen. v. Holtzendorff ist nicht nur jung gewesen, er ist es geblieben, und auch die Schatten des Daseins und widrige Geschicke, die dem rastlos kämpfenden Manne weniger erspart bleiben, wie dem Forscher in der stillen Klause, vermochten ihm nicht die ideale Freude an unserer reichen Zeit zu verbittern; ein poetischer Zug ging fort und fort durch sein ganzes Wesen und Wirken und erhöhte verschönend die Kraft seiner edlen Beredsamkeit. Freilich lag auch hier manche Fehlerquelle für sein Schaffen. Das praktisch klare Ziel, das ihm am Ende jeder Arbeit stand, das Bewußtsein mit seinem fast volksthümlich gewordenen Namen, mit seinem klangvollen Wort über den Kreis der Fachgenossen hinauszudringen zum weiteren lauschenden „Umstand“, all das ließ ihn an mehr als einer entscheidenden Stelle für eine streng logische Konsequenz ein bequem gelegenes Gleichniß, für eine juristische Konstruktion ein farbenreiches Bild aufsuchen. So maß an mancher Stelle sein hochentwickelter Schönheitssinn zuweilen der Form größeres Gewicht bei als dem Gehalte, und nicht selten führte dann das Spiel mit schönen Worten allgemach Autor und Leser vom Hauptweg ab ins dunkle Gestrüpp verschwommener Begriffe und schleierhafter Thesen, die einer streng wissenschaftlichen Prüfung nur selten standzuhalten vermochten. Allerdings fehlte dabei in keiner seiner Schriften und Studien der Geist anziehender Orientirung, nirgends die übersichtliche Darstellung des Vorhandenen, des Gegebenen in den Literaturen der großen Kulturvölker.

Ausgestattet mit der Gabe des hellen Einblickes in die Bedürfnisse seiner Zeit, war ihm aber auch jene andere nicht fremd, die in der Auswahl der geeignetsten Arbeitsmittel, der erfolgversprechendsten Arbeitsmethode mit Glück und Geschick den Weg zum Ziele abkürzt. Es ist kein kleines Verdienst v. Holtzendorffs, die Prin-

zipien der Arbeitstheilung und des Genossenschaftswesens auf das Gebiet der wissenschaftlichen Arbeit übertragen zu haben; in der That verstand er es wie bisher kein Zweiter, verwandte, vielfach selbst widerstrebende Geister zu gemeinschaftlichem Schaffen zu vereinen, die Arbeitskräfte Vieler zur gemeinsamen Erreichung hochgesteckter Ziele zu lenken. Die Früchte dieser seiner scharfentwickelten Organisationsgabe: das Handbuch des deutschen Strafrechts, das Handbuch des deutschen Strafprozeßrechts, die Encyklopädie der Rechtswissenschaft und das Rechtslexikon, das jüngst vollendete Handbuch des Völkerrechts, das Handbuch des Gefängnißwesens u. a. gehören zur Zeit den umfassendsten und gebrauchtesten Hülfsmitteln der deutschen rechtswissenschaftlichen Literatur an. Demselben Geiste verdanken ihr Entstehen die obenerwähnte Sammlung gemeinverständlicher, wissenschaftlicher Vorträge und die Zeit- und Streitfragen mit ihrem reichen Verzeichniß hervorragender Mitarbeiter; die allgemeine deutsche Strafrechtszeitung, das Jahrbuch für die Gesetzgebung des Deutschen Reiches und viele andere Unternehmungen und Uebersetzungen, in denen v. Holtzendorff unermüdlich werthvolle Produkte der ihm in so erstaunlichem Maße geläufigen fremden Literaturen der deutschen Facharbeit dienstbar machte.

Daß ein so regsamer Geist aber nicht nur der Geschichte des geistigen Lebens, sondern in ebenso reichem Maße auch der Geschichte des realen, der Entwickelung unseres nationalen Lebens angehört und in ihr tiefe Spuren seines Wirkens hinterlassen mußte, leuchtet auf den ersten Blick ein. In der That bleibt v. Holtzendorffs Name eng verknüpft mit der Begründung des Deutschen Juristentages, der von seinen Anfängen ab einer der wirksamsten unter jenen großen nationalen Verbänden blieb, welche wie der Nationalverein, wie der Naturforschertag u. a. den deutschen Einheitsgedanken in allen Ecken und Enden unseres weiten Vaterlandes erweckt, gepflegt und immer breiteren Volksschichten

zugänglich gemacht haben. In einer Berathung des Vorstandes der Juristischen Gesellschaft zu Berlin, welche am 3. März 1860 stattfand, stellte der damalige Privatdozent an der Berliner Universität v. Holtzendorff, den Antrag: der Vorstand möge der Juristischen Gesellschaft in deren nächsten Sitzung die Ausschreibung eines Deutschen Juristentages vorschlagen, und in der Sitzung vom 10. März war es wieder v. Holtzendorff, welcher diesen weitausgreifenden Plan eingehend und erfolgreich begründete.

Als Referent wies er zunächst auf das Vorbild anderer allgemeiner Versammlungen zu wissenschaftlichen Zwecken hin und behauptete, daß sich ein wirkliches inneres Bedürfniß für die nähere Verbindung der deutschen Juristen nachweisen lasse. Es sei die Gemeinsamkeit des deutschen Rechtsbewußtseins thatsächlich weniger gepflegt worden, als die Bemühungen, gewisse wesentliche Grundlagen für die materiellen Interessen des wirthschaftlichen Lebens zu gewinnen. Eine allgemeine periodisch wiederkehrende Juristenversammlung würde befähigt sein, neben den positiven Leistungen und Vorarbeiten für gewisse Rechtszweige das Gefühl der Rechtsgemeinsamkeit zu beleben, eine Wechselwirkung zwischen Theorie und Praxis herbeizuführen, einem einseitigen mikroskopischen Rechtsdogmatismus entgegen zutreten, und fern von allem blinden Centralisationseifer denjenigen Besonderheiten in den Landesrechten Geltung zu verschaffen, welche in den Eigenthümlichkeiten und Verhältnissen ihre objektive Grundlage finden. In der That ist das von Holtzendorff im Geiste Erschaute zur greifbaren Wirklichkeit geworden; der Juristentag hat auf den ihm hier vorgezeichneten Bahnen schlummernde Kräfte aufgerufen, er hat die Geister vereinigt und so zu dem großen Werke der nationalen Einigung sein redlich Theil beigetragen. Die jüngste Frucht dieser großen Wandlung im Rechtsleben der deutschen Stämme, den Entwurf des deutschen bürgerlichen Gesetzbuches zu schauen, ist dem Verewigten

noch gegönnt gewesen, und er konnte ohne Ueberhebung geistigen Antheil an dem Zustandekommen jenes großen Werkes für sich in Anspruch nehmen.

Dabei muß es allerdings dem ferner Stehenden billig Wunder nehmen, daß der Verfasser der Prinzipien der Politik (1869) und des meisterhaft stilisirten Buches über „Wesen und Werth der öffentlichen Meinung" (München 1879) am parlamentarischen Leben unserer Zeit keinen aktiven Antheil nahm; wer schärfer zusieht, wird allerdings unschwer die zweifache Reihe von gewichtigen Gründen ermitteln, welche den rednerisch hochbegabten Mann von der Tribüne fernhielten. Zunächst galt ihm die völlige Freiheit vom taktischen Kanon festgeschlossener Parteien als ungleich werthvoller, denn die Bethätigung eines immerhin beschränkten Könnens auf dem Gebiete positiver parlamentarischer Gesetzgebung, — und im engen Zusammenhang damit stand die unverkennbar höhere Werthschätzung, welche v. Holtzendorff der staatswissenschaftlichen Forschung gegenüber der praktisch-politischen Thätigkeit beizumessen geneigt war. Wenn er auch freimüthig anerkennt, daß die einseitige Ueberschätzung des sachverständig gelehrten Elements in Fragen der allgemein politischen Staatspraxis ebenso nachtheilig sei, wie das unbedingte Vertrauen in die Weisheit der mit dem Wahlrechte ausgestatteten Volksmenge, so zögerte er doch keinen Augenblick, einzugestehen, daß er in der Autorität der Wissenschaft das einzig wirksame Gegengewicht erblicke gegenüber dem Schaukelspiel schwankender Majoritäten.

Auch an dieser Stelle macht uns somit v. Holtzendorff zu geistigen Zeugen der inneren Geschlossenheit seiner Lebensanschauung, der strengen Festhaltung an den für wahr erkannten leitenden Ideen. Derselbe Mann, der in jungen empfänglichen Jahren sich gefangen genommen fühlte vom Zauber der für seine preußische Heimath neuartigen parlamentarischen Redetourniere,

der später noch in unverkennbarer Vorliebe zu den durch Geschichte und Erfahrung erprobten Einrichtungen Englands sich hingezogen fühlt, bleibt doch im Innersten der begeisterte Priester seiner Wissenschaft, der er eine hochragende, keiner andern geistigen Potenz zukommende Autorität im staatlichen Leben zuerkennt. „Fern von dem Kampfe der Parteien, frei von dem Wahne der Unfehlbarkeit, mißtrauisch gegen die Selbstzuversicht, die dem Gegner das Wort abschneidet oder wegen vermeintlich unumstößlicher Lehrsätze den Schlußruf gegen das Bedürfniß weiterer Aufklärung erhebt, — bereit, jede Wahrheit von neuem zu prüfen oder zu beweisen, jeden Irrthum einzugestehen, unberührt von der Parteidisziplin, die ein Festhalten an der Rechtskraft einmal gefaßter Beschlüsse fordert, haben die Vertreter der Wissenschaft den Beruf, Bildner der öffentlichen Meinung nach dem Maße ihrer Kräfte und ihrer besten Einsicht zu werden.“ (Wesen und Werth der öffentlichen Meinung.)

Erwies sich so auf der einen Seite die aura popularis nicht zugkräftig genug, um den Mann von der unausgesetzten Pflege dessen abzuhalten, was er als seinen innersten Beruf erkannt hatte, so dürfte allerdings auch ein äußerer Umstand nicht ohne Einfluß darauf geblieben sein, daß v. Holtzendorff zeitlebens jenseits der Barre des deutschen Parlaments verblieb. Es ist das persönliche Hervortreten v. Holtzendorffs als Anwalt des Grafen Harry v. Arnim. Der Prozeß selbst gehört zur Zeit der politischen Geschichte an, wie die Parteien, welche sich hier gegenüberstanden. Die Verteidigungsrede v. Holtzendorffs aber, gehalten vor dem Berliner Stadtgericht am 14. Dezember 1874, und der juristische Werth der in ihr ins Treffen geführten Argumente dürften heute kaum noch den Anfechtungen unterliegen, welche beim praktischen Eingreifen des Strafrechtslehrers in den Gang des Verfahrens das Urteil weiterer Fachkreise in jenen bewegten Tagen so widersprechend gestalteten. v. Holtzen-

dorff bekannte sich selbst zur Anschauung, daß der Rechtslehrer nur im schweren Nothfalle seinen Hörsaal verlassen dürfe, um sich als Parteivertreter vor versammelten Richtern der Staatsanwaltschaft entgegenzustellen; in diesem Sinne und von dem hier wurzelnden Bedenken aus ist das persönliche Eingreifen v. Holtzendorffs in den Gang des Prozesses denn auch in den Kreisen seiner warmen Anhänger vielfach bekämpft, in seiner sachlichen Zulässigkeit bestritten worden. Er selbst sprach sich über dieses „Wagniß" in einem Vorworte zu seiner in Berlin herausgegebenen Vertheidigungsrede mit großem jede Zweideutigkeit ausschließenden Freimuth aus: „Ich kenne keine „Interessen", wie sie selbst meine Freunde als gefährdet erachteten, denn ich diene nicht auf Avancement. Wären aber solche wirklich vorhanden, so würde ich sie meiner Ueberzeugung getrost zum Opfer bringen. Wenn es sich darum handelt, eine falsche Anwendung des Strafgesetzes abzuwehren, und außerdem, wenn meine Vertheidigung ein geringes dazu beigetragen hat, den zweifelhaften Sinn des Strafgesetzes klarer zu stellen, so würde ich glauben, daß der Dienst, den ich dem Grafen Arnim geleistet habe, geringer wäre, als derjenige, den ich Deutschland erwiesen." Obwohl der vom Katheder herabgestiegene Vertheidiger sich sofort im Eingange seines Plaidoyers als Mitschuldner bekannte an den Pflichten der nationalen Dankbarkeit, die dem Manne dargebracht wird, der unter den Begründern des Deutschen Reiches voransteht, so brachte ihn doch die Theilnahme an dem Verfahren in einen wenn auch nur äußerlichen und vielfach nur scheinbaren Gegensatz zum Träger der leitenden, auf die Geschicke des deutschen Staates tiefeinwirkenden Ideen, deren Kerngehalte v. Holtzendorff persönlich aber jedenfalls beträchtlich näher stand, als dem Parteikanon Jener, die ihn lediglich wegen jenes äußeren Gegensatzes gegenüber dem Gegner seines Klienten bedingungslos als einen der Ihrigen ausgeben zu dürfen glaubten. An dieser Stelle liegt

zweifellos ein Stück stiller Tragik im Leben des ersten Vertheidigers des Grafen H. v. Arnim; er hat es getragen mit männlicher Würde, im guten Glauben treu erfüllter Pflicht. Was die umfangreiche, in mustergültiger Form aufgebaute Rede vom 14. Dezember selbst betrifft, so suchte und fand dieselbe ihren Schwerpunkt in scharfsinnigen Entwickelungen über die technische Natur des diplomatischen Dienstes, über die Frage des Eigenthumsrechts an den diplomatischen Papieren, welchen der Begriff einer Urkunde nicht beiwohne, und spitzte sich zu in Untersuchungen über die genaue begriffliche Abgrenzung des etwa anzunehmenden Vergehens des ehemaligen Botschafters des Deutschen Reiches in Paris. Daß die in Bezug auf den letzteren Punkt von v. Holtzendorff festgehaltenen Anschauungen: das Vergehen Arnims sei im Wege einer für nothwendig erachteten strengen disziplinaren Behandlung zu ahnden, nicht aber im vollen Umfange strafrechtlich zu beurtheilen, — einer weitreichenden juristischen Ueberzeugung Ausdruck verliehen und seither wissenschaftliche Nachfolge gefunden haben, beweist ein Blick auf die Ausführungen der Mehrzahl der in unbestrittenem Ansehen und in Gebrauch stehenden Hauptwerke der deutschen Strafrechtswissenschaft. (Vgl. Berner, Lehrbuch des Deutschen Strafrechts, 14. Aufl., S. 619.)

Nicht vergessen dürfen wir endlich der Verdienste des Entschlafenen um die Hebung und wissenschaftliche Prüfung des großen Problems der Frauenfrage, für die er zuerst in Deutschland den vollen Ernst vorurtheilsloser Betrachtung in Anspruch nahm. Nichts lag seinem kritisch prüfenden Geiste ferner, als Ideen hier das Wort zu reden, welche den berechtigten Kern der Frage: die Sicherung einer höheren Erwerbsfähigkeit des weiblichen Geschlechts, — allmählich mit einem Gestrüpp von Irrlehren und Postulaten bedeckten, welche in gleicher Weise den materiellen Interessen der Frau, wie den sittlichen Bedürfnissen unserer auf

dem Familienleben sich aufbauenden Gesellschaft stracks zuwiderlaufen. Diesem echt deutschen Gedanken bleibt er treu, wenn er in seiner Bekämpfung des Priester-Cölibats (Zeit- und Streitfragen, 1875) der Heiligkeit des Familienlebens mit ergreifenden Worten gedenkt. Ihm gelten bei aller Anerkennung jenes echten und gerechten Kerns der Frauenbewegung als die höchsten Vorbilder menschlicher Tüchtigkeit: der sorgende Hausvater, der in der Zukunft seiner Kinder gleichzeitig die bessere Zukunft der ganzen Menschheit pflegt, der aus dem Frieden der Heimstätte die Kraft gewinnt, um stets aufs neue einzutreten in den Ringkampf um die höchsten Güter seines Volkes, und neben ihm jene Gestalt der züchtigen Hausfrau, deren tägliche seelenvolle Aufgabe die Spendung des höchsten aller menschlichen Sakramente — der selbstvergessenden Mutterliebe ist.

Der Friede häuslichen Glückes war dem Rastlosen zu theil geworden im Jahre 1857, da er die Tochter des weiland präsidirenden Bürgermeisters, Dr. Binder zu Hamburg zum Traualtar führte. An ihrer Seite fand v. Holtzendorff in Berlin, wie in München, wohin er, einem ehrenvollen Rufe folgend, 1873 als Ordinarius übersiedelte, jenen Seelenfrieden und die geistige Erhebung, deren der rastlos Schaffende bedurfte, die ihn aber auch keimkräftig und empfänglich erhielten bis zur Stunde des Erlöschens. Das behagliche Heim, das er sich in der vornehmstillen Theresienstraße zu München geschaffen hatte, war die Stätte, an der Gelehrte und Staatsmänner, Arbeits- und Berufsgenossen in großer Zahl ein- und ausgingen. Zumal auf die geistigen Kreise des Auslands übte die scharfsinnige, schlagfertige Art v. Holtzendorffs ungewöhnliche Anziehungskraft aus. Sicherlich dürfte kaum ein hervorragender ausländischer Rechtslehrer den Weg durch Deutschland genommen haben, ohne Anknüpfungen bei dem Manne zu suchen, dessen Name im Ehrenbuche fast aller namhaften ausländischen Gelehrtengesellschaften eingetragen

stand. Der Ehrendoktor der Universitäten von Edinburgh, Bologna und St. Petersburg, das Mitglied des Institut de France, der königlichen Akademien der Wissenschaft zu Rom und Brüssel war einer jener Männer, an denen es dank einem freundlichen Geschicke der deutschen Wissenschaft nie gefehlt hat, und denen die große Aufgabe zukommt, der Fremde gegenüber anziehend und befruchtend darzuthun, daß die Kraft, welche die Völker zeitlich zu trennen vermag, verschwindend klein ist neben jener, die sie unaufhaltsam zur Verbrüderung im Gebiete des Geistigen, in der Pflege von Kunst und Wissenschaften drängt. An dieser Stätte fand ihn aber auch mit Rath und That bereit jeder seiner Schüler, der an der Universität nicht nur im objektiven Lehrvortrage des Dozenten, sondern vor allem im persönlichen Anschlusse an die Eigenart eines vollen reichen Menschenlebens Erhebung und Ermunterung zur Pflege sittlicher Ideale suchte. Er war ihnen hülfreich und gut, ein geduldiger Führer auf dem steilen Wege menschlicher Erkenntniß. So ist denn nun die reiche Arbeitskraft versiegt, — der fernig deutsche Mann dem Kreise der Seinen, seinen Schülern, der weiten Schaar Jener für immer entrissen, die dankbar seiner Belehrung lauschten. Der Mann des Kampfes und der Bewegung, er ist nun eingegangen ins Reich der Ruhe und des Vergehens; sein Tag war lang und dieses Tages Last war groß. Groß ist aber auch das Werk, das er geschaffen, dessen Grundsteine er gelegt, und das, ihn überlebend, segensreich fortwirken wird in ferne lichtvolle Tage.

Druck der Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter) in Hamburg.
(862)

Das hellenische Land als Schauplatz der althellenischen Geschichte.

Von

Dr. Dondorff,
Joachimthal-Gymnasium, Berlin.

Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter).
1889.

Für die Redaktion verantwortlich: Bis auf weiteres die Verlagsbuchhandlung.

Für das geschichtliche Leben eines Volkes ist die ursprüngliche Anlage des Charakters von weit größerer Wichtigkeit als die äußere Naturumgebung. Denn wahr ist, was Plato einmal sagt, daß der Mensch das Land besitze und nicht das Land den Menschen. Dieselbe Natur, in welcher einst Hellenen erwuchsen, ist für Türken und Slaven, die jetzt darin wohnen, eine fast gleichgültige Unterlage ihres Lebens, ist, um Großes mit Kleinem zu vergleichen, wie ein ausgestorbenes Muschelgehäuse, worin sich ein fremdes Thier angesiedelt hat. Aber wahr bleibt auch, was Cyrus einst zu seinen Landsleuten gesagt haben soll, als sie ihr rauhes Land mit einem angenehmeren zu vertauschen wünschten, daß die Lebensarten der Menschen so gut als die Samen der Pflanzen dem Lande ähnlich wären. Jugendlich bildsame Völker werden stets ihr Wesen und ihre ganze Lebensökonomie mit der Natur ihres Landes in einen harmonischen Einklang bringen. Dies gilt, wenn von irgend einem Volke, von dem althellenischen in besonders hervorragender Weise.

Der Schauplatz der griechischen Geschichte umfaßt nicht die ganze vom Hämus oder Balkan begrenzte Halbinsel, sondern nur ihren südlichen Theil. Die Linie des kambunischen Gebirges vom Archipelagus westwärts bis zum akrokeraunischen Vorgebirge verlängert, scheidet Makedonien und Illyrien, die nordwärts liegen und schon zu den Barbarenländern gerechnet wurden, von dem hellenischen Boden, welcher sich südwärts bis zum Kap

Taenaron (Matapan) ausbreitet. Diese Entfernung von Norden nach Süden mißt in gerader Linie nur 50 Meilen; das ganze Areal des griechischen Festlandes umfaßt noch nicht 1400 (genauer 1354) Geviertmeilen, wozu noch die Inseln mit ungefähr drittehalbhundert Quadratmeilen hinzukommen. Die allgemeinen Merkmale der Bodenstruktur sind folgende:

1) Außerordentlich reiche Küstenentwickelung. Die Menge der einschneidenden Meerbusen und der vorspringenden Halbinseln ergiebt einen Küstenumfang, bei welchem, die Inseln mitgerechnet, immer auf zwei Quadratmeilen eine Meile Küste entfällt, das ganze Land ist eine Halbinsel, die sich in lauter Halbinseln gliedert. Sie bildet das merkwürdigste peninsularische System in Europa, wenn nicht auf der ganzen Erde. Man würde auf dem festen Hellas 352 Meilen Küstenkrümmung zu bereisen haben, ebensoviel wie in dem weit größeren England. Die Küstensäumung der ganzen Halbinsel umfaßt 560 Längemeilen, während Italien bei einem Areal von 5000 Quadratmeilen 350, Spanien bei 9000 Quadratmeilen Inhalt 420 Meilen Küstenentwickelung hat. 2) Die innere Gliederung ist bedingt durch die mannigfaltige Gebirgsverzweigung, die das ganze Land bis in seine letzten Ausläufer durchzieht und den Boden mit einer Menge von Hoch- und Tiefplateaus, kleinen und größeren Thälern und einer Anzahl gauartig abgeschlossener Landschaften erfüllt, deren Grenzen und Beschaffenheit überall durch das natürliche Relief des Landes bedingt werden. Wenn Hellas auf diese Weise die Gebirgsnatur der mittleren Schweiz und die Küstenbildung Norwegens mit seinen Buchten und Fjorden vereinigt, so eignet ihm dagegen als besonderer Vorzug 3) die reiche insularische Ausstattung vorzüglich in dem östlichen Meere. Neben dem zusammenhängenden Festlande von Hellas nimmt das sporadische oder insularische Hellas einen ansehnlichen Raum ein und hat darum auch an der geschichtlichen Entwickelung des

Ganzen einen hervorragenden Antheil gehabt. Wir betrachten zunächst die Struktur des Festlandes.

Man pflegt das hellenische Land in Nord-, Mittel- und Südhellas einzutheilen. Das erstere umfaßt die Landschaften Thessalien und Epirus, geschieden durch den Pindus, bis zu einer Linie, die den Meerbusen von Malis (Zeitun) im Osten mit dem ambrakischen Meerbusen (Arta) im Westen verbindet und die Scheidegrenze gegen Mittelhellas abgiebt; es zeigt bereits die charakteristischen, landschaftlichen Elemente der allgemeinen Bodenbildung von Hellas, Meerbusen, Halbinselbildung, kesselartige Binnenthäler, doch alles noch in einfacher und wenig komplizierter Form. Das Binnenland von Thessalien bildet mit seinen umliegenden Grenz- und Küstenlandschaften einen zusammengehörigen Länderkomplex, in welchem die Nebenglieder noch nicht zu voller Selbständigkeit und Freiheit entlassen scheinen und daher auch dem Hauptlande stets politisch dienstbar waren. Nordhellas ist gleichsam das Piedestal, auf welchem sich die Gestalt des übrigen Hellas in freierer Gliederung erhebt, wobei die dort angedeuteten Elemente hier zu reicher und voller Entfaltung gelangen. Mittelhellas oder das eigentliche Hellas zeichnet sich durch eine weit größere Mannigfaltigkeit der plastischen Bodengestaltung aus, welcher auch die größere Anzahl selbständiger Landschaften entspricht. Hier ist die größte lokale Individualisirung der einzelnen Glieder zu bemerken. Da die mittelhellenischen Landschaften sich von Westen nach Osten wie auf ein Band gereiht ausbreiten, so konnten unter ihnen wohl Berührungen und Reibungen von Nachbar zu Nachbar statthaben, aber sich nur selten Beziehungen der entfernteren Glieder zu einander bilden. So hat Attika viele Berührungen mit Böotien, dies mit Phokis u. s. w., doch fehlt zwischen den westlichen und östlichen Staaten fast jede Verbindung und nicht einmal eine amphiktyonische Einigung um ein Heiligthum

umspannte die gesammten Länder von Mittelhellas. Die reichere Individualisirung des mittelhellenischen Landes kam auch den angrenzenden Meerestheilen zu gute. Während im Norden und Süden die einschneidenden Golfe immer nur einer Landschaft angehören, begegnen sich an den Ufern des euböischen, korinthischen und saronischen Meerbusens die Grenzen vieler Nachbarstaaten, wodurch es kam, daß diese Meeresbecken die eigentlichen Sammelpunkte des Seeverkehrs und eines höheren Kulturlebens geworden sind.

In Südhellas oder dem Peloponnes (Morea) erreicht die halbinselartige Gliederung ihre vollste Ausbildung, da die ganze Halbinsel oder eigentlich Insel mit ihrer feigenblattähnlichen Gestalt selber nur ein System von Halbinseln darstellt. Die Zahl der Landschaften und ihre individuelle Mannigfaltigkeit steht der von Mittelhellas nicht nach, doch tritt hier die Anlage zu einer festeren Gruppirung und einem engeren Zusammenschluß der Landschaften in bemerkenswerther Weise hervor. Die Halbinsel hatte an dem inneren Hochlande Arkadien einen festen architektonischen Kern, um den sich die übrigen Landschaften lagern, Lakonien und Messenien im Süden, Elis im Westen, Achaja im Norden, Phlius und Sikyon im Thal des Asopos im Nordosten, das Gebiet von Korinth nach dem Isthmos zu und Argolis im Osten. Hätten die Spartaner jenes Mittelland in Besitz genommen, so würden sie vielleicht die ganze Halbinsel unterworfen haben, doch auch so von der Südecke der Halbinsel aus gelang ihnen eine Einigung der meisten Landschaften, so daß diese Staatengruppe unter ihrer Leitung für lange Zeit einen festen politischen Zusammenhang gewann und der Peloponnes als die herrschende Akropole von Hellas gelten konnte. Wie hier im Süden der Taygetos die Gebirgsachse des Pindus im Norden fortsetzt, so wiederholen sich auch im übrigen die allgemeinen Naturverhältnisse

von Thessalien im Peloponnes, insofern sie eine feste Gruppe zusammenhängender Landschaften darstellen, nur daß die Anlage im ganzen eine reichere und die Ausbildung der Theile zu individueller Selbständigkeit eine größere ist, als im Norden.

Wie ein Unterschied der nördlichen und südlichen Theile des Festlandes sich geltend macht, besteht auch ein solcher zwischen der östlichen und westlichen Hälfte. Als charakteristische Unterschiede der beiden Hälften ergeben sich der Betrachtung größere Küstenentwickelung auf der Ostseite mit zahlreicheren Meerbusen, der thermäische (von Saloniki), pagasäische (von Volo) malische (Zeitun), der euböische Sund (von Negroponte), der saronische (von Egina) und argivische Busen (von Nauplia), während auf der Westseite nur drei, der flachgeschweifte kyparissische (an der Küste von Elis), der tiefeinschneidende korinthische (von Lepanto) und nordwärts der ambrakische Busen (von Arta) sich vorfinden. Dem östlichen Gestade liegt ein reicher Archipelagus vor, der zu dem hochkultivirten Küstenland Kleinasiens hinleitet, während das westliche Meer inselärmer, der Schifffahrt größere Gefahren bereitete und das Gegengestade von Italien, ein noch lange Zeit barbarisches Land, keine solche Anziehungskraft ausüben konnte, wie die reichen Gebiete Kleinasiens. Die Landschaften im Osten sind durch feste Gebirgsmarken getrennt, während im Westen solche meistens fehlen und nur durch Wasserstraßen, wie der korinthische Busen, und durch Flüsse, wie der Acheloos, Neda u. s. w. ersetzt werden. Der Uebergang aus einer Landschaft in die andere war hier leichter zu bewerkstelligen. Diesseits und jenseits des korinthischen Busens ist schon in ältester Zeit viel hin- und hergewandert, so daß die Ursprünglichkeit der Wohnsitze sich nicht immer nachweisen läßt. Die ethnographische und politische Eigenart konnte daher hier nicht zu so charaktervoller Durchbildung kommen, wie im Osten bei festen abgeschlossenen Grenzen. Allerdings zeichnen sich die

westlichen Landschaften durch größere Ausdehnung der Ebenen, gute Bewässerung und Fruchtbarkeit aus. Dieser natürliche Vorzug verkehrte sich jedoch in einen geschichtlichen Nachtheil, da die Bewohner des Westens, wenig in die Ferne gelockt, bei den einfachen Zuständen eines primitiven Hirten- und Bauernlebens verharrten. Die Enge der östlichen Landschaften dagegen, ihre geringe Produktion und mannigfache Gelegenheit zum Seeverkehr versetzte ihre Bewohner in beständige Unruhe und Aufregung. Kriege, Auswanderungen, Handelsverbindungen, Kolonisationen gingen hieraus hervor. Das geschichtliche Leben zog sich daher im Fortschritt der Kultur fast ganz von der westlichen Seite auf die östliche hinüber. Im Westen trat Messenien früh aus der Reihe der selbständigen Staaten aus. Elis genoß den Schutz eines dauernden Gottesfriedens von Olympia, der ihm aber die Entfaltung einer politischen Thatkraft versagte. Aetolien, Akarnanien, Epirus galten immer für halbbarbarische Länder, die auf einer niederen Kulturstufe verharrten. An den erschütternden Vorgängen und Bewegungen, welche die östlichen Staaten beschäftigten, nahmen diese westlichen gar keinen oder nur einen geringen Antheil, sie waren sogar nicht in der Delphischen Verbindung (Amphiktyonie) vertreten, welche dagegen alle auf der Ostseite wohnenden Stämme umfaßte. Erst gegen Ende der hellenischen Geschichte, als die Kulturstaaten des Ostens sich ausgelebt hatten, beginnen die roheren Stämme im Westen eine eigene geschichtliche Thätigkeit zu entwickeln, die freilich nicht bestimmt war, belebend und neugestaltend zu wirken, sondern nur den allgemeinen Verfall des Ganzen beschleunigen sollte.

Aus dem Gesagten ergiebt sich unschwer, welches die Weltstellung von Hellas und seine geschichtliche Beziehung zu den umliegenden Ländern gewesen ist.

Im Westen stand Hellas abgekehrt gegen Italien, was schon aus dem Charakter seiner westlichen Landschaften und

der entsprechenden auf der Ostseite Italiens hervorgeht. Beide Halbinseln stehen so zu sagen mit dem Rücken gegeneinander gekehrt. Haben auch Wanderungen in ältester Zeit schon das trennende Meer überschritten, so ist doch eine politische Berührung beider Halbinseln erst in verhältnißmäßig später Zeit, im zweiten punischen Kriege, erfolgt.

Im Süden ist Griechenland von der libyschen Küste weiter entfernt als Italien und noch weiter als Spanien. Nur vereinzelte Koloniegründungen und Handelsverbindungen mit Aegypten und Kyrene deuteten eine Beziehung zu diesen Gegenden an, die immerhin für das Kulturleben von nicht geringer Bedeutung waren. Im Osten ist dagegen mit der asiatischen Welt eine frühzeitige und ununterbrochene Wechselbeziehung eingetreten. Eine scharfe Grenzscheide der Völkerstämme hat es bei der Leichtigkeit der Uebergänge hier nie gegeben. Die griechische Ostküste ist mit ihren Meerbusen und Vorsprüngen wie ein aufgespanntes Netz gegen den Orient hingerichtet, und wie die hellenischen Städte sich am liebsten der Morgenseite zukehrten, weil diese für die gesundere galt, so war ganz Hellas dem Morgenlande zugewandt, um von dieser Seite die Strahlen einer aufgehenden Kultur zu empfangen. Die Inseln des ägäischen Meeres erleichterten die Kommunikation als natürliche Stationen oder Brückenpfeiler, und am Gegengestade empfing den Einwanderer ein Land, das in Küstengliederung und Bodengestaltung seine heimathlichen Verhältnisse zu wiederholen schien. Die Einwirkung des Orients auf Hellas wurde noch verstärkt durch zwei natürliche Umstände: Gewisse Produkte wie Purpur im lakonischen Golf, bei Korinth und im euböischen Meer, Kupfer- und Erzgruben auf Euböa, Gold auf Thasos, Silber in Attika lockten den phönikischen Kaufmann an die hellenischen Gestade. Sodann die Meeresströmung, welche von der afrikanischen und syrischen Küste her an Kleinasien vorüber in das

ägäische Meer führt, erleichterten den syrischen Schiffen die Fahrt in die westlichen Gewässer und an die hellenischen Ufer. Die Phönikier waren durch diese Verhältnisse auf das hellenische Land hingewiesen, wo sie die von ihnen am meisten geschätzten Naturprodukte vorfanden und mit den Erzeugnissen ihrer vorgeschrittenen Industrie mannigfache Anregungen des religiösen, geistigen und wirthschaftlichen Lebens dem kulturärmeren Hellas zuführten. Im Norden endlich ist Hellas durch das Balkangebirge, das eine feste klimatische und ethnographische Grenzscheide bildet, gegen die barbarischen Stämme abgesondert. Seit der ältesten Landeinwanderung haben sich von hier keinerlei Einflüsse bemerkbar gemacht. Die Beziehung zu diesen Gegenden war eine viel geringere als sie Italien zu den alpinischen und transalpinischen Gebieten hatte. Das Land zwischen Balkan und dem kambunischen Gebirge dagegen umfaßt ein ansehnliches Vorland von Hellas, dessen Bewohner zwar dem hellenischen Volke stammfremd, aber zur Aneignung seiner Sprache und Sitte sich wohl befähigt erwiesen. Als dieses Gebiet sich mit hellenischen Kultureinflüssen hinlänglich erfüllt hatte, erfolgte von hier eine starke politische Rückwirkung auf das gealterte Hellas und erwies sich zugleich als der Hebel, der befähigt war, dessen Kräfte in den Orient zu einer neuen geschichtlichen Wirksamkeit überzuleiten, die dem Heimathlande fortan versagt war.

Sieht man auf die Beschaffenheit der physikalischen Einflüsse, wie sie das Leben der Menschen mannigfach bestimmten, so ist es nicht leicht, aus der großen Fülle der hierhergehörigen Momente nur die bedeutsamsten und wirkungsvollsten hervorzuheben. Das Klima ist bedingt durch die südliche Lage und demgemäß im allgemeinen warm, doch gemildert durch die Gebirgsluft und die Einflüsse der überall sich eindrängenden See. Mit der Abnahme der Breitengrade von Norden nach Süden treten auffallend schnelle Uebergänge der Temperatur und Vegetation ein.

Am Pindus finden sich Buchen- und Eichenwälder wie in Deutschland, in Mittelhellas vorherrschend Oliven und Feigen, der Süden reicht schon in die Palmenzone hinein und heute gedeihen hier Aloe, Kaktus und Baumwolle. Dabei fehlt es nicht an scharfen Kontrasten zwischen den nächsten Nachbarländern, so Attikas frische, reine Seeluft neben Böotiens schwerlastender Nebelluft; Arkadiens rauhes Gebirgsklima neben den warmen Thälern von Elis und Messenien. Aehnlich den Kontrasten in der Pflanzenwelt waren auch die Gegensätze in Sitten und Lebensweise der Menschen, rauher bei den Gebirgsstämmen, weicher und behaglicher in Ebenen und Küstengebieten. Doch hielt der Volkscharakter überall eine glückliche Mitte zwischen der Roheit der nördlichen Barbaren und der erschlaffenden Ueppigkeit der orientalischen Völker inne. Im ganzen wirkte das Klima belebend auf die physische und geistige Spannkraft. Es begünstigte das Leben im Freien und in der Oeffentlichkeit, die leichte Gewandung, die nackten Leibesübungen, die Aufstellung und Erhaltung von Denkmälern und Inschriften, die zum Theil bis heute die scharfen Umrisse ihrer Formen und Zeichen bewahrt haben. Den Zusammenhang zwischen Klima und Volkscharakter hat schon Aristoteles angedeutet, wenn er sagt: Die Völker, welche in den kalten Gegenden und namentlich denen Europas wohnen, sind zwar voll Muth, sind aber mit Verstand und Kunstsinn in geringerem Grade versehen; sie behaupten sich daher wohl länger in ihrer Freiheit, sind aber [illegible] g eines staatlichen Vereins untüchtig und ihre Nachbarn zu beherrschen unfähig. Die Völker Asiens dagegen sind wohl intelligent und besitzen künstlerische Anlagen, aber es fehlt ihnen Muth, daher leben sie in Unterwürfigkeit und Sklaverei. Das Geschlecht der Hellenen dagegen, wie es hinsichtlich seiner Wohnsitze die Mitte hält, vereinigt die Naturanlagen beider, ist muthvoll und intelligent und deshalb

behauptet es sich ebensowohl in seiner Freiheit als seine staatlichen Einrichtungen die besten sind.

Der Boden ist nur in wenigen Gegenden fruchtbar, in den meisten steinig und mangelhaft bewässert und fordert überall angestrengte Arbeit. Im Gegensatz zu der verschwenderischen Fülle der orientalischen Natur nennt Strabo Europa und speziell Griechenland das Land der Armuth. Verweichlichung und entnervender Müßiggang konnten daher nicht leicht eintreten. Die Abhängigkeit von der Natur, die der Landmann bei seinem mühevollen Tagewerk besonders lebhaft empfand, begründete fromme Scheu vor den Göttern und stetige Sitte.

Mannigfache Naturerscheinungen und charakteristische Formen der Landschaft förderten die Ausbildung von Mythen und Sagen. Die hervorragenden das Auge fesselnden Berggipfel des Olymp, Parnaß, Helikon, von Akrokorinth, des Kyllene, Lykeion u. a., die unterirdischen Grotten, die Thalschluchten mit aufsteigenden Dämpfen, der oft räthselhafte Lauf der Gewässer, die Erderschütterungen, wie die Spuren früherer Erdrevolutionen beschäftigten die Phantasie und boten Anhaltspunkte für die Festigung und Ausbildung von Göttersagen und Götterkulten dar. Jede Landschaft hatte eine überreiche Fülle von lokalen Götterheroen und Götterlegenden aufzuweisen, die wie eine üppig entwickelte Flora alle bedeutsameren Gestaltungen des Bodens überkleidete und jeden Winkel des Landes zu einer durch Erinnerung und Kultus geweihten Stätte machte. Die natürlichen Formen der Landschaft, gehoben durch helles Licht und Durchsichtigkeit der Atmosphäre, wirkten auf den Formensinn und die künstlerische Anlage, wozu freilich noch mehr die Schönheit der Rasse beitrug. Die Entwickelung des plastischen Sinnes der Griechen findet in der natürlichen Bodengestaltung der Heimath ihre erste Nahrung, ihre höchste Steigerung. „Ihre Architektur," sagt Karl Ritter, „welche ihrer Skulptur

vorausging, ward bedingt durch den amphitheatralisch sich erhebenden Boden, der allen ihren Bauten, den Tempeln, Akropolen, Theatern, wie der Städtegruppirung zum Muster dienen mußte; wohl der merkwürdigste Einfluß, den die Naturplastik irgend eines Bodens, als einer Völkerheimath auf das Menschengeschlecht auszuüben imstande war." Das Material der Bauten, Marmor und Bruchsteine, wirkten bedingend auf den Stil und die Technik, die hier natürlich andere sein mußten, als im Euphratlande, wo man sich nur der Backsteine bediente. Das ägäische Meer erleichterte durch seinen Charakter die Ausbildung und den Betrieb der Schiffahrt. Wenig stürmisch und gefahrvoll, buchten- und inselreich bietet es dem Schiffer überall Zuflucht, und fast nirgends kommt das Land aus dem Gesicht. Die Regelmäßigkeit der täglich wechselnden Land- und Seewinde und der Lauf der Strömungen erleichterten die Schiffahrt und umgaben das Land mit einem Netz von Fahrstraßen im Meere, das für die Kultur wichtiger war als das Netz, das von den Höhen der Gebirge aus sich in dünnen und sparsamen Wasserfäden über das Land verbreitete. Ueberdies führte die Mangelhaftigkeit der einheimischen Produktion auf eine Ergänzung derselben durch Handelsverkehr hin; man bedurfte der Einfuhr, z. B. Attika des Getreides von Pontos. Die leicht erreichbaren Gestadeländer jenseits des Meeres lockten zur Auswanderung und Kolonisation, die bei der Uebervölkerung auf dem knappen und mageren Boden der Heimath bald zur Nothwendigkeit wurde. Das Seewesen ward für den Hellenen eine Schule der Gewandtheit und des Charakters. Endlich kommt auch in Betracht die centrale Lage des Archipelagus zwischen dem pontischen, levantischen und jonischen Meer, die ihn zu der wahren agora des östlichen Schiffahrts- und Völkerverkehrs machte. Die reiche Plastik des Bodens, die vielfache Berührung von Land und Meer haben in Griechenland eine Mannigfaltigkeit der Natur-

verhältnisse hervorgerufen, welche die Eigenthümlichkeit der Bewohner nach allen Richtungen ihres Lebens in Sitte, Dialekt, Verfassungen und Kultur mitwirkend bestimmten. Küste und Gebirgsland, Thäler und Hochebenen, abgeschlossene potamische Gebiete, wie das Thal des Eurotas in Lakonien, Kephissos in Böotien, des Peneios in Thessalien unddes Peneios im hohlen Elis, absolutes Litoral fast ohne anbaufähiges Land, wie am Isthmos, und fruchtbare Thalebenen ohne günstige Küstenentwickelung, wie in Elis, langgedehnte, hafenlose Ufer, wie die Südküste des korinthischen Meerbusens mit dem vis-à-vis seiner schöngegliederten buchtenreichen Nordseite — alle diese Formationen sind wie durch eine Launeder Natur auf engstem Raume hier entwickelt. Dementsprechend finden sich auffallende Kontraste des Kulturlebens in den verschiedensten Abstufungen, wie man etwa an einem Gebirge die Pflanzenwelt südlicher und nördlicher Zonen in schnellem Aufsteigen vom Thal zum Gipfel durchmessen kann. Solche Kontraste bilden z. B. das hochcivilisirte Attika und die halbbarbarischen Hirtenstämme von Aetolien und Akarnanien, die blühende Handelsstadt Korinth und in seinem Rücken das rauhe Gebirgsland Arkadiens mit seinen primitiven Verhältnissen einer autochthonen Bevölkerung; das offene Thal des Alpheios in Olympia, dem gastlichen Sammelpunkt der gesammten Hellenenwelt, und daneben der rauhe, allem Fremdenverkehr und äußerer Kultur abgewandte Kriegerstaat im hohlen Thal des Eurotas. Land- und See-, Handel- und Ackerbaustaaten, demokratische und aristokratische Verfassungen finden sich nebeneinander und bilden in der Fülle der lokalen Lebensgestaltungen jenes lebhafte Wechselspiel der Kräfte aus, das der griechischen Geschichte ihren eigenthümlichen Charakter und besonderen Reiz verleiht.

Weiter noch hat die Bodenplastik des griechischen Landes auch auf seine politischen Geschicke tiefgreifenden Einfluß geübt. Dieser Bodengestalt verdankte Hellas seine politische Selbst-

ständigkeit und Freiheit, die es auch gegen überlegene Mächte lange Zeit hindurch mit Glück behauptete. Es war nach außen leicht zu vertheidigen, da der Zugang zu Lande nur durch schmale Pässe und Defileen offen stand, so das Tempethal in Nordhellas zwischen Ossa und Olymp, die Thermopylen am Oeta, der Schlüssel von Mittelhellas, Korinth, das den nur zwei Meilen breiten Isthmos beherrscht, das Thor und die Zwingburg des Peloponnes. Die zahlreichen Gebirgsgrenzen erleichterten jedem Kanton sich abzuschließen und in Vertheidigungszustand zu setzen. Das ganze Land gleicht einer großen Festung mit den starken Bollwerken seiner Gebirgsmauern, wohl verwahrten Eingangsthoren, engen Passagen und kleineren befestigten Gebieten, gleichsam Citadellen im Innern, so daß es auch einer geringen Mannschaft möglich war, sich gegen einen überlegenen Feind zu behaupten, dessen Menge ihm auf diesem Terrain mehr Schaden als Nutzen brachte. „Ihr Land ja selber kämpft verbündet für sie mit — Es bringt mit Hunger all die Allzuvielen um." (Aesch. Perser 778. 780). Ferner ist zu erwägen, daß gewisse Formen des staatlichen Lebens, wie ein starrer Despotismus, der auf den weiten Ebenen Asiens von jeher einheimisch war, oder eine Priesterherrschaft, die das Leben in feste Satzungen und strenge Abgeschlossenheit der Kasten bindet, auf griechischem Boden eine Unmöglichkeit waren. Vielmehr ist die Selbständigkeit und Besonderung aller Theile in freiester Bewegung das hier herrschende, von der Natur gebotene Lebensgesetz. Wie die Plastik des Bodens, so erscheint auch die des politischen Lebens überall ins Kleine und Kleinste ausgearbeitet. Jedes abgeschlossene Thalgebiet, jeder Gau faßte seine Kraft in einem städtischen Mittelpunkt zusammen, jede Meeresbucht sah eine Anzahl rivalisirender Seestädte an ihren Ufern erstehen. So wurde Hellas von früh an das Land städtischer Bildung, das politische Leben erschloß sich lediglich

in dem Umkreis der Stadtmauern, so daß der Staatsbegriff und die Stadt völlig zusammenfielen und sich in dem Worte polis deckten. Der geringe Umfang des Gebiets und der Bevölkerung und die Uebersichtlichkeit aller Verhältnisse begünstigte die Durchführung republikanischer Verfassungen in der Betheiligung der Bürger am Gesammtleben. Nach Aristoteles sollte der Staat nur so groß sein, daß in Volksversammlungen der Ruf des Herolds überall verständlich sei. Der landschaftliche Partikularismus, der sich in einer wuchernden Fülle autonomer Gewalten kundgab, war demgemäß der vorherrschende Zug in der ganzen griechischen Geschichte. Er fand seinen vollkommensten Ausdruck in dem antalkidischen Frieden 387, der die allgemeine Autonomie aller Ortschaften als Grundsatz aussprach, und man konnte in der Deutung desselben soweit gehen, daß man Städte, die aus einzelnen Dorfschaften zusammengesiedelt waren, in ihre ursprünglichen Bestandtheile auflöste. Auf diesem Prinzip aber beruhte die Mannigfaltigkeit des lokalen und individuellen Lebens, die produktive Kraft in der Ordnung und Gestaltung politischer Verhältnisse, die Anhänglichkeit an die engere Heimath, der Reichthum der Kulturentwickelung und die weitere Verbreitung der Kunstthätigkeit, die hier nicht an einen einzigen Hauptsitz und Mittelpunkt gebunden war, sondern in den vielen selbstständigen Gemeinwesen Pflanzstätten ihres Wirkens fand. Das entgegengesetzte Prinzip bildete der Föderalismus, welcher den natürlichen Partikularismus in Schranken hielt und durch dessen übermäßige Ausbildung als nothwendiges Gegengewicht gefordert erschien, ohne jedoch zu einer völligen Einigung aller Staaten hindurchdringen zu können. Mehrere griechische Landschaften waren durch Lage, Größe und Beschaffenheit vor anderen zur Uebernahme einer hegemonischen Stellung oder Begründung von Bündnissen berufen. So Lakonien im Peloponnes; in Mittelhellas Böotien, aber auch Attika mit seiner insularischen

Umgebung; das Innere Thessaliens mit den umgebenden Gebirgslandschaften und kleineren Nachbarstaaten; die Halbinsel Chalkidike als selbständiges Glied der makedonischen Küste und das untere Stufenland von Makedonien selbst. Für alle diese Landschaften ist denn auch einmal die Zeit gekommen, wo sie den Gedanken der Hegemonie ergriffen oder durch größere Bündnisse ein politisches Uebergewicht erstrebten. Die ganze griechische Geschichte seit den Perserkriegen ist erfüllt von einem Kampfe größerer Bündnisse um die Hegemonie, und noch in letzter Zeit traten an Stelle der älteren aufgelösten Konföderation zwei neue, der ätolische und achäische Bund, deren Rivalität die griechischen Staaten vollends erschöpfte und die Herrschaft der Römer herbeiführte. Auf diesem Prinzip des Föderalismus beruhte aber die Möglichkeit größere politische Aufgaben zu erfassen und durchzuführen, die Ausbildung eines nationalen Bewußtseins, das Zusammenfassen der zersplitterten Kräfte nicht blos für gemeinsame politische Aktionen, sondern auch für große Kulturarbeiten, wie denn z. B. die Blüthe Athens im perikleischen Zeitalter nicht ohne seine Bundesgenossenschaft hätte zu stande kommen können.

Im obigen ist die östliche Hälfte von Hellas nach der allgemeinen Anlage ihrer geographischen Struktur und ihrer geschichtlichen Bestimmung als der bedeutsamste Theil des Festlandes bezeichnet worden. Ein genaueres Eingehen auf diese Verhältnisse führt zu einer Unterscheidung binnenländischer von der See mehr abgekehrter Landschaften in Nord-, Mittel- und Südhellas und der ihnen vorgelagerten Küstengebiete. Bei der vergleichenden Zusammenstellung dieser wie jener wird man gewisse Analogien geographisch-geschichtlicher Art wahrnehmen, welche im Folgenden näher erläutert werden sollen. Jene als binnenländisch bezeichneten Landschaften sind: Das Innere Thessaliens, Böotien und Lakonien. Betrachten wir zunächst

die ersten beiden in der Uebereinstimmung ihrer landschaftlichen und geschichtlichen Verhältnisse.

Beide sind tiefe Ebenen, kesselartig, von Gebirgszügen umgeben, mit fruchtbaren Niederungen für Ackerbau und Viehzucht geeignet. Die innere Ebene Thessaliens ist die größte in Hellas und mag ungefähr hundert Quadratmeilen umfassen, die Ebene Böotien etwa zweiundzwanzig Quadratmeilen; hier wie dort ist ein Hauptfluß; in Thessalien der Peneios (Salambria), in Böotien der Kephissos in der Hauptrichtung von West nach Ost; jener hat einen Abfluß durch das Thal Tempe zwischen Olymp und Ossa gefunden; dieser fließt in seinem Unterlauf unterirdisch durch die Katabothren ab. Beide Tiefebenen bedeckte einst ein hoher Wasserstand; das Innere Thessaliens war einst ein großer See, der seinen Abfluß durch das Thal Tempe nahm und die Seen Böbe und Nessonis sind noch die letzten Ueberreste jener Ueberfluthung, wie in Böotien der Kopaissee einen ähnlichen Ursprung zu haben scheint.

In der mythischen Zeit waren beide Landschaften der Schauplatz eines reich bewegten Heroenlebens, überseeischer Verbindungen und wichtiger Kulturanfänge, als deren Träger hier wie dort zum Theil dieselben Stämme erscheinen, so die Thraker am Olymp und am Helikon, die Minyer in Orchomenos und in Jolkos, Jonier am pagasäischen Meerbusen und im Asoposthal. Jolkos in Thessalien und Aulis in Böotien waren Mittelpunkte uralten Schiffahrtsverkehrs und berühmter Schiffahrtssagen; dort sollte Jason die Argo, hier Aegeon das erste Seeschiff gebaut haben. Das goldreiche Orchomenos war der Sitz der Minyer, die durch Seefahrten und Bauten eine frühe Kultur bekundeten. Auf orientalische Einflüsse deuten die Kadmossage und ebenso die von Herakles; die Sage vom Amphion, dessen Spiel die Steine zum Mauerbau zusammenfügte, weist auf Einfluß von Lydien hin; über das Meer kam auch der

Apollodienst, dessen älteste Altäre in Tempe und Pagasä standen, und auch in Böotien wußte man von der Ankunft des Apollon von den östlichen Inseln über Euböa her zu erzählen. Die Thraker Pieriens pflegten Musendienste und Sangeskunst und verpflanzten sie auch an den böotischen Helikon, dort erwuchs im Gesange die Götterwelt des Olymp, hier die Theogonische Dichtung des Sängers von Askra. Beide Landschaften erhielten durch die Wanderungen eine gleichartige Bevölkerung äolischen Stammes, deren Lebensweise hier wie dort dieselbe war. Gemeinsam war beiden Abneigung gegen den Seeverkehr, von welchem schon Hesiod seine Landsleute abmahnte; Epaminondas machte vergebliche Versuche, eine böotische Seemacht herzustellen. Ackerbau, Roßzucht, gymnastische Uebungen, Neigung zu derben, sinnlichen Genüssen und Schwelgerei, Abneigung von geistiger Beschäftigung waren den Böotiern und Thessaliern eigen. Die Thessalier galten überhaupt nur für halbe Hellenen, und sprichwörtlich war die böotische Stumpfheit. Uns Böotier, sagt Plutarch, nannten die Attiker sonst nur Dickköpfe, dumm und gefühllos, vornehmlich wegen der Gefräßigkeit. Andere hießen uns gar Schweine und Menander-Leute, die brave Kinnbacken haben. Zu einer politischen Einigung sind beide Landschaften nicht gelangt, da es ihnen an einem natürlichen Mittelpunkt gebrach. Das Innere Thessaliens ist durch einen Höhenzug, der von Norden nach Süden die Ebene durchschneidet, und selber von dem Peneios in der Richtung von Westen nach Osten durchbrochen wird, in zwei Ebenen getheilt. Die westliche größere ist die von Pharsalus, die kleinere östliche die von Larissa, worin noch die dotische Ebene am Böbesee unterschieden wird. Pharsalus, Larissa und Krannon waren die Mittelpunkte dieser Distrikte, welche schon die Thessalier bei ihrer Einwanderung als Städte vorfanden und die auch seitdem Herrschersitze verschiedener Dynastengeschlechter (Aleuaden und Skopaden) geblieben sind. Nur ausnahmsweise stellte sich die thessa-

lische Ritterschaft im Kriege unter einen selbstgewählten Herzog. Böotien mit seinen beiden Küsten, seinen beiden Flußthälern, den beiden Tiefebenen des Kopais und des hylischen Sees, die durch das Gebirge Phikion voneinander getrennt sind und den beiden stets rivalisirenden Hauptorten Theben und Orchomenos widerstand gleichfalls der politischen Einigung; nur vorübergehend und ungern fügten sich die Städte der thebanischen Hegemonie, von der Platää, Thespiä und Orchomenos nie etwas wissen wollten. Die Rossezucht begünstigte das Aufkommen der Aristokratie; daher ritterliche Adelsgeschlechter für gewöhnlich an der Spitze aller böotischen und thessalischen Städte standen, die sich gemeiniglich schlechtweg Ritter nannten. Und die thessalische Reiterei galt für die ausgezeichnetste in Hellas. In der Kriegsgeschichte sind beide Landschaften gleich wichtig wegen zahlreicher Durchzüge und Entscheidungskämpfe, da ihre Lage zu den andern Staaten und ihre Niederungen, die für die Entwickelung von Heeresmassen, namentlich Reiterei, geeignet waren, vielfache Gelegenheit zu feindlichen Zusammenstößen boten. In Böotien besonders konnten die Heere vom Peloponnes, von Attika, Thessalien und vom Westen her am bequemsten sich vereinigen; es war daher auch wie keine andere hellenische Landschaft durch zahlreiche Schlachtfelder ausgezeichnet als der eigentliche „Tanzplatz des Ares", wie Epaminondas es nannte. Platää, Chaeronea, Koronea, Leuktra erinnern an wichtige Entscheidungen der griechischen Geschichte. Auch Thessalien war ein Land militärischer Durchzüge und Katastrophen. An die Kämpfe der Perser, Makedonier, Römer erinnern die Schlachtfelder von Pharsalus, Krannon, Kynoskephalae u. a. Endlich waren beide Landschaften auch in der auswärtigen Politik nicht besonders glücklich. In den Perserkriegen schlossen sie sich dem Nationalfeinde an. Beide machten vorübergehend den Versuch, eine hegemonische Stellung in Griechenland einzunehmen, Thessalien unter den Tyrannen von Pherae, namentlich Jason; Böotien unter Epaminondas und Pelopidas. Doch

die böotische Hegemonie diente nur dazu, die ältere spartanische zu stürzen, ohne die Verhältnisse von Hellas zu bessern. Der Versuch einer thessalischen Oberleitung rief nur die Intervention Makedoniens herbei und brachte Knechtschaft über alle Hellenen.

Betrachten wir nun Lakonien, die Landschaft des Peloponnes, die mit den ebengenannten in Parallele zu setzen ist. Lakonien ist wie Thessalien ein von bedeutenden Bergrücken rings umschlossenes Tiefland, nur dachen sich die Gebirge nach dem Inneren und nach der Thalrinne des Eurotas allmählicher ab als in Thessalien. Der Eurotas entspricht als Hauptfluß Lakoniens dem Peneios, und wie dieser sich in der Thalschlucht von Tempe einen Ausgang geschaffen hat, so durchbricht auch jener in Stromschnellen die Querzüge, welche vom Parnon, von Osten her, und vom Taygetos, von Westen her, sich ihm in den Weg stellen. Die Meeresküste ist hier wie dort durch einen tiefeinschneidenden Meerbusen gegliedert, der auch in Lakonien in ältester Zeit überseeischem Schiffahrtsverkehr diente; von der Insel Kythera (Cerigo) reichten phönikische Einwirkungen in das Binnenland herein. Das Innere der Landschaften hatte vorzugsweise Befähigung zum Ackerbau und der Viehzucht, welche für die wirthschaftlichen und sozialen Zustände beider Länder bestimmend wurden.

Der Taygetos nimmt die Richtung des Pindus wieder auf, und diese beiden bedeutendsten Gebirgszüge stellen die Hauptgebirgsaxe von Hellas dar. Der Parnon, welcher das Innere Lakoniens von der Ostküste absperrt, entspricht der Magnesia im Osten Thessaliens, und die Bergnamen Olymp und Ossa kehren auch hier wieder. Das Eurotasthal gliedert sich wie das des Peneios in vier natürliche Abschnitte: das obere Bergland, das innere Hochthal von Lakedämon, der Durchbruch durch die südlichen Berge und das Mündungsgebiet. Ebenso durchläuft der Peneios die obere Ebene von Pharsalus, die untere von Larissa, die Schlucht von Tempe und

die äußere Küstenebene. Von dem inneren Thale Lakedämons behauptete man wie von Thessalien, daß die Gewässer darin sich einst zu einem See angestaut hätten, bis sie einen Ausweg fanden, und sumpfige Niederungen bei Sparta sollten noch eine alte Spur des ehemaligen Wasserstandes sein. In beiden Landschaften wurde zur Zeit der großen Wanderung der Staat durch Eroberung unter achäischen Fürsten gegründet und der historische Charakter festgestellt. Die Penesten in Thessalien wurden Leibeigene, wie die Heloten in Sparta. Die Gebirgsbewohner wurden hier wie dort tribut- und kriegspflichtige Periöken oder Bundesgenossen. Bei Beiden überwog die kriegerische Beschäftigung, die Thessalier waren das beste Reitervolk, die Spartaner das beste Fußvolk in Hellas. Hier wie dort waren die Eroberer dem Handelsverkehr abgeneigt, während in früheren Zeiten beide Landschaften diesem geöffnet waren; hieraus ergaben sich in Thessalien und Lakonien als charakteristische Merkmale eine kontinentale Abschließung, ritterliche Lebensweise in Krieg, Jagd und geringes Maß von geistiger Bildung. Thessalier wie Spartaner machten Versuche zu weiteren Eroberungen und Begründung einer Herrschaft über die anliegenden Landschaften. Die Eroberer traten hier wie dort in die schon vorhandenen Kultusverbindungen der Landschaften ein und erweiterten dieselben zur amphiktyonischen Vereinigung. So breitete sich durch die thessalische Wanderung die Amphiktyonie von Tempe und Thermopylä an den Parnassos in Mittelhellas aus, während die Spartaner durch den Eintritt in die olympische Fest- und Opfergemeinschaft an die Spitze einer peloponnesischen Amphiktyonie traten.

Von so übereinstimmenden Anfängen ausgehend war dennoch die Entwickelung Spartas und Thessaliens und ihre Einwirkung auf das übrige Hellas sehr verschieden. Zunächst kommt hierfür in Betracht die ungleiche Begabung des äolischen und

des dorischen Stammes. Der äolische Stamm kennzeichnete sich durch Leidenschaftlichkeit und Neigung zu sinnlichem Genuß; er verstand es weder der staatlichen Disziplin noch der sittlichen Zucht die ungestümen Triebe seiner Natur zu unterwerfen. So sind sie immer zwischen dem ionischen Leichtsinn und der männlichen Besonnenheit der Dorer getheilt geblieben und auf keine rechte Mittelstraße gelangt. Die harte Einseitigkeit der Spartaner dagegen entsagte aller Selbstsucht der Einzelnen, um die ganze Thatkraft dem politischen Leben zuzuwenden und hier dauernde Erfolge zu erringen.

Das Innere Thessaliens enthielt, wie schon oben bemerkt, mehrere Ebenen, die so geräumig waren, daß sie für mehrere große Städteanlagen ausreichten. Daher zerstreuten sich die Thessalier über die ganze Landschaft und gründeten in den alten Städten Larissa, Krannon und Pharsalos einzelne Herrschersitze. Die dorischen Eroberer Lakoniens dagegen sammelten sich alle im Eurotasthale, wo sie in Sparta ein bleibendes Standlager und einen einheitlichen Mittelpunkt der Landschaft gründeten. Das hohle Lakedämon ist die einzige Ebene im Innern der Landschaft zwischen Taygetos und Parnon, durch Fruchtbarkeit und Sicherheit ihrer Lage in dem Grade von der Natur bevorzugt, daß dadurch die ganze Landschaft den Charakter der Konzentration erhält, welcher mehr als alles andere ihre geschichtliche Eigenthümlichkeit ausmacht. Dieses Mittelland war daher zu allen Zeiten das Kernstück Lakoniens, der Sitz der Macht und Herrschaft. Im politischen Leben kamen dementsprechend die Thessalier nicht zu einheitlicher Staatenbildung. In Adelsfaktionen, als Söldner in auswärtigen Diensten, unter dem Druck von Tyrannen und wechselnden Herrschaften zersplitterten und zerrieben sie ihre ungebändigte Kraft. Die Spartaner erlangten in der lykurgischen Verfassung, die mehr Volkssitte als künstliche Gesetzgebung war, eine Einigung und

charaktervolle Ausgestaltung ihres Volksthumes, nicht unähnlich dem Bergkrystall, der, in der Tiefe still und stetig gewachsen, kaum der nachhelfenden Menschenhand bedarf, um seine durchsichtige Schönheit in der Regelmäßigkeit seiner Struktur zu enthüllen. Endlich waren die Spartaner imstande, sich durch die olympische Festfeier eine hegemonische Stellung fast im ganzen Peloponnes zu erwerben, während die Thessalier in der nördlichen Amphiktyonie trotz ihrer Eroberungsgelüste es nie zu einer festbegründeten Herrschaft gebracht haben. So wurde durch die große Wanderung am Nord- wie am Südende von Hellas unter der Leitung achäischer Fürsten eine bedeutende Niederlassung gegründet, deren letzte Ergebnisse bei vieler Aehnlichkeit ihrer Anfänge doch zu verschiedenen Resultaten führten. Die Kraft der Thessalier ist von geringem Einfluß auf die Geschichte und das Kulturleben von Hellas geblieben und in fruchtlosen Kämpfen vergeudet worden. Am Eurotas war ein geringes Samenkorn ausgestreut, das doch zum stattlichen Baume erwuchs, der seine Zweige schirmend und schattend über die hellenische Welt gebreitet hat. Hier zeigte sich, was eine kleine, aber wohlorganisirte Macht zu leisten vermag, wo alle Kräfte in einer einheitlich geschlossenen Form gesammelt und alle Theile als Glieder den Zwecken des Gesammtlebens dienstbar gemacht sind. Thessalien hatte immer etwas von einer ungeordneten polnischen Magnatenrepublik. Sparta gelang es, durch die zusammenfassende Energie seines Volksthumes und die Disziplin seiner Gesetzgebung einen Kosmos des politischen und sittlichen Lebens zu gestalten, der von den bedeutendsten griechischen Staatsmännern und Denkern in vieler Beziehung als ein Musterbild staatlicher Lebensordnung betrachtet ward.

Gehen wir von den Binnenländern auf die vorgelegten Küstengebiete des östlichen Litorals über, so bemerken wir, daß

dasselbe nicht nur durch die Mannigfaltigkeit seiner Gliederung, sondern auch durch eine auffallende Regelmäßigkeit der geographischen Gesammtanlage sich auszeichnet. In Nord- wie Mittel- und Südhellas ist die Küstenbildung der Ostseite übereinstimmend durch die Wiederkehr gewisser landschaftlicher Elemente charakterisirt, die bei aller lokalen Verschiedenheit doch ein gemeinsames Grundverhältniß der Gliederung darstellen. Hier wie dort findet sich ein tiefeinschneidender Meerbusen, der auf der einen Seite von einer gebirgigen Halbinsel, auf der anderen von einem mehr oder weniger breiten Küstensaume eingeschlossen wird, während ein zweiter Meerbusen die südliche Begrenzung dieses Küstensaumes bildet. Diese Verhältnisse gestalten sich spezieller folgendermaßen:

Der Meerbusen von Pagasae (Volo) ist von der vorspringenden Halbinsel Magnesia und dem Ausläufer des Otrys eingeschlossen, der nach Westen in die Landschaft Phthiotis sich hineinzieht. Beide Landschaften sind durch Gebirgscharakter und Küstenlage von dem flachen Binnenlande Thessalien gesondert, dennoch aber der einfachen und kompakten Gesammtanlage von Nord-Hellas entsprechend fest an den Stamm des Binnenlandes angeschlossen, Glieder des Festlandes, die gleichsam noch nicht zu voller Freiheit entlassen sind. Dementsprechend führten die Stämme dieser Küstenlandschaften, achäischer und jonischer Herkunft, in ältester Zeit ihr eigenes Leben und wirkten durch Fremdenverkehr, Schiffahrt, Heroenleben, Gesang und Musendienst vielfach erweckend auf das Binnenland ein. Darauf weisen die Sagen von Jolkos und Pherae, vom Pelion, von Phthia, die thrakischen Sänger Pieriens und die Götterwelt des Olymp. Die thessalische Wanderung bildet dagegen einen Rückschlag der Stämme des Binnenlandes gegen die des Küstenlandes. Die Magneten und Phthioten blieben zwar in einer gewissen lokalen Selbstständigkeit und behielten ihre eigene

Stimme im Amphiktyonenbunde, mußten sich aber als Bundesgenossen der Thessalier zur Kriegs- und Tributpflicht bequemen. In der späteren hellenischen Zeit, als alle alten Einigungen sich lockerten und das Streben nach lokaler Autonomie bestimmend ward, traten auch diese Gegenden in größerer Selbständigkeit wieder hervor, und die Tyrannen von Pherae beherrschten sogar vorübergehend das Binnenland von Thessalien. Die Küstenfestung Demetrias wurde darauf in der makedonischen Zeit eine Zwingburg, welche das ganze nordhellenische Binnenland im Zaum halten sollte. Die insularische Beigabe, die allen hellenischen Küsten zukommt, ist hier nur kärglich ausgefallen in der kleinen Inselgruppe Ikos, Skiathos, Peparethos, die nur als Schifferstation nach der thrakisch-makedonischen Küste bemerkenswerth sind.

Betrachten wir die Verhältnisse des mittelhellenischen Litoralgebietes, so entspricht die Insel Euböa mit ihren drei Gebirgshäuptern Thelethrion, Dirphis (Delphi) und Ocha der nördlichen Halbinsel Magnesia mit dem Olymp, Ossa, Pelion. Ursprünglich hing sie, wie die Alten wissen wollten, mit dem Festlande zusammen, von dem sie durch eine Naturrevolution losgerissen wurde. Die schmalste Stelle des Meeres, der Euripos, ist nur zweihundert Fuß breit. Hierdurch aber ward die Insel dem tiefen Binnenlande von Böotien gegenüber ein gesondertes Glied und eine selbständige Landschaft von Mittel-Hellas. Statt des schmalen Vorgebirges des Otrys tritt hier, dem individualisirten Charakter von Mittel-Hellas entsprechend, an der Südseite Böotiens Attika als eine breite, solide Spitze hervor, die durch starke Naturmarken vom Binnenlande gesondert und an Größe Böotien nicht nachstehend auf ein selbständiges Leben in voller staatlicher Autarkie angewiesen war. Attika hatte überdies den natürlichen Vortheil einer durch die centrale Ebene von Athen sich von selbst ergebenden Einigung der

ganzen Landschaft. Die Bedeutung der eingeschlossenen und umgebenden Meerestheile ist hier gleichfalls eine höhere als im Norden. Das euböische Meer ist nicht ein einfacher Meerbusen, sondern ein doppelter, der die Durchfahrt nach Norden und Süden freiläßt. Und auf der anderen Seite Attikas erhält der saronische Meerbusen durch die Annäherung an den korinthischen eine weit größere Wichtigkeit als der malische im Norden, der von dem ihm korrespondirenden ambrakischen Meerbusen durch ein breites Binnenland geschieden ist. Die insularische Ausstattung bildet die Kykladengruppe, die sich als eine maritime Fortsetzung der Gebirge Attikas und Euböas darstellt und hier viel reichlicher ausgefallen ist als im Norden. Die Küstenbevölkerung dieser Striche behauptete schon in älterer Zeit ihre Selbständigkeit. Zahlreiche überseeische Einwirkungen fanden in ältester Zeit durch Kreter, Karer, Phönikier statt. Der östliche Schifffahrtsverkehr hatte im Euripos wie im pagasäischen Meere einen Ausgangs- und Mittelpunkt. Die Landwanderung bildet auch hier einen Rückschlag. Doch behauptet sich Attika selbstständig, wenn auch mit dem Verlust von Megaris an die Dorer und des Asoposthales an die Böoter. Euböa ging ihm voran in Handel, Kolonisation und einer Art Seeherrschaft über die Inseln, in der es später durch Attika abgelöst wurde, das durch seine in vorgeschichtlicher Zeit vollzogene staatliche Einigung wiederum zur Rückwirkung auf das Küstenland befähigt war. In makedonischer Zeit wurde Chalkis auf Euböa die Zwingburg für Mittel-Hellas wie Demetrias für den Norden. Die Kykladengruppe ward Leiter und Träger der ionischen Seewanderung nach Kleinasien; lange Zeit ein religiöser und maritimer Mittelpunkt des ganzen ionischen Stammes hüben und drüben und politisch meist ein Anhang von Euböa oder Attika.

Endlich in Südhellas tritt wiederum ein anderes Verhält-

niß der Küstengestaltung und ihrer geschichtlichen Bestimmung ein. Der argolische Meerbusen wird eingeschlossen von einer weit vorspringenden, von Gebirgsmassen erfüllten Halbinsel und der Küstenlandschaft Kynuria, deren Fortsetzung bis zum Kap Malea ursprünglich auch zu Argos gehörte. Diese Theile erscheinen wieder fester an das Binnenland angeschlossen als die entsprechenden in Mittel-Hellas, doch selbständiger hervorgebildet als die analogen Landschaften in Nord-Hellas. In historischer Hinsicht erfreute sich Argolis wie Attika und Euböa in ältester Zeit eines regen Fremdenverkehrs und zugleich staatlicher Selbständigkeit. Es muß als die dem Osten zugewendete Stirnseite des Peloponnes eine gewisse Ueberlegenheit und sogar eine hegemonische Stellung über die westlichen Landschaften eingenommen haben. Darauf deuten die Sagen von der Macht der Atriden und Agamemnons Führerschaft im troischen Kriege. Die Landwanderung rief auch hier einen Rückschlag hervor. Argolis erlag einer feindlichen Invasion wie die Küstengebiete in Nord-Hellas, behauptete trotzdem, wenn es auch das ganze südliche Küstengebiet und die Kynuria einbüßte, wie Attika seine staatliche Selbständigkeit. Es schloß sich nie dem peloponnesischen Bunde Spartas an und kämpfte gegen dessen Ueberlegenheit stets in rivalisirender Eifersucht an, gleich der argivischen Here, die dem dorischen Herakles feindlich gesinnt war. Eine landschaftliche Einigung fand dennoch nicht statt, sondern nur ein Bundesverhältniß der bedeutenderen Städte, an deren Spitze gelegentlich Argos trat. Denn die centrale Ebene von Argos war zu klein und dürftig, um die ganze Halbinsel unmittelbar beherrschen zu können, wie die Ebene um Athen das attische Land, und wenn Argolis dieselben landschaftlichen Elemente wie Attika aufweisen konnte, nämlich Küstenebene (Pedias), Gebirgsland (Diakria) und Litoral (Paralia), so fielen doch diese hier in größeren Massen und Linien aus-

einander ohne jene kompakte einheitliche Gruppirung, welche einen Vorzug Attikas bildete. So kam es, daß die Städte an der Nordseite der argolischen Halbinsel in engerer Beziehung zu den anderen Orten am saronischen Meerbusen als mit Argos standen und ihr politischer Zusammenhang mit diesem immer durchrissen ward. Die insularische Fortsetzung der Halbinsel, welche durch Melos, Thera und Kreta angedeutet wird und auch durch den vulkanischen Charakter jener Inseln geognostisch begründet erscheint, tritt bedeutsamer hervor als im Norden, doch weniger reich und mannigfaltig als in Mittel-Hellas. Diese Inseln wurden Träger und Stationen der dorischen Seewanderung nach Kleinasien wie die Kykladen die der ionischen.

Aus dieser Zusammenstellung ergiebt sich, daß von den drei Binnenlandschaften Thessalien, Böotien und Lakonien nur das letztere die Befähigung und den Vorzug der politischen Einigung hatte, von den Küstenlandschaften nur Attika; denn das nördliche Litoralgebiet hatte weder eine hinreichende Selbstständigkeit noch innere Einigung. Argolis hatte die erstere, aber entbehrte der andern; Attika besaß beides, Selbständigkeit und Einheit. Schon hieraus folgt, daß Lakonien und Attika durch das Uebergewicht ihrer politischen Kräfte zu einer hervorragenden Stellung in der griechischen Staatenwelt berufen waren. Als See- und Binnenstaat, als Hauptrepräsentanten des ionischen und dorischen Stammes und der sich hier anschließenden verschiedenartigen Bildungen in Staat und Sitte wurden sie, einander ausschließend und ergänzend, die hervorragenden Pole und Leiter des politischen Lebens, wie der gesammten Kulturentwickelung der Hellenen. Dieser landschaftlich, ethnisch und politisch ausgebildete Dualismus von Attika und Lakonien ist die letzte Spitze, in welche eine jede Betrachtung des hellenischen Landes auslaufen muß, die darauf ausgeht, unter der Fülle der zusammenwirkenden natürlichen Faktoren

das letzthin entscheidende, für die Geschichte maßgebende Grundverhältniß der Bodengestaltung zu vermitteln. Diese Betrachtung kann daher erst zu ihrem Abschluß kommen durch ein genaueres Eingehen in die Naturbeschaffenheit des attischen Landes.

Attika ist die im Südosten von Hellas vorspringende Halbinsel zwischen dem saronischen und euböischen Meerbusen, ein dreiseitiges Felsplateau, welches sich von Norden nach Süden bis zum Vorgebirge Sunion (Kolonna) allmählich abdacht mit einem Flächeninhalt von ca. 40 Quadratmeilen. Die Landgrenze im Norden gegen Böotien bildet der 4340 Fuß hohe Kithäron und daneben, durch den Paß von Eleutherae geschieden, der wolkensammelnde Parnessos (4350 Fuß). An diesen schließt sich im Süden das kleine Massengebirge des Pentelikon oder Brilessos 3420 Fuß hoch. Von ihm durch ein Querthal geschieden zieht sich der sattelförmig geschwungene Hymettos (2500 Fuß) südwärts, woran sich die laurischen Berge anschließen, welche die Südspitze der ganzen Halbinsel ausfüllen. Noch ist ein kleiner Bergzug Aigaleos zu bemerken, der vom Kithäron (Elateos) in südwestlicher Richtung nach dem saronischen Busen zieht. Wir betrachten zunächst die aus der Lage und Richtung dieser Gebirge sich ergebende innere Gliederung des Landes: Das Land zerfällt in vier durch die Gebirge gesonderte Hauptstücke, die Ebene des Kephisos um Athen, pedion oder pedias genannt, die kleinere thriasische Ebene von Eleusis, von jener durch den Aigaleos geschieden; sodann die Ebene von Marathon auf der Ostküste, welche der Pentelikon von der Kephisosebene scheidet. Sie enthielt die alte ionische Tetrapolis von Marathon, Probalinthos, Trikorytus und Oenoe, endlich das Küstenland auf dem Ostabhange des Hymettos mit der inneren Ebene Mesogäa.

Wie das Land, so war auch die Bevölkerung in alter Zeit vierfach getheilt. Die Namen der vier Adelsphylen Geleonten, Hopleten, Ergadeis, Aigikoreis deuten darauf hin, daß sie ursprünglich auch nach gesonderten Sitzen lokalisirt waren. Doch läßt sich darüber mit Sicherheit nichts ermitteln. Daß diese vier Phylen einst besondere Staaten unter eigenen Königen waren, besagt die alte Tradition. Nach der Sage hatte König Pandion das Land, wozu damals auch Megaris gehörte, unter seine vier Söhne getheilt. Doch war nicht die Einheit sondern die Getheiltheit des Landes das Ursprüngliche, und für die letztere sollte nur ein historischer Grund nachgewiesen werden. Daneben finden wir noch eine durch den landschaftlichen Charakter bedingte Eintheilung oder Gruppenbildung der Bewohner nach ihren sozialen Unterschieden, die Pediäer bildeten den Grundadel um Athen, die Diakrier den kleinen Bauernstand im nördlichen Gebirgsland und die Paralier waren die Küstenbewohner vom südlichen Hymettos bis zum Kap Sunium. Sie bildeten bekanntlich die politischen Parteien, deren Interessen zur Zeit des Solon so feindlich gegeneinander gekehrt waren und auch in der von Solons neu begründeten Verfassung die innere Spaltung in Wirksamkeit erhielten. Trotz dieser ausgesprochenen Vier- oder Dreitheilung des Landes und seiner Bevölkerung ist das älteste authentische Faktum der attischen Geschichte die Zusammenziehung der einzelnen Theile zu einem einzigen Staate, angeblich durch Theseus. Die verschiedenen Regierungssitze des Landes wurden nach Athen verlegt, wo sich jetzt auch der Königssitz und das Prytaneion befand; die ganze Landschaft war fortan ein Staat. Zu dieser Konzentration, die sonst in keiner Landschaft außer in Lakonien so früh eintrat, war auch die natürliche Anlage gegeben. Die Ebene von Athen wurde der Mittelpunkt des ganzen beherrschenden Landes, weil sie die größte im Lande war

(4—5 Quadratmeilen) und daher für bedeutendere Landgüter geeignet. Deshalb war hier von Anfang an die Hauptmasse des Adels angesessen und durch ihn der Schwerpunkt des politischen Lebens hierhin verlegt. Diese Ebene besaß die besten Häfen und hatte daher schon früh mancherlei Beziehung zu den gegenüberliegenden Küsten des saronischen Meerbusens. Durch ihre centrale Lage konnte die Verbindung mit den übrigen Ebenen durch Straßen und Pässe leicht vermittelt werden. Seit Pisistratus breitete sich ein Netz von Landstraßen über ganz Attika, das seinen Mittelpunkt am Altar der zwölf Götter in Athen hatte. Daß nur in dieser Pedias die Hauptstadt des ganzen Landes gelegen sein konnte, geht hieraus hervor. Doch genauer noch motivirt sich die Gründung Athens durch folgende Merkmale seiner lokalen Umgebung. Die Akropolis ist der letzte isolirte Ausläufer einer Kette von Felsmassen, die sich vom Parnessos her mitten in die Ebene herein erstreckt. Daher ist sie zur Ueberschau und zur Beherrschung des Landes vorzugsweise geeignet und durch ihre schroffen Felswände und geringe Zugänglichkeit zur Vertheidigung wohl geschickt. Daneben luden eine Anzahl hervorragender Hügel zu festen Ansiedelungen ein. Neben der Akropolis, die wohl von den ältesten Pelasgern besetzt war, hat sich auf dem Hügel Agra im Osten wahrscheinlich eine ionische Niederlassung gebildet, auf dem Mouseion im Süden siedelten sich Thraker und auf Melite im Westen phönikische und karische Kolonisten an. Sie bildeten ursprünglich getrennte Gemeinden, die zu einer Stadt vereinigt wurden, ähnlich wie in Rom durch Servius Tullius die Vereinigung der verschiedenen Stadtquartiere zu einem Ganzen erfolgte. Auf der Südseite der Burg befand sich die Quelle Kalirrhoe, die einzig in ihrer ganzen Nachbarschaft, und ihre gemeinsame Benutzung von seiten der verschiedenen Ansiedlungen war es vermuthlich, die den Anstoß

zu ihrer politischen Einigung gab. Die beiden Hauptflüsse Attikas, der Kephisos und der etwas kleinere Ilissos, jener vom Pentelikon, dieser vom Hymettos herkommend, treffen unmittelbar in der Nähe der Stadt zusammen. Ist auch ihr Wassergehalt so gering, daß sie, wenigstens im Sommer, sich im Boden verlieren, so dienten sie doch in alter und in neuerer Zeit dazu, durch mancherlei Abzüge und Berieselungswerke eine höhere Bodenkultur und sorgfältigen Gartenbau in der Nähe der Stadt zu erhalten. Hierzu kommt endlich die Nähe der Küste mit ihren Häfen, wovon die Stadt nur eine Meile (35 bis 40 Stadien) entfernt liegt, weit genug, um die Gefahr vor einem Ueberfall durch Seeräuber zu mindern, welche in der ältesten Zeit an allen griechischen Küsten zu gewärtigen war doch nahe genug, um an den Vortheilen des Seeverkehrs theilnehmen zu können. So erscheint die Einheit des ganzen Landes durch die Lage seiner Hauptstadt gesichert, für welche die Natur in den mannigfachen Gestaltungen der Bodenoberfläche die zusammenwirkenden Bedingungen von Gedeihen und Macht, entwickelung geschaffen hat. Die Hügelgruppe am Kephisos ist der deutlich accentuirte Mittelpunkt der Pedias, wie diese das natürliche Centrum des ganzen attischen Landes.

Betrachten wir die natürliche Ausstattung des Landes, so erscheint der Boden Attikas nicht allzu ergiebig. Eine mäßig hohe Schicht Ackererde war auf dem felsigen Grunde aufgelagert und zum Theil durch Regengüsse von dem Felsen weggespült, so daß schon die Alten das Land mit einem entfleischten Gerippe verglichen. Der Boden bedurfte der Arbeit, gewährte dann aber auch, was er lieferte, in ausgezeichneter Güte, so besonders Gerste und Weizen. Von Eleusis soll die Gabe der Demeter allen anderen Hellenen zugekommen sein. Doch reichte die Kornproduktion wenigstens in späterer Zeit nicht mehr aus. Die Olive, das Geschenk der Pallas, gedieh vortrefflich auf dem

felsigen Boden, daneben auch Feigen und Wein. Der Landbau, der beständig eine harte Arbeit erforderte, gewöhnte die Bewohner an Arbeitsamkeit, Nüchternheit, Mäßigkeit, Eigenschaften, die einen hervorragenden Zug des attischen Volkscharakters in seiner bessern Zeit bildeten.

Die Viehzucht erstreckte sich besonders auf Schafe, denen zahlreiche Flächen von ganz dünner Erdschicht auf dem Gebirge zur Weide dienten. Ihre Wolle war nächst der milesischen geschätzt und auch außerhalb begehrt. An Eseln und Maulthieren war kein Mangel. Für die Pferdezucht eignete sich der steinige Boden wenig, doch war sie auch hier den adligen Geschlechtern unentbehrlich. Schlachtvieh mußte von außen, besonders von Euböa eingeführt werden. Die aromatischen Kräuter des Hymettos begünstigten die Bienenzucht, und der attische Honig war ein überall geschätzter Artikel. Das Mineralreich lieferte edlen weißen Marmor vom Pentelikon, ohne den die Blüthe der plastischen Künste in Athen nicht möglich gewesen wäre. Am Vorgebirge Kolias fand sich eine feine weiche Thonart, die für die Entwicklung der bildenden Kunst in Athen von Wichtigkeit war. Das Gewerbe der Töpferei war in Attika uralt und hat einem besonderen Stadttheil von Athen den Namen Kerameikos gegeben. Es lieferte Geschirre und Vasen aller Art mit schwarzem Grund und gelben Figuren im entwickelteren Stil als einen der wichtigsten und verbreitetsten Exportartikel. Attische Thonwaaren finden sich selbst in Abessinien, Mauretanien und im Skythenlande. Erzguß wurde seit der ältesten Zeit in verschiedenen Gauen Attikas handwerksmäßig und künstlerisch betrieben. Der Stolz des Landes aber waren die Silberbergwerke der laurischen Minen, wovon der Dichter Aeschylos rühmt: „Silber quillt in seinen Bergen, Erdenschoßes reicher Schatz." Ihr Ertrag ermöglichte in einem entscheidenden Augenblick der attischen Geschichte die Aufstellung einer Flotte, wovon damals

die Rettung des Staates und seine ganze Zukunft abhing. Die feine attische Silbermünze hatte in allen griechischen Häfen Kurs, sowie die attische Sprache durch ihr feines und scharfes Gepräge sich zum unentbehrlichen Mittel des Gedankenaustausches unter den Gebildeten erhob. Die Küstenbildung machte das Land zum Handel und Seeverkehr wohl geeignet. Die besten Häfen waren auf der Westküste, die Rhede von Phaleron und die buchtenreiche Halbinsel des Piräus, ursprünglich eine Insel, die erst durch Anschwemmung mit dem Festlande verbunden wurde. Schiffahrt, Fischerei und Purpurfang gewährten der Küstenbevölkerung ihren Unterhalt. Die hohe Lage des Landes und die frische, reine Seeluft, von der Attika umgeben war, wirkte förderlich auf die Gesundheit, auf körperliche Frische und geistige Spannkraft. „Sanft und milde", so rühmt Euripides von seinem Lande, „ist unsre Luft. Der Frost des Winters nie zu streng noch drückend Phöbus' Strahl." Aus der feinen und leichten Luft wollten die Athener ihren angebornen Mutterwitz ableiten, wie man andererseits sagte, daß der Stumpfsinn der Böoter in der trüben, dicken Luft ihres Landes seinen Grund habe.

Somit war in Attika eine Anlage zu großer Vielseitigkeit des Lebens in den Beschäftigungen des Acker- und Gartenbaues, der Viehzucht, des Bergbaues, des Handels- und Seeverkehrs, der Gewerbe und Künste gegeben. Doch ist zu bemerken, daß die Naturalproduktion an Umfang und Bedeutung hinter der gewerblichen zurückstand; sie reichte nur in älterer Zeit bei geringerer Bevölkerung und einfacheren Verhältnissen aus, daher überwog in der älteren Geschichte Attikas die reine Naturalwirthschaft, später, etwa seit den Perserkriegen, gewinnen Handel und Seeverkehr, gewerbliche Produktion und Kapitalwirthschaft das Uebergewicht.

Die geschichtliche Stellung des Landes wurde durch seine

geographische Lage und Bodenverhältnisse, wesentlich bedingt. Attika, an der Südostküste von Mittel-Hellas gelegen und durch Gebirge von den Nachbarstaaten getrennt, hat eine abgesonderte Lage, die es anfänglich von Berührungen mit anderen Staaten fernhielt. Es lockte zur Zeit der Wanderungen nicht an wegen der Kargheit des Bodens, war mehr ein Asyl für Flüchtlinge als Ziel der Eroberung. Ohne Aussendung von Kolonien oder lebhafte Betheiligung am Handel verharrte die Bevölkerung in beschränkten bäuerlichen Verhältnissen und stand mit den übrigen Staaten fast nur durch Festgenossenschaften von Delos, Thermopylä, Delphi und dem Isthmos in Beziehung. Der Athener Theokles, der seinen Landsleuten den Vorschlag zur Aussendung von Kolonien machte, wurde von ihnen abgewiesen und begab sich nach Chalkis, wo er mit seinen Vorschlägen mehr Gehör fand. Im Kampf gegen Poseidon hatte einst Pallas Athene mit den Gaben des Ackerbaues sich die Herrschaft über das Land errungen, aber es kam die Zeit, wo Poseidon die Oberhand gewinnen und das geschichtliche Leben des Landes bestimmen sollte. Dies geschah, als der Plan des Themistokles, eine Seemacht zu errichten, zur Durchführung kam und die Politik des Aristides, die an die altbäuerlichen Verhältnisse des Landes sich anlehnte, in den Hintergrund drängte. Durch seine ins Meer vorgestreckte Lage, seine Häfen und die für die Dauer nicht ausreichende Produktion war das Land so entschieden auf überseeischen Verkehr hingewiesen, daß diese Richtung einmal im Leben des Volkes das Uebergewicht erlangen mußte. Für die Geschichte von Hellas aber war es wichtig, daß Athen seine Kräfte so lange aufgespart hatte und daß es erst dann hervortrat, als die Blüthe der ionischen Staaten abgewelkt war und Sparta keinen natürlichen Wirkungskreis seiner Macht außerhalb des Peloponnes mehr fand. Als Athen in die Epoche der Perserkriege eintrat, hatte es gerade ein höheres

Selbstgefühl und mit ihm die Fähigkeit zu einem erfolgreichen Auftreten nach außen gewonnen. An der Kolonisation wie an dem aufreibenden Seeverkehr hatte sich Athen bisher noch nicht betheiligt, den Piräus hatte erst des Themistokles Scharfblick entdeckt. Die laurischen Silberbergwerke gaben noch reichen Ertrag, während sie in späterer Zeit versiegten. Ebenso unausgenutzt war noch die geistige Kraft; an den philosophischen Spekulationen, die in den Kolonien aufgekommen waren, hatte sich der attische Geist noch so wenig betheiligt wie an dem Ausbau des Epos, dem Athen nur eine sammelnde und erhaltende Thätigkeit zugewendet hatte. Das Drama hatte seit den Tagen des Pisistratus seine ersten Keime entwickelt und kaum den Charakter einer rohen Volksbelustigung abgestreift; es wartete noch auf die feinere Durchbildung seines künstlerischen Organismus. So vermochte Athen, als es zur Zeit der Perserkriege mit angesammelter Thatkraft in die Angelegenheiten der Hellenen einzugreifen begann, in der Entfaltung seiner bisher unaufgeschlossenen Hülfsmittel eine materielle und geistige Ueberlegenheit zu erringen, die ihm die Rolle einer hegemonischen Macht auf den verschiedensten Lebensgebieten zuwies.

Fassen wir das Gesagte zu einem Gesammtbilde des Kultur-Charakters von Land und Bevölkerung zusammen, so ergeben sich folgende Betrachtungen. Attika vermittelte und vereinigte in glücklichster Weise die größten Gegensätze hellenischer Bodengestaltung. Es war zugleich Festland und doch als Halbinsel in die Inselwelt des ägäischen Meeres vorgeschoben, von dessen Endpunkten, dem Hellespont, Kreta, Rhodos, dem lakonischen und thermäischen Meerbusen, es ziemlich gleich weit entfernt lag. Der Piräus bildete daher einen günstigen Stapelplatz für den gesammten Seeverkehr im Osten, wo es leicht war, alles zu erhalten, was sich von andern einzeln nur mit Schwierigkeit beziehen ließ. Möglichst isolirt von den übrigen Kantonen des

Festlandes war Attika gegen feindliche Angriffe sicher gestellt und doch zu freiester Wirksamkeit nach allen Seiten befähigt. Es gestattete den Ackerbau und gab daneben anderen wirthschaftlichen Beschäftigungen Raum. Es entwickelte stufenweise die Naturalwirthschaft und die einzelnen Zweige der technischen und industriellen Betriebsamkeit, der Schiffahrt und des Handels. Es trug in sich die Befähigung zur politischen Einigung wie Lakonien, ohne dessen Abgeschlossenheit, die Anlage zum überseeischen Verkehr, wie das kleinasiatische Jonien, ohne dessen einheitslose Gestaltung. Dem benachbarten Argolis in geographischer und geschichtlicher Stellung vielfach verwandt, hatte es vor diesem eine günstigere, die Einheit begünstigende Verbindung der landschaftlichen Elemente voraus und vor dem fruchtbareren Böotien freiere Lage, gesundere, frischere Luft und bessere Deckung der Landesgrenzen; vor Korinth, welches alle diese Vorzüge besaß, kam ihm die breitere Entwickelung seines Areals zu statten. Dazu in einer Umgebung von insularer, peninsularer und isthmischer Landbildung, die mit den rings umher einschneidenden Meeresbuchten ein Maximum der Küstengliederung darstellte, war es in der bevorzugten Osthälfte von Griechenland der bevorzugteste Theil, man darf sagen die Krone hellenischer Landbildung, das natürliche Haupt von Hellas.

Dementsprechend war die Vielseitigkeit und reiche Beanlagung des attischen Volkscharakters. In Attika, so bemerkt C. Wachsmuth, ist durch die Gunst des Schicksals ein Volk in einen Wohnsitz geführt worden, dessen natürlicher Beruf mit seiner Individualität in vollstem Einklange stand. Denn wenn einerseits nur Athener Attikas Gaben verwerthen konnten, wie es geschehen, so konnten andererseits nur in Attika die Athener das werden, was sie geworden. Die Jonier Attikas rühmten sich, autochthonische Bewohner ihres Landes zu sein, doch wurde ihr Volksthum zu allen Zeiten durch den Zuzug fremder Kräfte

bereichert, und so vereinigte Attika die Vorzüge eines Koloniallandes mit denen eines Landes von altansässiger Bevölkerung. Die Athener hatten die Rührigkeit und Beweglichkeit aller Jonier, aber den politischen Sinn und die Energie des ausdauernden Handelns vor allen Stammesgenossen voraus; sie theilten die letztere mit den Spartanern ohne deren Abkehr von höherer geistiger Kultur. Sie waren von alters her seßhafte Ackerbauer und durch einen schnell gefaßten Entschluß wurden sie die gewandtesten Seeleute. Neigung zum fröhlichen Lebensgenuß vertrug sich bei ihnen mit einer fast sprüchwörtlich gewordenen Mäßigkeit. Sie hatten Anlage zur Reflexion und theoretischer Betrachtung ohne Einbuße der praktischen Sinnesart. Das feinste Genie für alle Arten von Künsten und Gewerben, das ihnen eignete, hatte nicht Verweichlichung zur Folge, und mit allen anderen Hellenen nahm es ihre Tapferkeit und Kriegstüchtigkeit auf. „Wir lieben," sagt Perikles bei Thukydides, „das Schöne ohne Prunksucht und pflegen der Wissenschaft, ohne uns verweichlichen zu lassen. Muthiges Wagen und bedächtige Ueberlegung dessen, was wir unternehmen wollen, sind bei uns vereinigt, während bei anderen nur Unkenntniß der Gefahr Kühnheit, Ueberlegung aber Zaghaftigkeit erzeugt." Hierzu kommt der oft gerühmte Vorzug einer milden und freundlichen Gemüthsart, wir würden sagen einer natürlichen Anlage zur Humanität, welche den anderen hellenischen Stämmen keineswegs eigen war. Plato, sonst kein Freund des athenischen Demos, gesteht doch einmal, daß die Athener wie kein anderes Volk ein natürliches göttliches Geschick zur Tugend besäßen, und die bei ihnen wacker seien, wären es in ausgezeichnetem Grade. Der geschichtliche Beruf eines solchen Volkes im Kreise der übrigen hellenischen Stämme konnte kein anderer sein, als der einer allseitigen geistigen Vermittelung und einer Führerschaft zu den erreichbar höchsten Zielpunkten nationaler Kultur.

Wenn es der auszeichnende Ruhm der Hellenen war, daß sie alles, was sie vom Auslande empfingen, veredelten, indem sie ihm das Gepräge ihres Geistes aufdrückten, so verdient Athen füglich den Namen eines Hellas von Hellas, da in ihm, als dem vereinigenden Brennpunkte, alle Kräfte des hellenischen Geistes sich wie mit neuer Spannkraft zusammenschlossen und so potenzirt Schöpfungen hervorriefen, in denen erst die volle, männliche Reife des griechischen Geisteslebens zu Tage trat. Was in dem Auge der Sehstern, sagt ein späterer Rhetor, was in der Seele die Vernunft, das ist in Hellas Athen.

Auf der Höhe der Burg stand seit den Tagen des Perikles die Kolossalstatue der Pallas Athene, ein Werk aus Phidias' Hand. Durch die Kunst in sichtbare Erscheinung gerufen, überschaute die Göttin von diesem erhabenen Standpunkte aus die Stadt, der sie den Namen geliehen, und das Land, das sie sich im Kampf mit Poseidon zu eigen erworben. Ihr Kultus war auf religiösem Gebiet der Ausdruck der politischen Einheit, und das höchste Landesfest der Panathenäen verband die gesammte attische Bürgerschaft in dem Bewußtsein einer inneren Gemeinschaft, die durch eine göttliche Sanktion eine höhere Weihe erhielt. Schwerlich gehörte Pallas Athene dem Lande, das sie beherrschte, von uralter Zeit an. Wo der Olivenbaum herkam, aus dessen Holz das älteste Schnitzbild der Göttin geformt war, da wird auch die älteste Stätte ihres Kultus gewesen sein, und in die Augen fällt die Aehnlichkeit, welche die jungfräuliche Göttin in vollem Waffenschmuck mit der gleichfalls jungfräulich und kriegerisch gedachten Astarte der Phönikier hat. Wie manche andere Göttin, so ist eben auch Pallas Athene aus dem Kern der großen pantheistischen weiblichen Naturgottheit hervorgegangen, welche im Orient unter verschiedenen Namen erscheint. Allein auf hellenischen Boden verpflanzt und im engsten Anschluß an griechische Landes- und Volksnatur hat

sich unter dem Hauch des unbewußt dichtenden Volksgeistes Pallas Athene zu einer der edelsten Gestalten des olympischen Götterkreises verklärt. Ihr dankte vor allem das attische Land seine besten Gaben, und die segensreichsten Güter seiner Civilisation waren ihr Geschenk. Die Göttin, welche die Oliven gepflanzt und den Boden mit reichlichem Thau befruchtet, die den Ackerbau und die Künste schirmte, die das Schiff und den Webstuhl gebaut und als Vorsteherin des Handwerks und jeglicher Kunstfertigkeit allerlei nützliche Arbeit und Erfindung gelehrt, faßte in ihrem Wesen und Wirken die bedeutendsten Seiten des attischen Volkslebens zusammen. Ueber den pentelischen Marmorbrüchen erhob sich ihr Standbild, und von dem sunischen Vorgebirge schauen noch jetzt die Säulen ihres Tempels über das den attischen Strand umrauschende Meer. Speer und Olive, die Attribute der Göttin, sind zugleich die Wahrzeichen des athenischen Volkes in seiner vielseitigen Begabung für die Werke des Krieges und Friedens. Der Helm, der das Haupt der jungfräulichen Zeustochter schirmt, ist fast nur ein Sinnbild der geistigen Wehrkraft, womit Pallas Athene ihr Lieblingsvolk in so hervorragender Weise begabt hatte. Ihre Gestalt selber, wie sie die Phantasie der Dichter geschaut und der nachbildende Meißel der Künstler geformt hat, ist ein Bild, das die heitere und kräftige Natur des attischen Landes und seiner Kinder in der freien und klaren Stirn, im tiefen, sinnenden Auge, im ernsten und feinen Munde, in der freien kraftvollen Haltung des schlanken Körpers in großartigen und ergreifenden Zügen aussprach: Wie der Mensch — so seine Götter. Pallas Athene ist das künstlerisch vollendete Symbol des attischen Landes und seines Volksthums, ihre Gestalt die plastische Verkörperung des idealen Kulturlebens Athens.

Das hellenische Land ist heute nicht mehr das alte. Groß ist der Unterschied von einst und jetzt; nicht nur die Wohnungen

der Menschen und Götter sind zu Ruinen geworden, das Land selbst ist eine Ruine. Die Höhen haben großentheils den Schmuck der Wälder verloren, die schützende Humusschicht ist herabgesunken, und das starrende Knochengerüst der Berge ragt kahl zum Himmel empor. Sparsamer fließen die Wasserfäden im trockenen Rinnsal. Sparsam auch und gar sehr verdünnt fließen die Tropfen echthellenischen Blutes in den Adern des Volkes. Doch Blut ist ein ganz besonderer Saft; und Art läßt, selbst die entartete, nicht ganz von Art. Das Volk, das auf diesem Boden wandelt und in eine große Vergangenheit zurückblickt, die es die seine nennt, hat in ihr eine beständig wirkende Triebkraft zur Erhebung. Seit es sich durch seinen Befreiungskampf ein selbständiges politisches Dasein gegeben, ist das nationale Bewußtsein im Wachsen geblieben. Durch Intelligenz, Rührigkeit und Geschäftskunde hat es sich unter den östlichen Völkern bereits die erste Stelle errungen, und wann erst der Schleier, der über den orientalischen Dingen ruht, gelüftet ist, wird es nach dem Maß seiner Bildung und Gesittung eine bedeutendere Stellung unter den Mittelmeerstaaten einnehmen, welche ihm eine Kulturmission für den Osten verbürgt. Das antike Leben, dessen Trümmer wir dem Boden entheben, wird freilich auf diesem Boden nie wieder erstehen. Doch die europäische Menschheit mag nicht glauben, daß das Land, dem die Sonne Homers auch heute noch lächelt, für immer nur ein Trümmerfeld großer Erinnerungen sein soll, und die Hoffnung ist berechtigt, daß wie einst das Abendland eine Renaissance aus dem Geist des griechischen Alterthums erfuhr, so das heutige Hellas aus der Berührung mit dem gereifteren Geistesleben des modernen Abendlandes eine Wiedergeburt erleben werde.

Druck der Verlagsanstalt und Druckerei (vorm. J. F. Richter) in Hamburg
(901)







